This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 103 163 945

HARVARD LAW LIBRARY

FROM THE LIBRARY
OF
HEINRICH LAMMASCH

Received May 25, 1922.

Germany

Der Kampf

um die

Vorherrschaft in Deutschland

1859 bis 1866

Zweiter Band

71
12.9

Der Kampf

um die

Vorherrſchaft in Deutſchland

1859 bis 1866

Von

Heinrich Friedjung

Zweiter Band

Fünfte Auflage

Mit 6 Karten

Stuttgart und Berlin 1902
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten

May 25, 1922

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Einleitung 1

Erstes Buch. Einmarsch der Preußen in Böhmen. Der „geheime Plan" Benedeks 8

Befehl König Wilhelms zum Einmarsch in Böhmen am 22. Juni S. 8; Beurteilung der preußischen Operationen durch die Schule Jominis S. 11; die Strategie Napoleons und Moltkes S. 12; kritische Lage der getrennten preußischen Armeen S. 15; Befehl zum schleunigen Marsche zur Abkürzung der Krisis S. 18; Besetzung Reichenbergs S. 21.

Benedek glaubt noch am 12. Juni, er werde Böhmen bis zur Elbe räumen müssen S. 22; am 20. beschließt er, die Iserlinie zu verteidigen S. 23; Aufstellung von 60 000 Oesterreichern und Sachsen unter dem Kronprinzen und Clam-Gallas an der Iser S. 25; die Vortruppen der Oesterreicher ziehen sich fechtend hinter die Iser zurück S. 26; 26. Juni: Gefechte von Hühnerwasser und Sichrow-Liebenau S. 27; die Preußen senden Truppen ab zur Besetzung der Brücke von Podol S. 28.

Verlegung des österreichischen Hauptquartiers nach Josephstadt am 26. Juni vormittags S. 28; der „geheime Plan": Vorbereitung zum Marsche gegen Friedrich Karl S. 29; Benedek befiehlt der Iserarmee, die Uebergänge an der Iser festzuhalten S. 32; der Kronprinz von Sachsen und Clam-Gallas beschließen einen Vorstoß S. 34; Gefecht von Podol S. 34.

Anrücken der Armee des preußischen Kronprinzen S. 37; Benedek sendet die Corps Gablenz und Ramming zur Verteidigung ab S. 39; unterdessen methodische Versammlung des gesamten übrigen Heeres um Josephstadt S. 39.

Zweites Buch. Der 27. Juni. Gefechte von Nachod und Trautenau 42

Marschziel des Kronprinzen S. 43; Zusammenstoß an der nördlichsten Straße bei Trautenau und an der südlichen bei Nachod S. 45; Steinmetz S. 47; Ramming S. 48.

Gefecht von Nachod-Wysokow S. 50; Besetzung des Plateaus von Wysokow durch die preußische Avantgarde S. 50; die Brigade Hertwek will sie hinunterwerfen S. 51; erster Mißerfolg der Stoßtaktik S. 52; die Brigaden Rosenzweig und Jonak stürmen das Plateau hinauf S. 53; die Oesterreicher erobern dessen unteren Teil S. 54; Zusammenstoß der österreichischen und

Seite

preußischen Reiterei S. 54; Zerschmetterung des österreichischen Regiments Prinz von Preußen S. 56; die 10. preußische Division geht zur Offensive über S. 57; letzter Versuch der Oesterreicher gegen das Dorf Wysokow S. 57; Sieg der Preußen S. 58; Folgen der Stoßtaktik S. 59; Verluste beider Teile S. 60.

Gefecht von Trautenau S. 61; Gablenz und Bonin S. 62; Ankunft des 1. preußischen Corps in Trautenau S. 64; die österreichische Brigade Mondel erscheint überraschend auf der Thalhöhe S. 65; deren Räumung durch die Brigade Mondel S. 66; Bonin will seinen Marsch gegen Jitschin fortsetzen S. 66; die österreichische Brigade Grivičić erscheint und greift Buddenbrock an S. 67; Rückmarsch Buddenbrocks auf preußisches Gebiet S. 68; die österreichischen Brigaden Wimpffen und Grivičić wenden sich gegen Barnekow S. 69; der Sturm der Brigade Wimpffen mißlingt S. 70; die Brigade Knebel wirft Barnekow vom Johannesberg hinunter S. 71; der angebliche Trautenauer Verrat S. 72; Energie der Kampfesführung durch Gablenz S. 72; die Verluste S. 75.

Der preußische Kronprinz befiehlt die Fortsetzung des Vormarsches zum Heere Friedrich Karls S. 77.

Drittes Buch. Die Krisis des Feldzuges. Gefechte von Skalitz und Trautenau-Soor (28. Juni) 79

Benedek hat die Wahl der Angriffsrichtung S. 79; trotz der Nähe des Kronprinzen bleibt er beim Vorsatze, sich auf Friedrich Karl zu werfen S. 80; Konzentrierung von drei österreichischen Corps vor der Front des Corps Steinmetz S. 83; Benedek unterläßt den Angriff auf Steinmetz S. 85; Krismanič durch Dorotka und Tegetthoff vergebens gewarnt S. 85; mangelhafte Disciplin im österreichischen Lager S. 86; Steinmetz setzt seinen Marsch gegen Skalitz fort S. 87; Benedek erscheint vor Skalitz S. 88; Benedek befiehlt den Abmarsch gegen Prinz Friedrich Karl S. 92; seine Rückkehr nach Josephstadt S. 93; Steinmetz setzt seinen Vormarsch fort S. 93; Erzherzog Leopold, den Befehl Benedeks nicht befolgend, bleibt in Skalitz stehen S. 95.

Gefecht von Skalitz S. 97; die Preußen dringen in den Wald von Dubno vor S. 97; der Erzherzog sendet ihnen ein Bataillon entgegen S. 97; General Fragnern stürzt sich auf den Wald von Dubno S. 98; Sturm der Brigade Kreyssern gegen die Preußen S. 101; endlicher Befehl des Erzherzogs zum Abzug S. 101; die Preußen dringen nach und erobern Skalitz S. 102.

Benedek und Krismanič, von dem Kampfe nichts wissend, bereiten den Vormarsch gegen Friedrich Karl vor S. 103; Telegramm darüber an den Kaiser S. 104; Einlaufen der Kunde von der Niederlage bei Skalitz S. 107; Abreise des Erzherzogs Leopold von der Armee S. 107; Eindruck der Niederlage S. 107; Scheitern des „geheimen Plans" S. 110.

Gefecht bei Trautenau-Soor S. 111; Marsch der Garde durch die Päße S. 111; Gablenz steht von der Offensive ab S. 112; er glaubt den Ausgang des Passes bei Prausnitz durch österreichische Bataillone besetzt S. 113; er erwartet die Garde bei Burkersdorf und sendet die Brigade Grivičić zu ihrer Umgehung S. 114; stürmischer Angriff und Sieg der Preußen bei Burkersdorf S. 115; die Brigade Grivičić abgeschnitten und aufgerieben S. 117.

Seite

Der preußische Kronprinz bei Kosteletz S. 119; seine Besorgnisse S. 120; er unterschätzt seine bisherigen Erfolge S. 121.

Viertes Buch. Die österreichische Armee in der Stellung von Dubenetz 124

Der König und Moltke verweilen in Berlin S. 124; Moltke drängt Friedrich Karl zur Eile S. 125; das österreichische Hauptquartier erfährt in der Nacht die Größe der erlittenen Niederlagen S. 129; Aufgeben der Offensive S. 130; Rückzug der Oesterreicher in die Verteidigungsstellung von Dubenetz S. 131; Stärke und Schwäche dieser Stellung S. 133; der Kronprinz rückt bis an den Fuß der Hochebene von Dubenetz vor S. 138; auf dem Wege dahin Gefechte bei Königinhof S. 140 und bei Schweinschädel S. 142; einreißende Verwirrung bei den Oesterreichern S. 145; Panik im österreichischen Lager S. 148; Moltke befiehlt dem Kronprinzen, vor der feindlichen Stellung Halt zu machen S. 149; abweichende Ansicht Blumenthals S. 149; der Kronprinz gehorcht S. 150; Benedek wartet vergebens auf den Angriff des Kronprinzen S. 151.

Fünftes Buch. Der Feldzug des Prinzen Friedrich Karl. Münchengrätz und Jitschin 152

Charakter des Prinzen Friedrich Karl S. 152; schwierige Lage des österreichisch-sächsischen Corps S. 154; Vergangenheit des Grafen Clam-Gallas S. 155; Edelsheim als Reitergeneral S. 156; der Kronprinz von Sachsen beschließt, die Iserbrücke bei Münchengrätz zu halten S. 158; zögernder Vormarsch des Prinzen Friedrich Karl S. 158; mangelhafte Verwendung der preußischen Kavallerie S. 159; Treffen von Münchengrätz S. 162; Rückzug der Austrosachsen auf Jitschin S. 164; strafbare Nachlässigkeit des Dienstes im österreichischen Hauptquartier S. 166; infolgedessen Entschluß des Kronprinzen, bei Jitschin die Schlacht anzunehmen S. 169; Friedrich Karl, von Moltke gedrängt, rückt auf Jitschin los S. 170.

Schlacht bei Jitschin S. 171; Teilgefecht von Unter-Lochow S. 173; Hauptgefecht von Jitschin S. 174; Abwehr des preußischen Angriffs S. 176; verspätetes Eintreffen des Befehls Benedeks zum Rückzug S. 176; Abbrechen des Gefechts durch die Oesterreicher S. 178; stramme Verfolgung durch die Preußen S. 179; Flucht des Hauptquartiers des Grafen Clam-Gallas S. 181; die sächsische Leibbrigade wirft die Preußen aus Jitschin S. 181; Angriff der Division Tümpling auf Jitschin S. 181; Verluste beider Teile S. 182.

Unmöglichkeit für die flüchtige Iser-Armee, die Stellung bei Dubenetz zu beziehen S. 184; unaufhaltsame Flucht Clams bis Königgrätz S. 185; Absetzung Clams S. 187.

Sechstes Buch. Am Vorabend der Hauptschlacht 189

Eindruck der Siege in Berlin S. 189; Huldigung für den König und Bismarck S. 190; Abreise des Königs auf den Kampfplatz S. 192; Befehl Moltkes für den Kronprinzen und für Friedrich Karl S. 193; Aehnlichkeit dieses Entwurfes mit den Umzingelungsplänen im französischen Feldzug S. 194.

Gefahr für die Oesterreicher, von Friedrich Karl umgangen zu werden S. 196; dies zwingt Benedek zum Rückzug von Dubenetz

Seite

nach Königgrätz S. 197; Anklagen gegen Benedek S. 198; Brief Benedeks an seine Gattin S. 202; Kaiser Franz Joseph bisher durch Benedek unvollständig unterrichtet S. 203; sein Erstaunen über den Rückzug nach Königgrätz S. 204; sein Entschluß, die Vermittlung Napoleons III. anzurufen S. 204; der Kaiser ermutigt Benedek S. 205; Rückzug des Heeres gegen Königgrätz und Verwirrung auf dem Marsche S. 206; Oberstlieutenant von Beck bei Benedek S. 207; Benedek rät dem Kaiser, Frieden zu schließen S. 208; der Kaiser lehnt den Rat ab und wünscht eine Hauptschlacht S. 209; Anstalten Benedeks für den Rückzug nach Olmütz S. 210; Absetzung Henikſteins und Krismanić' S. 211; Wirksamkeit des letzteren S. 212; weshalb Kaiser Franz Joseph eine Schlacht wünschte S. 213.

König Wilhelm in Jitschin S. 215; Moltke vermutet die Oesterreicher hinter der Elbe S. 216, sein Angriffsplan für diesen Fall S. 216; Nachricht von der Stellung der Oesterreicher vor der Elbe S. 218; Moltke, freudig überrascht, beschließt die Hauptschlacht S. 219; Befehl an die drei preußischen Heere zu gleichzeitigem, umfassendem Angriff S. 220.

Benedek versammelt seine Generäle S. 223; Wahl des Schlachtfeldes S. 225; Stärke der österreichischen Stellung im Centrum S. 227; deren Schwäche auf dem rechten Flügel S. 228; die österreichischen Reserven S. 230; die Elbe im Rücken S. 230; Stimmung im österreichischen Lager S. 232.

Siebentes Buch. Königgrätz. Vor der Entscheidung 233

Anmarsch Friedrich Karls zum Kampfe S. 233; Angriff seines Heeres auf die erste Linie der Oesterreicher, deren freiwillige Räumung S. 235; Ankunft König Wilhelms auf dem Schlachtfelde S. 236; Besetzung des Holawaldes durch die Preußen S. 237; Scheitern des weiteren Angriffes an den Höhen von Lipa und Langenhof S. 238; furchtbare Artilleriestellung der Oesterreicher im Centrum S. 239; Benedeks Absicht eines Offensivstoßes im Centrum und strenger Verteidigung auf dem rechten Flügel S. 240; Kampf im Swiepwald S. 244; Eroberung des Waldes durch Franseckỳ S. 244; Graf Festetics geht ohne Befehl zum Angriff gegen Franseckỳ vor S. 245; vergeblicher Angriff der österreichischen Brigaden Fleischhacker und Poeckh auf den Swiepwald S. 246; General Mollinary ersucht das Corps Thun um Unterstützung S. 249; Weisung Benedeks, den Angriff nicht zu unternehmen S. 250; trotzdem erneuter Angriff der Oesterreicher auf den Wald S. 251; seine Eroberung durch das 2. Corps S. 252.

Benedek erhält die Nachricht vom Eintreffen des Kronprinzen und verschiebt deshalb den Rückstoß im Centrum S. 253; Schwanken Benedeks, wo die Reserven zu verwenden seien S. 254; der Offensivstoß im Centrum vorbereitet S. 255; das Telegramm aus Josephstadt über den Marsch des Kronprinzen S. 256; Benedek befiehlt darauf, den rechten Flügel weiter rückwärts zwischen Chlum und Nedielischt aufzustellen S. 258; zögernde Ausführung der Befehle Benedeks S. 259; Einwendungen Mollinarys S. 260.

Anmarsch des preußischen Kronprinzen S. 262; die Höhe von Horschenowes der Garde zum Ziel gesetzt S. 264; die Preußen finden die Höhe leer S. 266.

Bedrängte Lage der preußischen ersten Armee S. 269; gedrückte Stimmung im Hauptquartier des Königs S. 270; Aufbietung der

Seite

letzten preußischen Reserven (3. Corps) S. 271; beabsichtigter Sturm auf das österreichische Centrum, von Moltke verhindert S. 271.

Letzte Siegeshoffnungen Benedeks S. 273; Angriff des 49. österreichischen Regiments S. 275.

Achtes Buch. Königgrätz. Die Entscheidung 278

Moltkes leitender Gedanke, die Schlacht durch die Flügelarmeen zu entscheiden S. 278.

Einbruch des preußischen Kronprinzen in den rechten österreichischen Flügel S. 279; Thun und Mollinary räumen den Swiepwald S. 279; das Corps Thun und die Division Thurn und Taxis ziehen über die Elbe ab S. 280; die Garde wirft sich auf Mollinary S. 281; Eroberung der Schanzen östlich von Chlum S. 281; Flucht der Brigade Erzherzog Joseph S. 282; Irrtum des Generals Appiano S. 283; Eroberung von Chlum S. 283.

Benedek erhält die Kunde von der Eroberung Chlums S. 287; er eilt selbst gegen Chlum S. 287; erster Rückstoß der Oesterreicher gegen Chlum S. 288; die Preußen, ihren Siegesmarsch fortsetzend, erobern Lipa S. 290; österreichische Batterien opfern sich, die „Batterie der Toten" S. 290.

Vergeblicher Rückstoß des österreichischen Reservecorps Ramming gegen Chlum S. 291; Eroberung von Rosberschitz durch die Deutschmeister S. 292; Angriff des Regiments Gondrecourt auf Chlum S. 293; die preußische Garde in schwerer Bedrängnis S. 294; sie erhält durch das 1. Corps Unterstützung S. 294; das Corps Ramming zum Rückzug genötigt S. 294.

Gleichzeitige Niederlage des linken österreichischen Flügels S. 295; die preußische Elbearmee geht zum umfassenden Angriff auf die Sachsen und das 8. Corps über S. 296; Gegenstoß der Austrosachsen S. 296; Mißlingen dieses Angriffs S. 297; Kronprinz Albert beschließt den Rückzug S. 298; Verteidigung von Problus durch die sächsische Arrièregarde S. 298; geordneter Rückzug des linken Flügels S. 298.

Vorrücken der Armee des Prinzen Friedrich Karl S. 299; allgemeiner Rückzug der Oesterreicher S. 300; Verfolgung durch die preußische Reiterei S. 302; die österreichische Kavallerie hemmt die Verfolgung S. 302; Reiterschlacht bei Streschetitz S. 304.

Letzter Angriff der Oesterreicher (1. Corps) auf Chlum S. 307; Mißlingen des Sturmes S. 308; furchtbare Verluste der Oesterreicher infolge der Maßregeln des Grafen Gondrecourt S. 308.

Unvollkommene Ausnützung des Sieges S. 309; Vereinigung der Heere des Kronprinzen und Friedrich Karls auf den eroberten Höhen S. 309; heldenmütiger Widerstand der österreichischen Artillerie S. 311; der König und Moltke lassen infolge dessen das Heer Halt machen S. 314.

Verwirrung und Flucht S. 315; Auflösung des österreichischen Heeres S. 317; geordneter Rückzug der Sachsen S. 317; verhältnismäßig ruhiger Abmarsch auf den Brücken nördlich und südlich von Königgrätz S. 318; dagegen fürchterliche Verwirrung in den Morästen um die Festung S. 319; Panik unter den österreichischen Abteilungen S. 319; Benedek in Holitz S. 320; Verluste beider Teile S. 320.

Schlußbetrachtungen S. 321.

Seite

Neuntes Buch. Eingreifen Kaiser Napoleons. Fortsetzung des Krieges 325

Telegramm Benedeks an den Kaiser über die Niederlage S. 326; Beschluß, Venedig an Napoleon III. abzutreten S. 327; Rat Drouyn de Lhuys', ein Heer an der Grenze gegen Preußen aufzustellen S. 329; gegenteilige Meinung Prinz Napoleons, Rouhers und La Valettes S. 330; Beratung am 5. Juli S. 330; die Gegner Drouyn de Lhuys' bestimmen den Kaiser zur Neutralität S. 331; militärische Kräfte Frankreichs S. 333; Italien lehnt die Aufforderung Napoleons ab, Waffenstillstand zu schließen S. 335; neues Kampfmittel gegen Oesterreich: die Klapkasche Legion S. 337; Friedrich Karl gegen Wien, der Kronprinz gegen Olmütz S. 339; König Wilhelm sendet den Prinzen Reuß nach Paris S. 340; Audienz des Grafen Goltz bei Kaiserin Eugenie S. 341; Napoleon leidend und schwankend S. 342.

Rückzug des österreichischen Heeres gegen Olmütz S. 343; Ablehnung des von Gablenz vorgeschlagenen Waffenstillstandes S. 344; energische Verfolgung seit dem 7. Juli S. 345; Gefechte von Zwittau, Abtsdorf und Rudelsdorf S. 346; Eintreffen der österreichischen Armee in Olmütz 11. Juli S. 346; die Preußen erreichen am 13. die Grenze von Niederösterreich S. 347; Erzherzog Albrecht als Oberbefehlshaber befiehlt den Rückzug der Nordarmee an die Donau S. 349; Benedeks Marsch von Olmütz nach Süden S. 350; er wird am 15. Juli bei Tobitschau angegriffen und besiegt S. 351; Moltkes und Blumenthals Auffassungen S. 355; Benedek sieht sich genötigt, den Rückmarsch über Ungarn anzutreten S. 356.

Zehntes Buch. Eindruck der Niederlage in Oesterreich . . . 358

Stimmung in Wien: Grillparzer, D. Spitzer, F. Kürnberger S. 358; Frankl an Anastasius Grün S. 360; „Es lebe Kaiser Maximilian!" S. 361; Stimmung in Ungarn S. 361; Plan eines Aufstandes S. 362; preußisches Geld in Ungarn S. 364; Reise der Kaiserin nach Ofen S. 366; Andrassy verlangt den Rücktritt der konservativen Regierung S. 367; preußische Proklamation an die Tschechen S. 368; Grillparzer S. 369; Anastasius Grün: „Finis Austriae" S. 369; Slavenfreundlichkeit des Ministeriums Belcredi S. 370; Kürnberger: „Eine neue Uhr" S. 371; Proklamationen des Kaisers vom 10. Juli S. 371; Audienz des Wiener Bürgermeisters Zelinka beim Kaiser S. 372; Maßregeln des Wiener Gemeinderats, die Bürgerwehr S. 374; die Südarmee an die Donau versetzt S. 377; Versuch der Aufbietung des Landsturms S. 378; Streifzug Vivenots S. 379.

Unzuverlässige Haltung Kaiser Napoleons S. 380; er rät Oesterreich zum Austritt aus dem Deutschen Bunde S. 381; würdige Antwort Kaiser Franz Josephs S. 381; der französische Botschafter Benedetti im preußischen Hauptquartier S. 382; vergebliche Verhandlung über den Waffenstillstand S. 382; beginnende Versöhnung mit Ungarn S. 382; Audienz Deaks beim Kaiser S. 383; Andrassys Audienz S. 384; Adresse der österreichischen Städte wegen Wiederherstellung der Verfassung S. 385; Adresse Wiens und ungnädige Antwort des Kaisers S. 386; neuerliche Audienz Zelinkas beim Kaiser, dessen beschwichtigende Antwort S. 387; Belagerungszustand in Wien S. 388; die Prager Deputation beim Kaiser S. 388; das Ministerium Belcredi S. 388.

Seite

Verteidigungsmaßregeln des Erzherzogs Albrecht S. 389; verschanztes Lager vor Wien S. 390; Marsch der Preußen gegen Wien und Preßburg S. 392; Anspannung der Kräfte Oesterreichs S. 394.

Elftes Buch. Waffenruhe 395

Ungewißheit des preußischen Hauptquartiers über die Haltung Napoleons S. 395; Bismarck instruiert Goltz über die kleine und die große Annexion S. 396; Bismarck und Benedetti S. 397; Benedetti geht am 16. Juli nach Wien S. 398; König Wilhelm wünscht große Eroberungen, Bismarck für die Einheit Deutschlands S. 399; Bismarck versucht eine direkte Verständigung mit Oesterreich durch Giskra und Herring S. 399.

Prinz Reuß bei Napoleon S. 400; Beust in Paris S. 401; Napoleon macht Goltz demütigende Eröffnungen über seine Lage S. 401; Goltz vertritt bei Napoleon die kleine Annexion und die Herrschaft Preußens in Norddeutschland S. 402; Napoleon willigt ein und schlägt einen Präliminarfrieden vor S. 404; die österreichische Regierung erhält die Vorschläge Napoleons und das direkte Angebot Preußens S. 405; Esterhazy rät, die Vermittlung Frankreichs anzunehmen S. 407; Herring erhält eine hinhaltende Antwort S. 407; Unzufriedenheit König Wilhelms, er besteht auf der großen Annexion S. 409; Goltz bestimmt Napoleon, auch darauf einzugehen S. 410; Preußen willigt in die Waffenruhe S. 411; Herring kommt mit der österreichischen Antwort zu spät S. 412; Waffenruhe S. 412.

Zwölftes Buch. Die letzten Kämpfe zu Lande 413

Gefecht bei Blumenau S. 413; Preßburg von der Brigade Mondel besetzt S. 414; rechtzeitige Ankunft der Truppen Thuns S. 415; Fransecky schickt Bose zur Umgehung Mondels ab S. 415; tapferer Widerstand der Oesterreicher in der Front S. 416; Bose versucht Mondel im Rücken zu fassen S. 417; Eintritt der Waffenruhe S. 417.

Gefecht von Oswiecim S. 418.

Die Verteidigung Tirols S. 419; Garibaldi greift Südtirol an S. 419; General Kuhn, der Verteidiger Südtirols S. 420; Vorstöße der Oesterreicher bei Vezza und am Monte Suello S. 421; Verteidigungssystem Kuhns S. 422; Vordringen Garibaldis in Judikarien S. 423; er wird bei Condino geschlagen S. 423; Garibaldi versucht jetzt ins Ledrothal vorzudringen S. 423; er erobert das Fort Gligenti (Val Ampola) S. 423; Montluisant greift ihn bei Bececca an und schlägt ihn am 21. Juli S. 424; unterdessen rückt General Medici durch das Suganathal vor S. 425; Gefechte bei Primolano, Borgo und Levico S. 425; Kuhn vereinigt seine Reserven im Etschthal S. 426; Waffenruhe S. 426; Garibaldi vor Riva S. 427.

Der Krieg in Süddeutschland S. 427; General Vogel von Falckenstein wendet sich gegen die Bayern S. 428; Gefecht von Dermbach 4. Juli S. 428; Prinz Karl von Bayern wünscht die Vereinigung mit dem 8. Corps S. 429; der Bundestag verhindert sie S. 429; die Bayern am 10. Juli bei Kissingen besiegt S. 429; die Preußen wenden sich gegen Frankfurt und besiegen die Hessen bei Laufach und die Oesterreicher bei Aschaffenburg S. 430; Einzug der Preußen in Frankfurt S. 430; Enthebung Falckensteins vom Kommando S. 430; Manteuffel sein Nachfolger

Seite

S. 431; Gefechte von Bischofsheim, Neubrunn, Roßbrunn und Seubottenreuth S. 431; Waffenstillstand S. 432.

Dreizehntes Buch. Die Seeschlacht bei Lissa 433

Ueberlegenheit der italienischen Flotte an Panzerschiffen S. 434; die österreichische Flotte 1848 S. 434; Erzherzog Ferdinand Max und die Flotte S. 435; Wilhelm v. Tegetthoff S. 437; seine Laufbahn zur See S. 438; sein Verhältnis zu Erzherzog Ferdinand Max S. 440; Seegefecht von Helgoland S. 442; seine Denkschrift über den Kanal von Suez S. 443; Tegetthoff vor Ausbruch des Krieges in Wien S. 443; er rüstet die Flotte aus S. 444; Admiral Persano S. 447; die überlegene Schiffsartillerie der Italiener S. 448; das Turmschiff „Affondatore" S. 449; Tegetthoffs Entschluß, den Rammstoß anzuwenden S. 450; Tegetthoff und Nelson S. 452; Unternehmung der österreichischen Flotte gegen Ancona S. 453; Persano kreuzt im Adriatischen Meer S. 453; er entschließt sich zur Berennung von Lissa S. 454; Angriff auf Lissa am 18. und 19. Juli S. 455; Tegetthoff erfährt die Lissa drohende Gefahr S. 459; seine Instruktionen S. 459; Persano stellt seine Flotte zur Schlacht auf S. 462; er wird von seiner Holzflotte im Stiche gelassen S. 463; keilförmige Schlachtstellung der österreichischen Flotte S. 464; ungestümer Angriff der Oesterreicher S. 465; Persano verläßt den „Rè d'Italia" und besteigt den „Affondatore" S. 467; Durchbrechung der italienischen Schlachtlinie S. 468; Charakter des Seegefechts S. 470; tapferer Kampf des „Kaiser" und der Holzschiffe gegen die italienischen Panzer S. 472; das österreichische Admiralschiff bohrt den „Rè d'Italia" in den Grund S. 476; letztes Stadium des Kampfes S. 478; Persano wagt es nicht, den „Kaiser" zu rammen S. 479; er erkennt seine Niederlage S. 480; der „Palestro" fliegt in die Luft S. 482; die Italiener verlassen den Kampfplatz S. 483; Landung Tegetthoffs im befreiten Lissa S. 484; Tapferkeitszeugnisse für Petz und Sterneck S. 484; Charakter Tegetthoffs S. 485.

Vierzehntes Buch. Friede 489

Verhandlungen zu Nikolsburg S. 489; Frankreichs Ansprüche und Rußlands Kongreßpläne S. 490; Italiens Verhältnis zu Preußen S. 492; Abmachungen über die Zukunft Deutschlands und die Höhe der Kriegskosten S. 494; Preußen verlangt die Einverleibung Sachsens S. 496; Widerspruch Oesterreichs S. 496; König Wilhelm beharrt auf seinem Wunsche S. 497; mildernder Einfluß Bismarcks und des preußischen Kronprinzen S. 498; letzte Verteidigungsmaßregeln Erzherzog Albrechts und Vorbereitung zum Entscheidungskampfe S. 502; John für den Frieden S. 504; Waffenstillstand S. 505.

Italien besteht auf der Besetzung Südtirols während des Waffenstillstandes S. 506; Oesterreich droht mit der Wiederaufnahme des Kampfes S. 506; Italien gibt nach S. 507.

Letzte Feindseligkeiten S. 508; die Klapkasche Legion S. 509 bis 514; Agitationen in Rumänien und Serbien S. 511; Graf Seherr-Thoß S. 513; Napoleon meldet seine Ansprüche auf deutsche Gebiete an S. 515; stolze Abweisung durch Bismarck S. 515; höchste militärische Anspannung Preußens S. 516; Napoleon und Drouyn de Lhuys S. 518; Demission Drouyns S. 518; Sendung Hansens nach Berlin S. 520; definitiver Friede zu Prag S. 520;

Seite

die Verluste Preußens und Oesterreichs im Kriege S. 520; Kriegskosten S. 521; der Friede zwischen Oesterreich und Italien S. 521; Napoleons Absichten auf Belgien S. 522; das französische Rundschreiben vom 16. September S. 523; Niedergang der napoleonischen Herrschaft S. 524.

Schluß 525

Die Niederlage Oesterreichs als Ergebnis seiner inneren Entwicklung S. 525; Benedek zum Opfer erkoren S. 528; militärische Voruntersuchung über sein Verhalten S. 528; Benedeks Verabschiedung S. 529; Erzherzog Albrecht bei Benedek S. 530; offizielle Verurteilung Benedeks durch einen Artikel der „Wiener Zeitung" S. 530; Benedek bleibt seinem Worte treu S. 532; Kronprinz Rudolf bei Benedek S. 533; Benedeks Tod S. 534; Erzherzog Albrecht über Benedek S. 535; Tegetthoff fällt in Ungnade S. 535; seine Verbannung S. 536; seine Rückberufung S. 537.

Beusts Vorbereitungen zum Vergeltungskriege gegen Preußen S. 538; Verhandlungen mit Napoleon S. 539; Frankreich schlägt 1870 zu früh los S. 540.

Innere Reformen in Oesterreich S. 541; die Deutschen Oesterreichs S. 542; Versöhnung Oesterreichs mit Preußen S. 544; österreichisch-deutsches Bündnis von 1879 S. 544; Ausblick in die Zukunft S. 545.

Anhang.

I. Fürst Bismarck über die Vorgeschichte des Krieges von 1866 (Unterredung mit dem Verfasser) 546

II. Graf Rechberg über sein amtliches Wirken (mündliche Mitteilungen) 552

III. Graf Nigra über sein Wirken im Jahre 1866 (Unterredung) 559

IV. Briefe Benedeks an seine Gattin aus dem Jahre 1866 . 562

V. Brief des Kronprinzen Albert von Sachsen an Benedek vom 20. Mai 1866 567

VI. Antwort Benedeks an den Kronprinzen von Sachsen vom 23. Mai 1866 568

VII. Instruktion Kaiser Franz Josephs für Benedek vom 5. Juni 1866 570

VII a. Graf Crenneville, Generaladjutant Kaiser Franz Josephs, an Benedek 571

VII b. Aus einem Schreiben des Grafen Blome an Graf Mensdorff 571

VIII. Kriegsgerichtliche Untersuchung wider Benedek 572

VIII a. Niederschlagung des Prozesses wider Benedek (Erlaß des Kaisers) 573

IX. Kaiser Franz Joseph an den Grafen Clam-Gallas . . . 573

X. Offizieller Artikel über Benedek (enthalten in der amtlichen „Wiener Zeitung" vom 8. Dezember 1866) 574

XI. Testament Benedeks 577

XII. Julie v. Benedek über die Schicksale des FZM. Benedek, ihres Gatten 579

		Seite
XIII.	Moltke über den Krieg von 1866 (Unterredung) . . .	580
XIV.	Graf Blumenthal über den Krieg von 1866 (Unterredung)	586
XV.	Brief des Generals v. Blumenthal an seine Gemahlin vom 10. Juli 1866	588
XVI.	Freiherr v. Edelsheim-Gyulai über den Krieg von 1866 (Unterredung)	590
XVII.	Graf Falkenhayn über seine Ordonnanzritte am 3. Juli 1866	592
XVIII.	FML. Freiherr v. Sacken: Erinnerungen aus der Schlacht bei Königgrätz	593
XIX.	Bericht Rammings über das Gefecht von Nachod . . .	595
XIXa.	Kronprinz Albert von Sachsen über die Schlacht von Jitschin	596
XX.	FML. Neuber über den Krieg von 1866 (mündliche Mitteilungen)	597
XXI.	Der Kommandant von Königgrätz über den Durchzug durch die Festung	601
XXII.	Die Analogien zwischen den Feldzügen von 1778 und 1866 (Exkurs 1)	602
XXIII.	Der Rekognoszierungsritt des Rittmeisters Varga am 2. und 3. Juli 1866	604
XXIIIa.	Rekognoszierungsritt des österreichischen Oberlieutenants Baron Ditfurth am 1. Juli 1866	606
XXIV.	Das österreichische Hauptquartier am 28. Juni (Exkurs 2)	607
XXV.	Der rechte österreichische Flügel in der Schlacht bei Königgrätz (Exkurs 3)	608
XXVI.	Graf Mensdorff an Baron Brenner-Felsach	613
XXVII.	Kuhn über die Schlacht von Magenta	615
Nachträge	. . . . .	618
Register	. . . . .	619

Karten zum zweiten Bande.

1. Plan zum Gefecht bei Nachod.
2. Plan zu den Gefechten bei Trautenau und Trautenau-Soor.
3. Plan zum Gefecht bei Skalitz.
4. Plan zur Schlacht bei Jitschin.
5. Plan des Schlachtfeldes von Königgrätz.
6. Plan zur Seeschlacht bei Lissa.

Einleitung.

Die Geſchichte lehrt vor allem Beſcheidenheit des politiſchen Urteils: denn gar oft irrten vor Ausbruch ſelbſt von großen, das Schickſal eines Jahrhunderts entſcheidenden Kriegen auch verſtändige Männer in ihren Vorausſagungen über den Ausgang des Zuſammenſtoßes. Freilich, wenn der Krieg zu Ende iſt, werden die zwingenden Urſachen von Sieg und Niederlage ſo deutlich, daß es ein Kinderſpiel ſcheint, aus ihnen das notwendige Ende durch raſche Schlüſſe abzuleiten. Die Schwierigkeit richtiger Vorausſicht liegt beſonders darin, daß im großen Gange der Weltgeſchichte allerdings in erſter Linie die lebendige Volkskraft entſcheidet, aber doch ſo, daß ihr Walten gehemmt oder beſchleunigt wird durch Fehler und Tugenden der Einzelnen. So eilte wohl Italien im neunzehnten Jahrhundert mit innerer Notwendigkeit ſeiner Einigung zu, aber ein Feldherr wie Radetzky konnte den vollſtändigen Sieg der nationalen Idee im Süden der Alpen faſt um ein Menſchenalter verzögern. So weiſt auch der ganze Lauf der deutſchen Geſchichte ſeit dem 17. Jahrhundert auf den Sieg Preußens in dem Wettſtreite um den Vorrang in Deutſchland hin, indeſſen ließ die zwar geiſtreiche, aber zur That nie bereite Perſönlichkeit König Friedrich Wilhelms IV. den großen Augenblick vorübergehen, da ihm das Frankfurter Parlament die deutſche Kaiſerkrone anbot.

Die innere Notwendigkeit des Geſchehens und all das, was wir die Geſetzmäßigkeit geſchichtlichen Werdens nennen, tritt eben nur dann hervor, wenn die Welthiſtorie in großen Epochen be-

trachtet wird. Dagegen hängt das Schicksal der einzelnen Generation oder gar der Ausgang jedes besonderen Krieges oft weniger von der Gediegenheit der verschiedenen Volksnaturen als von den Fähigkeiten der handelnden Menschen ab. Die Geschichte ist also ein kunstvolles Gewebe von Notwendigkeit und Zufall — und in den vieldeutigen Begriff des Zufälligen fällt alles Persönliche, wie männliche Thatkraft und Frauenschönheit, die Feinheit des Diplomaten, der Ernst und das Feuer der Heerführer, die eifersüchtige Wirksamkeit politischer Parteien. Durch all dies werden die kommenden Ereignisse auch für den scharfblickendsten zeitgenössischen Beobachter schwer berechenbar.

In dieser verwirrenden und zugleich reizvollen Mannigfaltigkeit sucht der Geschichtsschreiber das Gesetz der Entwicklung. Es bleibt eine fundamentale Wahrheit der Geschichte, daß der Lauf menschlicher Dinge gebieterisch durch die Kräfte bestimmt wird, die aus dem geheimnisvollen Urgrunde der Volksseele aufsteigen. Somit hätte der Sieg Preußens auch durch überraschende Zwischenfälle zuletzt nicht verhindert werden können, etwa wenn der preußische Kronprinz nicht rechtzeitig bei Königgrätz erschienen wäre. Dies zuzugestehen fällt dem patriotischen Empfinden des Oesterreichers schwer — aber der Geschichtsschreiber darf aus Menschenfurcht nicht mit seinem Urteil zurückhalten, und nicht derjenige erweist seinem Staate einen Dienst, der die tieferen Ursachen seiner Niederlagen verschweigt oder ihre Darstellung ausschließlich dem Sieger überläßt.

Die Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert zeigt auf jedem Blatte das Wechselspiel zwischen den tiefer wirkenden Ursachen und dem Walten der Persönlichkeit. Die innere Energie der preußischen Monarchie war durch die Kriege unter Friedrich dem Großen und zur Befreiung von Napoleons Herrschaft erwiesen; aber bei den Wendepunkten der Ereignisse war es, wie die Rückschläge von Jena und Olmütz zeigten, von Bedeutung, ob sich in Preußen Männer fanden, welche die geistigen und militärischen Anlagen des Volkes zum Kampfe gegen Oesterreich nutzbar zu machen verstanden. Ehe dies gelang, schwankte das öffentliche Urteil in der Abwägung des Kräfteverhältnisses der beiden Staaten.

Vor dem Kriege von 1866 waren erst sechzehn Jahre verflossen, seitdem Preußen sich vor seinem Nebenbuhler gebeugt und in den Abmachungen von Olmütz den Ansprüchen auf die Herrschaft in Deutschland entsagt hatte. Wäre vor dem Kriege eine Volksabstimmung in Europa veranstaltet worden über das vermutliche Ergebnis des Kampfes — die Mehrheit hätte wohl Oesterreich den Sieg vorausgesagt. In Preußen bestand eine solche Abneigung gegen die innere Politik des leitenden Staatsmannes, daß ein großer Teil der Bürger seinem Beginnen ein ungünstiges Ende vorhersagte. In Frankreich wieder besaß man eine hohe Vorstellung von der kriegerischen Tüchtigkeit Oesterreichs. Es schmeichelte der Nation, wenn man ihr den Besiegten von 1859 als waffengewaltig darstellte; sie sonnte sich in den Strahlen, die dadurch auf den Sieger fielen. Man wollte nicht zugeben, daß die Franzosen nur durch eine Reihe von Zufällen und infolge von Fehlern der österreichischen Heerführer, die noch größer waren als die der französischen, den Kampfplatz behauptet hatten. Die Franzosen waren auf den unterlegenen Gegner förmlich eitel und glaubten, er sei jedem Feinde in Europa, natürlich mit Ausnahme Frankreichs, gewachsen. Napoleon III., der die Selbstgefälligkeit seines Volkes nicht teilte, gehörte doch zu denjenigen, die Oesterreich dem alleinstehenden Preußen für überlegen hielten; er hatte in Italien selbst erfahren, daß ihn oft nur eines Haares Breite von der Niederlage durch die österreichische Armee trennte. Auf jeden Fall rechnete Napoleon auf eine längere Dauer des Krieges. Diese seine Annahme wurde eines der wichtigsten Momente der Geschichte Europas, sie führte seine Hand irre, und im letzten Grunde wurde sie die Ursache des Sturzes seiner Herrschaft.

Verantwortungsvoll war unter diesen Umständen die Stellung der leitenden Männer in Oesterreich und in Preußen. König Wilhelm und mit ihm die meisten Glieder seines Hauses sahen nicht ohne Besorgnis dem Ausgange der Schlachten entgegen, ihnen aber war der Sieg beschieden. Kaiser Franz Joseph wiederum hegte volles Vertrauen auf die Kraft und zu dem Rechte seines Staates; er fühlte sich mißhandelt durch die kühn vordringende preußische Politik, wollte sie in die durch

die Verträge gezogenen Schranken zurückweisen und er unterlag. Sehr verschieden urteilten die hervorragendsten Ratgeber beider Monarchen, doch schlug die Mehrzahl von ihnen auf beiden Seiten die Kräfte der streitenden Staaten richtig an. Moltke und Roon zeigten, indem sie Bismarcks Politik förderten, klare Einsicht in das Machtverhältnis beider Teile. Unvergleichlich war dann das Feuer der Ueberzeugung Bismarcks von der Notwendigkeit des Sieges; sein Mut, seine alles mit sich fortreißende Energie hatten ihre Wurzel in der Zuversicht der Generäle. Dieses Verhalten erscheint in seiner wahren Bedeutung erst durch seine späteren zwanzigjährigen Bemühungen um Erhaltung des Friedens in Europa; sein Geist war ebenso reich an Mitteln, jetzt den Krieg zu entzünden, wie unerschöpflich, ihn nach 1871 zu verhindern.

Aehnlich urteilte eine Reihe militärischer Ratgeber Kaiser Franz Josephs über das Verhältnis der aufgebotenen Kräfte. Sie waren insgesamt doch weit entfernt von der Zuversicht, welche sich geräuschvoll in der öffentlichen Meinung kundgab. Die Last der Verantwortung trug der Minister des Aeußern, Graf Mensdorff, und dieser hatte fast bis zum letzten Augenblick vom Kriege abgeraten. Er aber war vor allem der getreue Vollstrecker der Befehle des Herrschers, viel zu weich geartet, um eine dem Kaiser mißfallende Ansicht mit freier, fester Stirne zu vertreten. Die militärische Umgebung des Kaisers zeigte sich von einem Pessimismus erfüllt, der den Kräften des Staates, noch mehr aber der eigenen Befähigung galt. Von keinem der hervorragenderen Generäle ist überliefert, daß er von dem Geiste kühner Siegeszuversicht beseelt war. Krismanić, der eigentliche Leiter der Operationen, verlegte sich von vornherein auf die Defensive; Benedek folgte ihm; Henikstein, der Chef des Generalstabes, war so offenherzig, zu gestehen, daß er die Armee nur im Frieden zu leiten verstehe, aber dieses Geständnis schadete ihm so wenig in seiner Reputation, daß er in seiner bisherigen bloß repräsentativen Rolle zur Armee entsendet und sogar zum Nachfolger Benedeks bestellt wurde für den Fall, daß den Oberbefehlshaber eine feindliche Kugel treffe.

Es wäre, da die Dinge in Wien so standen, gewiß nicht

zum Kriege gekommen, wenn Oesterreich damals nicht in Bismarck einen Gegner gehabt hätte, der, die Verhältnisse am Wiener Hofe mit scharfem Blicke durchdringend, ein kühnes und glückliches Spiel trieb. Die Gabe, Menschen zu behandeln, ist die wirksamste Fähigkeit des Staatsmannes. Im Grunde genommen hatte Bismarck das Problem zu lösen, wie sowohl in Kaiser Franz Joseph als in König Wilhelm, die gerne beide den Krieg vermeiden wollten, die Ueberzeugung wachzurufen sei, daß sie zur Verteidigung zum Schwerte greifen müßten. Erst später lernte die Welt sein letztes Ziel kennen; jedermann weiß, daß er von vornherein den kriegerischen Austrag des Streites zwischen Preußen und Oesterreich für notwendig hielt, um dann die beiden Staaten mit festeren Freundschaftsbanden zu verknüpfen als jemals. Den Krieg auf die Dauer zu vermeiden, wäre den österreichischen Ministern schwerlich gelungen; aber ihn hinauszuschieben, bis Oesterreich vollständig gerüstet war, bis man Preußen vor aller Welt ins Unrecht versetzt hatte, dies konnte auch eine Staatskunst mittlerer Güte zuwege bringen. Es wäre dann leicht gewesen, die Eifersucht und Furcht der Mittelstaaten vor Preußen bis zum Fieber aufzuregen, ihren Streitkräften ein gemeinsames Ziel zu geben. Um Zeit zu gewinnen, mußte man die Friedensliebe des nahezu siebzigjährigen Königs von Preußen benützen, wie ja auch Bismarck das Macht- und Ehrgefühl des jungen Kaisers Franz Joseph in Anschlag brachte. Aber all diese anscheinend einfachen Rechenkünste verstand man in Wien nur zur Hälfte. Die Mittelstaaten gewann man wohl zur Abstimmung am Bundestage, damit aber schlug man zu früh los. Wohl gab nahezu ganz Europa die Thatsache zu, daß Preußen der Angreifer war; aber unparteiische Richter mußten doch sagen, daß Oesterreich durch übereilte Schritte seinem Gegner die Handhabe geboten hatte, auf das Recht der Notwehr hinzuweisen. Um so größer war dieser Fehler, als König Wilhelm sich den Befehl zum Angriffe von seinen Ratgebern erst abringen ließ nach den ersten feindseligen Schritten Oesterreichs.

So erfüllte sich das Geschick Deutschlands und Oesterreichs. Die Summe wurde gezogen aus der Arbeit der Könige und

Staatsmänner, die das preußische Volk zu seinem Herrscherberufe in Deutschland erzogen hatten. Was der Protestantismus an geistigen Kräften entbunden hatte, war von ihnen für ihren Staat nutzbar gemacht worden; in Friedrich dem Großen war die Bildung des 18. Jahrhunderts, das sich vermaß, mit dem Christentum zu brechen und an seine Stelle die Vernunft als Richtmaß der Erkenntnis, sowie die Idee der Humanität als oberstes sittliches Gebot zu setzen, in ihrer ganzen Kühnheit wie in ihren Schranken verkörpert; und als Schüler der deutschen Philosophie, besonders Kants, bekannten sich vor allen Wilhelm v. Humboldt und Scharnhorst, doch auch der gewaltigste der Männer des Befreiungskrieges, Freiherr v. Stein, und manch einer seiner Mitarbeiter. — In Oesterreich dagegen hatte die Gegenreformation in dem Jahrhundert vom Dreißigjährigen Kriege bis auf Kaiserin Maria Theresia das geistige Leben des Volksstammes, der keinem der anderen deutschen Stämme an Begabung nachsteht, gebrochen oder eingeschläfert. Echte Religiosität festigt die menschliche Natur und rüttelt sie zu mannhafter Selbstprüfung auf; hier aber erlitt der Charakter des Volkes schwere Schädigung, denn die Form des Katholicismus, die von den Jesuiten, den Beichtvätern der Fürsten, den Lehrern an den Universitäten und den Erziehern des Adels in ihren Konvikten, getragen wurde, lenkte die Menschen von den höchsten Pflichten der Religion ab und wies sie, zufrieden mit äußerer Werkthätigkeit, auf den leichteren Genuß in Kunst und Leben. Wohl hauchten Maria Theresia und Joseph II., die keinem der Begründer von Preußens Größe an Hoheit und Reinheit der Gesinnung nachstanden, dem Staate neue Kraft ein und bewirkten so, daß er noch lange mit dem protestantischen Norden in Ehren um den innerlich schon verlorenen Vorrang in Deutschland ringen konnte. An jenen hehren Gestalten, an der Kaiserin, deren Größe nur übertroffen wurde durch ihre Anmut und Schlichtheit, die ihren zagenden Ministern in dem Kampfe um das väterliche Erbe zurufen konnte: „Ich bin nur eine Frau, aber ich habe das Herz eines Königs!“ — an Joseph II., der in sich alle Wunden fühlte, an denen das Oesterreich seiner Vorfahren litt, erbauten sich in trüben Tagen die späteren Ge-

schlechter. Aber ihr Werk wurde in den nächsten zwei Generationen nicht fortgesetzt; zur Zeit Metternichs galt es als Staatsweisheit, geistige Anregungen von der Grenze des Reiches fernzuhalten und die gärenden nationalen und politischen Kräfte durch die Pflege gleichmäßiger Mittelmäßigkeit zu zähmen. Nirgends rächte sich das schwerer als an der Armee, dem festen Halt des Reiches. So wurde der Staat Stück um Stück der geistigen Waffen zum Wettkampfe mit Preußen entkleidet. Ueberraschend gleich geartet sind die Schicksale von Oesterreichs größtem Feldherrn jener Tage und seinem größten Poeten, Erzherzog Karl und Grillparzer, die beide zurückgesetzt und vereinsamt lange Jahrzehnte ihres Lebens vertrauerten; so büßten sie ihre Schuld, ihre Umgebung zu überragen[1]). Metternich schrieb über das Oesterreich nach den Befreiungskriegen den Satz nieder: „In Bezug auf . . . . . Oesterreich hatte der Ausdruck ‚deutscher Sinn‘ . . . . . lediglich den Wert einer Mythe“; damit fällte er über den Anspruch seines Staates auf die Herrschaft in Deutschland selbst das Urteil[2]). Wer von den vorahnenden Zeitgenossen des Staatskanzlers den Krieg von 1866 erlebte, hatte die traurige Genugthuung, die düsterſten Warnungen gerechtfertigt zu sehen.

[1]) Am 4. Oktober 1810 schrieb Erzherzog Johann in sein Tagebuch: „Den Willen hätte ich, mich brauchen zu lassen, und man will es nicht, und gleicher Fall mit meinen Brüdern; man läßt uns völlig verkümmern, obgleich wir es besser und aufrichtiger einsehen, als alle die Herren, die Stellen des Staates besetzen; ich nehme wenige Ehrliche aus. . . .“ Krones, „Aus Oesterreichs stillen und bewegten Jahren“, S. 95.

[2]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren I, 136.

I. Buch.

Einmarsch der Preußen in Böhmen. Der „geheime Plan“ Benedeks.

Noch wurden im österreichischen Hauptquartier gründliche Beratungen abgehalten, ob das Heer von Olmütz zur Abwehr eines Angriffes nach Schlesien oder nach Böhmen vorrücken solle, und schon hatte Preußen die Hand auf Dresden, Hannover und Kassel gelegt. Es machte in Europa tiefen Eindruck, als man hörte, das österreichische Heer liege unterdessen unthätig in Mähren. Damals entstand zur Beschwichtigung gläubiger Gemüter das dunkle Gerücht von einem geheimen Plan, dem die österreichischen Heerführer mit klugem Bedacht nachhängen sollten.

Weniger klar und einheitlich als die Operationen in Norddeutschland waren die der preußischen Heeresteile, die unter Prinz Friedrich Karl in der Lausitz und unter dem Kronprinzen in Schlesien standen. Die Elbearmee, die Sachsen besetzte, mußte zuerst dieses Land durchziehen, das war die Vorbedingung des Einmarsches in Böhmen. Unterdessen befand sich die Ostarmee in Schlesien in unruhiger Bewegung. Nur Schmeichler können behaupten, daß die Kriegführung Preußens an diesem Punkte vom ersten Augenblicke an sicher und durchgreifend gewesen sei. Man schob Armeecorps längs der schlesisch-böhmischen Grenze hin und her, um dem Gegner bei einem etwaigen Einbruche in Schlesien Widerstand leisten zu können. Nur die Aufgaben der Elbearmee und der ersten Armee unter dem Prinzen Friedrich

Karl waren klar: sie sollten durch das breite Thor zwischen dem Elbesandstein- und dem Riesengebirge in Böhmen einmarschieren. Dagegen konnte man sich nicht entschließen, das südliche Schlesien ungedeckt zu lassen, um die Armee des Kronprinzen durch den Glatzer Kessel nach Böhmen auf feindliches Gebiet zu werfen. Denn noch lagerte, einer Gewitterwolke gleich, die Hauptmacht der Oesterreicher um Olmütz.

Endlich durchbrach ein sieghafter Entschluß dieses Zögern. Denn kein Anzeichen sprach dafür, daß Benedek einen Angriff auf Schlesien beabsichtige; es kam auch die Kunde des Aufbruches der Oesterreicher gegen Böhmen; in den süddeutschen Blättern erzählten die Berichterstatter aus Wien von den sich nach Böhmen hinwälzenden Heeressäulen der Oesterreicher. Am 19. Juni muß Moltke die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die österreichische Armee über Böhmen gegen Sachsen vordringen wolle; am Tage vorher hatte er noch, wie erzählt wurde, Bedenken über diesen entscheidenden Punkt ausgesprochen, jetzt aber erhielten die beiden Prinzen die Weisung, die Offensive zu ergreifen, bevor die Oesterreicher noch ihren Aufmarsch vollzogen hätten[1]). Und diese Anschauung von den Absichten des österreichischen Hauptquartiers stand bei Moltke so fest, daß er sich in ihr durch die mannigfachen abweichenden Meldungen und Vermutungen, wie sie aus dem Generalstabe der beiden preußischen Teilheere einliefen, nicht erschüttern ließ. Es kam oft vor, daß sich in seiner Umgebung Zweifel an der Richtigkeit seiner Kombination einstellten, aber sein kristallklarer Verstand schützte ihn vor Fehlgriffen. Allerdings war auch niemand so sehr wie der Chef des Generalstabs in der Lage, alle über den Feind einlaufenden Nachrichten sofort zu vergleichen und aus ihnen sachgemäße Schlüsse zu ziehen. Es galt also jetzt, keine Zeit zu verlieren. Unaufhörlich hatten die preußischen Generäle, Moltke voran, den König gedrängt, den Krieg im Stile einer umfassenden Offensive zu führen. Die volle Sicherung des bisher Errungenen konnte nur im Lande des Feindes gewonnen

[1]) Vgl. Bd. I, S. 470. Moltke, „Militärische Korrespondenz" 1866, Nr. 127, 128, 129.

werden. Die preußischen Armeen standen bisher getrennt; der Entschluß wurde gefaßt, sie in ihrer Dreiteilung in Böhmen eindringen zu lassen, um die Vereinigung, wenn notwendig, mit dem Schwerte zu erkämpfen. Und man mußte sofort aufbrechen, weil jeder Tag Zögerung die Hauptmacht der Oesterreicher weiter nach Nordböhmen bringen mußte. Getrennt in Böhmen einrückend, konnten die preußischen Heere möglicherweise einzeln von dem Feinde angegriffen werden, wenn dieser sich entschlossen auf eines derselben warf. Aber dem Geiste des Zweifels waren im preußischen Kabinett bereits genug Opfer gebracht worden. Am 22. Juni sandte der Kronprinz nach Berlin das Ersuchen, ihm den Einmarsch in Böhmen zu gestatten, an demselben Tage war der gewünschte Befehl bereits von Moltke erlassen. Es war dies ein kurzes Telegramm, gerichtet sowohl an den Kronprinzen wie an den Prinzen Friedrich Karl, mit dem Wortlaute: „Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen."

Es gab eine andere Methode, um die Gefahren des Einmarsches in weit getrennten Armeen zu verringern. Aber sie wäre so zaghaft gewesen, daß Moltke sie verwarf. Man hätte den größten Teil der schlesischen Armee auf der preußischen Seite des Riesengebirges der westlichen Hauptmacht nähern können; dann erst, in einem Raume, der gegenseitige Unterstützung zuließ, hätte eine gewaltige Heeresmacht von etwa 200 000 Mann gemeinsam in Böhmen eindringen und dem Feinde unter günstigen Bedingungen eine Schlacht anbieten können. Diesem Vorgehen lieh unter anderen auch der Generaladjutant des Königs, Gustav v. Alvensleben, sein einflußreiches Fürwort. Er hielt den getrennten Einmarsch in Böhmen für gewagt, weil man vorsichtigerweise verpflichtet sei, auch mit der schlimmsten Möglichkeit zu rechnen, daß sich daselbst 240 000 Mann Oesterreicher, Bayern und Sachsen vereinigen würden; diese Heeresmacht hätte dem Prinzen Friedrich Karl allerdings verderblich werden können. Alvensleben gab zu, daß, wenn man die beiden preußischen Armeen zuvor nördlich der böhmischen Gebirgspässe zu einer Masse vereinige, der Einmarsch zunächst

um zehn Tage würde verschoben werden müssen, dafür aber würde erhöhte Sicherheit gewonnen. Aehnliche Anschauungen vertrat auch Oberst v. Döring, der Chef des preußischen Nachrichtenbureaus, der noch nach dem Kriege an die Operationen Moltkes scharfe Kritik anlegte, sie höchst gewagt und seine Entwürfe sehr unpraktisch nannte[1]). Moltke aber ließ sich durch diese Einwürfe in seinem Entschlusse nicht erschüttern.

Eigentlich entsprach das von Alvensleben empfohlene Verfahren den Regeln der tonangebenden strategischen Schule. Diese stützte sich darauf, daß es Napoleons I. leitender Grundsatz gewesen sei, die Massen zusammenzuhalten, den Feind womöglich zu teilen und zu zerschneiden und dann vereinzelt zu besiegen. Nach dem Kriege citierte man eine Stelle aus Napoleons Werken, in welcher er das Vorgehen Friedrichs des Großen scharf tadelte, der 1757 in Böhmen mit zwei gesonderten Heeren einrückte. Napoleon I. sagte nämlich[2]): „Friedrich marschierte zur Eroberung Böhmens auf zwei Operationslinien, mit zwei 60 Lieues voneinander getrennten Armeen, die sich 40 Lieues von ihrem Ausgangspunkte entfernt unter den Mauern eines festen Platzes (Prag) in Gegenwart der feindlichen Heere vereinigen sollten. Es ist ein feststehender Grundsatz, daß sich die Vereinigung von verschiedenen Heeresabteilungen niemals nahe an dem Feinde vollziehen solle; indessen alles glückte dem Könige. Seine beiden Armeen, obwohl getrennt durch Berge und Wegengen, überwanden alle diese Hindernisse, ohne daß ihm ein Unglück widerfuhr. . . . Das Glück gefiel sich darin, Friedrich mit Erfolgen zu überhäufen, dessen Armeen einzeln, vor ihrer Vereinigung, hätten geschlagen werden sollen, so daß jede für sich aus Böhmen hinausgeworfen worden wäre." Indessen befolgte Moltke dasselbe Verfahren wie König Friedrich und mit demselben Erfolge. Man sieht also, wie strittig die Theorie vom Kriege ist: es stehen einander die größten Autoritäten gegenüber.

Als Moltke auftrat, war die Ansicht Napoleons die herrschende. General Jomini, hochangesehen als militärischer Schrift-

[1]) Lettow, II, S. 117. „Aus dem Leben Bernhardis" VII, S. 256.
[2]) Im „Précis des guerres de Fréderic II." im 5. Bande seiner „Mémoires" S. 190.

steller, der aus seiner Schule hervorgegangen war, hatte die Lehre von den „inneren Operationslinien" sorgfältig ausgebildet; alles hänge davon ab, sie zu gewinnen und sich auf ihnen mit Blitzesschnelle auf einen oder den anderen Teil der feindlichen Armee zu werfen. Jedes andere Verfahren wurde als verkehrt, als unwissenschaftlich bezeichnet. Thatsächlich zeigten große Beispiele, besonders aus dem Feldzuge von 1796, dem ersten Napoleon Bonapartes, den Wert einer Centrumsstellung gegen den auf verschiedenen Radien heranrückenden Feind. Es hat denn auch unter den Schülern Jominis mehr als einen gegeben, der nach dem Kriege Moltke zu meistern versuchte und seine Erfolge als Spiel des Glückes bezeichnete, bis freilich der Krieg von 1870 die kleinen Geister zum Schweigen brachte.

Die Strategie Napoleons und Moltkes.

Die viel erörterte Streitfrage, welcher Unterschied zwischen der Strategie Napoleons und Moltkes bestehe und ob dieser in die Kriegführung neue Grundsätze eingeführt habe, erheischt näheres Eingehen.

Vor allem ist zu unterscheiden, was Moltke 1866 aus freiem Entschlusse anordnete und welche Maßregeln ihm durch das Zögern des Königs aufgezwungen waren. Wahrscheinlich hegte er ursprünglich die Absicht, mit einem starken Hauptheere unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl von der Lausitz aus (etwa 5 Corps) in Böhmen einzudringen; das geht daraus hervor, daß der Kronprinz anfänglich nur das Kommando über 2 Corps zur Verteidigung Schlesiens erhielt. Aber der König wollte den Befehl zum Einmarsche nicht geben. Dann kam dem preußischen Generalstabe am 11. Juni die Kunde zu, das österreichische Hauptheer stehe in Mähren; erst jetzt wurden dem Kronprinzen noch 2 Corps zugewiesen, um einem Angriffe auf Schlesien standzuhalten; so kam die volle Zweiteilung der preußischen Heere zu stande. Der französische General Bonnal meint in seinem 1901 herausgegebenen Buche „Sadowa", Moltke habe hiebei gegen seine bessere Ueberzeugung gehandelt, die Maßregel selbst für verfehlt angesehen und nur um des Königs willen für sie die Verantwortlichkeit vor der Geschichte übernommen. Es sei unmöglich, „daß er die flagrante Verletzung eines der sichersten Grundsätze der napoleonischen Strategie gebilligt habe: seine Kräfte zusammenzuhalten". Bonnal, der mit Ausnahme der französischen Uebersetzung des preußischen Generalstabswerkes keines der deutschen Werke über den Krieg benützt, ist im Irrtum; denn Moltke gab jener Maßregel seine uneingeschränkte Zustimmung. Er wie Blumen-

thal waren eben der Ansicht, daß die 4 preußischen Corps unter dem Befehle des Kronprinzen, 130000 Mann, stark genug seien, um in der wohl vorbereiteten Stellung hinter der Neiße dem Vorstoße von etwa 6 österreichischen Corps, 180000 Mann, so lange standhalten zu können, bis Prinz Friedrich Karl zur Stelle war und das Gleichgewicht der Kräfte herstelle. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß das Buch des Generals Bonnal, der als Direktor der Kriegsschule wie als strategischer Schriftsteller in Frankreich in hohem Ansehen steht — er wurde 1901 von Kaiser Wilhelm in Berlin sehr ausgezeichnet — für die Kenntnis der Geschichte des Krieges von 1866 wenig Ausbeute gewährt; der ohne Frage scharfsinnige Franzose urteilt eben aus unzureichender Kenntnis der Quellen.

Zwischen 1866 und 1870 urteilten übrigens, wie gesagt, die Anhänger der Theorie Jominis schärfer über Moltkes Verfahren, als dies später, nach dem französischen Kriege, statthaft schien. Jomini, das Haupt der Schule, nahezu 90 Jahre alt, hütete sich wohl vor den Geschmacklosigkeiten seiner Anhänger; in einem Aufsatz über den Feldzug spricht er mit großer Achtung von den strategischen Berechnungen der preußischen Generäle. (Die Uebersetzung des Aufsatzes findet sich in der „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift" 1867, III. Bd., S. 150—160.) Die kleineren Leute aber waren nicht so klug wie der Alte und ließen sich mit allem Behagen gehen. Lullier, ein französischer Offizier, schrieb eine Schrift „La verité sur la campagne de Bohême", in welcher er „die vier großen Fehler" auseinandersetzte, welche Moltke im Jahre 1866 beging, und der schweizerische Oberst Lecomte veröffentlichte ein zweibändiges Werk über den Krieg von 1866, voll Tadel gegen Moltke („Guerre de la Prusse et de l'Italie contre l'Autriche", Lausanne 1868). „Preußen," sagt er unter anderem, „schritt vom 22. bis zum 30. Juni ohne Notwendigkeit an dem äußersten Rande eines bodenlosen Abgrundes. Ein einziger Stoß seiner Gegner hätte genügt, um es hineinzustürzen. Dieser Stoß wurde nicht geführt. Einzig ein wahres Wunder ersparte Preußen eine Niederlage, welche unter den Umständen, unter denen sie erlitten worden wäre, eine schreckliche Katastrophe werden mußte."

Aehnlich äußerten sich auch hervorragende Militärs, wie Lord Wolseley und der österreichische Kriegsminister Freiherr v. Kuhn, der letztere in der Schrift „Der Krieg gegen Preußen im Jahre 1866 bis zur Schlacht von Königgrätz. Eine strategische Skizze von F. . . . (Brünn 1869)". Hier entwickelt Kuhn den Gedanken, Benedek hätte sich am 27. und 28. Juni mit möglichst großen Massen wie ein Keil zwischen die beiden preußischen Heere eindrängen sollen; der Theorie des Krieges entsprechend hätte er den inneren Flügel der Armee des Kronprinzen anzugreifen gehabt. Dieser innere Flügel wurde von dem Corps Bonin und der Garde gebildet. „Hätte man hiezu außer dem 10. auch das 4. und 3. Armeecorps, ferner bis 2 Kavalleriedivisionen verwendet, so besaß man alle Garantien eines mächtigen und entscheidungsreichen Erfolges."

Kuhn äußerte sich noch zweimal in der Frage, zuerst in einem Artikel des „Pesther Lloyd", unmittelbar nach dem Tode Benedeks, am 17. September 1881, wo er den toten Heerführer gegen die Darlegungen Du Nords verteidigt (enthalten in der „N. Fr. Presse", 3. und 6. Juli 1881), und im „Pesther Lloyd" vom 9. Januar 1892, wo er den Kriegsplan Moltkes scharf angreift und bedauert, daß Benedek nicht eines der preußischen Heere, gleichviel welches, angegriffen habe. Eine Polemik gegen den letztgenannten Artikel ist die Schrift „Moltkes Feldzugsentwurf 1866", kritisch beleuchtet von +++ (Berlin 1892).

Dieser Gegensatz zwischen dem napoleonischen Kriegsprinzip und der mehrfach von Moltke befolgten Methode ist jetzt von dem preußischen General v. Schlichting in seinem Hauptwerke „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart" (3 Bände), wie in dem 1900 erschienenen Buche „Moltke und Benedek" gründlich aufgehellt worden. Schlichting weist nach, daß Moltke, den veränderten Verhältnissen entsprechend, auch andere Mittel und Methoden zum Siege wählte. Er durfte mit dem überlieferten System frühzeitiger Versammlung der Kraft brechen, weil jetzt Eisenbahnen das rasche Heranziehen der Truppen ermöglichen, weil ferner das Straßennetz reicher geworden ist und die Straßen besser sind, und endlich weil der Telegraph eine ungeahnt rasche Vermittlung der Befehle zuläßt. Dadurch ist es viel weniger wichtig geworden, sich die inneren Linien zu sichern. Napoleon konnte, sie mit Vorliebe benützend, darauf rechnen, daß es ihm möglich sein werde, die feindlichen Anmarsch- und Schlachtlinien zu durchbrechen und dann die getrennten Feinde zu schlagen. Anders jetzt. Angesichts der Vervollkommnung der Schießwaffen werde ein Frontalangriff — selbst bei überlegenen Streitkräften — und ein Durchbruch kaum mehr möglich sein. Dies alles sei für Moltke entscheidend gewesen, um seine Fronten viel weiter auszudehnen, als dies Napoleon für gestattet hielt. Die „erweiterten Räume" der modernen Strategie seien für die napoleonische Schule etwas ganz Neues gewesen. Moltke „stelle das grundlegende Gesetz auf: in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung liege das Wesen der Strategie". Es sei sehr bezeichnend, daß Napoleon den König Friedrich lebhaft tadelte, als er 1757 beim Anmarsch in Böhmen ähnliches versucht habe; Napoleon hätte derartiges nicht unternehmen mögen. (Nebenbei gesagt: Napoleon wußte bei seiner Kritik des Verfahrens Friedrichs des Großen 1757 nicht, was diesem sehr gut bekannt war, daß die Oesterreicher bei seinem Einmarsche in Böhmen noch lange nicht vorbereitet waren; darauf basierte der König seinen Kriegsplan.) Moltke liebte das Vordringen in breiten Fronten, ob er nun, wie vor Königgrätz und vor Gravelotte, auf den äußeren Linien operierte — oder ob er, wie während der Belagerung von Paris gegen die aus dem Süden, Westen und Norden heranrückenden Heere Bourbakis, Chanzys und Faidherbes, die inneren Linien benützte. Es gelang ihm hiebei nicht selten, den Feind zu umklammern. Das geschah dann, wenn dieser enge zusammengepackt blieb; es lag das nicht in der ersten Absicht Moltkes, aber es ergab

sich als erwünschte Folge seines der napoleonischen Schule unbekannten und überraschenden Verfahrens.

(Die Erörterung aller dieser Fragen ist von Schlichting, Lettow und Caemmerer im „Militär-Wochenblatt" 1900, Nr. 109, 111, 112, und 1901, Nr. 4, sodann in Friedjungs „Benedeks Nachgelassene Papiere", Anhang, weitergeführt.)

Die geistvollen Ausführungen Schlichtings sind allerdings nicht ohne Widerspruch geblieben; Generallieutenant v. Boguslawski legt in den „Strategischen Erörterungen" (Berlin 1901) dar, es sei nicht richtig, daß Napoleon und Moltke verschiedene Grundsätze der Strategie angewendet hätten; diese seien für alle Zeiten unveränderlich und nur die Kriegsmittel hätten sich geändert. Napoleon habe, wenn die Verhältnisse es erheischten, gleichfalls breite, den Feind umklammernde Angriffsfronten gebildet, so besonders 1805 gegen General Mack. Es wäre auch bedenklich, wenn sich für die künftige Kriegführung die Ansicht einbürgerte, daß es gewisse unfehlbare strategische Formen gebe; mit dem Lieblingsmittel Napoleons, dem vollständigen Aufmarsch in einer ungebrochenen Front, würden sich auch künftig Siege erringen lassen.

Es kann nicht Aufgabe des Historikers sein, zu entscheiden, welcher der beiden strategischen Schriftsteller den richtigeren Blick für die Kriegführung der Zukunft besitzt: der überraschenden, auf jeder Seite anregenden Ideenfülle Schlichtings, seiner bahnbrechenden Formulierung kriegsgeschichtlicher Erscheinungen steht die besonnene, vor Verallgemeinerungen bedächtig warnende Natur Boguslawskis ergänzend gegenüber. Unleugbar hat aber Schlichting — wenn er auch die Thatsachen mitunter nach seinen Lehrsätzen gruppiert — zum Verständnisse der Kriegführung Moltkes das Größte geleistet. In die Geschichte des Krieges von 1866 hat er mit seinen Ideen so recht hineingeleuchtet.

Moltke wußte natürlich ebenso wie die ihn meisternden Schriftgelehrten, daß der Einmarsch in Böhmen mit zwei getrennten Armeen den Grundsätzen der napoleonischen Kriegführung widersprach und daß damit eine Blöße gegeben war. Aber er stand nicht an, zu Beginn seines Jungfernfeldzuges das anscheinend Gefährlichste zu befehlen, sobald sein kühles Urteil ihm sagte, daß es möglich sei, durch Anspannung aller Kräfte zum Ziele durchzudringen. Es stand ihm fest, daß man beim Vormarsche sich trennen und teilen müsse, um sich bewegen zu können. Es sei, wie er Bernhardi nach dem Kriege sagte, eine Kalamität, eine große Armee auf einem Flecke zu haben. Notwendig sei es allerdings, alle Heeresteile in der Entscheidungsschlacht wieder vereinigt in die Hand zu bekommen. Und näher

begründete er seine Auffassung vor der Oeffentlichkeit, als sich der Streit um die Einmarschfrage erhob[1]). Er konnte aber damals noch nicht umständlich darlegen, welche Schwierigkeiten König Wilhelm erhoben hatte, bevor es zum Angriff auf Böhmen kam; spätere Veröffentlichungen haben den Schleier gelüftet und gezeigt, daß Moltke sehr gegen seinen Willen den Einmarsch in Böhmen um zwei bis drei Wochen verschieben mußte, auf eine Zeit, in der die Oesterreicher schon in Böhmen standen und die Vereinigung der preußischen Heere verhindern konnten. Diejenigen, die späterhin alles bewunderten, was von der preußischen Heerführung angeordnet war, wollten auch in der ursprünglichen Stellung an den Grenzen Sachsens und Böhmens das Werk einer unübertrefflichen strategischen Weisheit sehen, Moltke selbst aber stellte diese Anordnungen nur wie eine leidige Notwendigkeit hin, in der man sich befand, solange König Wilhelm nicht zwischen offensiver und defensiver Kriegführung die Wahl getroffen hatte. In dem oben citierten Aufsatze sagt deshalb Moltke über den Vormarsch mit getrennten Armeen: „Es war die verständig angeordnete und energisch durchgeführte Abhilfe einer ungünstigen, aber notwendigen Situation." Moltke wollte eben die preußischen Heere nicht im eigenen Lande die Vereinigung vollziehen lassen, denn die Oesterreicher hätten dadurch Zeit gefunden, ihr Heer von Mähren her vollkommen nach Nordböhmen zu versetzen, und dann wären die Chancen beider Theile wieder gleich gestanden. Er plante von Anfang an rasche, durchgreifende Schläge, bei denen immer ein Moment der Gefahr mitspielt. Benedek war von Olmütz her noch auf dem Marsche, die Preußen dagegen schon an den Grenzen Böhmens. Operierten die letzteren noch lange auf ihrem eigenen Gebiete, so verzögerte sich die Entscheidung. Moltke gedachte den Oesterreichern den Wind abzugewinnen: vor den Augen der heranrückenden österreichischen Armee, mit Niederwerfung ihrer vorgeschobenen Abteilungen, sollte die Vereinigung der preußischen Heere auf dem Boden Böhmens selbst erzwungen werden.

---

[1]) Man hat allgemein den Aufsatz im preußischen „Militärwochenblatt" 1867 Nr. 18 Moltke selbst zugeschrieben. Auch die betreffenden Stellen im Generalstabswerke sind entweder von ihm geschrieben oder von ihm beeinflußt.

Moltke bestimmte zum Vereinigungspunkte der preußischen Armee das Plateau von Jitschin. Die Preußen standen von diesem Ziele fünf bis sieben Tagemärsche entfernt an verschiedenen Punkten eines Halbkreises aufgestellt. Die Radien dieses Kreises waren ihre Anmarschlinien, aber die Länge des Weges auf diesen Halbmessern war für die drei Armeen ungleich groß. Das Heer des Kronprinzen war noch ziemlich weit entfernt, es hatte bis Jitschin ungefähr sieben Tagemärsche zurückzulegen. Kürzer war die Linie des Heeres Friedrich Karls, das schon in vier Märschen von der Lausitzer Grenze her in Jitschin anlangen konnte. Die etwas westlich befindliche Elbearmee endlich hatte von Dresden zu ihrem Ziele sieben und einen halben Tagemarsch zurückzulegen. Um in diese Operationen möglichste Einheit zu bringen, erteilte Moltke am 19. Juni dem Befehlshaber der letzteren, General Herwarth, den Auftrag, näher an die erste Armee heranzuziehen, auch wurde sein Heer unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt. So betrug die Streitmacht des Prinzen im ganzen viereinhalb Armeecorps und ein Corps Kavallerie, zusammen 141 000 Mann; etwas kleiner war das Heer des Kronprinzen, 125—130 000 Mann. Gleichzeitig sollten alle Heeresteile am 23. Juni den konzentrischen Vormarsch nach Böhmen beginnen [1]).

Der Kronprinz hatte voraussichtlich mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Wohl gingen seine ersten zwei bis drei Tagemärsche noch auf preußischem Gebiete, dann aber erreichte er das Grenzgebirge, und sein Weg führte bis Trautenau und Skalitz über leicht zu versperrende Straßen in dem Bergzuge zwischen dem Riesengebirge und dem Glatzer Gebirge. Diese Pässe nun konnten von den Oesterreichern wenigstens durch kleinere Heeresabteilungen verteidigt sein. Solcher Widerstand war wohl zu überwinden, wenn auch Zeitverlust dabei eintreten konnte. Darin bestand indessen nicht das eigentlich zu bedenkende Hindernis. Hauptsache aber war: Benedek rückte von Olmütz her mit dem österreichischen Hauptheere auf dem Wege nach Nordböhmen vor, und dieser führte gerade an dem Ausgange der

[1]) Die Anmarschlinien aller preußischen Heeresteile sind auf der Karte I des ersten Bandes eingezeichnet.

Päſſe des Rieſengebirges vorbei. Wenn er Joſephſtadt rechtzeitig erreichte, bevor der Kronprinz durch die Bergengen hindurchgezogen war, ſo konnte er dieſe eine Hälfte des preußiſchen Geſamtheeres mit der vereinigten öſterreichiſchen Heeresmacht anfallen und wieder in die Päſſe zurücktreiben. Bei Joſephſtadt ſtanden die Oeſterreicher aber in jener vortrefflichen Poſition am Ausgange der Päſſe, welche ſchon in den Kriegen des 18. Jahrhunderts, beſonders 1778, eine wichtige Rolle geſpielt hatte. Das war eben die Klippe, welche die Theorie von den inneren Operationslinien ſtets im Auge hatte. Prinz Friedrich Karl konnte noch ferne ſein, während die Geſamtmacht der Oeſterreicher mit dem Heere des Kronprinzen reinen Tiſch machte. Ganz zu beſchwören war dieſe Gefahr nie, aber ſie konnte durch Umſicht verringert werden; zu dieſem Zwecke mußte Prinz Friedrich Karl ſo eilig wie möglich das nördliche Böhmen durchmeſſen, um rechtzeitig zur Stelle zu ſein, wenn die zweite preußiſche Armee an dem Ausgange der Defiléen von den Oeſterreichern mit Uebermacht angegriffen wurde. Er ſollte der feindlichen Hauptarmee, wenn ſie zum Angriffe auf den Kronprinzen überginge, in die Flanke ſtoßen [1]). Moltke ſagte dies in einem Briefe an den Prinzen Friedrich Karl am 22. Juni mit aller Deutlichkeit; dort heißt es: „Da der ſchwächeren zweiten Armee die ſchwierige Aufgabe des Debouchierens aus dem Gebirge zufällt, ſo wird, ſobald nur erſt die Verbindung mit den Corps des Generals v. Herwarth bewirkt iſt, der erſten Armee um ſo mehr obliegen, durch ihr raſches Vorgehen die Kriſis abzukürzen."

Bei dieſen kombinierten Bewegungen kam alles darauf an, daß die Märſche der verſchiedenen Armeeteile ſorgfältig ineinandergriffen, daß ein umſichtiger Geiſt das Räderwerk leite und daß Gehorſam und Pflichttreue der Führer der Teilheere keinen

[1]) „Der Kronprinz verkannte nicht," ſo ſagt das preußiſche Generalſtabswerk, „die großen Schwierigkeiten, welche bei dieſem Vorrücken das Terrain ihm bereiten könne, wenn der Gegner es richtig benutzte; er hoffte aber zuverſichtlich, ſelbſt im ungünſtigſten Falle, einen ſehr bedeutenden Teil der feindlichen Streitkräfte feſtzuhalten und von der erſten Armee abzulenken, deren Herankommen auch dann ſchließlich das Zuſammentreffen bewirken mußte."

Augenblick lang versage. Moltke verfolgte den Grundsatz, die Unterfeldherren genau in seine Absichten einzuweihen, sie förmlich mit ihnen zu erfüllen, aber er überließ es ihnen, darnach die Bewegungen ihrer Abteilungen nach eigenem Ermessen einzurichten. So schrieb er an Blumenthal am 9. Juni 1866: „Schließen Sie aus meinem heutigen Telegramm nicht etwa, daß es die Absicht sei, die Operationen der Armee, sobald sie dem Feinde gegenüber begonnen, durch Bestimmungen von oben zu beschränken.“ Moltke blieb, solange die Vereinigung nicht vollzogen war, mit dem Könige in Berlin und schob und leitete durch den Telegraphen, der ihn beiden Heeren gleich nahe brachte, jedes derselben. Für den 29. Juni ward von vornherein die Einnahme von Jitschin berechnet, und diese Annahme traf, wie sich zeigen wird, mit der größten Genauigkeit ein.

Aber dem preußischen Heere sollten schwere Augenblicke nicht erspart bleiben. Denn in einem wichtigen Punkte unterschätzte Moltke die Oesterreicher. Er glaubte nämlich nicht, daß ihr Heer rasch genug aus Mähren herbeieilen könne, um sich zwischen die beiden preußischen Armeen zu werfen. „Nach allen hier vorhandenen Nachrichten,“ so schrieb Moltke an die Hauptquartiere der beiden Prinzen am 22. Juni, „ist es durchaus unwahrscheinlich, daß die Hauptmacht der Oesterreicher in den allernächsten Tagen schon im nördlichen Böhmen konzentriert stehen könne.“ Von dieser Annahme ausgehend, war in den Marschplänen für das Heer des Kronprinzen vorgeschrieben worden, daß dieses schon am 28. Juni die Pässe durchzogen und die wichtige Position an der oberen Elbe erreicht haben solle. Aber so leicht wurde es dem Kronprinzen nicht. Wohl hatten die österreichischen Heerführer übermäßig gezögert, aus Mähren aufzubrechen, und dadurch dem Feinde das Spiel erleichtert; als sich aber endlich am 19. und 20. Juni das Heer aus den mährischen Quartieren in Bewegung setzte, spannten sie seine Marschleistungen energisch an und verloren nicht einen Tag, um an dem Vereinigungspunkte der Einmarschlinien der Preußen vor diesen zu erscheinen. Denn Krismanič schlug die Bedeutung der von der Elbe und der Iser umflossenen Hochebene zwischen Josephstadt und Jitschin ebenso hoch an wie Moltke und wie

alle Kenner des Kriegstheaters[1]). Deshalb eilten die Oesterreicher mit Macht demselben Ziele zu, das Moltke dem Heere des Kronprinzen gesetzt hatte. Es begann eine Art Wettlauf der beiden Gegner nach der oberen Elbe; die Oesterreicher eilten von Olmütz dorthin, der Kronprinz von der Neisse her, und die Oesterreicher kamen thatsächlich früher an dem entscheidenden Punkte an. Am Morgen des 28. Juni waren denn fünf Armeecorps von Krismanič westlich und südlich von Josephstadt vereinigt, ein sechstes auf dem Marsche, und auch dieses traf an demselben Abend pünktlich ein. Wären die Oesterreicher nur um wenige Tage früher aus Mähren aufgebrochen, so hätten sie einen mächtigen Vorsprung gehabt. Das war versäumt — aber noch immer besaßen sie den Vorteil der Centralstellung. Krismanič hatte mit vieler Einsicht den Punkt zum Aufmarsche in Böhmen gewählt, von dem aus entscheidende Schläge gegen die getrennten feindlichen Armeen geführt werden konnten. In der That, die Krisis, die Moltke in seinem Briefe vom 22. Juni vorhergesehen hatte, trat mit höchster Bedenklichkeit ein.

Am 21. und 22. Juni wurde die förmliche Kriegserklärung Preußens von den Offizieren der Vorposten bei Zwickau in Böhmen und bei Oswiecim in Schlesien den Oesterreichern übergeben, und unmittelbar nach der ersten Ankündigung, am Nachmittag des 21. Juni, überschritten die Vortruppen der Elbearmee die böhmische Grenze. Den Tag darauf brach die Armee Friedrich Karls aus ihren Lagern zum gleichen Zwecke auf. Niemals, auch nicht zur Zeit Friedrichs des Großen, hatte eine zahlreichere feindliche Armee die Grenzen Böhmens überschritten. Die Armee Herwarths umfaßte die zwei Divisionen des 8. (rheinischen) Corps (15. und 16. Division) und eine Division Westfalen (14. Division des 7. Corps)[2]). Die erste Armee zählte drei Armeecorps, sie umfaßte die Pommern (2. Corps, 3. und 4. Division), die Brandenburger (3. Corps, 5. und 6. Division)

[1]) Vgl. Band I, S. 460.

[2]) Die Infanteriedivision zählte 13—15000 Mann, ein Armeecorps mit seinen zwei Divisionen und noch dazu Kavallerie und Artillerie rund 30000 Mann. Ein österreichisches Armeecorps hatte in der Regel dieselbe Anzahl; es war nicht in Divisionen eingeteilt, sondern unmittelbar zumeist in vier Brigaden zu etwa 7000 Mann.

und die Thüringer sowie die Magdeburger (preußische Provinz Sachsen, 4. Corps, 7. und 8. Division). In diesem Heere bestand die Eigentümlichkeit, daß nur eines der Corps, das pommersche, einen kommandierenden General, Generallieutenant v. Schmidt, besaß; die beiden anderen Corps waren in Divisionen aufgelöst, die unmittelbar von dem Prinzen Friedrich Karl ihre Befehle erhielten. Endlich war dem Prinzen noch das Kavalleriecorps unter dem Prinzen Albrecht untergeordnet. In der Ausrüstung fehlte nichts, was den Sieg verbürgte. Früh am 23. Juni erreichte man auf fünf parallelen Straßen die Grenze mit den schwarz-gelben Schranken, Ulanen voran, ihnen folgend die unabsehbaren Züge des Fußvolkes. Vor der Grenze wurde Halt gemacht. Prinz Friedrich Karl sprengte mit seinem Gefolge heran und nahm Aufstellung an den geöffneten Mautschranken. So oft ein Bataillon die schwarz-gelben Pfähle erblickte, erhob sich ein Freudenruf, der sich zu brausendem Jubel steigerte, als die Truppen an der feindlichen Grenze den Feldherrn erblickten. Mit dem brandenburgischen Corps hatte er bereits einen Feldzug, den gegen Dänemark, unternommen.

Die Elbearmee rückte auf Rumburg zu, die erste Armee auf Reichenberg. Vor dieser Stadt ließ man die Kolonnen konzentrisch zusammenrücken, es zeigten sich aber nur die Vorposten der Oesterreicher, flinke Husaren, mit denen man einige Schüsse wechselte und hie und da handgemein wurde. Reichenberg wurde ohne Widerstand besetzt, und jetzt hatte man nur mehr einen mäßigen Bergrücken zu übersteigen, um in das Thal der Iser hinabzugelangen, die das erste natürliche Hindernis des Vormarsches ins Innere Böhmens bildete.

* * *

Unbegreiflich erschien der aufhorchenden öffentlichen Meinung die Abwesenheit jeglichen Widerstandes durch das österreichische Heer. Was hinderte doch Benedek, sich schon auf den Wahlstätten an der Nordgrenze Böhmens mit dem eindringenden Feinde zu messen? Hatte man den Bergrand des böhmischen Thalkessels nicht stets eine natürliche Festung genannt? Weshalb wurde der Paß von Gabel nicht gegen die Elbearmee verteidigt, wenn man

nicht schon die bequemen Straßen verlegte, welche von der ersten preußischen Armee benützt wurden? Dumpfes Unbehagen machte sich in Oesterreich geltend. Benedek und Krismanič standen, wie wir wissen, unter dem Eindrucke der späten und langsamen Rüstung Oesterreichs; sie hatten anfangs sogar die Absicht, Böhmen bis an die Elbe, vielleicht selbst bis zum mährischen Grenzgebirge den Preußen zu überlassen, da sie von Olmütz erst aufbrechen wollten, wenn der letzte Mann eingereiht und der letzte Proviantwagen beladen sei [1]). Dem Feinde am nächsten standen die Sachsen, die treulich zu Oesterreich hielten, und die österreichischen Truppen in Böhmen, von dem Grafen Clam-Gallas kommandiert; sie hätten sich also vorerst bis nach Mähren zurückziehen müssen.

Noch am 12. Juni entwarf Benedek in einem Briefe an den Grafen Clam-Gallas ein wenig tröstliches Bild der Lage. Dieser General sollte darauf gefaßt sein, daß man Böhmen vielleicht vollständig werde räumen müssen [2]). So unzufrieden war Benedek damals mit den Fortschritten in der Rüstung seines Heeres. Dem entsprechend überließ Clam-Gallas Nordböhmen den Preußen ohne Widerstand. Am 11. Juni ging seine Meldung ab, daß seine Truppen hinter der Iser konzentriert seien; seine

---

[1]) Siehe Band I, S. 465 ff.

[2]) Kriegsarchiv 1866, 6, 281 k. Benedek an Clam-Gallas: „Obwohl mit der von Eurer Excellenz verfügten und mit dem Bericht vom 11. d. Präs. W. 57 zur Kenntnis gebrachten Konzentrierung von Truppen in der Gegend von Jungbunzlau und Münchengrätz im allgemeinen einverstanden, glaube ich dennoch Eure Excellenz aufmerksam machen zu sollen, daß nach der Aufstellung der preußischen Armee ein gleichzeitiger Angriff auf den beiden Operationslinien Reichenberg und Trautenau mit bedeutenden Kräften zu den möglichen Eventualitäten gehört, auf welche Rücksicht zu nehmen ist. Bei dem Umstande, daß die Operationslinie Trautenau-Josephstadt nur durch das Dragonerregiment Nr. 2 und die 4. Eskadron des 6. Ulanenregiments bewacht wird, ein mit Uebermacht unternommener Einbruch des Gegners auf diesen Linien aber Ihre Verbindungslinie mit dem Gros der Armee bei Pardubitz-Chrudim zunächst bedroht, so muß ich Eure Excellenz auffordern, diese Eventualität wohl im Auge zu behalten und vor allem dem Gegner in der Aufstellung von Jungbunzlau oder in weiter rückwärts gelegenen Aufstellungen eventuell zu leistenden Widerstand darnach zu bemessen. Zu Ihrer Aufnahme in der Gegend Leitomischl-Wildenschwert wird nach Lage der Dinge von hier aus Vorsorge getroffen werden." Die Beurteilung der Absichten der preußischen Heeresleitung ist, wie man sieht, sachgemäß und wurde von den Ereignissen vollkommen bestätigt.

Kavallerie unter Edelsheim überwache unterdessen an der Grenze die Bewegungen der Preußen. Auf die Truppen Clam-Gallas' zogen sich nun die Sachsen zurück. Die letzteren erreichten in vier Märschen am 21. Juni die Linie Lobositz-Theresienstadt. Hier wurden Anstalten getroffen, um das sächsische Armeecorps teils zu Fuß, zum größeren Teil aber auf der Eisenbahn, die damals nur in weitem Bogen südlich von der Elbe lief, gegen die oft erwähnte Centralstellung südlich von Josephstadt zu befördern; südwestlich von der Festung, bei Chlumec, sollte es seine Aufstellung nehmen. Zur Zeit, da das Hauptheer der Oesterreicher von Olmütz gegen Josephstadt herbeieilte, wichen auch die in Böhmen anwesenden österreichisch-sächsischen Truppen konzentrisch auf diese Elbefestung zurück.

Unterdessen gewannen im österreichischen Hauptquartier hoffnungsvollere Entschlüsse Raum. Als die Heerführer die Masse ihres Heeres in Bewegung sahen, ohne daß noch die preußische Kriegserklärung zur Stelle war, wurde es ihnen klar, daß sie Nordböhmen dem Feinde nicht ganz ohne Schwertstreich überlassen müßten; sie konnten hoffen, wenigstens die Iserlinie vor ihm zu erreichen und ihm hier wie am Riesengebirge Halt zu gebieten. Da sie vortrefflich über die Aufstellung der preußischen Truppen unterrichtet waren, ergab eine einfache Rechnung, wie viel Zeit sie ungefähr bedurften, um das Innere Böhmens zu erreichen; Ort und Zeitpunkt der ersten Zusammenstöße mit dem Feinde folgten daraus mit ziemlicher Sicherheit. Da zwei Hauptmassen des preußischen Heeres heranrückten, ergab sich die Frage, welche zuerst erscheinen würde und demnach zuerst zu fassen und anzugreifen sei.

Anfänglich — dies geht aus allen Thatsachen hervor — überwog die, wie sich später herausstellte, richtige Empfindung, daß das schlesische Heer unter dem preußischen Kronprinzen zuerst zur Stelle sein werde. Deshalb gipfelten die am 20. Juni herausgegebenen Befehle Benedeks ganz richtig darin, daß die österreichischen Massen gegen die Pässe des Riesengebirges zwischen Nachod und Trübau zu schieben seien, um hier die preußische Armee zu erwarten und mit Uebermacht anzugreifen. Das war die Stimmung, in der man am 21. Juni die preußische Kriegs-

erklärung erhielt und in der Benedek am selben Tage zu Böhmisch-Trübau anlangte, wo sein Hauptquartier durch fünf Tage blieb.

Benedek hatte Olmütz nicht ohne trübe Ahnungen verlassen und seine Umgebung fühlte sich durch seine Stimmung beunruhigt, jetzt aber rührten sich seine Lebensgeister wieder; bei dem Spaziergange, den er am 24. Juni in der Umgebung von Böhmisch-Trübau mit zweien seiner Offiziere unternahm, war er gegen seine Gewohnheit mitteilsam in Bezug auf die Kriegsaussichten und er schied von ihnen, wie Rittmeister v. Wersebe später erzählte, im Hinblick auf die getrennte Aufstellung der preußischen Truppen mit den zuversichtlichen Worten: „Ich glaube, ich werde sie doch schlagen." Und Wersebe macht an dieser Stelle seiner Aufzeichnungen folgende Bemerkung: „Ueberaus erfreute mich damals die Zuversicht des Feldzeugmeisters, um so mehr als ich schon zu fürchten begann, daß er selbst an einem günstigen Erfolge verzweifle und deshalb seine Energie verlieren würde."

Da die Dinge also im ganzen günstig standen, schien es nicht mehr notwendig, den Rückzug der Sachsen und des Corps Clam-Gallas aus Böhmen allzusehr zu beschleunigen. Man hatte diesen Truppen den Befehl erteilt, sich bis hinter die Elbe zurückzuziehen; jetzt ergingen neue Weisungen. Sie hätten den Rückmarsch nicht bis hinter diesen Fluß, sondern nur bis hinter die Iser fortzusetzen. Hier hatten sie vorerst Stellung zu nehmen und den Feind zu erwarten. Diese Verfügung traf indessen den sächsischen Kronprinzen verspätet, als bereits die Beförderung seiner Truppen auf der Eisenbahn zur Räumung Nordböhmens ihren Anfang genommen hatte. Mit Befremden nahm der Kronprinz diese Aenderung des Entschlusses wahr, gehorchte aber sofort, ließ seine Truppen auswaggonieren und unverzüglich an die Iser rücken. Die Sachsen kamen infolge der wechselnden Dispositionen des Hauptquartiers, noch mehr aber durch Verspätung im Eintreffen der neuen Befehle, erst knapp vor den Preußen an der Iser an [1]). Hier ver-

[1]) Der offizielle sächsische Bericht („Der Anteil des königl. sächsischen Armeecorps am Feldzuge 1866") beschwert sich S. 52 mit gutem Rechte

einigten sich unter dem Kronprinzen Albert, unter Clam-Gallas und Edelsheim 37000 Oesterreicher und 23000 Sachsen. Benedek beantwortete durch das Schreiben vom 24. Juni die Anfragen des sächsischen Kronprinzen in einer für diesen ehrenvollen Weise. Im Vertrauen auf Oesterreich hatten die Sachsen ihre Heimat verlassen, um an seiner Seite zu kämpfen. Es war nur Pflicht der Courtoisie, daß Benedek dem Kronprinzen schrieb, es verbleibe bei der früher kundgegebenen Absicht, daß er den Oberbefehl über die Iserarmee zu führen bestimmt sei. Ueber die Bestimmung dieses Heeres enthielten die Instruktionen eine allgemeine Wendung, die alles der Einsicht des kommandierenden Generals überließ. Er sollte die Preußen aufzuhalten trachten, „im Falle eines bedeutend überlegenen Angriffes aber sich gegen die Hauptarmee, gegen Josephstadt, zurückziehen". Demnach war die Aufgabe, welche dem Kronprinzen und Clam-Gallas zugemessen war, eine der schwierigsten, die im Kriege zu lösen sind. Ihre 60000 Mann hatten den Vormarsch von 140000 Preußen nach Möglichkeit zu verlangsamen; ließen sie sich jedoch auf einen ernstlichen Nahkampf ein, so war die Vernichtung ihres Heeres gewiß. Sie mußten also den in langen Kolonnen einherziehenden Feind im Vormarsch aufhalten, mußten den Schein des Widerstandes erwecken und ihn dadurch veranlassen, die zeitraubende Operation des Uebergangs von der Marschordnung in die Schlacht- und Angriffsordnung so oft wie möglich auszuführen.

Ihre Kunst bestand darin, sich in kein entscheidendes Gefecht einzulassen. Ließen sie sich jedoch festhalten, so konnten sie im besten Falle die Trümmer des Iserheeres nach Josephstadt zurückführen, wenn sie überhaupt noch den Rückweg fanden. Dabei hatten sie immerhin den Vorteil, einen zur Verteidigung geeigneten Fluß, die Iser, vor sich zu haben; aber diese Linie war lang gedehnt und die drei wichtigsten Flußübergänge von Turnau, Podol und Münchengrätz mehrere Meilen von einander entfernt.

über die Langsamkeit im österreichischen Befehlsdienste. Am 20. Juni abends erließ Benedek den neuen Befehl, der dem Grafen Clam-Gallas erst am 21. abends zuging; und das Telegramm Clam-Gallas' traf den Kronprinzen erst in der Mitternacht zum 22. Juni.

Erst am Abend des 25. Juni erreichten die Sachsen das ihnen zugewiesene Lager hinter der Iser, und schon in der Frühe des 26. brachen die Preußen nach dem Durchschreiten Nordböhmens auf, um zu rekognoszieren, ob die Höhen von Liebenau, welche die Wasserscheide zu dem Isergebiete bilden, besetzt seien. Der Kronprinz von Sachsen verabredete mit dem Grafen Clam-Gallas, daß die Sachsen die Brücken südlich von Münchengrätz, die Oesterreicher jene nördlich von der Stadt zu verteidigen hätten. Wohl kann die Iser an einzelnen Stellen durchfurtet werden, aber der Heereszug der Preußen benötigte fester Uebergänge. Ueber die Iser hinüber, auf welche in zwei Kolonnen die Preußen heranrückten, war gegen ihre Elbearmee (im Westen) eine österreichische Infanterieabteilung unter Generalmajor Gondrecourt, gegen die erste Armee (nördlich) die Kavalleriedivision Edelsheim vorgeschoben. Edelsheim besetzte den Höhenzug, der dem Flusse vorliegt, nahm hier eine feste Stellung bei Liebenau und meldete dem Grafen Clam-Gallas schon am 25. Juni, die Position wäre von Natur aus so glücklich geartet, daß sie, aber nur mit Infanterie, gegen einen übermächtigen Feind längere Zeit gehalten werden könne. Er erhielt jedoch den Bescheid, daß dies nicht in der Absicht der Heeresleitung liege. Da ihm also Fußvolk nicht geschickt wurde, ließ er einige Reiterabteilungen absitzen, Verhaue anlegen und beschloß, die Preußen mehr durch Demonstrationen als durch einen ernsten Widerstand so lange wie möglich aufzuhalten [1]).

Es mußten also am 26. Juni infolge des Standes der Truppen auf zwei Punkten die ersten Zusammenstöße stattfinden. Wie Graf Gondrecourt seine Aufgabe gegen die Elbearmee und Edelsheim die seine gegen die erste preußische Armee löste, war bezeichnend für beide Befehlshaber. Graf Gondrecourt, schon von dem dänischen Kriege her als ungestümer Drauflosgeher bekannt, glaubte die Sache mit dem Bajonette zu richten und erlitt bei Hühnerwasser namhafte Verluste; Edelsheim aber, ebenso klug wie tapfer, hielt den Vormarsch der Preußen zunächst auf und zog den Kopf dann rechtzeitig aus der Schlinge.

[1]) Wiener Kriegsarchiv 1866, 7, 59: Edelsheims Bericht über das Gefecht von Liebenau.

Gefechte von Hühnerwasser und Liebenau.

Vorerst der Zusammenstoß von Hühnerwasser zwischen der Avantgarde der Elbearmee, Brigade des Generalmajors Schöler, und der österreichischen Brigade Gondrecourt. Preußische Kavallerie wurde vorausgeschickt und drängte schwache österreichische Reiterabteilungen zurück; dann geriet sie in das Feuer des Fußvolkes und räumte den Platz, den Lieutenant v. Moltke schwer verwundet als Gefangenen zurücklassend. Nun ging Infanterie vor, einige Compagnien Oesterreicher aus Hühnerwasser hinausdrängend. Die Preußen lagerten jetzt in dem Walde, der sich östlich von Hühnerwasser hinzieht. Das war vormittags. Aber General Gondrecourt, das erste Beispiel der unglückseligen Angriffe der Oesterreicher gegen Wälder und Höhen gebend, führte Truppen vorwärts, um Wald und Dorf wieder zu nehmen. Ihnen voran zog das 32. Jägerbataillon. Die Jäger scheuchten gegen Abend die feindlichen Vorposten aus der Ruhe und stießen dann auf die halbe feindliche Brigade. Sie gaben einige Salven ab und drangen mit dem Bajonette in den Wald vor. Die Preußen, gut geführt und auf ihr treffliches Gewehr vertrauend, ließen die Gegner auf 400 Schritte herankommen, das Gefecht zuerst bloß durch ihre Plänkler hinhaltend. Dann wurde Feuer befohlen. Ringsum erkrachte die Salve, die Sturmkolonne niedermähend. Der Pulverdampf verzog sich, nach einigen Sekunden gewahrten die Preußen, wie die österreichischen Offiziere die Ihrigen sich wieder schließen ließen, um nochmals gegen den Feind vorzubringen. Eine zweite Salve prasselte in die Glieder des Bataillons, das jetzt, an dieser Klippe zerschellt, zurückwich. Die Oesterreicher verloren 270 Mann, die Preußen 50; es war ganz nutzlos gewesen, in diesem Rückzugsgefecht einen Vorstoß zu unternehmen.

Anders faßte Edelsheim seine Aufgabe auf Als die 8. preußische Division unter Generallieutenant Horn, welcher den Befehl hatte, die Gegend bis zur Iser aufzuklären, Liebenau erreichte und über den Kamm bei Schloß Sichrow vorbei nach Turnau an der Iser vordringen wollte, stieß sie in der Nähe des Schlosses auf die reitenden Batterien Edelsheims. Als Generallieutenant Horn außerdem ober dem Thale von Liebenau einige Reiterregimenter gewahrte, beschloß er, seine ganze Macht aufzubieten. Er ließ seine Division, zehn Bataillone, aufmarschieren und befahl dem vordersten derselben, Plänklerschwärme gegen die feindliche Artillerie vorzuschicken; wider die Kanonen der Oesterreicher ließ er auf der gegenüberliegenden Seite des Thales seine Batterien aufrücken. Unentschieden, auch ziemlich wirkungslos zog sich der Geschützkampf hin. Unterdessen erstiegen, von leichten Reitern umschwärmt, die vorausgeschickten Compagnien der Preußen die Anhöhen, nötigten die Oesterreicher, die aufgerichteten Barrikaden zu räumen, und drangen mit ihren Plänklern bis 200 Schritte vor die feindliche Batterie. Jetzt

erst, da die ganze preußische Division zur Entwicklung genötigt war, bereit zum Angriffe, ließ Edelsheim das so lange hingehaltene Gefecht abbrechen. Dies geschah erst, als Prinz Friedrich Karl, der dem Gefechte anwohnte, bereits seinen anderen Divisionen gleichfalls den Befehl zum Vorgehen gegeben hatte. Auf Edelsheims Befehl brausten die Reiter und die Geschütze hart vor dem Feinde, der die Anhöhe erstiegen hatte, zurück. Der österreichische General hatte, in Deckung kämpfend, bloß einen Verlust von sieben Verwundeten, und doch hatte er die Preußen mehrere Stunden lang, bis Mittag, aufgehalten.

Als sich Edelsheim gegen die Iser zurückzog, drangen die Preußen, ihren Erfolg benützend, an den Fluß vor. Prinz Friedrich Karl wollte den Versuch machen, an diesem Tage vielleicht noch die Iserübergänge in die Hand zu bekommen. Gegen Turnau wie gegen Podol wurden Truppen gesendet. Turnau war, als die Preußen dort anlangten, nicht mehr besetzt und die Brücke abgebrochen; dieser wichtige Punkt wurde darauf von der preußischen Division Fransecky besetzt, die zerstörte hölzerne Brücke rasch wiederhergestellt. Unbegreiflich erschien den Preußen, daß sie so leichten Kaufes diese wichtige Stellung besetzen konnten. Aber rühriger als ihre Gegner, fiel ihnen auch ein zweiter schöner Erfolg in den Schoß. Ein Teil der Division Horn drang noch bis Podol vor, um die Brücken daselbst, zumal die steinerne, zu besetzen. Dort erst trafen sie auf Gegner, anfangs nur auf einige Compagnien Oesterreicher; denn die Masse des Corps Clam-Gallas war erst bei dem südlichsten Uebergange, bei Münchengrätz, aufgestellt. So mangelhaft erfüllte Graf Clam-Gallas seine Aufgabe, die Iserlinie so lange zu halten, als dies ohne schwere Verluste möglich sei. Er hatte eigentlich nicht den leisesten Versuch hierzu gemacht.

* * *

So lagen die Dinge, als Feldzeugmeister Benedek am Vormittag des 26. Juni in der Festung Josephstadt ankam. Während er sich noch mit dem Gedanken trug, die Iserlinie mit dem Hauptheere zu verteidigen, wurde der Fluß am Abende dieses Tages von den Preußen überschritten. Dagegen hatte die Armee des preußischen Kronprinzen die böhmische Grenze noch nicht

erreicht: sie näherte sich zwischen dem 23. und dem 26. Juni erst von Osten her in starken Märschen den Pässen des Riesengebirges. Der nördliche Gegner, Prinz Friedrich Karl, war bereits näher herangekommen, und deshalb hatte Benedek schon in Böhmisch-Trübau beschlossen, ihn aufzusuchen, zumal da er auf der Straße, die geradenwegs nach Berlin führte, heranrückte. Am 24. Juni hatte Benedek dem Kronprinzen von Sachsen sein Erscheinen an der Iser angekündigt und am 26. Juni wurde in diesem Sinne der Operationsplan entworfen mit der Grundidee: Los auf den Prinzen Friedrich Karl!

Das ist der Hauptgedanke in dem, was man anfangs vielsagend und mysteriös, später spöttisch und verächtlich den „geheimen Plan" Benedeks genannt hat. Dieser Plan ist niemals zur Ausführung gekommen, der entscheidende Schlag gegen die gesonderte Armee Friedrich Karls — er ist niemals gefallen. Der kühnere Feind legte den Oesterreichern das Gesetz der Kriegführung auf; er zerstörte ihre Entwürfe im Keime; deren Urheber aber erfuhren, wie es geschlagenen Feldherren geschieht, zu der Schwere des Unglücks noch den Hohn der Zeitgenossen. Doch wer so wegwerfend urteilte, kannte und erwog nicht alle Umstände. Gewichtige Gründe sprachen für Benedeks Vorsatz; es lag vorwiegend an der Ausführung, an dem Mangel an Disciplin, Ordnung und Strammheit im österreichischen Lager, daß der Kriegsplan vom 26. Juni 1866 binnen sieben Tagen an der preußischen Armee zersplitterte.

Man ist berechtigt, das eben genannte Datum als das des „geheimen Planes" zu bezeichnen, weil der Entwurf, der uns über diese Vorgänge belehrt, mit diesem Tage gezeichnet ist. Im Wiener Kriegsarchiv erliegt eine mit Bleistift hübsch gezeichnete Karte, welche, am 26. Juni nach Krismanić' Anordnungen ausgeführt, dem Beschauer mit übersichtlichen Zügen den Gang der Operationen zeigt, den dieser General dem Oberfeldherrn vorschlug [1]). Krismanić rechnete damals mit der ihm wohlbekannten Thatsache, daß das eine preußische Heer hinter

[1]) Kriegsarchiv 1866, 6, 950 a.

der Iser und das andere hinter dem Riesengebirge noch etwa sechs bis sieben Tagemärsche von einander entfernt waren. Sie waren somit getrennt durch das Gebirge, sodann durch die Elbe, durch die Iser und endlich, was die Hauptsache war, durch einen großen Teil der österreichischen Streitkräfte. Diese schoben sich jetzt zwischen die beiden feindlichen Heere, von denen jedes noch drei bis vier Märsche bis zum Vereinigungspunkte, Jitschin, zurückzulegen hatte. Von den gesamten acht Corps Fußvolk der Oesterreicher und Sachsen waren am Abende des 26. Juni bereits außer den zwei Corps der Iserarmee noch drei andere zwischen die beiden preußischen Armeen gelenkt; die übrigen konnten am 27. und 28. Juni zur Stelle sein [1]). Jedenfalls waren in diesem Zeitpunkte die Oesterreicher besser konzentriert und zum Entscheidungskampfe günstiger aufgestellt als die Preußen. Diese Lage nun gedachte die österreichische Heeresleitung zu einem großen Schlage zu benützen. Sie hatte die Wahl, das Heer entweder gegen den Kronprinzen zu führen, der offenbar am nächsten Tage die Pässe zu überschreiten versuchen mußte, oder gegen Friedrich Karl, der unterdessen ins Innere Böhmens eingedrungen war. Gegen wen sich wenden? Der Kronprinz stand näher, denn seine Straße durch das Gebirge führte unmittelbar nach zwei Märschen zum Elbethal und nach Josephstadt. Aber dieser Gegner bot noch, wie Krismanič meinte, kein geeignetes Angriffsobjekt; er stand am 26. Juni mit seiner Macht, etliche Streifscharen ausgeschlossen, noch hinter dem schützenden Walle des Gebirges. Vorbei also an ihm sollte der Zug gehen, in Fortsetzung des von Olmütz her unternommenen Flankenmarsches. Das österreichische Heer konnte in drei bis fünf Märschen — die rückwärtigen Corps brauchten so viel Zeit — die Iser erreichen und dort sollte sich in einigen großen Schlägen das Schicksal Deutschlands entscheiden. Krismanič legte während des ganzen Feldzuges den größten Wert darauf, stets möglichst die gesamte Armee beisammen zu halten; deshalb ließ er die bereits um Josephstadt lagernden vorderen drei

[1]) Um Josephstadt standen bereits das 3., 4. und 10. Corps; auf dem Marsche dahin waren das 6., 8. und 2. Corps.

Corps am 27. und am 28. Juni in ihrer Aufstellung verweilen, bis die rückwärtigen drei angelangt seien. Dann erst war der von ihm geplante Aufmarsch der Armee in der Stellung bei Josephstadt beendet, und dann erst, also am 29. Juni, sollte der Vormarsch gegen Friedrich Karl mit dem größten Teile der Gesamtmacht beginnen. Diese ganze Operation, das Aufschließen der österreichischen Armee durch Heranziehung der rückwärtigen Corps, verursachte einen so großen Zeitverlust, daß man hierin die eigentliche Ursache des Fehlschlagens des österreichischen Operationsplanes erblicken kann[1]).

Erst mit dem versammelten Heere wollte Benedek den Angriff auf das Heer des Prinzen Friedrich Karl unternehmen. Da aber unterdessen der preußische Kronprinz mit 130 000 Mann das Gebirge überschreiten konnte, um sich mit Friedrich Karl zu vereinigen, da demnach die österreichische Armee durch diesen nach Krismanić' Auffassung sekundären Feind in der Flanke bedroht war, so mußte ein Teil der österreichischen Armee zur Bewachung der Pässe zurückgelassen werden. So ganz unberücksichtigt konnte man die zweite preußische Armee nicht in der Flanke lassen. Drei Straßen waren zu verteidigen: die von Trautenau, von Braunau-Eipel und von Nachod. Die österreichischen Heerführer meinten, daß zwei Armeecorps (zusammen etwa 60 000 Mann) genügen würden, um den Kronprinzen aufzuhalten, da die Paßengen die Verteidigung erleichterten. Dann blieben noch vier Corps, welche gegen die Iser zu führen seien. Vereint mit den Truppen Clam-Gallas' und mit den Sachsen zählte somit die Hauptarmee der Oesterreicher sechs Corps gegen die viereinhalb des Prinzen Friedrich Karl, dazu eine zahlreichere Kavallerie: wenn dieser ganze Kriegsentwurf zur Ausführung kam, so hätte man der Preußen wohl Meister werden können — trotz aller trüben Ahnungen und trotz der Ueberlegenheit des Zündnadelgewehres. War Friedrich Karl einmal aus dem Lande geschlagen und lag die Straße nach Berlin frei, so mußte der Kronprinz ohne weiteres Böhmen räumen, selbst wenn er Er-

[1]) Vgl. die treffenden Ausführungen bei Schlichting, „Moltke und Benedek" S. 71.

folge errungen hatte. Denn die Straße nach Berlin konnte er nicht ungedeckt lassen.

Kaum war deshalb das Hauptquartier am 26. Juni in Josephstadt angelangt, so beeilte sich das Armeekommando, dem Kronprinzen von Sachsen den entscheidenden Auftrag zu senden. Das Telegramm, um 10 Uhr vormittags abgesendet, enthielt nämlich die bedeutungsvollen Worte: „Münchengrätz und Turnau um jeden Preis festhalten." Es war also der Wunsch des Armeekommandos, daß die Brücken über den Fluß auf Leben und Tod zu verteidigen seien, bis die Hauptmacht selbst auf dem Plane erscheine und die Entscheidungsschlacht schlage. Auffallend ist, daß der Auftrag an den Kronprinzen von der eigentlichen Absicht des Hauptquartiers selbst nichts enthielt. Die Wahrung des Geheimnisses über den Feldzugsplan schien dem Hauptquartier eine Bürgschaft des Erfolges zu sein. Ganz anders verfuhr Moltke: er weihte die Unterbefehlshaber mit aller Klarheit in seinen Kriegsplan ein und überließ ihrer Einsicht die Wahl der Mittel zur Ausführung.

Es scheint, daß Benedek einzig und allein mit Feldmarschalllieutenant Gablenz, seinem bewährtesten Unterbefehlshaber, eine Ausnahme machte. Er ließ ihn an diesem Tage nach Josephstadt berufen und teilte ihm mit, daß seinem Corps und dem Rammings (dem 6. Corps) die Aufgabe zugemessen sei, die oben genannten drei Päße dem Kronprinzen von Preußen zu verlegen, während die Nordarmee zum Kampfe nach Nordwesten rückte. Gablenz sollte die nördlichste, Ramming die südlichste der drei Straßen verteidigen. Gablenz erklärte sich, wie aus den vorhandenen Nachrichten zu schließen ist, mit dem Grundgedanken dieser Entwürfe einverstanden; nur machte er den naheliegenden Einwand, daß er die Gebirgsstraße nach Trautenau nicht mit Erfolg sperren könne, wenn nicht auch der mittlere der drei Päße an seinem Ausgange bei Prausnitz-Kaile von einer österreichischen Truppenabteilung den Preußen verlegt werde [1]). Er erhielt denn auch die Zusage, daß dies geschehen solle. Hier aber war es, wo durch eine Reihe von

[1]) „Oesterreichs Kämpfe" III, S. 96.

Versäumnissen ein Riß in dem von Krismanič gesponnenen Gewebe entstand. Es handelte sich darum, ob Gablenz und Ramming die Flanke des zu den Siegen an der Iser eilenden österreichischen Heeres gegen die Angriffe des näheren Feindes zu verteidigen vermochten. Und welch eines Feindes! Es war merkwürdig, wie dessen Bewegungen mit denen der Armee Friedrich Karls zusammenstimmten. Sobald das eine Heer von den Oesterreichern bedroht schien, stieß das andere mit Macht in ihre Flanke und hinderte sie an einem entscheidenden Stoße. Das geschah Zug um Zug, ohne daß die Oesterreicher zu Atem kamen. In diesem Kriege war ein interessantes strategisches Problem ganz rein gestellt. Die in der Mitte stehenden Oesterreicher besaßen die inneren Linien: die Preußen mußten also ihre Märsche und Angriffe so einrichten, daß dem gegenüberstehenden Gegner keine Zeit gelassen wurde, seine Macht gesammelt auf einen Punkt zu werfen. Förmlich mit den Zähnen mußte jedes der beiden preußischen Heere einen Teil der österreichischen Armee festhalten, damit der Genosse es nicht mit ihrer Gesamtmacht zu thun bekomme. Es war also ein Wettkampf aller Kräfte des Geistes, des Willens und der Disciplin zwischen den zwei Gegnern.

* * *

Der telegraphische Befehl Benedeks, die Iserarmee habe die Flußübergänge um jeden Preis zu halten, traf den Kronprinzen von Sachsen am 26. Juni um 2 Uhr nachmittags. Der Kronprinz erkannte sofort, was die Endabsicht des Oberfeldherrn war; offenbar gedachte dieser dem Prinzen Friedrich Karl an der Iser eine Hauptschlacht zu liefern. Höchst ungelegen war ihm deshalb, daß die Preußen, energischer als Graf Clam-Gallas, sich Turnaus noch am selben Tage bemächtigten. In der Frühe hatten sie wirklich nur die Absicht gehabt, bei Liebenau und Sichrow zu rekognoszieren. Aber Prinz Friedrich Karl hatte die Gelegenheit erfaßt, Wichtigeres erreicht und die Brücke von Turnau besetzt. Deshalb begab sich der sächsische Kronprinz nach Empfang jenes Telegramms ins Hauptquartier des Grafen Clam-Gallas nach Münchengrätz, um zu beraten, was jetzt zu geschehen

habe. Das Versäumte mußte nachgeholt werden. Die beiden Heerführer beschlossen also, den Feind wieder aus Turnau hinauszuwerfen, dann sollte die von Edelsheim empfohlene Stellung bei Sichrow eingenommen und wieder mit aller Kraft gegen die Preußen verteidigt werden. Denn Turnau selbst lag offen und war schwer zu halten. So erhielt denn eine österreichische Brigade, die des Generals Poschacher, den Befehl, sofort aufzubrechen, auf Podol zu rücken und die Brücke daselbst zu besetzen, damit der Vormarsch gegen die Stellung von Sichrow am nächsten Tage begonnen werden könne. Dieser Offensivstoß entsprach vollständig den Absichten Benedeks.

Zur selben Stunde strebten denn gegen Podol Abteilungen der preußischen Division Horn, der Brigade Bose angehörig, und die Oesterreicher unter Generalmajor Poschacher, mit dem Befehle, die Brücken daselbst um jeden Preis zu besetzen und festzuhalten. Ein Zusammenstoß war also unausbleiblich. Die Brigade Poschacher hatte sich im dänischen Kriege in zahlreichen Gefechten ausgezeichnet und trug deshalb in der österreichischen Armee den Ehrennahmen der „eisernen" [1]). Aber so ehrenvoll sie sich auch im Gefechte von Podol schlug, so unterlag sie doch der Ueberlegenheit der preußischen Waffe und Taktik.

Gefecht von Podol.

Vorerst waren die Brücken von Podol noch von zwei österreichischen Compagnien besetzt, welche auch das Dorf vor dem Flusse stark durch Barrikaden verschanzt hatten. Aber alsbald erschienen die vorderen Compagnien der angreifenden Preußen, umfaßten das Dorf unter Hurrahrufen und drängten die Oesterreicher auf die Brücken zurück. Dann durchwateten die Preußen die Iser; die Oesterreicher, um nicht abgeschnitten zu werden, mußten die Brücken räumen, hielten jedoch noch jenseits der Iser stand. Jetzt, da der Uebergang für die Oesterreicher fast verloren war, erschien zur rechten Zeit eine Kolonne der eisernen Brigade. Oberst Bergou führte das 18. Jägerbataillon mit anderen Abteilungen Fußvolk zum Sturme vor. Nun erfolgte ohne Vorbereitung durch ein Feuergefecht, ohne den Versuch eines Flanken-

[1]) Sie bestand aus dem 18. Jägerbataillon, dem 30. Infanterieregiment (Ergänzungsbezirk Lemberg) und dem 84. Infanterieregiment (Ergänzungsbezirk Kaschau).

angriffes einer der wilden Stöße der Oesterreicher, ganz wie es der damaligen Taktik des Heeres entsprach. Fest standen die Preußen vom 72. Regiment, mit ihnen Jäger des 4. Bataillons, und überschütteten die Oesterreicher mit einem Hagel von Geschossen. Die Sonne war untergegangen und volles Mondlicht beleuchtete den Kampfplatz. Die Oesterreicher tauchten, als ihr Hornsignal zum Sturme ertönte, aus einer Senkung auf und stürzten sich unter Hurrahrufen gegen den Feind. Ein mörderisches Schnellfeuer empfängt sie; die Vordermänner stürzen, die Hintermänner treten an ihre Stelle und stürmen bis auf 40 Schritte auf den feuernden Gegner los. Umsonst, sie müssen zurück. Nochmals der Befehl zum Sturme, dasselbe Gemetzel, derselbe für die Oesterreicher unheilvolle Ausgang. Ein drittes Mal zerschellt der Angriff. Eine halbe Stunde hatte der Sturmlauf gedauert, eine einzige Compagnie der Preußen hatte in dieser Zeit 5700 Kugeln verschossen. Ein gut Teil der Angreifer lag mit zerschmetterten Gliedern auf dem Platze; den Verteidigern, die geringe Verluste erlitten hatten, brannten schon die Läufe in den Händen. Jetzt erfolgt ein letzter Stoß mit der äußersten Anstrengung und die Preußen weichen zurück, räumen die Brücke; ihnen nach, sie aus dem Dorfe Podol hinausdrängend, die für einen kurzen Augenblick siegreichen Oesterreicher. So machte ihr Heldenmut den Nachteil ihrer Waffe wett.

Eine Stunde hinter Podol stand der preußische Generalmajor Bose mit dem übrigen Teile seiner Brigade. Da hörte er die Schüsse durch die Nacht; sofort führte er, die Heftigkeit des Kampfes sowie die Wichtigkeit der Iserbrücke erkennend, der Reihe nach die übrigen ihm zur Verfügung stehenden vier Bataillone im Laufschritte gegen Podol. Gleich die erst angekommenen zwei Bataillone, schwach an Mannschaft, weil man die zum Wasserholen abgeschickten Soldaten nicht abgewartet hatte, schritten zum Angriff. Die preußischen Jäger, welche Podol hatten räumen müssen, marschierten an ihnen vorbei und riefen ihnen noch zu: „Schießt nur tief, die Oesterreicher schießen alle zu hoch!“ Die Oesterreicher warteten den Angriff des neuen Feindes nicht ab und unternahmen, statt Podol mit dem Gewehr in der Hand zu verteidigen, aus dem Dorfe heraus mit dem Bajonett wieder einen Offensivstoß gegen die heranziehenden Preußen. Diese machten Halt, erwarteten kaltblütig ihre Gegner, ließen sie im Mondschein bis auf 30 Schritte heranrücken, dann erst gaben sie eine Salve mit voller Wirkung, sprangen auf und stürmten den Oesterreichern mit dem Bajonett entgegen. Gleichzeitig eilte eine andere preußische Abteilung auf einem zweiten Wege in das Dorf, und in wildem Kampfe in dessen Straßen drangen die Preußen Schritt für Schritt vor. Schauerlich pfiffen die Kugeln durch die Nacht, schwer unterschied man, da der Mond verschwunden war, Freund vom Feind, nur das Blitzen der Gewehre erleuchtete das Dunkel. Graf Clam-Gallas, dessen persönliche Tapferkeit sich in allen Widerwärtigkeiten seiner militärischen Laufbahn gleich blieb, und Generalmajor Bose waren selbst herbeigekommen und feuerten, in vorderster Gefechtslinie stehend, die Ihrigen zu tapferem Kampfe an. Bose ergriff selbst

ein Infanteriegewehr und beteiligte sich am Angriffe. Nach harter Gegenwehr wurden die Oesterreicher aus dem Dorfe gedrängt und hielten sich noch im Rückzuge an der Brücke. Da führten General v. Bose und Oberstlieutenant Drygalski die preußischen Füsiliere zum Sturme. Drygalski fiel, aber seine Soldaten warfen nach einem Handgemenge die Oesterreicher, welche sich in der Führung wie in den Waffen im Nachteile sahen, über die Brücke hinüber. Weiter konnten die Preußen nicht vordringen. Das massive Haus am jenseitigen Ufer blieb in den Händen der Oesterreicher. Diese aber, ermattet, konnten keinen neuen Angriff unternehmen, und Graf Clam-Gallas führte die Seinigen, die aufs tapferste gestritten hatten, zurück. In den Häusern des bereits vom Feinde eroberten Dorfes verteidigten sich noch einzelne ihrer Haufen; sie mußten sich endlich dem Sieger ergeben.

So fiel die Brücke von Podol in die Hände der Preußen. Das Gefecht kostete die Sieger 12 Offiziere und 118 Mann; von den Oesterreichern aber wurden fünfmal so viel getötet und verwundet, 30 Offiziere, 588 Mann, zudem einige Hundert von ihnen gefangen genommen. Der Unterschied der Verluste ist auffallend groß. Aber er blieb sich während des ganzen Krieges mit einer brutalen Gesetzmäßigkeit fast ganz gleich. Es gab keine Aenderung, ob ein Sturm der Oesterreicher glückte oder ob er mißlang. Etwa dreimal so rasch als die österreichischen Gewehre wurden die preußischen Hinterlader abgeschossen, der Unterschied der Taktik that das Uebrige. Die Oesterreicher waren zum Feuergefechte überhaupt nicht geschult, machten fast niemals einen Flankenangriff und hatten die Weisung, stets nur mit dem Bajonett auf den Feind loszugehen. Sie fühlten sich gegen den nach ganz anderen Grundsätzen vorgehenden Gegner geradezu wehrlos; „die Preußen fechten nicht ehrlich," war die Klage der österreichischen Soldaten, die man blind in das feindliche Feuer führte. Es waren bei Podol etwa 3000 Mann von jeder Seite ins Feuer gekommen. Beide Teile hatten mit rühmenswertem Mute gefochten, die Oesterreicher wichen erst, als jeder fünfte Mann unter ihnen kampfunfähig war.

So waren jetzt die beiden nördlichen Iserübergänge, sowohl der von Turnau wie der von Podol, in den Händen der Preußen. Es war den Verbündeten nicht mehr möglich, am nächsten Tage den beabsichtigten Vorstoß gegen die Höhe von Sichrow zu führen,

die Absicht des Nachtgefechtes war vereitelt. Zwar hatten die Oesterreicher und Sachsen noch die Uebergänge von Münchengrätz inne, aber wenn sie diese verteidigten, liefen sie Gefahr, daß die Preußen über die anderen Brücken drangen und ihnen in Flanke und Rücken erschienen.

Das waren die Folgen des Versäumnisses, daß die Brücke von Podol nicht von vornherein durch 3 bis 4 Bataillone von den 35 des Corps des Grafen Clam-Gallas besetzt worden war. Die Energie der Preußen lohnte sich. Die erste der Verteidigungslinien, auf welche die Oesterreicher gerechnet hatten, war gesprengt. Zumal dem raschen Eingreifen des Generalmajors v. Bose dankte das preußische Heer den Erfolg. Der Kronprinz von Sachsen empfand dies peinlich, wurde aber seiner Sorge doch im ganzen überhoben, als um Mitternacht ein neues Telegramm Benedeks anlangte. In diesem wurde mitgeteilt, daß auch die Armee des Kronprinzen von Preußen bereits mit starken Abteilungen aus Schlesien über das Grenzgebirge heranziehe; es wurde zugleich angedeutet, daß sich Benedek infolge des Erscheinens dieses neuen Feindes in seinem Vormarsche gegen Friedrich Karl gehemmt erachte. Benedek überließ es daher dem Ermessen des Kronprinzen, ob er noch eine Verteidigung der Iserlinie durch einen Offensivstoß für vorteilhaft erachte. Dadurch fühlte sich Kronprinz Albert von einer Aufgabe entlastet, welche ohnedies über die Kräfte seines Heeres ging.

* * *

Was aber war es nur, das den Schritt des Oberfeldherrn hemmte und den zum Schlag aufgehobenen Arm lähmte? Weshalb dieses Stocken in der Ausführung seines Vorsatzes? Eigentlich hatte Benedek schon vormittags, da er die Verteidigung der Iser um jeden Preis gefordert hatte, voraussetzen können, daß unterdessen die zweite preußische Armee aus Schlesien heranrücke. Aber freilich, der sichtbare Feind übt einen stärkeren Eindruck als der vermutete. Die an der Grenze stehenden österreichischen Kavallerieposten sahen schon am 25. Juni, daß sich preußische Abteilungen gegen den Paß von Trautenau schoben; am nächsten Tage wurde schon bestimmter gemeldet, daß hier,

sowie gegen die Straßen von Braunau-Eipel und endlich vor Nachod starke Massen, nicht etwa bloß Vortruppen heranrückten. Dieser neue Gegner war eigentlich zum Greifen nahe. Wenn er seinen Marsch am 27. Juni fortsetzte, so konnte schon an diesem Tage ein blutiger Zusammenstoß fast auf der ganzen Linie der preußischen zweiten Armee stattfinden. Aber wenn es auch den österreichischen Heerführern freistand, sich vorerst gegen den preußischen Kronprinzen zu wenden, so blieben sie gleichwohl bei dem einmal gefaßten Entschlusse, lieber doch den Marsch gegen den entfernteren Prinzen Friedrich Karl zu unternehmen. Nur wollten sie sich zuvor noch des näheren besehen, ob denn der Kronprinz mit ihnen ernstlich anzubinden gedächte. Geschah dies nicht, dann wollte man trotz alledem und just an ihm vorbei den Vormarsch gegen die Iser antreten. Wenn die Ausführung des Planes auch aufgeschoben wurde, so hielt man doch an ihm fest; es gehörte mit zu dem System des Generals Krismanič, daß man sich nicht in einem einmal gefaßten Vorsatze beirren lassen dürfe. Er hatte seinen Willen in Olmütz durchgesetzt, wiewohl Kaiser Franz Joseph die Dinge anders wünschte; das fehlte noch, daß er sich jetzt vom Feinde irre machen lassen sollte! Festigkeit und Hartnäckigkeit sind eben nur durch eine dünne Scheidewand getrennt. Der ganze Plan war übrigens, wie sich ein feinsinniger Schilderer des Krieges von 1866, Theodor Fontane, ausdrückt, „mehr kühn als schlecht, so recht ein Plan, der, wenn ihm der Erfolg zur Seite gestanden wäre, hinterher bewundert worden wäre". Auch ist zu bemerken, daß, wiewohl die meisten Kritiker des Feldzuges den Entschluß für verhängnisvoll ansehen, doch einer der hervorragendsten strategischen Schriftsteller, General v. Schlichting, den Marsch gegen Friedrich Karl unter den Angriffsentwürfen für den besten erklärte; dieses Votum allein genügt, um zum Maßhalten in dem Urteil über Benedek und Krismanič zu zwingen [1]).

[1]) Die Gründe, weshalb ich trotz der eingehenden Polemik des Generals v. Schlichting gegen die in diesem Buche vertretene Auffassung bei ihr beharren zu müssen glaube und die Unterlassung des Angriffes auf den Kronprinzen für verfehlt erachte, sind in Benedeks „Nachgelassenen Papieren" S. 438 entwickelt. Dieselbe Ansicht begründet Generallieutenant v. Bogusławski sachgemäß in den gegen Schlichting gerichteten „Strategischen Erörterungen" S. 97 ff.

Es blieb alſo bei dem einmal gefaßten Plane und dem entſprachen die Befehle, welche Krismanič am Abende des 26. Juni entwarf und die gleichlautend an alle Kommandanten der Corps und Kavalleriediviſionen abgeſendet wurden. Es ſind die erſten Anordnungen Krismanič', die einen größeren Kampf mit dem Feinde herbeiführten. Ausführlich und genau detailliert wird jedem Heerescorps der notwendige Marſch vorgeſchrieben, ohne daß die Unterfeldherren von dem in einigen Tagen auszuführenden Unternehmen eine Mitteilung erhalten. Er läßt alle Truppen gegen Joſephſtadt heranrücken, nur Gablenz und Ramming erhalten den Auftrag, mit ihren Corps an den Ausgang der Päſſe zu eilen und ſie gegen das Heer des Kronprinzen zu verteidigen. „Dieſe Verfügung," ſo lautete nach den genauen Marſchbefehlen die einzige den Generälen gegebene Aufklärung, „hat zum Zwecke, den noch nicht vollendeten Aufmarſch der Armee bei Joſephſtadt zu decken, was aber durchaus nicht hindern ſoll, dem Gegner — wo er ſich zeigt, mit aller Energie auf den Leib zu gehen."

Krismanič hielt, wie man ſieht, an der Methode feſt, das Heer in einer feſten Stellung zuſammenzuhalten und die Hauptmacht immer von dieſem Abſchnitt zum nächſten möglichſt geſammelt zu führen. Deshalb ließ er, wie bereits erwähnt, auch ſeine zwei vorderſten Corps, das 3. und 4., die ſchon angelangt und mit zum Vorſtoß gegen Friedrich Karl beſtimmt waren, Halt machen und mehrere Tage unthätig in ihrem Lager verharren; er wollte erſt das 2. Corps abwarten, welches noch einen ſtarken Tagemarſch, vier Meilen, weiter rückwärts ſtand. Er hätte die erſteren gleich mit Macht vorwärts ſenden können; der Kronprinz von Sachſen wartete mit Sehnſucht darauf, daß ſein kleines Heer ſich durch dieſen Zuzug vergrößere; er mußte ſich ja ſonſt in hoffnungsloſem Widerſtande gegen die Uebermacht aufreiben oder hilflos vor ihr zurückweichen. Aber das Syſtem des Generals Krismanič verlangte ihre Unthätigkeit; und bald hörten dieſe kampfluſtigen Truppen im Oſten vom Gebirge her Kanonendonner, ſahen von Nordweſt den Rückzug ihrer beſiegten Kameraden von der Iſerarmee, ohne hier oder dort zuſchlagen zu dürfen. Vom Hauptquartier aus wurde auch

der Kaiser benachrichtigt, eine zeitweilige Hemmung des Vormarsches sei beschlossen worden. Ein Telegramm Benedeks vom Abende des 26. Juni an den ersten Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Crenneville, besagte das Nähere. „Diese Maßregel," so heißt es dort, „ist nur eine zeitweilige Sistierung der beabsichtigten Offensive, und werde ich zu dieser übergehen, sobald der Aufmarsch der Armee vollendet ist und ich über die dermalige Stellung meines Gegners sichere Kunde habe, was — wie ich hoffe — binnen wenigen Tagen der Fall sein soll."

„Binnen wenigen Tagen!" Rastlos strebten unterdessen die beiden preußischen Heere der Vereinigung zu, und da sie niemals in einer Stellung verharrten, da sie stets auf Ausnützung der Zeit bedacht waren, so warfen sie die kleineren, ihnen entgegengesendeten Abteilungen über den Haufen und erreichten am festgesetzten Tage den von Moltke vorherbestimmten Vereinigungspunkt in der Gegend von Jitschin. Sie hatten vor den Stellungen, welche Krismanič auf seiner als Orakel betrachteten Landesbeschreibungskarte [1]) verzeichnet sah, nicht den geringsten Respekt. Sie manövrierten oder schlugen die Oesterreicher aus ihren Stellungen heraus. Trefflich war es Krismanič gelungen, sein Heer fast in die Mitte zwischen die beiden preußischen Heere zu führen. Aber jetzt mußte jeder Augenblick benützt werden, um entweder nach der einen oder der anderen Seite entscheidende Stöße zu unternehmen. Krismanič zog es aber vor, den systematischen Aufmarsch der Armee zu beenden. Die Spannung der Lage war auch den nicht militärischen Zuschauern in ganz Europa klar. Atemlos erwartete man in Oesterreich, daß Benedek, dem man das Höchste zutraute, mit unaufhaltsamem Ungestüm die getrennt marschierenden feindlichen Corps zum Lande hinaustreibe. Darin mußte doch der „geheime Plan" bestehen, mit dem sich die Bevölkerung nach dem Verluste von Dresden, Hannover und Reichenberg notdürftig tröstete. In Preußen, wo die unzufriedene öffentliche Meinung zu den noch unerprobten Heerführern vielfach kein rechtes Vertrauen hegte, sah man in dem anscheinend kompaßlosen Eindringen in das feindliche Land

[1]) Vgl. I. Bd. S. 239.

ein gefährliches Abenteuer. Das war, wie man vermeinte, eine Strategie, die der verwegenen Diplomatie Bismarcks so glich wie ein Ei dem anderen. Energisch waren die Preußen, das mußte auch der Feind zugeben, und das alte Oesterreich erschien, wie so oft, spät auf dem Kampfplatze, hielt getreu zu überlebten Methoden in Kriegs- und Staatskunst. Aber seine Macht des Beharrens und der Verteidigung war stets groß gewesen, und so hielten die Propheten einige Tage lang klüglich mit ihren Seherspruchen zurück. Dann, nach dem Ausgange, ergoß sich ihre geschichtsphilosophische und strategische Weisheit in um so reicheren Fluten über die staunende Welt [1]).

[1]) Die in diesem Kapitel gegebene Darstellung des Einflusses des Generals Krismanić beruht auf zuverlässigen Quellen, über die später berichtet werden soll.

II. Buch.

Der 27. Juni. Gefechte von Nachod und Trautenau.

Hätte Benedek über Donnerkeile verfügt, so mußten sie zuerst das Heer des Kronprinzen von Preußen treffen. Dieses vollendete mit den meisten seiner Abteilungen den Marsch zu dem Gebirge am 25. und 26. Juni. Hier gab es keinen Aufenthalt, sondern unmittelbar darauf rückte das Heer in Böhmen ein. Seinen Kämpfen gilt demnach die nächste Darstellung. Rastlos eilte es über die Trümmer der ihm vereinzelt entgegengeworfenen österreichischen Armeecorps hinweg der Elbe zu. Es ist allerwegen schwerer, das sachgemäße Handeln, die selbstverständliche, kraftfrohe That zu charakterisieren, als den Irrtum in seiner schillernden und unerschöpflichen Vielgestalt. „Kühnheit ist unter allen Umständen die beste Vorsicht," sagte Wellington. Die gefährliche Lage, in der sich die preußischen Corps befanden, wurde geringer, je unermüdlicher die beiden Heere vordrangen, je mehr sie dem gegen ihre Verbindungslinien vorrückenden Gegner zu thun gaben. Moltke erklärte später bescheiden, daß die Vereinigung der getrennten Armeen von dem preußischen Generalstabe „niemals als eine besonders geistreiche Idee oder tiefgelehrte Kombination in Anspruch genommen worden sei"; thatsächlich haben sehr einfache Erwägungen den preußischen Feldherrn geleitet, aber alles Verständige und selbst alles Große ist im Kerne sehr einfach. Sehr klar, sehr nüchtern urteilte auch Blumenthal

in dem Schreiben, das er an Steinmetz am 24. richtete: „Die Möglichkeit ist dem Feinde allerdings geboten, über unsere getrennten beiden Armeen einzeln herzufallen. Allein es ist doch nun einmal nicht anders zu machen, und wenn es Prinz Friedrich Karl gelingt, den Feind zu schlagen, so werden wir den Sieg glänzend ausbeuten können; muß er zurück, so können ihn die Oesterreicher schon unseretwegen nicht verfolgen." Die Oesterreicher, so urteilten also der Kronprinz und sein Stab, würden ihm sicherlich den Eintritt in Böhmen zu verwehren trachten; aber während er sich mit ihnen an den Pässen mit welchem Erfolge immer maß, mußte ihm das Heranrücken Friedrich Karls Erleichterung und zuletzt Befreiung bringen.

Als der Kronprinz am 23. Juni von der Neisse gegen Böhmen nach Nordwest aufbrach, ließ er anfangs ein Corps, das 6., bei Neisse zurück und traf zugleich Vorsorge, Rücken und Flanke seines Heeres zu sichern. Die Brücken an der Grenze des preußischen Schlesien, welche jetzt nicht mehr durch Truppen gedeckt waren, wurden gesprengt oder zur Zerstörung vorbereitet; zu gleichem Zwecke drangen die Preußen in Oesterreichisch-Schlesien ein und zerstörten die Telegraphenleitung zu Oberberg, um zu verhindern, daß von hier der Abmarsch des 6. Corps gemeldet werde. Die Verteidigung Schlesiens blieb den kleinen Detachements Knobelsdorff und Stolberg überlassen. Man traf auch Vorbereitungen, um, falls das Vordringen nach Böhmen mißlinge, hinter dem Riesengebirge standhalten zu können; Schanzen wurden aufgeworfen, um im Falle eines Rückzuges hier den Feind zu erwarten.

Weder das eigentliche Riesengebirge noch die Glatzer Berge bieten geeignete Uebergänge für eine große Armee. Aber zwischen beiden zieht sich ein durchklüftetes, von Thälern und Pässen durchzogenes Bergland hin, die Adersbacher und Weckelsdorfer Gebirge, die bequem übersetzt werden können. Ueber sie hinüber führen drei Straßen, und auf ihnen vorrückend tritt man bei Trautenau, Eipel und Nachod-Skalitz aus dem Gebirge ins Elbegebiet. Diese drei Punkte kann man mit Fug die Thore Böhmens nennen; sie mußten von den drei Corps genommen werden, auf daß sich die Armee des Kronprinzen wieder ver-

einigen konnte. Diese Bergstraßen bieten an sich keine Schwierigkeiten, nur rücken an manchen Punkten die Berge mehr zusammen, Wasserscheiden müssen übersetzt werden, und da gibt es dann für den Verteidiger vortreffliche Stellungen. Die einrückenden Truppen, die noch nie vor dem Feinde gestanden hatten, betrachteten diesen Marsch durch das Gebirge doch für eine ernste, erwartungsschwere Sache. Die stundenlangen Kolonnen fühlten sich zwischen den Bergen wie eingeschlossen. Sie waren erstaunt, als sie beinahe nirgends Verhaue fanden, nirgends die Straßen unwegsam gemacht sahen.

Die Volksmeinung in Oesterreich rechnete es damals zu den Sünden der österreichischen Kriegführung, daß die böhmischen Päße nicht „verteidigt" wurden. Es ist eine populäre Anschauung, daß sich ein Heer am besten in den Wegengen aufstelle, um etwa in der Weise des Leonidas den Feind von dem heimischen Boden abzuhalten. Aber man weiß, wie oft in der Kriegsgeschichte die Besetzung einer Reihe von Defiléen dem Verteidiger verderblich wurde; der Feind durchbrach oder umging diese Stellungen an einem Punkte und zerriß so das dünne Netz. Ein Gebirge ist nicht *in*, sondern am besten *hinter* den Päßen zu verteidigen. Hinter denselben kann der Verteidiger lagern und warten, wie der Feind sich durch das Gebirge durchwindet. Dieser hat eine doppelte Wahl. Entweder benützt er bloß eine Straße — und dann hat sein Heerzug eine solche Länge, daß die Spitzen am Ausgange des Passes mit Uebermacht angegriffen und zurückgejagt werden können, bevor die rückwärtigen Teile der Kolonnen anlangen; oder aber er marschiert auf mehreren parallelen Wegen — dann ist seine Streitmacht geteilt und der Verteidiger kann sich mit ganzer Kraft auf diejenige Kolonne werfen, die ihm die nächste ist [1]).

Der Kronprinz mußte also darauf gefaßt sein, daß seine

[1]) Williſen, „Theorie des großen Krieges" IV. Teil, S. 258: „Die sogenannte absolute oder allgemeine Verteidigungsfähigkeit langer Gebirgslinien ist aber deshalb so gering, weil sie gemeinhin sehr viele Zugänge, breite und schmale, für den Angreifer bieten, und wenn dann nur ein einziger solcher Ausgang gewonnen ist, so ist von da aus die Verteidigung der anderen dann leicht in den Rücken zu nehmen." Williſen ist überhaupt der Ansicht, daß Benedek das Gebirge gar nicht, aber die starke Elbelinie durch zwei Corps hätte verteidigen sollen.

Truppen hinter den Defiléen auf den Feind stoßen würden. Zum Uebergang benutzte er nun alle vorhandenen Straßen, um mit möglichst breiter Front in Böhmen einzurücken. Drei Marschkolonnen wurden gebildet; mochte nun eine von den Oesterreichern in die Berge zurückgeworfen werden — was auch eintraf — vielleicht drangen dann die anderen hinüber und bahnten dadurch dem gesamten Heere den Weg.

Die drei Hauptübergänge ziehen im ganzen und großen parallel in der Richtung von Ost nach West und führen vorerst zu einer Hochebene, welche der Elbe vorlagert.

Auf dem nördlichsten Wege, von Liebau in Schlesien nach Trautenau in Böhmen, sollte das ostpreußische (1.) Armeecorps marschieren, an dessen Spitze General v. Bonin stand.

Die südlichste der Straßen, die von Reinerz in der Grafschaft Glatz nach Nachod in Böhmen führt, war dem 5. Corps unter General v. Steinmetz zugewiesen. Dieser Paß trifft beim Austritt aus dem Gebirge gerade auf die Festung Josephstadt, den damaligen Mittelpunkt der österreichischen Streitkräfte. Demnach lastete auf Steinmetz einen oder zwei Tage lang die Gefahr, von der Gesamtmacht der Oesterreicher angegriffen zu werden.

Schon am 27. Juni stießen beide Heereskörper, Bonin sowie Steinmetz, auf die Oesterreicher; ihnen hatte Benedek ja die Corps Gablenz und Ramming entgegengeworfen.

In dem mittleren der Uebergänge marschierte das Gardecorps unter dem Prinzen August von Württemberg. In den langen, sich verschlingenden Bergstraßen des Braunauer Ländchens schlugen seine beiden Divisionen parallele Wege ein, und im ganzen hatte die Garde die längste Linie zurückzulegen; sie stieß wohl am frühesten auf österreichische Vorposten, aber am spätesten auf eine stärkere Masse des Gegners, der erst am Ausgange ihres Passes stand. Etwas zurückbleibend, bildete sie gewissermaßen die Reserve der gesamten Armee des Kronprinzen; sie hatte sich nach jener Seite zu wenden, wo sie den Kampf sich entspinnen sah.

Am meisten zurück war unter den preußischen Corps das schlesische (6.), welches erst durch die Grafschaft Glatz dem Corps

Steinmetz nachrückte und sich daher an den ersten Kämpfen nicht beteiligen konnte.

Der Kronprinz samt dem Generalstabe der zweiten Armee marschierte in der mittleren Straße mit dem Gardecorps durch das Braunauer Ländchen. Am Abende des 26. Juni war sein Hauptquartier in Braunau. Am nächsten Tage hier verweilend, verfolgte er vormittags den Marsch seiner Truppen; sobald er dann das Corps Steinmetz in ein Gefecht verwickelt sah, eilte er selbst auf den Kampfplatz.

Die Corps Bonin und Steinmetz, welche am ersten Kampftage ins Feuer kamen, marschierten etwa vier Meilen von einander entfernt. Sie scheuchten im Vorrücken, als sie am 26. Juni die Grenze überschritten, die Reiterposten der Oesterreicher auf, welche mit ihnen Fühlung hatten. Steinmetz sandte die Avantgarde der Division Löwenfeld voran; als dieser General rekognoszierend gegen Nachod austritt, fand er es nahezu unbesetzt. Rasch führte er seine Truppen vor; die österreichischen Geschütze, welche dort standen, feuerten einige Schüsse ab, dann räumte die Handvoll Oesterreicher das Städtchen. Diese Vorgänge wurden Benedek noch am Abende gemeldet. Seine zwei detachierten Corps Gablenz und Ramming mußten also am nächsten Tage zu thun bekommen; bei Trautenau und bei Nachod-Wysokow trafen sie wirklich auf den Feind. Es handelte sich dabei darum, welcher der beiden Gegner zuerst jene Höhen erreichte, von welchen die Straßen bei ihrem Austritt in die Ebene beherrscht werden. Waren die Oesterreicher zuerst auf dem Platze, so konnten sie von den Höhen aus das Vorbrechen der Feinde aus den Pässen verhindern. Es war nun das Schicksal der Oesterreicher, daß sie, die doch im eigenen Lande kämpften, sich auch dabei von den rührigeren Gegnern fast durchwegs überholt sahen. So oft sie aber zu spät kamen, sollten sie dem Befehle der Heeresleitung zufolge die Höhen mit stürmender Hand zurückerobern. Die Gefechte von Trautenau und Nachod bestanden im Wesen in Offensivstößen der Oesterreicher gegen die aus den Engen heraustretenden Preußen[1]). Ihre Taktik befand sich

[1]) Außer den beiden Generalstabswerken ist die wichtigste Quelle für die Gefechte von Nachod, Trautenau, Soor und Schweinschädel das treffliche

dabei im größten Gegensatze zu der zaghaften, die Verteidigung vorziehenden Strategie des Generals Krismanič. In diesem Widerspruche zwischen der Langsamkeit der Operationen im großen und der temperamentvollen Hitze in den einzelnen Gefechten bewegte sich überhaupt die Kampfesart der Oesterreicher in diesem Kriege.

* * *

General Karl Friedrich v. Steinmetz, der sich bei Nachod mit den Oesterreichern zu messen hatte, war 1796 geboren; als Lieutenant focht er alle Schlachten von 1813 und 1814 mit und brachte aus denselben mehrere Wunden sowie das Eiserne Kreuz mit. Er besaß nichts als seinen Degen; als sein Regiment nach der Einnahme von Paris in der Nähe seine Quartiere bezog, ritt er wohl, um die Stadt zu sehen, hinein; aber von Geldmitteln vollkommen entblößt, fühlte er sich so gedrückt in all dem Glanze, daß er nur den Invalidendom besichtigte und sodann ins Lager zurückkehrte. Napoleon mußte 1815 ein zweites Mal überwältigt werden, damit der arme preußische Junker Paris genauer besehen konnte. In den langen Friedensjahren, die nun folgten, rückte er langsam vor; mit 43 Jahren wurde er Major, mit 55 Oberst. In subalternem Dienst ergraut, war er ein überaus strenger Vorgesetzter; er war der Mann, den man 1848 zum Kommandanten von Brandenburg ernannte, als die preußische Nationalversammlung strafweise dorthin verlegt wurde. In diesen Jahrzehnten mußten sich die preußischen Offiziere, wenn sie unerträglich langsam avancierten, damit trösten, daß auch York nach den Siegen von 1813 immer sagte, er und seine Kameraden hätten auch alte Knaben werden müssen, bevor sie zu einem Kommando kamen. Steinmetz galt als unbarmherzig im Gamaschendienste; aber sein Pflichtgefühl war auch in großen Dingen rege; militärischen Studien oblag er mit großem Ernste, und als er zum Leiter einer Kadetten-

---

Werk von Kühne: „Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armeen in Böhmen". Vgl. Moltke: „Betrachtungen über das Gefecht von Trautenau und die Kämpfe des V. Armeecorps 27.—29. Juni 1866" in seinen „Kriegsgeschichtlichen Arbeiten" (Berlin 1899) III. Bd., 2. Teil.

schule ernannt wurde, begann er mit grauen Haaren Lateinisch zu lernen, um die Arbeiten der jungen Leute auch in diesem Gegenstande überwachen zu können. Den Krieg hatte er seit 1815 kaum gesehen; die Gefechte in Schleswig 1848, die er mitmachte, gaben nicht viel zu lernen. Unnahbar herb gegen seine Offiziere, rücksichtslos in seiner Aufrichtigkeit gegen Vorgesetzte, unnachsichtig in dem Einsatze der Kraft seiner Soldaten ging er aus dem Kriege von 1866 mit größerem Erfolge hervor als irgend ein anderer Corpsführer. Seine Eigenwilligkeit steigerte sich; da er sich im Kriege von 1870 nicht einordnen wollte, da er zumal in der Schlacht bei Gravelotte auf eigene Faust in großen Stürmen das Blut seiner Soldaten verspritzte und zuletzt dem ihm vorgesetzten Prinzen Friedrich Karl förmlich die Unterordnung aufkündigte, so mußte er plötzlich vom Schauplatz abtreten[1]).

Der Führung dieses tapferen Soldaten war 1866 das 5. Armeecorps anvertraut, welches das posensche hieß. Während die übrigen preußischen Corps mit Ausnahme der Garde in der Regel aus Truppen einer einzigen Provinz bestanden, war das fünfte aus Regimentern verschiedener Provinzen zusammengesetzt. Wahrscheinlich wollte man die polnischen Truppen nicht vereinigt lassen, wiewohl ihre Treue unzweifelhaft war und sie 1866 wie 1870 ihre Pflicht vollauf erfüllten[2]). Die beiden Divisionen des Corps (9. und 10.) wurden von Generalmajor v. Löwenfeld und Generallieutenant v. Kirchbach befehligt. Es zählte mit dem zugeteilten Dragonerregiment etwa 28400 Mann und 90 Geschütze.

FML. Wilhelm Freiherr v. Ramming, der bei Nachod die Oesterreicher führte, kannte im Gegensatze zu Steinmetz den großen Krieg aus Erfahrung. Er war einer der gebildetsten Generäle der Armee, ausgestattet zumal mit reichen militärischen Kenntnissen, die er als geistreicher Sprecher in der Diskussion und im Kriegsrate anziehend zu verwerten wußte. In den Jahren

---

[1]) Vgl. das Buch von Krosigk „Steinmetz" und den Aufsatz des Generals v. Conrady in der „Deutschen Revue", Mai 1898.

[2]) Von den vier posenschen Regimentern stand nur eines bei diesem Corps, die anderen in der Mainarmee und im 3. Corps.

1848 und 1849 hatte er mit Auszeichnung in Italien gedient, zuletzt unter Haynau; als dieser General darauf im Frühjahr 1849 das Kommando in Ungarn erhielt, wählte er Ramming, der erst Major war, zum Chef seines Generalstabes, der sein Vertrauen auch voll lohnte. Wohl war es, da auch die Russen zu Hilfe rückten, ein schier müheloser Siegeszug, in dem das Heer Haynaus Ungarn unterwarf, aber die überraschende Schnelligkeit des Erfolges war den Anordnungen des Hauptquartiers zuzuschreiben. In dem lehrreichen, überaus klar geschriebenen Werke „Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer des Jahres 1849" beschrieb Ramming diese Ereignisse. — Im Jahre 1859 nahm er nach und neben dem greisen FZM. Heß die hervorragendste Stellung im Generalstabe des Kaisers Franz Joseph ein. Leider gab, wie erzählt wurde, eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen Heß und ihm vor der Schlacht bei Solferino Anlaß zu mehrtägigen Zögerungen des Hauptquartiers[1]). — Nach dem Kriege gab er 1861 das Buch „Beiträge zur Darstellung der Schlacht bei Solferino" heraus, in dem er mit vielem Freimute die Ursachen der Niederlage erörterte. Im nächsten Jahre aber trat er in den Ruhestand, sei es, daß dies unangenehm vermerkt wurde, sei es, weil Gesundheitsrücksichten ihn hierzu zwangen. Indessen übernahm er 1865, obwohl leidend, ein Kommando, da man einen Mann von seiner Bedeutung nicht missen wollte. Ramming genoß großes Ansehen in der Armee, wenn ihm auch, da er anregend über strategische Fragen zu sprechen liebte, ebensowenig wie manchem anderen geistvollen Manne der Vorwurf der Lehrhaftigkeit im Auftreten nicht erspart wurde. Er blieb die Antwort nicht schuldig und gab sie mit der feinen Bemerkung: „Die Leute behaupten mit Unrecht, daß ich gerne dociere. Ich erhebe nicht den Anspruch, die anderen zu belehren; wenn sie sich aber durch mich belehrt *fühlen*, so bin ich daran unschuldig." Im Jahre 1814 geboren, stand Ramming vor dem Ausbruche des Krieges im besten Mannesalter; aber unglücklicherweise quälten ihn gerade während

[1]) Band I, S. 20. Ueber Ramming vgl. Friedjung, „Benedeks Nachgelassene Papiere" S. 299, 310, 324.

der entscheidenden Kampftage heftige neuralgische Gesichtsschmerzen, welche auf die Energie des sonst lebhaften Mannes ohne Frage lähmend wirkten; sie erhöhten die Nervosität, die ihm schon wegen seines Verhaltens im Kriege von 1859 zum Vorwurfe gemacht worden war.

Das Corps Rammings, das 6., zählte 27100 Mann und 72 Geschütze. Zugeteilt war ihm im Gefechte bei Nachod die Kavalleriedivision des Prinzen Holstein-Glücksburg, 3700 Reiter mit 12 Geschützen. Die Gegner waren daher an Infanterie und Artillerie ungefähr gleich, an Reiterei waren die Oesterreicher überlegen. Doch kam nur ein Teil ihrer Kavallerie in den Kampf.

Gefecht von Nachod-Wysokow[1]).

Die Avantgarde des Generals Steinmetz hatte, von dem Generalmajor v. Löwenfeld geführt, schon am Abend des 26. Juni Nachod besetzt, und dieser umsichtige Befehlshaber ritt nach Anbruch des nächsten Morgens weiter auf der böhmischen Straße, die Schwierigkeiten des Weitermarsches erkundend. Hier senkt sich der Weg in einen tiefen Einschnitt, einen förmlichen Hohlweg, aber nirgends zeigten sich Oesterreicher, um diese Sperre zu verteidigen. Beherrscht ist sie durch das Plateau von Wysokow; wer dieses mit einer genügenden Truppenzahl und einigen Feuerschlünden besetzt hielt, konnte mit Leichtigkeit den Durchzug durch die tiefer gelegene Straße verhindern, die sich zwischen den Bergwänden förmlich durchwindet. Wo die Straße den Engpaß verläßt, liegt das Dörfchen Wysokow. Die Sachlage erfassend, führte Löwenfeld sofort seine vordersten Abteilungen hinauf auf das Plateau, von dem aus man tief in das böhmische Land hinein blicken kann, in die Richtung, von der die Oesterreicher heranrücken mußten. Löwenfeld hatte nur zehn Compagnien bei sich, während das Gros seiner Division drei Stunden rückwärts stand. Steinmetz hatte überhaupt nur die Absicht, mit seinem Gros Nachod zu besetzen und erst am nächsten Tage den Marsch fortzusetzen. So wagte Löwenfeld nicht wenig: die Vorhut war in Gefahr, von einer starken österreichischen Truppenmacht erdrückt zu werden. Dafür aber war, wenn sich diese kleine Schar auf dem beherrschenden Plateau behaupten konnte, dem ganzen Armeecorps das Hinaustreten aus dem Passe glücklich gesichert[2]).

---

[1]) Vgl. die Karte des Gefechtes von Nachod-Wysokow.

[2]) Man sieht hier, wie in militärischen Dingen der höchste Erfolg neben der von der Theorie als höchst gewagt beurteilten That steht. Kühne, I, S. 12, findet die Handlungsweise Löwenfelds immerhin sehr bedenklich.

Schon nahten die Oesterreicher. Ramming erhielt die Disposition Benedeks vom Abende des 26. Juni infolge des säumigen Befehlsdienstes des österreichischen Hauptquartiers verspätet, erst um 1½ Uhr nach Mitternacht. Unmittelbar darauf brachen seine vier Brigaden auf und eilten auf parallelen Straßen ihrem Ziele zu, so daß sie innerhalb kurzer Zeit auf dem Kampfplatze ankamen. Die Preußen aber marschierten in der Frühe dieses Tages in einer Längslinie von drei Wegstunden hintereinander; eine einzige Straße stand ihnen beim Anmarsch zur Verfügung. So konnten die Oesterreicher, aus der Ebene heranrückend, mit breiter Front in voller Anzahl gegen das Plateau von Wysokow vordringen.

Von den vier Brigaden der Oesterreicher war die des Generalmajors v. Hertwek zuerst am Platze[1]). Sich dem Plateau nähernd, wurde sie von der Höhe herab vom Feinde angeschossen. Der General sah die große Einbruchsstraße nach Böhmen von einer mäßigen Berglehne überhöht, welche der Feind besetzt hielt; der mußte hinuntergeworfen werden[2]). Nach einer kurzen Kanonade führte er sein Fußvolk zum Sturm. Die Sachlage war leicht zu überblicken: nicht steile Felsen waren zu überwinden, sondern eine allmählich aufsteigende Lehne, dem Verteidiger dadurch günstig, daß seine Geschosse über den Abhang mit voller Feuerwirkung die Stürmenden niedermähen konnten. Etwa auf halber Höhe dieser Erdwelle befindet sich das Dörfchen Wenzelsberg, mit seiner alten katholischen Kirche zwischen zwei kleinen Gehölzen eingebettet; weiter unten die evangelische Kirche; ober den Gehölzen steigt der Boden allmählich an, bis zur Höhe des bewaldeten Plateaus, der Branka. Die Preußen erwarteten die Feinde nicht erst auf der Höhe, sondern schon auf dem halben Absatze des Wenzelsberges bei dem gleichnamigen Dörfchen, dort wo der Angreifer ohne jede Deckung in das feindliche Feuer hinaufstürmen muß.

Das Gefecht gewinnt an dramatischem Interesse, weil die Vorhut der Preußen auf dem Wenzelsberge, zuerst ein Bataillon und sechs Geschütze, dem Angriffe der vorderen drei österreichischen Bataillone allein widerstehen muß, bis ihr eilends ein zweites Bataillon zu Hilfe kommt. Dann erscheinen gleichzeitig mit dem zweiten Treffen der Brigade Hertwek immer neue preußische Abteilungen auf der Höhe, bis schließlich das Gefecht zur Entscheidung kommt[3]).

---

[1]) Sie bestand aus den Regimentern Kellner Nr. 41 (Ergänzungsbezirk Bukowina) und Gorizutti Nr. 56 (Ergänzungsbezirk Wadowice, Westgalizien) und dem 25. Jägerbataillon.

[2]) General Hertwek, von Süden auf der Straße von Neustadt nach Wysokow vordringend, fand sie von den Preußen besetzt. Er rückte nun nicht geradenwegs angreifend vor, sondern wich zuerst links aus, um das Plateau von West zu nehmen. Diese Bewegung kostete Zeit — dadurch gewannen die Preußen eine wichtige Frist. Auch dies ist einer der Angelpunkte des Erfolgs in diesem Kampfe. Hertwek war Reiteroffizier gewesen und kommandierte zum erstenmal einen größeren Infanteriekörper.

[3]) Die Anzahl der in jenem Zeitpunkte bereits in das Gefecht eingreifenden preußischen Bataillone wird verschieden angegeben. Es liegt in

Der Kampf begann. Hertwek teilte seine Leute in zwei Treffen; das erste, drei Bataillone stark, rückte unter Trommelwirbel aufwärts. Oben die Preußen, ihre in dichtem Getreide sich bergenden Plänkler weit vorausschickend, dahinter in einer langen dünnen Linie die ununterbrochen feuernden Compagnien. Die Oesterreicher sandten fünfzig Schritte voraus eine dünne Plänklerlinie; dann stürmten die Bataillone vorwärts. Jedes einzelne bildete nach der damaligen Anordnung drei dicht geschlossene Vierecke, die Divisionsmassenkolonnen, die nur durch schmale Zwischenräume getrennt waren, ein erwünschtes Ziel also für das ununterbrochen einfallende Blei[1]). Die Absicht dieses geschlossenen Aufmarsches war, den Gewaltstoß zu verstärken und den Feind niederzurennen; thatsächlich aber gab man dadurch die tapfer vordringenden Truppen dem Schnellfeuer als Opfer preis. Auch diesmal schritten die Angreifer wacker zum Sturme aus; die Preußen ließen sie auf 300 Schritte nahekommen; dann eröffneten die Plänkler das Schnellfeuer, dem einige Salven der rückwärtigen Abteilungen folgten. Bis zum Dritteil der Höhe gelangten die Angreifer, hier trat Stutzen und Stocken ein, welches erfahrungsgemäß schwer überwunden werden kann. Nur das 25. Jägerbataillon drängt unerschüttert vorwärts, besetzt neben einem Bataillon des Regiments Kellner das Dorf und macht erst bei dem Gehölze dahinter Halt, aus dem ihm das Feuer des Feindes mit verdoppelter Wirkung entgegenschlägt.

Aber General Hertwek läßt nicht ab, sondern zieht das zweite Treffen in die Kampflinie und führt alle sieben Bataillone zum Sturme vor. Unter Trommelwirbel und Hurrahgeschrei stürmten die Oesterreicher nun zum zweitenmal die sich mit Toten und Verwundeten bedeckende Anhöhe aufwärts, gegen die noch nicht eroberten beiden Wäldchen. Es war ein prächtiger Anblick; die Preußen bezeugen, daß die geschlossenen Vierecke der Angreifer wie auf dem Exerzierplatze mit festem Schritt und großer Bravour gegen die Höhe strebten. Sie hielten das Feuer der Tirailleure aus, dann aber ertönten auf ein Zeichen der Anführer die Salven der Preußen, und zum erstenmal schmetterte das Hinterlader-Schnellfeuer in massige Sturmkolonnen. Die Wirkung war unerwartet, unbeschreiblich. Weder Mannschaft noch Offiziere konnten sich dem ungewohnten Eindrucke entziehen; denn binnen wenigen Minuten stürzten Hunderte von einem einzigen Bataillon, bevor dieses den Feind recht zu Gesicht bekam. Die Preußen hatten indessen Verstärkung bekommen. Darauf begann von ihrer Seite der Rückstoß; das Stutzen der Angreifer bemerkend, brachen sie mit aller Gewalt vor. Teils feuernd, teils stürmend bringen ihre geschickt in die Flanke der Oesterreicher geworfenen Abteilungen vorwärts, treiben sie die hart erklommene

---

der Natur der Sache, daß die preußischen Darstellungen dieselbe geringer, die österreichischen wieder größer erscheinen lassen wollen. Nach Kühnes verläßlicher Angabe griffen beim zweiten Sturme der Brigade Hertwek mindestens vier preußische Bataillone ein.

[1]) Vgl. Band I, S. 363.

Höhe hinunter und entreißen ihnen im Handgemenge einige Gehöfte. Der Sturm der Brigade Hertwek war um 10 Uhr vormittags abgeschlagen, nur das wackere Jägerbataillon hielt noch unerschüttert im Dorfe Wenzelsberg stand.

Unter den Preußen auf der Höhe hatte sich besonders das zweite Bataillon des 37. Regiments mit großer Bravour geschlagen. Beim Sturme des ersten Treffens der Oesterreicher stand es allein zwischen den beiden Gehölzen der Ueberzahl gegenüber. Kaltblütig zielten und schossen diese Füsiliere, wichen keinen Schritt rückwärts, bis sich die später ankommenden preußischen Bataillone entwickelten. In der That, wenn es gelungen wäre, diese kleine Schar im ersten Stoß über den Haufen zu rennen, so war der Schlüssel zum Paßausgange in den Händen der Oesterreicher, und von der preußischen Seite her hätte die hier steile Höhe überaus schwer erstürmt werden können.

* * *

Kurz nach diesem Kampfe kamen die Corpsführer von beiden Seiten auf dem Gefechtsplatze an. Als Löwenfeld sich von der Uebermacht angegriffen sah, hatte er Steinmetz melden lassen, daß er schwer bedrängt sei und sich werde zurückziehen müssen; da ließ ihm der General die harte Antwort sagen: wenn er glaube, sich nicht halten zu können, so solle er unverweilt den Befehl an den rangsnächsten Offizier abgeben[1]). Zugleich ritt Steinmetz rasch auf die Höhe und gab jetzt der vollzähligen Avantgarde, sechs Bataillonen, den Befehl, das Plateau um jeden Preis zu halten. Er nahm den Kampf mit ganzer Kraft auf; das Gros erhielt den Auftrag, im Sturmschritt dem Kanonendonner nachzueilen und so schnell wie möglich in die Kampflinie einzurücken; die Kavalleriebrigade Wnuck sprengte bereits die Anhöhe heran.

Ramming, am Fuße des Wenzelsberges anlangend, brachte zwei frische österreichische Brigaden mit. Er übersah von hier die Stellung und befahl den neu eingetroffenen Truppen, aufs neue hinanzustürmen. Der Ausgang des Passes mußte genommen werden, und wenn auch noch so viel Blut floß.

Der Sturm gegen die beiden Gehölze des Wenzelsberges, auf welche sich die Linie der Preußen stützte, wurde jetzt von den vierzehn Bataillonen der beiden Brigaden mit vereinter Kraft unternommen. Links drang die Brigade Rosenzweig mit den beiden Regimentern Deutschmeister und Gondrecourt vor, rechts strebte die Brigade Jonak die Höhe hinan. Den Deutschmeistern fiel die Aufgabe zu, das Wäldchen links vom Dorfe vom Feinde zu reinigen. Die Preußen widerstanden auf das entschlossenste und wiesen einige Abteilungen durch heftiges Feuer ab. Aber so viel Oesterreicher auch auf den grünen Rasen hingestreckt wurden, so heftig auch der Hinterlader in ihren Reihen wütete, so warfen sie doch, mit Ungestüm vordringend, die Gegner aus ihrer Stellung. Sie entrissen

[1]) Nach einer zuverlässigen mündlichen Mitteilung.

ihnen die oberen Gehöfte des Dorfes, sowie die beiden Wäldchen und folgten ihnen über die freie Lehne jenseits derselben. Die Preußen zogen sich tapfer fechtend, Schritt für Schritt verteidigend, aus den Vorwerken ihrer Stellung bis zum Plateau des Brankawaldes zurück. Hier nahmen sie aufs neue Stellung, entschlossen, sich aufs äußerste zu verteidigen.

Der Augenblick — es war gegen Mittag — war für die Preußen wahrhaft kritisch. Denn die Tiefe des Plateaus ist gering, und sie standen in Gefahr, seinen bewaldeten, schroffen Ostabhang in die Tiefe zum Mettauflusse hinabgeworfen zu werden. Wenn sie sich hier oben nicht zu halten vermochten, dann war das Gros des 5. Corps in den engen Defiléen des Passes zurückgehalten und konnte sich nicht zum Kampfe entwickeln: es wäre ihm schwerlich etwas anderes übrig geblieben, als sich zurückzuziehen. Während des Sturmes war wohl die Spitze der 10. Division bereits zur Verstärkung der Avantgarde erschienen, aber die Ueberzahl der Oesterreicher noch immer bedeutend. Steinmetz, die Truppen anfeuernd, stand ruhig unter ihnen; er erwartete vorerst noch einen vereinigten Stoß der Oesterreicher, dessen Gelingen oder Mißlingen den Tag entscheiden mußte.

Unheilvoll war es jetzt für die Oesterreicher, daß Ramming den errungenen Erfolg überschätzte. Auf einer dem Wenzelsberg gegenüberliegenden Bodenschwellung bei Kleny stehend, sah er die Preußen gegen den Brankawald zurückeilen und hielt das Gefecht für gewonnen. Er hätte gut gethan, auf den eroberten Teil des Wenzelsberges hinaufzureiten, um die Lage der Dinge selbst zu besehen; seine Umgebung schlug dies vor. Aber er glaubte, das Gefecht kühl von unten aus leiten zu können — daher sein Irrtum. Er sendete auch gegen Mittag an Benedek nach Josephstadt die Mitteilung von dem günstigen Stande des Kampfes[1]). Deshalb wollte er jetzt nur mehr seine Artillerie und Kavallerie wirken lassen, das Fußvolk hielt er im Vordringen zurück. General Rosenzweig erhielt den Auftrag, die Preußen mit seiner Brigade nicht zu hitzig zu verfolgen. Dafür fuhr die unterdessen angelangte Geschützreserve auf und überschüttete das Plateau mit einem Hagel von Granaten; die Reiterei sprengte hervor zur Ausnützung des Erfolges, zur Zersprengung zurückgehender preußischer Abteilungen. In dieser Selbsttäuschung Rammings lag der für die Oesterreicher unheilvolle Wendepunkt des Gefechts; denn der zähe Steinmetz gedachte mit nichten, den niederprasselnden Geschossen des Feindes und dem Heranbrausen seiner Schwadronen zu weichen. Für ihn war das alles nur Zeitgewinn, damit unterdessen seine übrigen Bataillone auf die Höhe von Wysokow heraufrücken konnten.

* * *

Deshalb ist das Reitergefecht, das sich jetzt entspann, nur eine Episode des hin und her wogenden Infanteriekampfes. Gegen

[1]) Dieser Bericht ist im Anhange Nr. XIX abgedruckt.

Norden zu flacht sich das Plateau ganz sanft hinab, und hier, über wallende Kornfelder, sprengten fünfeinhalb österreichische Eskadronen unter Generalmajor Prinz Solms dem Kampfplatze zu. Wie der Anführer der preußischen Reiter, Generalmajor v. Wnuck, dies sieht, wirft er sich sofort mit neun Schwadronen dem Feinde in den Weg. Die Oesterreicher, der doppelten Ueberzahl nicht weichend (die preußischen Eskadronen zählten etwa 150, die österreichischen etwa 120 Reiter), nehmen das Gefecht mit gleicher Kampfbegierde auf. Es kommt zu zwei getrennten Zusammenstößen; aneinander prallend durchdringen sich die Reihen, und jede Abteilung, die herankommt, wirft sich in den brausenden Wirbel. „Ein wütendes Handgemenge," so erzählt ein preußischer Offizier, „entspann sich. Es war ein allgemeines Mêlée; Lanze, Säbel, Pallasch, alles durcheinander. Die langen breiten Pallasche blitzten nach allen Seiten hin, aber die Unseren hatten nicht umsonst Parieren und Hauen gelernt." Alles wogte so lang durcheinander, bis sich die Schwärme trennten und das Gefecht in zahlreichen Gruppen und Einzelkämpfen durcheinander tobte. „Lieutenant Raven," so sagt jener Bericht weiter, „der bei dieser Schwadron war, sah plötzlich die feindliche Standarte neben sich. Er, Unteroffizier Reudelsdorf, Trompeter Tuchale und einige Dragoner warfen sich auf den mächtigen Mann, der sie trug, und ein ungleiches Ringen entspann sich; v. Raven griff zu, noch ein Hieb und der feindliche Wachtmeister sank vom Pferde. Die Standarte war erbeutet." Ein zweiter Standartenträger desselben österreichischen Regiments, der Ferdinand-Kürassiere, fiel, von zahlreichen Wunden bedeckt; seine Fahne ward später, nach dem Ende des Kampfes, von den Preußen mit gebrochener Stange im hohen Getreide gefunden. Als sich die beiden dichten Knäuel auseinanderwickelten und die Trompeten hier wie dort Sammlung bliesen, schrieben sich beide Teile den Sieg zu; denn auf jeder Seite gab es Reiterhaufen, welche verfolgend, andere, die verfolgt über die Abhänge rasten. Aber die beiden erbeuteten österreichischen Standarten wurden als Symbol des Sieges der Preußen betrachtet, wobei freilich zu beachten ist, daß bei der österreichischen Kavallerie, anders wie bei der preußischen, damals noch *jede* Eskadron eine Fahne hatte, was bei einem Handgemenge leicht zu deren Verlust führen konnte.

* * *

Während dieser Kampf noch wogte, begann fast auf der Höhe des Plateaus die für die Oesterreicher verderbliche Wendung des Gefechts. Oben verstärkten sich die Reihen der Preußen durch neu ankommende Bataillone der 10. Division. Kaum hatten sich die Oesterreicher nach dem Sturm verschnauft, so strebten sie nach oben. General Rosenzweig fühlte sich wohl mit seiner Brigade durch das Verbot Rammings gebunden; *Oberst Jonak* dagegen, der nicht dieselbe Weisung erhalten hatte, beschloß, *mit seiner Brigade das Plateau von den Preußen rein zu fegen* und sie endgültig den Hang ostwärts hinabzuwerfen. Truppen sind nach einem, wenn

auch siegreichen Sturme stets etwas aufgelöst; die einzelnen Abteilungen können nicht mehr ganz in der Hand der höheren Befehlshaber sein; nach der Schneidigkeit der Offiziere, nach dem Temperament der Soldaten geht es dann ungestümer oder matter gegen den nächsten Feind. Der Angriff gegen die Höhe des Plateaus, der jetzt folgte, war denn auch kein einheitlicher; einzelne Abteilungen der Brigaden Rosenzweig und Hertwek schlossen sich ihm an. Die ganze Kampfesweise der Oesterreicher war, wie ein berufener Beurteiler sagt, eine primitiv-naturalistische. Sie bestand in einem unvorbereiteten Sturmangriff, ohne Versuch, die Flanken des Gegners zu treffen. „Wäre es den Oesterreichern gelungen, Kraft und Einheit in diesen Offensivstoß zu bringen, so wäre der Erfolg vielleicht doch noch für sie gewesen“ [1]). So aber brachen sie wie angeschossene Eber direkt in das Feuer des Feindes und der regellose Stoß zerschellte an den preußischen Bataillonen wie an der Umsicht des Generals Steinmetz.

Ungleich war das Verhalten der zwei Regimenter der stürmenden Brigade Jonak. Die Magyaren des Regiments Wasa (Nr. 60) ließen nach dem ersten vergeblichen Versuche vom Sturme ab; die Polen des Regiments Prinz von Preußen (Nr. 20) dagegen bewiesen eine opfervolle Tapferkeit. Trotz des furchtbaren Kugelhagels strebten die letzteren zur Höhe, aber von dieser brachen alsbald preußische Abteilungen feuernd in ihre Reihen, brachten sie in mörderisches Kreuzfeuer und streckten die trotz alledem noch standhaltenden Oesterreicher zu Hunderten nieder. Oberst Graf Wimpffen fiel, mit ihm fast alle höheren Offiziere, und die führerlose Schar wandte sich rückwärts. Aber auch der Rückzug wurde ruhig angetreten. Da brauste auf Befehl des Generalmajors v. Wnuck, der scharfen Auges die Gelegenheit zum Einhauen wahrnahm, das 8. preußische Dragonerregiment in die linke Flanke des weichenden Fußvolks. Wiewohl bereits alle Schrecken des Todes gegen seine Reihen entfesselt waren, formierten die kleinen Abteilungen ordnungsgemäß Klumpen und Vierecke und empfingen die Dragoner stehenden Fußes mit feuerndem Gewehr. Die preußische Infanterie, von oben das blutige Schauspiel verfolgend, ersah sich die Klumpen der Oesterreicher als willkommenes Schußziel, so daß sich dieselben zu weiterem Rückzug lösten. Wieder brechen deshalb die Dragoner hervor und das furchtbare Schauspiel wiederholt sich. Die Dragoner gewahren, während die Kugeln von oben in einer der sich zurückziehenden Abteilungen wüten, in deren Mitte die Fahne eines österreichischen Bataillons; sie stürzen sich auf das Wahrzeichen, und nachdem sie einen der tapferen Fahnenträger um den anderen niedergehauen haben, ziehen sie die kostbare Beute aus einem Haufen Toter und Verwundeter hervor und bringen sie triumphierend auf die Höhe.

Oben auf der Bergfläche war noch während des Reitergefechts Kronprinz Friedrich Wilhelm angekommen, da er dem Kanonendonner

[1]) Kühne, „Kritische und unkritische Wanderungen“.

in den Kampf entgegengeeilt war. Von jenem Reitergewirre löste sich ein Schwarm österreichischer Küraſſiere los und sprengte die Anhöhe hinauf, gerade gegen die Stelle, wo der Kronprinz mit seinem Stabe stand. Seine Umgebung zog die Waffen, um ihn im Notfalle zu verteidigen. Eine Gewehrsalve zwang die Küraſſiere zur Umkehr. Dann sah der Kronprinz den abgewiesenen Sturm der österreichischen Infanterie; als er zur Wahlstatt, wo die Gefangenen lagen, hinabritt, erkannte er die Farben des ihm verliehenen österreichischen Regiments. Er fand dessen Oberst Graf Wimpffen an einer Gartenhecke aus mehreren Wunden blutend, ein Arzt legte ihm gerade den ersten Verband an. „Mein armer Oberst," sprach der Kronprinz mit schmerzlicher Bewegung, „wer hätte gedacht, daß wir uns nach so kurzer Zeit unter so traurigen Verhältnissen sehen würden! — „Soldatenlos!" war die männliche Antwort des Todwunden, der die dargebotene Rechte des Prinzen ergriff. Sorgsame Pflege wurde ihm auf Schloß Nachod zu teil, wohin er gebracht wurde; aber nach einiger Zeit erlag er seinen Wunden.

* * *

Mit diesem vergeblichen Vorstoße der Oesterreicher gegen die Höhe des Plateaus war das Schicksal des Tages entschieden. Jetzt, gegen 12½ Uhr mittags, war der letzte Augenblick vorüber, in welchem die 17. preußische Brigade von der Höhe hinabgeworfen werden konnte; der Commandeur der Brigade, Generalmajor v. Ollech, wurde durch zwei Kugeln schwer verwundet. Sie hatte sich mit Ruhm bedeckt, indem sie sich so lange hielt, bis stärkere Massen Preußen ankamen und den Rückstoß gegen die Oesterreicher unternehmen konnten. Die 10. Division unter Generallieutenant v. Kirchbach pflückte die jetzt reife Frucht des Sieges, welchen Löwenfelds Ausharren ermöglicht hatte.

Gleichzeitig oder bald hintereinander erfolgten an zwei verschiedenen Punkten neue Kämpfe, beide gleich glücklich für die Preußen. Um diese Zeit warf sich die neu angekommene preußische 19. Brigade unter Generalmajor v. Tiedemann auf jene Bataillone der Oesterreicher, welche die untere Hälfte des Wenzelsberges in blutigem Kampfe erstiegen und erstritten hatten. Und gleich darauf versuchte Ramming, da ihm auf der Höhe der Sieg entglitt, ihn auf einer anderen Stelle mit aller Kraft festzuhalten. Bisher hatte sich der Kampf bloß um die Höhe ober der großen Einbruchsstraße nach Böhmen gedreht, nun versuchte Ramming wenigstens diese selbst und das Dorf Wysokow in der Tiefe des Passes durch Ueberfall in seine Hand zu bekommen, um auf diese Art das Heraustreten der Preußen aus dem Defilé zu verhindern. Dazu entbot er die vierte und letzte seiner Brigaden unter Oberst Freiherr v. Waldstätten[1]). Aber Generallieutenant v. Kirchbach eilte den Angreifenden

[1]) Sie bestand aus einem Jägerbataillon, den Regimentern Hartmann Nr. 9 (Ruthenen, Ergänzungsbezirk Stry, Ostgalizien) und Franck Nr. 79

mit den neu angekommenen Abteilungen entgegen, und nach einem heftigen Kampfe in den Straßen und Häusern des Dorfes ward der Angriff der Oesterreicher zurückgewiesen.

Schon vordem hatte es Steinmetz an der Zeit erachtet, seine Truppen, nachdem sie sich so lange in der Verteidigung gehalten hatten, vom Brankawalde hinunter zur Offensive vorgehen zu lassen. Sein ganzes Armeecorps erschien allgemach auf dem Platze, und er beschloß, den gelichteten, zum Teile aufgelösten Abteilungen der Oesterreicher durch kräftiges Vorbrechen die errungenen Positionen zu entreißen. Das 6. und das 46. preußische Regiment in erster Reihe, mit ihnen die Truppen, die sich so lange standhaft auf der Höhe gehalten hatten, drangen in einheitlichem Stoße abwärts, um die beiden bereits blutgedüngten Wäldchen und das Dorf Wenzelsberg von den Oesterreichern zu säubern. Wohl durchfegten die Granaten der österreichischen starken Geschützreserve ihre Reihen, verhinderten durch ihre genaue Feuerwirkung das Auffahren der preußischen Geschütze auf der Höhe, aber sie vermochten den Erfolg des feindlichen Fußvolkes nicht auf die Dauer aufzuhalten. Die schneidige Offensive der frischen preußischen Truppen und die Ermattung der zum Teile dezimierten beiden österreichischen Brigaden entschieden den endgültigen Sieg der unaufhaltsam vordringenden Angreifer. Diese warfen sich zuerst mit einigen Bataillonen auf das nach mehrstündigem Kampfe des Widerstandes nicht mehr fähige Regiment Kronprinz von Preußen und zwangen es, das Gehölz seitlich des Dorfes zu räumen. Damit hatten sie die linke Flanke des Dorfes Wenzelsberg umfaßt, in welchem die Deutschmeister lagen, und nach einem heftigen Kampfe um die größeren Gebäude und um die Kirche, deren Thore erbrochen wurden, drängten sie die entmutigten österreichischen Bataillone, nicht wenig Gefangene in den Häusern aufhebend, den Abhang hinunter nach den Dörfern im Flachland. Hier sammelten sich die Geschlagenen wieder zu späteren Kämpfen.

Das Gefecht war um 4 Uhr nachmittags für die Oesterreicher verloren.

Dieser erste entscheidende Kampf mußte eingehender besprochen werden, weil er die Uebermacht der preußischen Waffen mit überzeugender Deutlichkeit nachweist. Die Führung auf österreichischer Seite, so urteilt eine berufene Stimme, hatte wohl nicht alles gethan, was sie sollte, aber ihre Anordnungen waren nicht fehlerhaft; nicht in diesen, sondern in der Ueberlegenheit des Zündnadelgewehres und mehr noch in der preußischen Taktik lag die Ursache des Sieges. Die Oesterreicher kannten, durch eine fehlerhafte Theorie und durch irrige Schlüsse

(Italiener aus Pordenone). Dieses Regiment schlug sich zum Unterschiede von den meisten anderen italienischen im österreichischen Heere ganz vortrefflich.

aus den Erfahrungen von 1859 irregeführt, nur eine Form des Angriffs, den Frontalsturm, nur eine Methode, die Stoßtaktik. Man hat später gesagt, bei Sadowa habe der preußische Schulmeister gesiegt; dem setzte ein militärischer Schriftsteller die Behauptung entgegen, daß nicht so sehr die Intelligenz der Mannschaft, auch nicht die Trefflichkeit der obersten Führung den Sieg entschieden habe, sondern die taktische Ueberlegenheit der Compagniechefs, die Ausbildung der Truppenoffiziere[1]). Diese verwendeten ihre Abteilungen wie geistige Einheiten, mit denen sie nach Bedarf gegen die Stirne oder gegen die Flanke des Feindes manövrierten. Dieses Vorgehen war ihnen durch die Instruktionen von 1861 vorgeschrieben. Den Feind durch Schnellfeuer zu erschüttern und dann im rechten Augenblicke zum Angriffe vorzugehen — in dieser Verbindung von Schuß und Stoß zeigte sich die Mehrzahl von ihnen trefflich geschult. Es waren im Gefecht von Nachod nicht die Führer der Compagnien (250 Mann), sondern die der Halbbataillone (500 Mann), welche die selbständige Arbeit des Unterführers zu leisten hatten. Denn im 5. Corps war, wie es scheint nach spezieller taktischer Ueberzeugung des Generals Steinmetz, das Halbbataillon als unterste Gefechtseinheit formiert. Vielleicht mißtraute er der Compagnietaktik als zu schwächlich. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß in den Zeiten verbesserten Gewehres diese kleinen und noch kleinere Abteilungen, wenn richtig geführt, genügende Schlagkraft als unterste Träger des Gefechtes besitzen. Den österreichischen Offizieren fehlte es an solcher Schulung. Sie waren ohne Zweifel nicht weniger gelehrig und nicht weniger begabt; aber man hatte ihnen seit 1859 eingeprägt, daß alles darauf ankomme, wenn sie sich an der Spitze ihrer Truppen mit Todesverachtung geradeaus in die Kugeln der Feinde stürzten, und sie gehorchten mit opfervoller Tapferkeit.

Ramming hatte das Gefecht zuerst einsichtig geleitet, aber auf dem Höhepunkte des Kampfes nicht die volle Wucht seines Corps gegen die noch dünnen Abteilungen der Preußen wirken lassen; und im Kriege kommt alles auf die höchste, thatenfrohe

[1]) Hauptmann May in der Schrift „Taktische Rückblicke auf 1866".

Anspannung der Nerven und des Atems der Truppen an. Er wurde, wie sein erster Bericht an Benedek beweist, durch die auch ihm unbekannte Feuerwirkung des Zündnadelgewehrs über die anfängliche Stärke der Preußen getäuscht und überschätzte sie. So scheiterte er an der härteren, in der Verteidigung wie im Angriff zum Aeußersten entschlossenen Natur des Generals Steinmetz. Dieser zog jeden verfügbaren Mann zur Verteidigung heran; seine kalte Ruhe — die Soldaten lernten den grimmigen Alten erst im Kampfe recht kennen und schätzen — gab seinen Truppen auch in der Gefahr das Gefühl der Sicherheit.

Die Preußen verloren in diesem Kampfe 1122, die Oesterreicher aber gegen 5700 Mann. Von den Siegern waren 19 Offiziere und 264 Mann tot, 43 Offiziere, 782 Mann verwundet, 14 Mann vermißt, von den Oesterreichern 105 Offiziere, 2091 Mann tot oder vermißt; 122 Offiziere und 2418 Mann verwundet, 5 Offiziere und 977 Mann unverwundet gefangen[1]). Viermal so viel Oesterreicher als Preußen bedeckten den Kampfplatz, fünfmal so groß waren ihre Verluste, wenn man die Gefangenen mitzählt. Aber die Verluste der einzelnen Regimenter und Bataillone gaben noch ein ganz anderes Bild. Jenes preußische Bataillon, das zuerst zur Verteidigung des Plateaus hinaufgeführt wurde und sie ruhmvoll durchführte, das 2. Bataillon des 37. Regiments, litt am meisten; es verlor 4 Offiziere und 114 Mann, also nicht ganz den achten Mann. Aber was wollte das gegen die Niedermähung österreichischer Bataillone sagen! Das 17. Jägerbataillon (Mährer), welches an der Seite des Regiments Prinz von Preußen den verhängnisvollen Sturm gegen das Plateau unternommen hatte, ließ 9 Offiziere und 269 Mann auf dem Platze — es war also jeder vierte Mann dem Zündnadelgewehr erlegen! Das Bataillon verlor, wenn man seine 63 Gefangenen hinzurechnet,

[1]) Das erschreckend ungünstige Verhältnis zwischen Toten und Verwundeten bei den Oesterreichern ist dadurch zu erklären, daß die Sieger nach dem Kampfe zuerst ihre Verwundeten vom Schlachtfelde auflasen und verbanden; erst dann kamen die Besiegten an die Reihe, so daß viele von ihnen, wenn Not an Aerzten war, zu Grunde gehen mußten. — Die Angabe in „Oesterreichs Kämpfen" III, Beilagen S. 10, daß die Vermißten den Toten zuzuzählen seien, stimmt nicht mit den Verhältnissen bei einzelnen Regimentern. Zumeist wird es wohl der Fall sein.

nicht weniger als den dritten Teil seines Bestandes. Man begreift die niederdrückende Wirkung gleich des ersten Gefechtes. Aber auch ganze Regimenter erlitten dasselbe Schicksal. Das Regiment Prinz von Preußen zog mit 2800 Mann in den Kampf und verlor 880 Mann, also gleichfalls mehr als ein Vierteil; die Regimenter Franck und Gondrecourt den fünften, die Deutschmeister den siebenten Mann. Dabei war zu beobachten, daß sowohl bei den Preußen wie bei den Oesterreichern verhältnismäßig doppelt so viel Offiziere als Soldaten von der Kugel erreicht wurden. So kam es, daß im österreichischen Regiment Prinz von Preußen 23 Offiziere tot blieben, 24 verwundet (kein einziger unverwundet gefangen); es war also hier weitaus mehr als die Hälfte der Offiziere gefallen, von manchen Compagnien nicht ein einziger mehr kampffähig.

Als sich dann die Oesterreicher in guter Ordnung vom Kampfplatze zurückzogen — General Rosenzweig wollte noch einmal den Sturm gegen die Wenzelshöhe unternehmen, doch Ramming erkannte die Unmöglichkeit des Gelingens — da konnte sich Steinmetz sagen, daß das eine Thor zum Königreich Böhmen erbrochen war. Ramming aber mußte dem Hauptquartier nach dem Gefechte mitteilen: „Ich muß meiner Pflicht gemäß berichten, daß ich ohne Unterstützung nicht im stande bin, morgen früh einem Angriff zu widerstehen.“ Er schätzte in der ersten Meldung nach der Niederlage seinen Verlust auf 3—4000 Mann; noch überblickte er die Verheerung nicht, die das Zündnadelgewehr in den Reihen seines Corps angerichtet hatte.

Durch! war dem Sinne nach die Losung, welche für den 27. Juni den drei preußischen Corps der Armee des Kronprinzen gegeben worden war. Die Päße freizumachen war Steinmetz wie Bonin und der weiter rückwärts marschierenden Garde aufgetragen. Bonin zog, während Steinmetz bei Nachod glücklich durchgriff, auf der nördlichsten der drei Einbruchsstraßen mit dem 1. Corps auf Trautenau los. Zu späterer Stunde als Steinmetz stieß er auf den Feind, und dieser trat ihm am Endpunkte der Gebirgsstraße unter Führung des Freiherrn

v. Gablenz mit voller Entschlossenheit entgegen; das physische Uebergewicht der preußischen Waffen durch überlegene Thatkraft wettmachend, schlug der österreichische General das von den Preußen bereits halbgeöffnete Einfallsthor mit Macht wieder zu und warf sie selbst in die Engpässe des Grenzgebirges zurück. Dabei hatten drei seiner Brigaden vor dem Kampfe einen Marsch von 2½ bis 3½ Meilen in der Hitze des Junitages durchzumachen, nur die Brigade Mondel traf, weiter vorwärts stehend, schon am Vormittag bei Trautenau ein. —

Der österreichische Befehlshaber FML. Freiherr v. Gablenz war eine glänzende militärische Erscheinung. Er war 1814 geboren und trat zuerst in die Armee seines Heimatlandes Sachsen, nahm aber schon 1833 österreichische Dienste, in denen ihm eine ungewöhnlich rasche Laufbahn beschieden war. Nach den Feldzügen von 1848 und 1849 in Italien und Ungarn war er schon mit 35 Jahren Oberst und das Maria-Theresienkreuz schmückte seine Brust. Die fortstürmende Tapferkeit seines Wesens wurde noch befeuert durch seinen brennenden Ehrgeiz; zumal unter den Augen eines Vorgesetzten, an dessen Meinung ihm gerade lag, war seine Bravour zu allem fähig. So hielt er sich in der Schlacht bei Magenta und als seine Truppen den Rückzug nach Solferino zu decken hatten. Er zeigte hier, daß er wie wenige jenen militärischen Blick besaß, der nach Napoleons Ausspruch das Um und Auf für den Offizier und General ist; denn es gibt keine Theorie, die lehren kann, wann der Moment zum Einhauen oder zum Abbrechen des Gefechtes gekommen ist. Das war auch bei Gablenz eine natürliche Gabe, denn als ein Mann, der das Leben mit vollen Zügen genoß, gab er sich mit der Wissenschaft vom Kriege nicht eben viel ab. Nur kurze Zeit wurde er deshalb als Offizier des Generalstabs verwendet, aber bald wieder aus guten Gründen zur Truppe versetzt, wo die Luft wehte, in der er am vollsten zu atmen vermochte. In Schleswig-Holstein holte er sich hohe Ehren; es wurde bereits erzählt, wie er mit rastloser Wachsamkeit und Regsamkeit die Dänen nach der Räumung des Danewerks verfolgte, während die Preußen erst methodisch den Feind suchten. Als Statthalter Schleswigs gewann er dank

seinem gewinnenden Wesen große Volkstümlichkeit, nicht zum wenigsten durch seine treffenden Aussprüche, wie damals, als er die schleswigschen Mannschaften der dänischen Armee, ohne ihnen irgend ein Versprechen abzunehmen, in die befreite Heimat entließ; „ich verlange nicht euren Handschlag," so sagte er ihnen, „denn ich kenne euren Herzschlag." Als der Krieg mit Preußen heraufzog, vertrat er mit gesundem Verstande die Anschauung, Oesterreich würde viel klüger handeln, wenn es sich zur Teilung Deutschlands nach Nord und Süd entschlösse; und er riet in Wien nachdrücklich vom Kriege ab, so lange die Armee nicht mit Hinterladern bewaffnet sei. Im Jahre 1866 blieb ihm, dem einzigen unter den österreichischen Generälen, das Glück im Kriege gegen Preußen in einem blutigen Gefechte hold, das Glück, das ihn auf allen seinen Lebenswegen, bei den Frauen und ganz besonders am Spieltische bis hart an den Schluß begleitete — um ihn dann jählings treulos zu verlassen. Denn der lebenslustige Soldat wurde zuletzt von dem Wunsche nach dem Golde ergriffen, das die Börse nach dem deutsch-französischen Kriege ausschüttete. Während seiner waghalsigen Spekulationen aber trat die Börsenkrisis von 1873 ein und riß auch ihn ins Verderben; rasch entschlossen machte er kurz darauf seinem Leben ein Ende, ein unersetzlicher Verlust für die österreichische Armee, für die sein Sieg bei Trautenau 1866 ein Trost gewesen war. —

Das 1. preußische Corps, dem das Mißgeschick von Trautenau widerfuhr, bestand durchwegs aus Ostpreußen, einer kernhaften Mannschaft, welche in den früheren Kriegen und auch 1870 stets das Beste leistete. Sein Befehlshaber, Adolf v. Bonin, General der Infanterie, war 1803 geboren; er hatte die regelmäßige Laufbahn eines hohen Offiziers hinter sich, der im Frieden von Stufe zu Stufe vorgerückt ist. Sein Ansehen stand bei Kundigen niedrig; als Theodor v. Bernhardi die Ernennung Bonins erfuhr, schrieb er noch vor dem Kriege in sein Tagebuch: „Bonin, Prinzenadjutant, nie im Feuer, nie im ernsten Dienste, nie ernste Dinge getrieben, kommandierender General!" Es sollte sich bald zeigen, wie treffend das Urteil des menschenkundigen Historikers war.

Die beiden Divisionen Bonins, die 1. und 2., wurden von Generallieutenant v. Großmann und Generallieutenant v. Clausewitz befehligt. Ueberaus bedächtig, alle Hügel und Wälder zu beiden Seiten der Straße nach Feinden absuchend, führte Bonin sein Corps durch die engen Defiléen gegen Trautenau. Nach mehrfacher Zögerung besetzte seine Avantgarde gegen 10 Uhr die Stadt. Dort gab es zu dieser Morgenstunde noch kein österreichisches Fußvolk, nur ein Reiterregiment, die Windischgrätz-Dragoner, hielt Wacht; diese zogen sich jetzt langsam aus der Stadt und blieben dann im Westen derselben als Vorhut der Oesterreicher stehen. Bonin hatte vom Kronprinzen den Befehl erhalten, auf der Einfallsstraße nach Böhmen die Richtung von Osten nach Westen einzuhalten und über Trautenau an diesem Tage bis Pilnikau vorzudringen, weil das preußische Hauptquartier die Absicht hegte, auf diesem Wege am ehesten Fühlung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl zu gewinnen. Denn die Straße von Liebau nach Trautenau erreicht bereits nach zwei bis drei Tagemärschen die Stadt Jitschin, den von Moltke festgesetzten Vereinigungspunkt der getrennt marschierenden beiden Heere. Nun war Bonin so sehr von dieser seiner wichtigen Aufgabe erfüllt, ließ sich von ihr so ausschließlich gefangen nehmen, daß er darob jene Straße vernachlässigte, welche, von Josephstadt kommend, bei Trautenau die seinige in einem rechten Winkel trifft; und gerade auf dieser mußte, von Süden heraneilend, in seiner linken Flanke Gablenz erscheinen. Allzu sorgfältig nach vorne ausschauend und demnach die anderen Richtungen außer Augen lassend, hatte Bonin, wie es scheint, bis zu seiner Niederlage nicht die volle Vorstellung, daß der Feind nicht vor seiner Front, sondern auf seiner linken Flanke zu suchen sei.

Gefecht von Trautenau.

In Trautenau lagerten die Preußen um 10 Uhr auf dem schönen viereckigen Marktplatz wie in den Straßen des wohlhabenden Städtchens, und die Avantgarde setzte sich bereits westwärts in der Richtung gegen Jitschin in Bewegung. Da sie stundenlang marschiert war, ohne auf Widerstand zu stoßen, vermutete sie kaum

mehr, an diesem Tage angegriffen zu werden. Da pfiffen plötzlich, scheinbar aus den Häusern der südlichen, sich an die Berge anlehnenden Vorstadt, Kugeln in die preußischen Abteilungen. Die Truppen glaubten sich von den Bewohnern der Stadt tückisch angegriffen und gerieten in Unruhe; Verrat schien mitzuspielen. Sofort wurden Bürgermeister Roth und dann auch andere Bewohner der Stadt verhaftet; lebhafte Bewegung der Befehlshaber gab sich kund, und da man den Feind nicht sah, wurden von verschiedenen Seiten widersprechende Anordnungen zum Angriffe erteilt[1]).

Dieser unvermutete Angriff kam von der vordersten Brigade des Corps Gablenz, welche unter dem Befehle des Obersten Mondel bereits vor Trautenau angelangt war[2]). Die Stadt liegt in dem anmutigen Thalkessel der Aupa, eines reißenden Bergflusses; von Süden her, von wo die Straße der Oesterreicher heranführt, wird dieser Kessel von Hügeln überhöht. Oberst Mondel, durch die Windischgrätz-Dragoner von der Sachlage unterrichtet, übersah mit scharfem Blicke den militärischen Charakter der Oertlichkeit und führte seine Truppen sogleich auf jene südlichen Anhöhen hinauf, schob sie bis nahe an die Stadt, in deren obere Häuser hinunter, und von hier aus pfiffen den Preußen die Kugeln um die Köpfe. Jetzt erschien auch Gablenz auf der Höhe bei seinen Truppen, aber während diese bereits zur Stadt hinunter dringen wollten, gab er ihnen den Befehl, vorerst nur die Höhen besetzt zu halten, denn mit der einen Brigade war der Angriff aussichtslos.

Nun erkannte Bonin das Versäumnis, daß er die Trautenau beherrschenden Höhen nicht früher besetzt hatte. Er ritt mit seinem Stabe auf einen Hügel des gegenüberliegenden Aupa-Ufers und blickte über die Stadt hinüber auf den sich ausbreitenden Feind. Der hielt jene drei Berge besetzt, welche an diesem Tage das Kampfobjekt bilden sollten. Der Reihe nach waren dies der Galgenberg, der von da ab zu Ehren des siegreichen österreichischen Generals der Gablenzberg heißt, neben ihm der Johannisberg (Kapellenberg), endlich der Hopfenberg, der heute nach dem Namen des Generalmajors Knebel benannt ist. Gegen diese starke Position nun wurden das 1. und das 41. Regiment zum Kampfe aufgeboten. Vom Thale her gingen die preußischen Abteilungen von allen Seiten gegen die verschiedenen Abhänge vor, nirgends, wie es die Oesterreicher in solchen Fällen thaten, in dichten Massen, sondern in möglichst guten Deckungen. Gleichzeitig aber schickte Bonin den Generalmajor Buddenbrock ab, um die Oesterreicher im Rücken zu fassen. Zwei Stunden lang durchhallte der Lärm des Gefechtes das Thal. Bevor noch die

[1]) Siehe Karte II mit dem Plan des Gefechtsfeldes von Trautenau. Eine gute Zusammenfassung der zahlreichen Berichte über das Gefecht ist das Buch von Dr. phil. Richard Schmitt, „Die Gefechte von Trautenau am 27. und 28. Juni. Nebst einem Anhang über moderne Sagenbildung" (Gotha 1892).

[2]) Die Brigade bestand aus den Regimentern Parma Nr. 24 (Ruthenen, Bezirk Kolomea), Mazzuchelli Nr. 10 (Polen, Przemysl) und dem 12. Jägerbataillon.

Umgehung durch die Preußen beendet war, sah Gablenz ein, daß es unmöglich sei, die Höhen mit einer Brigade gegen das feindliche Corps länger zu behaupten. Er führte sie deshalb wieder auf der Straße gegen Josephstadt zurück, wo er die Ankunft seines Gros abwarten wollte. Auf der Höhe des Johannisberges, um die daselbst befindliche Kapelle, ward eine Abteilung zum Schutze des Rückzuges zurückgelassen; sie wehrte sich gegen die vordringenden Preußen auf das tapferste, und fast die ganze Schar ward im erbitterten Handgemenge niedergehauen[1]).

Nun besetzte die preußische Avantgarde die den Oesterreichern abgenommenen Höhen und das Gefecht verstummte von Mittag ab allmählich. Gegen 2 Uhr nachmittags vermeinte Bonin den Sieg vollständig gesichert; er glaubte überhaupt nicht, daß sein Vormarsch in der Richtung nach Westen, den er als die Hauptsache vor Augen hatte, noch wesentlich gestört würde. Er lehnte denn auch das Angebot der südlich von seinem Corps in Böhmen einmarschierenden Gardedivision, ihm zu Hilfe zu kommen, dankend ab; er wollte die Garde nicht abhalten, das ihr vorgeschriebene Marschziel zu erreichen; den Stoß der Oesterreicher in seine südliche Flanke hielt er für erledigt. Zu dieser Zeit erteilte er den Befehl, ohne Rücksicht auf den nahen Feind weiter nach Westen gegen Pilnikau vorzurücken, um diesen Ort trotz des Gefechtes noch an diesem Tage zu erreichen. Er hatte von der Höhe nördlich von Trautenau das Gefecht befehligt und gab sich nicht einmal die Mühe, auf die Berge südlich der Stadt, wo das Gefecht stattfand, hinaufzureiten. Ein Teil seiner Truppen, ein Hornsignal falsch deutend, verließ zu seinem Unglück die Berge und stieg nach Trautenau hinunter. Indessen blieben der Johannisberg und der Hopfenberg noch von der Brigade Barnekow besetzt. Noch weiter südlich gegen die Oesterreicher zu standen neun preußische Bataillone unter Generalmajor v. Bubbenbrock. Die letzteren Truppen waren, wie erzählt wurde, vormittags in den Rücken der Brigade Mondel gesendet worden, fanden aber die Stellung schon geräumt. Ihr mehrstündiger Umgehungsmarsch war höchst mühsam gewesen; sie folgten der österreichischen Brigade noch eine Strecke, dann nahmen sie in der Richtung gegen den Feind Stellung. Bonin glaubte, während sein Gros im Thale lagerte, die Höhen durch sie übergenug geschützt.

* * *

Gablenz nun benutzte diese Sachlage umsichtig und entschlossen. Er handelte nach dem Grundsatze, daß ein Feldherr seine ganze Macht

[1]) Zu Beginn des Kampfes um die Höhen fand unten, westlich von Trautenau, ein Reitergefecht zwischen den österreichischen Windischgrätz-Dragonern und dem litthauischen Dragonerregiment statt. Beide Teile schrieben sich den Sieg zu, die Oesterreicher offenbar mit besserem Rechte. Beide Regimenter hatten eine rühmliche Vergangenheit; die Windischgrätz-Dragoner sind jenes Regiment, dessen Offiziere und Soldaten keinen Schnurrbart tragen, zur Erinnerung an die Schlacht bei Kolin, wo die bartlose junge Mannschaft unter dem Prinzen de Ligne sich aufs tapferste schlug.

auf den schwächsten Punkt der feindlichen Stellung werfen müsse. Um 2½ Uhr langte, zu langsam für seine Ungeduld, endlich die Brigade Grivičić bei Neurognitz an, nachdem sie Reiterei und Artillerie eilends vorausgesandt hatte. Etwa drei Viertelmeilen vor ihrem Marschziel ließ Oberst Grivičić die Soldaten die Tornister ablegen, diese letzte Strecke wurde von ihnen im Sturm- und teilweise im Laufschritt zurückgelegt. Sie marschierten zum Gefechte auf und wurden, noch schweißbedeckt, um 3 Uhr sofort zum Angriffe gegen den Feind geführt. Gablenz zögerte nicht, obwohl die Brigade Wimpffen erst um 4 Uhr und Knebel eine weitere Stunde später nachkommen konnte. Sein Hauptziel war die Rückeroberung des Johannis- und des Galgenberges, und hiezu wollte er keinen Augenblick Zeit verlieren. In Trautenau herrschte völlige Ruhe; nur das muntere Getriebe der preußischen Biwaks störte den scheinbaren, über dem Thale und den Anhöhen lagernden Frieden. Die Truppen ruhten aus, die Verwundeten wurden verbunden; das Gros des 1. Corps hatte ebensowenig wie sein Commandeur eine Ahnung, daß eine kleine Stunde hinter dem Johannisberge der Feind sich zu neuen Angriffen rüstete. Aber die Oesterreicher mußten immer noch, wenn sie den Sieg erringen wollten, zwei Linien des Feindes durchbrechen. Vorerst bei Hohenbruck die Bataillone Buddenbrocks, auf mäßigen, doch gut zu verteidigenden Anhöhen; und wenn diese geworfen waren, weiter rückwärts den stattlichen Kranz des Johannis- und des Galgenberges. Ein blutiges Stück Arbeit also.

Vorerst ging es gegen Buddenbrock, dessen Truppen zu beiden Seiten der Anmarschstraße der Oesterreicher auf einer mäßigen Bodenanschwellung günstig postiert, doch zu weit ausgedehnt standen[1]). An diese machte sich ohne Säumen zuerst die Brigade Grivičić. Gablenz befahl, daß sie die Preußen an deren linkem Flügel (bei Altrognitz) fassen solle; sobald Wimpffen anlange, hatte er ihren rechten (bei Hohenbruck) aufs Korn zu nehmen. Die Truppen sowohl des Angreifers wie des Verteidigers hatten bereits tüchtige Strapazen hinter sich, als es zum Kampfe kam.

Oberst Grivičić führte seine Leute zuerst bis zu dem Gehölz vor der Aufstellung des Feindes. Hier ward kurzer Halt gemacht, damit die Soldaten von der Glühhitze des Eilmarsches ausschnaufen und den Schweiß trocknen konnten. Dann sprangen sie von dem grünen Ruhebette auf und schritten zum Sturm, im ersten Treffen das Regiment Ajroldi (Nr. 23) und das 16. Jägerbataillon[2]).

Die Kanonen donnerten und ihre Geschosse durchstrichen eine zeitlang die Reihen der preußischen Truppen. Dann stürzten die Oesterreicher unter Eljenrufen und unter den Klängen des Radetzkymarsches vorwärts in die Kugeln der Feinde, welche die mäßige Anhöhe herab ihre Reihen niedermähten. Bei den Preußen war Feuer

---

[1]) Buddenbrock kommandierte hier das 44., 45. und Teile des 1., 5. und 41. Regiments.

[2]) Nr. 23 bestand aus Banatern aus dem Zomborer Komitat; das Jägerbataillon rekrutierte sich aus Troppau.

befohlen worden, als die Oesterreicher 300 Schritte weit entfernt waren, und es streckte, bevor diese auf 50 Schritte herankamen, ihre dichten Linien reihenweise nieder. Das Regiment Ajroldi verlor an diesem Tage 950 Mann, mehr selbst als die bei Nachod so hart hergenommenen Tapferen von „Prinz von Preußen". Die Oesterreicher stockten und kehrten um, und in der ganzen Strecke, die sie zurückeilten, verfolgte sie das erbarmungslose Schnellfeuer. Die am herzhaftesten vorgedrungen waren, hatten die längste Strecke zurück zu durchmessen und wurden um so sicherer zur Ernte des Todes.

Mit einem Frontalstoße also war den Ostpreußen vom 44. und 45. Regiment nicht beizukommen. Grivičić versuchte es jetzt mit einer Umgehung und schickte eine Abteilung unter dem Obersten Fritz in ihre linke Flanke, dann entbot er sein zweites Treffen, das Regiment Kaiser Alexander (Nr. 2) zum Angriffe[1]). Jetzt erst wichen die Preußen. Sie sahen den Feind in der Flanke und sahen ihn unter den Klängen der Regimentsmusik, unter dem Donner seiner Kanonen den zweiten Sturmlauf beginnen. Sie räumten, fortwährend feuernd, die Wahlstatt, wo auch viele ihrer Toten lagen. Das war ungefähr der Zeitpunkt, in welchem auch die Brigade Wimpffen ankam und sich daran machte, den rechten Abschnitt der preußischen Aufstellung mit dem Bajonett auf seine Stärke hin zu erproben. An allen Punkten wurde die erste Linie der preußischen Stellung gegen 5 Uhr nachmittags geräumt, und die zurückweichenden Bataillone zogen sich nicht gegen Trautenau, sondern sofort gegen Schlesien, in der Richtung zurück, von wo sie gekommen waren. Sie gaben also den angreifenden Oesterreichern den Weg zum Johannisberg frei. Sie hatten, indem sie den einen Sturm aushielten, ihre Pflicht gethan; jetzt aber schlugen sie den Weg zur Heimat ein. Vor sich sahen die Oesterreicher, wie sie vordrangen, jene Hügelfestung, welche den Schlüssel zur Trautenauer Paßstraße bildet. Bevor ihr Werk gekrönt war, gab es noch Mühsal und Blut genug.

* * *

Der Donner der Geschütze und das Knattern des Gewehrfeuers, welche von jenseits des Johannisberges in das ruhig daliegende Aupathal hinüberschallten, scheuchten den preußischen General und seine Truppen in Trautenau auf. Vorbei war es also mit dem ungestörten Weitermarsche nach Westen auf Jitschin zu, zu welchem bereits die Befehle ausgegeben waren. Von Süden her sprengten schnell nacheinander Offiziere heran, die Sturm, wieder Sturm und schließlich auch den Rückzug meldeten. Unklug war es nun, daß Bonin nicht auf die Höhen eilte, wo das Gefecht tobte, sondern wieder wie vormittags auf den jenseits (nördlich) der Aupa liegenden Hügel, die Commandeurhöhe, von wo er den weiteren Kampf auf der anderen Seite des Thalkessels beobachtete. Steinmetz handelte bei Nachod anders, und auch Gablenz stand jetzt mitten unter den

[1]) Rumänen aus Siebenbürgen (Fogaras).

Seinigen, die Richtung des Angriffes anordnend. Ueberall herrschte deshalb unter den Preußen bei Trautenau Unklarheit, nichts wollte klappen. General Bonin erkannte wohl, daß es gelte, stärkere Abteilungen auf die noch festgehaltenen Höhen hinaufzuwerfen. Deshalb erhielt ein Teil des Corps den Auftrag, das Thal zu verlassen und sich den Truppen Buddenbrocks oben zum Angriffe oder zur Verteidigung anzuschließen; die Brigade Barnekow sollte sich als Reserve auf dem Kapellen- und Galgenberg aufstellen, um hier eine zweite Linie gegen den vordringenden Feind zu bilden. Barnekow befolgte sorgfältig den ihm gewordenen Auftrag — die preußischen Befehlshaber aber, welche die Truppen Buddenbrocks hätten unterstützen sollen, müssen den Befehl mißverstanden haben; thatsächlich erschienen ihre Abteilungen nicht auf der Höhe, sondern blieben thatenlos in und hinter Trautenau stehen[1]). So mußte Buddenbrock seine Stellung räumen, und während General Barnekow allein den opfervollen Kampf um die ihm anvertraute Hügelkette ausfocht, geschah nichts, um diesen Fehler gutzumachen. Es wurde nur ein wirkungsloser Ausfall der preußischen Kavallerie auf der Straße gegen Josephstadt versucht. Es gibt Gefechtstage, an welchen die besten Truppen von einem Mißgeschick ums andere verfolgt werden. Es liegt dann alles an dem feindlichen Feldherrn, ob er die Gunst des Augenblicks zu nützen versteht. Solch ein Führer war Gablenz, und sein kräftiges Vordringen in des Feindes Blöße erzwang den Sieg.

* * *

Generalmajor v. Barnekow, welcher mit seiner Brigade den durch ihren Erfolg ermutigten Oesterreichern auf dem Johannis- und Kapellenberg die Spitze zu bieten hatte, fand in diesem Unternehmen nur geringe Hilfe an den zurückeilenden Abteilungen Buddenbrocks. Er selbst hatte das 3. Grenadierregiment und zwei Bataillone des 43. Infanterieregiments unter seinem Befehl. Seine Stellung war eine überaus feste; denn die Oesterreicher hatten, bevor sie den bewaldeten Gipfel des Hügels und die Kapelle erreichten, einen mäßig ansteigenden Feld- und Wiesengrund zu überschreiten, wo sie dem Feuer der Preußen ungedeckt ausgesetzt waren. Ungefähr in einer ähnlichen Position hatte Generalmajor v. Löwenfeld auf dem Plateau von Wysokow drei österreichischen Brigaden widerstanden. Barnekows Truppen wehrten sich mit nicht geringerem Mute, aber im Stiche gelassen von den übrigen Truppen des Corps, unterlagen sie nach herzhaftem Widerstande.

---

[1]) Der Commandeur der 1. preußischen Division, Generallieutenant v. Großmann, hatte die irrige Vorstellung, daß es sich wesentlich um die Verteidigung von Trautenau handle, auch führte er an, daß der Befehl Bonins nicht an ihn gelangt sei. Gablenz kümmerte sich aber vorerst nicht um die Stadt, sondern lediglich um die Erschütterung der ihm gegenüberstehenden Truppen unter Buddenbrock. Als diese dann wichen, schlossen sich auch die unten stehenden Abteilungen Großmanns der allgemeinen Rückwärtsbewegung an.

Feldmarschalllieutenant v. Gablenz, voll feuriger Entschlossenheit, gönnte seinen Truppen nach der Besiegung Buddenbrocks keine Rast. Die letzte seiner vier Brigaden, Knebel, die unterdessen auf dem Schlachtfelde angekommen war, hielt er in der Reserve; die beiden vordersten dagegen wurden gegen die Hügelfestung aufgeboten: Wimpffen hatte zum Sturme gegen die Höhe des Johannisberges vorzugehen, Grivičić erhielt den Auftrag, sie in weitem Bogen zu umgehen, die Preußen in der Flanke zu fassen und so den Sieg zu entscheiden. Nach österreichischer Gepflogenheit wurde jedoch die Wirkung dieser Umgehung nicht abgewartet, sondern Wimpffen führte die Seinigen um 5 Uhr ohne jede Vorbereitung zum Sturme. Ein heftiges, für beide Teile verlustvolles Ringen entspann sich[1]). Ueber den freien Abhang strebten die Stürmenden; die Italiener vom Regiment Bamberg bis auf 300 Schritte an den Feind, dann zurück; die Ruthenen dagegen vom 43. Regiment immer weiter; aber wie sie sich dem feueratmenden Gehölze auf der Spitze näherten, erlahmte der mit stolzen Hoffnungen begonnene Vorprall. Und noch einmal ging es unerschrocken vorwärts; dreimal ward die halbe Höhe des Berges erreicht, Gehölz wie Kapelle waren förmlich mit den Händen zu greifen. Beim letzten der Angriffe ließ oben auf dem Gipfel Oberst v. Treskow die Trommeln wirbeln zum Rückstoße; nun brach er mit den Preußen hinunter auf die erschütterten Reihen und trieb mit dem schneidig ausgreifenden 43. Regiment die Oesterreicher siegreich bis zu den Feldern unterhalb des Kapellenberges. Die Brigade Wimpffen hatte 1300 Mann verloren; aufgelöst entzogen sich ihre Abteilungen dem sie verfolgenden Schnellfeuer.

Dies ersah Generalmajor v. Knebel, der weiter rückwärts hielt, die Straße gegen Neurognitz bewachend. Was thun? Der ihm erteilte Befehl band ihn zum Schutze der Rückzugslinie an seine Stellung, aber wenn er den Auftrag erfüllte, dann war seine Brigade die einzige, die an den Ehren und Mühen des Tages keinen Anteil nahm. Wo er Wacht zu halten hatte, zeigte sich kein Feind; wenn er aber seine Truppen zu einem glücklichen Angriffe aufbot und mit ihm durchdrang, dann war das Maria-Theresien-Kreuz sein, das nur auf dem Schlachtfelde errungen wird durch eine siegreiche That aus eigener Initiative. Er rief seine Stabsoffiziere zusammen und erklärte, er sei für den Sturm auf die Höhe, wer dafür sei? Alle stimmten ihm zu und unverzüglich schritt er ans Werk. Die Brigade Knebel war die einzige des 10. Corps, welche vorwiegend aus Deutschen bestand; sie war aus Schlesiern und Nordmährern[2]) gebildet. Insbesondere den ersteren war es beschieden, den schönsten Lorbeer zu pflücken, der der österreichischen Armee im Kriege gegen Preußen

---

[1]) Die Brigade Wimpffen bestand aus dem Regimente Bamberg Nr. 18 (Italiener aus Padua) und Erzherzog Stephan Nr. 43 (Ergänzungsbezirk Stanislau, Galizien).

[2]) Kaiser Franz Joseph Nr. 1 (Ergänzungsbezirk Troppau) und Erzherzog Karl Nr. 3 (Ergänzungsbezirk Kremsier), dann das 28. Jägerbataillon.

beſchieden war. Es war einer der blutigſten Augenblicke des Bruderkrieges — ein ſchleſiſches Regiment überwand hier ein oſtpreußiſches.

Sechs Uhr abends war es. Auf die Kapelle ſelbſt gingen das 2. und das 3. Bataillon des Regiments Kaiſer Franz Joſeph vor, gegen die Stellung öſtlich davon das 1. Bataillon. Dieſes letztere kam zuerſt an das Feuer heran. Aber ſein Befehlshaber, Oberſtlieutenant Habermann, mit ihm viele Offiziere und Soldaten fallen, und die Leute weichen zurück; nun ſtellt ſich der Oberſt des Regiments, du Rieux, ſelbſt an die Spitze, feuert zu neuem Angriffe an, aber die Oſtpreußen oben ſtehen wie Mauern und die Stürmenden können das letzte, beſchwerlichere Stück des Hügels nicht gewinnen. Glücklicher waren die öſterreichiſchen Abteilungen, welchen die Kapelle zum Sturmziel geſetzt war. Nichts konnte ihren Ungeſtüm hemmen. Salven auf Salven werden von den Preußen abgegeben; als dieſe einen Augenblick innehalten, um den Rauch verziehen zu laſſen und ſich von der Wirkung des Feuers zu überzeugen, ſehen ſie, wie trotz ihres Widerſtandes der Feind über die Leichen der Vordermänner hinweg — Major Pilati, der erſte ſeines Bataillons auf der Höhe angekommen, bricht zu Tode getroffen zuſammen — ſchon den Raum vor der Kapelle füllt. Dieſer Augenblick entſcheidet. Wohl ſetzen die Preußen ihr Schnellfeuer fort, weichen aber ſchon langſam zurück. Man ſieht bereits das Weiße in den Augen des Gegners und das Bajonett ſoll zum erſtenmal die Entſcheidung bringen. Aber weiterer Widerſtand des preußiſchen 43. Regiments iſt unmöglich, da hinter dem ſtürmenden Feind ſchon ein neuer, das öſterreichiſche Regiment Nr. 3, in dichten Maſſen heraufeilt. Das Bataillon, welches die Kapelle ſo ehrenvoll verteidigte, hatte 8 Offiziere und 238 Soldaten, ein Viertel der Mannſchaft, verloren, der ſtärkſte Verluſt, den eine preußiſche Abteilung in dieſem Kriege erlitt; er iſt nahezu eben ſo groß wie der der zerſchmetterten öſterreichiſchen Bataillone; 33000 Patronen waren von ihm zur Verteidigung des Kapellenberges verſchoſſen worden. Die Preußen ziehen ſich jetzt weſtwärts gegen Schleſien.

Triumphierend eilen die Oeſterreicher nach; die Brigade Grivičić drängt nach Beendigung der Umgehung den Feind überall von den Höhen hinab ins Thal und gegen 9 Uhr ſteigen die Sieger auch hinunter und zur Stadt hinab, welche bereits von den Preußen geräumt iſt. General v. Bonin führt ſein geſchlagenes Corps zurück und will es in den Engpäſſen noch auf der öſterreichiſchen Seite des Gebirges lagern laſſen; aber das niederſchlagende Gefühl des erſten Mißerfolges veranlaßt einen Teil ſeiner Bataillone, den Rückzug fortzuſetzen. Bonin gibt darauf dem ganzen Corps um 9 Uhr abends den Befehl zum Abmarſch nach Schleſien. Die ganze Nacht dauerte der Rückzug. So kommen ſeine Truppen zwiſchen 3 und 5 Uhr morgens zu Tode ermattet in denſelben Lagerplätzen an, welche ſie vor 24 Stunden hoffnungsvoll verlaſſen hatten.

Unter den Gefangenen führen die Preußen den Bürgermeiſter von Trautenau und etliche ſeiner Landsleute, denen verräteriſche Teilnahme am Kampfe vorgeworfen wurde, mit ſich. Die erlittene

Niederlage wird auf ihre Tücke zurückgeführt. Das Gerücht vergrößerte die erhobenen Vorwürfe, und bald verkündeten Bänkelsänger in Schlesien von einem furchtbaren Straßenkampfe in Trautenau. Erst nach dem Frieden wurden die Gefangenen, die man in der Festung Glogau strengen Verhören unterzogen hatte, freigelassen. Unbefangene, so der preußische Kronprinz, überzeugten sich von der Ungerechtigkeit des Vorwurfes; aber der überreizte preußische Patriotismus ließ es sich nicht nehmen, daß die Niederlage nur durch den „Trautenauer Verrat" zu erklären sei[1]).

Die Niederlage der Preußen war der unsicheren Führung zuzuschreiben, denn Bonin verstand es nicht, Massengebrauch von seinen Streitkräften zu machen. Ueberflüssigerweise ließ er drei Bataillone bei sich auf der Commandeurhöhe halten, ohne sie zu verwenden, und er besaß auch nicht die Energie, die aus dem Gefechte an ihm vorbei zurückflutenden Truppen Buddenbrocks zum Halten zu bestimmen. Uebrigens bemerkte man in diesem Treffen, wie auch sonst in dem Kriege, daß der meisterlichen Ausbildung des preußischen Fußvolks nicht die gleiche der Reiterei und der Artillerie zur Seite stand. Dagegen war es klug erwogener Grundsatz im österreichischen Lager, die Geschütze auf dem Höhepunkte des Kampfes in starken Massen zusammenzuhalten und sie die entsprechende Stelle kräftig durchfegen zu lassen. Ramming war, wie wir wissen, bei Nachod so vorgegangen; auch Gablenz ließ von einer Höhe bei Hohenbruck ein höllisches Feuer nacheinander auf die beiden Kampflinien des Feindes eröffnen; und die Schlacht bei Königgrätz war bis zu ihrer Krisis eigentlich eine für die Oesterreicher gewonnene Artillerieschlacht. Die Preußen hingegen zersplitterten ihre Geschütze und hatten in diesem Kriege Scheu, sie zu weit

---

[1]) Vgl. die Schriften von Hieronymus v. Roth, „Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft", und Dr. Pauer, „Trautenau 1866". Auch Schmitt rechnet in seinem oben citierten Buche diese Berichte zur „modernen Sagenbildung". In dem Bänkelsängerliede heißt es:

„Gleich beginnt ein fürchterliches Schießen
Aus den Fenstern auf das Militär;
Siedend Oel und heißes Wasser gießen
Sie herunter auf das Preußenheer.
Ach, da fand gar mancher wackre Preuße
In dem wilden Straßenkampf sein Grab;
Manchem schnitt das Oel, das siedend heiße,
Unversehns den Lebensfaden ab."

vorwärts zu führen. Bonin ließ auf den Kapellenberg keine Artillerie hinauffahren; aus Furcht, Kanonen zu verlieren, verlor er das Gefecht. Erst im Kriege gegen Frankreich befolgten die Preußen, durch ihre Erfahrungen von 1866 belehrt, eine ganz andere, kühnere Artillerietaktik. — Ebensowenig verstanden sie es in diesem Kriege, ihre Kavallerie richtig zu verwenden. Bonin verfügte über 28, Gablenz nur über 8 Eskadronen; der preußische General sandte wohl, als Gablenz mit den frischen Brigaden zum Sturme auf die Stellung von Hohenbruck vorrückte, seine überlegene Kavallerie auf der Straße gegen Josephstadt dem Feinde entgegen; aber ins Feuer der österreichischen Geschütze geraten, kein rechtes Angriffsziel sehend, mußten die Schwadronen ruhmlos zurückkehren; entmutigt wälzte sich die ganze Masse von 2000 Reitern zuerst im Trab und dann in einem nicht gerade ehrenvollen Galopp thatenlos durch Trautenau wieder zurück (7 Uhr abends), und des Spottes darüber hat es in den nächsten Friedensjahren nicht gefehlt [1]). Die Schuld an dem Mißerfolge lag nur an der obersten Führung, denn Oberst v. Bredow, der bei Trautenau die Reservekavallerie (zwei Regimenter) befehligte, war derselbe, der an der Spitze seiner Brigade bei Vionville den berühmten Todesritt in das Chassepotfeuer unternahm; diese Erinnerung drängte dann die frühere peinliche zurück.

Das Gefecht von Trautenau nimmt mit der Schlacht von Custoza eine eigene Stellung in der Entwicklung der europäischen Taktik ein. Es blitzte hier der letzte Sieg der Stoßtaktik auf, die das entscheidende Wort mit dem Bajonette sprechen zu sollen glaubte. Aber weder bei Trautenau noch bei Custoza kam es mehr zum Handgemenge, sondern nach dem Feuergefechte, bei welchem die Stürmenden die größten Verluste erlitten, entschied der moralische Erfolg ihres ungestümen Andringens. Zweimal wurden bei Trautenau Stürme der Oesterreicher unter schweren Opfern für sie abgeschlagen; nur einer, der der Brigade Knebel,

[1]) Doch ist es nicht richtig, daß das ostpreußische Kürassierregiment Nr. 3, von Panik ergriffen, vom Kampfplatze geflohen sei, wie die schnell wuchernde Tradition zu erzählen wußte. Das Regiment wurde bei seinem Einzuge in Königsberg nach dem Kriege von der Menge übel genug aufgenommen — mit Unrecht.

gelang völlig. Und das siegreiche Regiment Kaiser Franz Joseph verlor bloß die Hälfte der Mannschaft, welche sonst ein abgeschlagener Angriff kostete; denn gerade den Fliehenden wurde das Schnellfeuer des Hinterladers verderblich. Die österreichischen Soldaten gaben, bevor sie stürmten, nur einige Salven ab, dann folgten sie mit gefälltem Bajonett ihren Offizieren bis auf 200, 100, selbst 50 Schritte an den Feind; sie sahen dabei den sechsten, den fünften, in einigen Fällen selbst jeden vierten oder dritten ihrer Kameraden fallen. Unter so furchtbaren Verlusten stutzten die Oesterreicher zuerst; über sie kam, wie sich die schlachtgewohnten Römer ausdrückten, der horror, das Grauen. Hierauf folgten sie wohl den Zurufen der voraneilenden Offiziere noch einen Ruck lang, doch schon zögernd; dann aber wandten sie sich, den sicheren Tod vor Augen, zur Flucht. Wie sie vordringen, halten ihnen die Preußen in der Front stand, einzelne von deren Compagnien brechen in die Flanke der Angreifer und strecken viele derselben nieder. Den preußischen Offizieren war nämlich vorgeschrieben, den Kampf womöglich in durchschnittenem Terrain aufzunehmen, etwa mit einem sich senkenden Glacis vor der Front; seitwärts brachen sie dann hinter Bodenwellen hervor. Der Sturmlauf war von den Oesterreichern mit gesteigertem Lebensgefühl, mit hämmernden Pulsen unternommen worden; da schlägt ihnen bei fliegendem Atem plötzlich in nie geahnter Wirkung das Schnellfeuer der neuen Waffe entgegen: der moralische Eindruck des Rückstoßes ist furchtbar. Die Fliehenden verfolgt das Schnellfeuer, und niedergeschmettert von den rasch wechselnden Eindrücken werfen sich nicht wenige, um den Kugeln zu entgehen, zu Boden, geistig wie körperlich so ermattet, daß sie von dem nachdringenden Feinde leicht gefangen genommen werden. Daher der Widerspruch: bei den Stürmen erscheint den Preußen die Tapferkeit des Angreifers höchst anerkennenswert und nach jedem derselben nehmen sie scharenweise die Geschlagenen gefangen [1]).

[1]) Man schrieb nach dem Kriege die große Zahl der Gefangenen unter den Oesterreichern ihrer geringeren Zähigkeit im Kampfe zu. Aber dieselbe Erscheinung zeigte sich im französischen Kriege. Bei Wörth wurden 900 Offiziere und 9000 Soldaten von den Deutschen gefangen genommen.

Wenn die Oesterreicher im Gefechte von Trautenau doch siegten, so ist das eigentlich rühmenswerter, als daß die Preußen mit ihrem besseren Gewehr sonst die Oberhand behielten; außer den Fehlern ihrer Gegner verdankten die Sieger das ihrer eigenen Bravour und der trefflichen Führung. Gablenz war in diesem Kriege der einzige ihrer Generäle, der außer Frontalangriffen wohlberechnete Umgehungen anordnete. So vermag die militärische Begabung des Befehlshabers das zu überwinden, was sich ihm durch die unglücklichen äußeren Umstände als tote Last anhängt. Furchtbar aber waren bei Trautenau die Opfer der Sieger. Sie verloren 183 Offiziere und 4231 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten, 373 wurden unverwundet gefangen genommen, während die Preußen bloß 56 Offiziere und 1282 Mann einbüßten, abgesehen von den Gefangenen, welche sich am nächsten Tage nach dem Siege der preußischen Garde über Gablenz befreiten. Es war also der Verlust der Sieger in diesem Gefechte dreimal so groß als der der Geschlagenen; kaum ist jemals sonst in der Kriegsgeschichte ein ähnliches Verhältnis zu verzeichnen. Diese Thatsache allein beweist, daß es auf die Dauer unmöglich war, mit dem Vorderlader gegen das Zündnadelgewehr durchzudringen; bei Siegen wie bei Niederlagen der Oesterreicher blieb das Verhältnis ihres Verlustes zu dem der Preußen ungefähr gleich. Deshalb herrschte auch nach dem Gefechte von Trautenau nicht die volle freudige Stimmung des Erfolges unter den Oesterreichern. Sie hätten, wenn sie durchwegs gut geführt wurden, einen zweiten, einen dritten Teilsieg erfechten können; einem Feinde von der militärischen Tüchtigkeit der Preußen aber mußten sie, mit dem beschwerlich arbeitenden Ladstock in der Hand, schließlich notwendigerweise erliegen.

Das waren die denkwürdigen Ereignisse des ersten Schlachttages im Kriege zwischen Preußen und Oesterreich. Die blutige

---

Aehnlich werden wohl die Folgen einer Niederlage in jedem künftigen Kriege sein.

Arbeit des 27. Juni 1866 kostete die Oesterreicher in den beiden Treffen von Nachod und Trautenau nahe an 12 000 Mann; ihr Verlust war also, obwohl nur einzelne Armeecorps aufeinander stießen, so groß wie nur in Hauptschlachten früherer Kriege. Der Tag endigte für jeden der Gegner mit einem ehrenvollen Erfolge, für jeden auch mit einer empfindlichen Niederlage. Nur an der mittleren der drei Einbruchsstraßen fiel heute keine Entscheidung. Hier rückte die preußische Garde, ohne auf Widerstand zu stoßen, bis zur Mitte des Passes und erreichte am Abend Eipel. Ihr Hilfsangebot war von Bonin zurückgewiesen worden; sie wußte am Abend noch nichts von der Niederlage des 1. Corps. Im nördlichsten der Pässe wurden die Preußen in die Defiléen hinein- und bis zum Nordhang des Gebirges zurückgeworfen, den südlichsten hatte sich Steinmetz hart erstritten, die eine Paßpforte nach Böhmen nahezu gesprengt.

Der Kronprinz von Preußen war, wie erzählt wurde, während des Kampfes nicht in seinem Hauptquartier zu Hronov geblieben; er eilte auf die Höhe von Wysokow zu dem angegriffenen Corps Steinmetz. Er sah den Sieg und meldete ihn freudig nach Berlin; dann ritt er in sein Hauptquartier zurück, das hinter dem Gardecorps lag, begierig zu erfahren, wie es seinen beiden anderen Marschkolonnen ergangen sei. Da von Bonin nur Meldungen kamen, die noch nichts Entscheidendes bekundeten, mußten sich der Kronprinz und sein Generalstabschef Blumenthal sagen, daß sich die gefährliche Lage ihres Heeres durch den Teilsieg des Generals Steinmetz nicht gebessert habe. Wohl stand Steinmetz am Abend glücklich an der böhmischen Seite des Riesengebirges; aber die Garde steckte noch in den Engen, und Bonin sah jedenfalls den Ausgang seines Passes durch den Feind versperrt. Volle Klarheit konnten die preußischen Heerführer in der Nacht zum 28. Juni noch nicht gewinnen und sie waren deshalb nicht frei von Besorgnis. Eigentlich war das Corps Steinmetz am meisten gefährdet. Denn indem dieser General, wacker ausgreifend, wie ein Keil gerade gegen die Centralstellung der Oesterreicher bei Josephstadt vorgedrungen war, konnte er, vereinzelt, leicht mit Uebermacht angegriffen

werden. Ihn umbrandeten jetzt die Wogen fast des gesamten österreichischen Heeres. Der Kronprinz stellte deshalb am Nachmittag diesem Befehlshaber, als er sich von ihm trennte, in Aussicht, daß sich die eine Hälfte der Garde gleich nach ihrem Austritt aus dem Gebirge südwärts wenden und ihm zur Seite stehen werde.

Mit Spannung warteten die preußischen Heerführer auf nähere Kunde über Bonin. Endlich gegen 1 Uhr nach Mitternacht kam nach mühsamem Ritte durch die Berge ein Offizier zurück, der nach Trautenau abgesandt worden war, den Thatbestand zu ermitteln. Wieder keine bestimmte Kunde. Als dieser Offizier Trautenau verlassen hatte, tobte erst der Kampf; die Entscheidung war noch nicht gefallen, denn erst nach der neunten Abendstunde vollzog sich der volle Sieg der Oesterreicher durch die Einnahme von Trautenau. So wußte der Kronprinz um diese Zeit noch nicht, daß sein 1. Corps um Mitternacht zur Räumung Böhmens gezwungen worden war.

Doch die Befehle für den nächsten Tag mußten ausgefertigt werden und um 2 Uhr morgens wurden sie abgesendet. Sie wiesen nach vorwärts. Der Kronprinz war nach dem Rate Blumenthals entschlossen, seinem Marschziele Jitschin, der Vereinigung mit Friedrich Karl, trotz aller Hindernisse zuzustreben. Wenn notwendig, so war der Ausgang aus den Pässen mit den äußersten Opfern zu erzwingen. Die Schwierigkeiten, die sich entgegentürmten, mußten überwunden werden. Sicherheit fanden die preußischen Abteilungen, die noch in den Bergen steckten, doch nur im Vordringen; nur am Ausgange der Pässe, auf der Hochebene an der Elbe, konnte der Kronprinz ihre Vereinigung vollziehen lassen. Die Lage Bonins veranlaßte den Kronprinzen nur zu einem teilweisen Gegenbefehle: die Garde sollte nämlich nicht, wie beabsichtigt war, ihre eine Hälfte zur Unterstützung Steinmetz' südwärts abgeben, sondern ihr volles Augenmerk auf die Pässe von Trautenau und Eipel richten. Denn an der nördlichen Seite drohte, wenn auch nicht die größte, so doch die nächste Gefahr. Dem Befehlshaber der Garde konnte zur Erklärung nur mitgeteilt werden, daß das Gefecht von Trautenau unentschieden geblieben sei. Steinmetz

mußte ſich indeſſen mit mäßigen Verſtärkungen behelfen; nur die Kavallerie der Garde, ſowie eine Brigade des ihm nachrückenden Corps konnten am Morgen des 28. Juni zu ſeinen Streitkräften ſtoßen.

Mit größerer Macht alſo ſollte Bonin am nächſten Tage den Angriff auf Trautenau erneuern; Steinmetz hatte vorſichtig weiter vorzurücken; am Abend konnten dann die Berge vollſtändig durchmeſſen ſein.

III. Buch.

Die Krisis des Feldzuges. Gefechte von Skalitz und Trautenau-Soor (28. Juni).

Wie nun die preußischen Heere der Armee Benedeks an den Leib gingen, war es jetzt an ihm, gegen sie einen entscheidenden Schlag zu führen. Er war in der Lage, sich das Schlachtfeld wählen zu können: er konnte seine Hauptmacht entweder auf die nahen Corps des Kronprinzen oder auf die unterdessen an die Iser vorgedrungene Armee Friedrich Karls werfen. Er dankte es den Anordnungen des Generals Krismanič, daß er schon am Abend des 28. Juni alle seine Corps bei Josephstadt mitten zwischen den beiden feindlichen Armeen vereinigt hatte. Nun waren die soeben aus den Pässen heraustretenden Abteilungen des Kronprinzen ganz nahe und noch an demselben Tage zu erreichen; dagegen hielt die Armee Friedrich Karls zwei bis drei Tagemärsche entfernt. Dieser hatte, nachdem die Iserlinie von ihm durchbrochen worden war, am Abend des 26. Juni an diesem Flusse Halt gemacht; er ließ seine rascher vorausgeeilten vorderen Divisionen am Nachmittag rasten und unterdessen das übrige Heer nachrücken. Wir wissen, daß das Augenmerk Benedeks und Krismanič' ausschließlich auf diesen letzteren Feind gerichtet war, dessen unaufhaltsamer Vormarsch ins Herz Böhmens das Befremden Europas und unwillige Ungeduld in Oesterreich erregt hatte. Den kaum ver-

hüllten Tadel der öffentlichen Meinung empfand man im Hauptquartier als Sporn, sich des Eindringlings durch eine Entscheidungsschlacht zu entledigen. Die beiden von Moltke in Arbeit gesetzten Zangen der Scheere näherten sich, aber noch war es Benedek möglich, sie auseinanderzuhalten. Sein Vertrauen zu Krismanič hatte sich befestigt, da dieser das Heer glücklich in den Besitz der inneren Linien gesetzt hatte; er verstand es offenbar, große Massen ohne Reibung zu verschieben und sie mit starkem Rucke an den Punkt zu bringen, wo die Hauptschlacht zu schlagen war. Erst wenn es zum Zusammenstoße kam, wollte Benedek selbst den Feldherrnstab ergreifen, denn im Donner der Kanonen fühlte er sich auch schweren Aufgaben gewachsen. Der am 27. Juni von Nachod-Wysokow in das Hauptquartier herübertönende Kampf brachte keine Aenderung in den Entschlüssen der Heerführer hervor; sie hätten sich launenhaft gescholten, wenn sie wegen der noch in den Pässen steckenden, durch Gebirge gehemmten Corps des Kronprinzen den „geheimen Plan" knapp vor der Ausführung aufgegeben hätten. In den Instruktionen Benedeks an seine Offiziere findet sich ein Satz, den der Feldzeugmeister für den Kern soldatischen Handelns hielt: es sei besser, einen Angriff, wenn er auch nicht gerade gegen den wichtigsten Punkt gerichtet sei, energisch und konsequent fortzusetzen, als mitten im Kampfe das Ziel zu ändern. Es fehlte Benedek die Beweglichkeit des Geistes, der scharfen Blickes den Wechsel der Sachlage erfaßt und sie nach einer anderen Seite hin ausnützt. In ihr System eingesponnen, hielt die österreichische Heerführung diese Gefechte für Flankenunternehmungen in der rechten Seite ihrer gegen die Iser vorstürmenden Hauptmacht. Doch ließen sie, da der Zug des Heeres nach Nordwest offenbar durch einen kecken Gegner seitwärts gestört wurde, die notwendige Vorsicht nicht außer acht. Sobald Ramming bei Wysokow angegriffen wurde und das nahe Hauptquartier den Ernst des Gefechtes erkannte, trug es Sorge, den kämpfenden Truppen einen Rückhalt zu schaffen. Ihnen zunächst marschierte das 8. Corps unter Erzherzog Leopold, welches im Begriffe war, am 27. Juni Josephstadt zu erreichen. Gegen Mittag erhielt der Erzherzog den

Befehl, seinen Marsch zu unterbrechen und die Richtung gegen das Gebirge einzuschlagen; dort habe er sich zum Kampfe bereit zu halten. Dem 4. Corps (Graf Festetics) wurde um 10 Uhr früh gleichfalls Bereitschaft, doch noch nicht Aufbruch aufgetragen. Diese Anordnungen wurden ausgeführt. Sodann wurden alle Befehle entworfen, welche verschiedenen Abteilungen des Heeres vorschrieben, den Marsch zur Iser trotz der Gefechte in ihrer rechten Flanke anzutreten; diese Weisungen wurden jedoch am 27. Juni noch nicht abgeschickt, wohl aber zur Ausfertigung bereitgehalten.

Denn die Kunde von der völligen Niederlage des 6. Corps bei Nachod-Wysokow mußte auf das österreichische Hauptquartier Eindruck machen. Sich ganz und voll Unrecht zu geben, dazu hatte Krismanič nicht das Herz, aber sorglos an dem Kronprinzen vorbeizumarschieren war doch unmöglich[1]). Uebrigens war der Zug über Jitschin gegen die Iser erst für den 29. Juni geplant, man glaubte also noch den nächsten Tag benutzen zu können, um sich die Sachlage an den Päßen des näheren zu besehen. Auch tröstete man sich bei dem Gedanken, daß das Corps Ramming nach seinem Unfall nicht zu weit, nicht über Skalitz zurückgeworfen war. Zudem kam von Trau-

[1]) Vorgänge im österreichischen Hauptquartier am 27. Juni: Nachdem der Befehl an Erzherzog Leopold abgeschickt war, Ramming zu Hilfe zu eilen, glaubte man in Josephstadt anfänglich unvorsichtig gewesen zu sein und diese Marschordre übereilt zu haben. Denn etwa um Mittag langte von Ramming (vgl. oben, II. Buch, S. 54) die Botschaft an, sein Gefecht mit den Preußen stehe günstig. Diese Meldung wurde bald in Josephstadt bekannt und von den Berichterstattern sofort an die Wiener Zeitungen telegraphiert, sie war eine der Quellen des vorzeitigen Siegesjubels in Oesterreich. (Vgl. die „Presse", die „Wiener Zeitung" und den „Kamerad" vom 28. und 29. Juni.) Zu dieser Zeit wurde auch der Befehl zum Vormarsch gegen die Iser entworfen. Aber die angenehme Täuschung dauerte nicht lange. Denn bald kehrte der um 11 Uhr auf das Schlachtfeld abgesendete Oberst v. Tegetthoff zurück und meldete die erlittene Niederlage. Von Ramming selbst kam nachmittags keine weitere Nachricht. Oberstlieutenant Graf Falkenhayn wurde deshalb an ihn abgesendet. Dieser fand die Oesterreicher besiegt und Ramming gerade beschäftigt, einen längeren Bericht abzufassen. Der General diktierte nun dem Grafen zuvörderst eilends die kurze, wenig tröstliche Botschaft, welche in ihrem Kernsatze bereits oben (S. 61) mitgeteilt ist und um 7 Uhr abends in Josephstadt anlangte. Eine geistreiche, aber in ihren Vermutungen zu weit gehende Darstellung dieser Vorgänge findet sich in der Schrift „Die österreichische Nordarmee 1866" (Potsdam 1876).

tenau her die erhebende Kunde von dem Siege, durch welchen die Preußen hier über das Gebirge zurückgetrieben worden waren.

Unglücklicherweise war Benedek an diesem ersten Kampftage, als der Kanonendonner von Nachod zu ihm herübertönte, ernstlich unwohl; ein heftiger Darmkatarrh zwang ihn, am 27. Juni das Bett zu hüten, sonst wäre er ohne Zweifel auf dem Gefechtsfelde erschienen. Krismanič aber war fest davon durchdrungen, daß im Gebirge doch nichts Entscheidendes vorgehe, und da sich zu seiner professorenhaften Selbstgewißheit, die durch die günstige Stellung der österreichischen Armee noch gesteigert war, stets die Neigung zu behäbiger Lebensführung gesellte, verzichtete er selbst an diesem kritischen Tage nicht auf sein Nachmittagsschläfchen. Die Mittagsmahlzeit war beendet und der Chef des Geniewesens, Oberst Baron Pidoll, gleich den übrigen Offizieren von dem Kanonendonner lebhaft erregt, lud Krismanič ein, mit ihm hinauszureiten und die etwa notwendigen Feldbefestigungen zu bestimmen. „Da weiß ich was Gescheiteres zu thun," erwiderte der General, „ich lege mich schlafen." Rittmeister v. Wersebe, der dies erzählt, fährt dann fort: „Alle, die wir dies hörten, waren empört über diese Antwort, um so mehr als Krismanič sein Vorhaben auch richtig ausführte." Er meinte genug gethan zu haben, daß er die Konzentration einer größeren Heeresmasse im Gebirge veranlaßt hatte. Er glaubte die österreichische Armeeleitung, da sie die innere Linie inne hatte, Meisterin der Lage. Diese leichtherzige Auffassung von dem Ernste des Gefechtes von Nachod prägte sich auch in dem Telegramme aus, welches aus dem Hauptquartier um 8 Uhr abends an den Kriegsminister nach Wien gesandt wurde und am nächsten Morgen in der „Wiener Zeitung" erschien. Deshalb wollte sich Krismanič auch des Nachts nicht weiter stören lassen, als im Auftrage des Generals Gablenz Hauptmann Gaupp mit dem Berichte über den erfochtenen Sieg und anderen wichtigen Meldungen erschien[1]). „Ich hatte den Dienst beim Feldzeugmeister," schreibt Herr v. Wersebe, „und wachte in seinem Vorzimmer, wo ich den genannten Hauptmann empfing und dessen Ankunft dem Feldzeugmeister meldete. Gaupp hatte noch mehrere mündliche Meldungen zu erstatten, unter anderen auch jene als höchst wichtig zu überbringen, daß ein starker feindlicher Heereskörper (die Garde) in der rechten Flanke des 10. Corps in der Nähe von Eipel und Kaile gemeldet sei. Benedek beauftragte mich, Henikstein und Krismanič sogleich zu ihm zu berufen. Ich weckte beide.

[1]) Die erste der obigen Mitteilungen ist den Aufzeichnungen entnommen, die der jetzige General der Kavallerie Freiherr v. Wersebe nach dem Feldzuge niederschrieb; die letztere einem Briefe des Generals an den Verfasser. Infolge der Meldung des Hauptmanns Gaupp befahl Benedek noch um 2 Uhr nachts, zwei Bataillone des 4. Corps zur Besetzung von Prausnitz abzusenden zur Deckung der rechten Flanke Gablenz'.

Henikstein erschien sofort; Krismanič aber war sehr ungehalten über die nächtliche Störung und erklärte, es wäre noch Zeit bis morgen; die Meldungen des 10. Corps hätten nicht jene Bedeutung, die ihnen beigemessen werde, und wären teils Geistersehereien. (Ich hatte dem General das durch Gaupp Erfahrene in aller Eile mitgeteilt.) Ich brachte dem Feldzeugmeister die Aeußerung Krismanič' zurück und erhielt nun im schärfsten Tone den Befehl, der General habe sogleich zu erscheinen."

Es ist der Beruf des Feldherrn, im Drange der Ereignisse, unter hin und her wogenden Meldungen von Sieg und Niederlage, Entschlüsse von der höchsten Bedeutung zu fassen. Dem großen Feldherrn gebührt hoher Ruhm, weil er die stärkste geistige Arbeit zu leisten hat im Lodern seelischer Aufregung. Was er über den Feind erfährt, ist ein ordnungsloses Allerlei, was er beschließt, soll einfach, ganz und kühn sein. Die österreichischen Heerführer nun glaubten, immerhin noch einen Tag Zeit zu haben, bevor ihr Entschluß zur Ausführung reif sei. Deshalb gedachten sie am nächsten Vormittag vorerst eine starke Macht zu vereinigen, um der Armee des Kronprinzen, insbesondere dem Corps Steinmetz entgegenzutreten, falls dieser Feind weiter vordringe; aber zum Angriff gegen ihn zu schreiten, lehnte Krismanič bestimmt ab. Sollte der Kronprinz im Vormarsche zögern und nicht offensiv vorgehen, so gedachte Krismanič ihm gegenüber nur schwächere Streitkräfte zurückzulassen und endlich doch mit der Hauptmacht aufzubrechen und den Weg gegen Jitschin einzuschlagen. Es war also im österreichischen Hauptquartier für den 28. Juni vorerst eine Verschiebung und Konzentration gegen den Kronprinzen, dann aber ein Linksabmarsch gegen Friedrich Karl geplant, im ganzen ein kompliziertes Manöver. Um dem Kronprinzen die Stirne zu bieten, wurden im ganzen drei Armeecorps aufgeboten: Ramming, Erzherzog Leopold, Festetics. Zwei von ihnen standen bereits bei Skalitz im Felde gegen Steinmetz, und zu ihnen wurde am 27. Juni, um 9 Uhr abends, noch das 4. Corps unter dem Grafen Festetics herbeigerufen, das in einem beschwerlichen Nachtmarsche an den bedrohten Punkt zu eilen hatte. Dieses letztere Corps war bereits weit gegen den Prinzen Friedrich Karl vorgeschoben: es war eines der vordersten auf dem Marsche

aus Mähren gewesen und stand schon jenseits der Elbe. Nun erhielt Festetics Befehl, über die Elbe umzukehren und mit dreien seiner Brigaden während der Nacht gegen Skalitz zu marschieren. Drei Armeecorps, dazu eine zahlreiche Kavallerie, waren gewiß stark genug, um die Truppen des Generals Steinmetz, wenn er am 28. Juni die Offensive ergriff, von dem Heereszuge der Oesterreicher förmlich abzuschütteln und in die Päße zurückzutreiben. War das gethan, so sollten die Oesterreicher die zuerst eingeschlagene und jetzt verlassene Richtung über Jitschin zur Iser abermals aufnehmen. Freilich, Benedek befahl jetzt dasselbe, was er im Feldzuge von 1859 an den Operationen der österreichischen Heeresleitung am meisten verwünscht hatte. Die Soldaten wurden durch solche hin und her pendelnde Bewegungen zwischen zwei Marschzielen ermüdet und die Generäle mußten irre werden, wenn ihnen täglich neue, sich widersprechende Anordnungen zukamen. Während er sich gewaltsam dagegen sträubte, seine Entwürfe zu ändern und sich gegen den Kronprinzen schlagbereit zu machen, spannte er doch die Kräfte eines Teiles seiner Soldaten auf das äußerste an, um eine starke Heeresmacht von 70000 Mann Infanterie an den Päßen zu vereinigen zur Verteidigung gegen den näheren seiner beiden Gegner; sein Angriff aber sollte sich eigentlich in einer anderen Richtung bewegen. Das war leicht angeordnet, aber ganze Armeecorps sind nicht so leicht verschiebbar, wie etwa ein Reiter sein Pferd herumwirft, um immer aufs neue eine andere Richtung einzuschlagen.

Bei diesem Entschlusse blieb es denn. Nun wäre es aber unter allen Umständen unersetzlicher Zeitverlust gewesen, ein bis zwei Tage lang zu marschieren, um zum Angriffe auf den Prinzen Friedrich Karl zu schreiten; selbst wenn er zurückgeworfen worden wäre, mußte ja das österreichische Heer dann doch umkehren, um mit dem Kronprinzen abzurechnen. Weshalb dieser Umweg? War zudem zu hoffen, der Kronprinz werde stehen bleiben und unthätig zusehen, während sich das Ungewitter über das andere Teilheer entlud? Zeitgewinn war in Benedeks Lage die Voraussetzung des Sieges, ebenso wie für die Preußen die Bedingung der heiß ersehnten Vereinigung. So ergoß sich denn später

scharfer Tadel über Benedeks Haupt; man war durch lange Zeit nicht gerecht gegen die immerhin erwägenswerten Motive, die ihn leiteten. In der österreichischen Armee blieb es feste Ueberzeugung, daß der mit den Händen zu greifende Sieg aus Eigensinn nicht gepflückt worden sei[1]).

Aber nicht bloß die den Ereignissen nachhinkende Kritik, auch der Rat und das ungestüme Drängen von Zeugen und Teilnehmern der Ereignisse wiesen Krismanič auf den näheren Feind als das naturgemäße Ziel eines Gewaltstoßes hin. Mit Besorgnis beobachteten manche Offiziere des Hauptquartiers, wie Krismanič' unumschränkter Einfluß Benedek von der natürlichen Aeußerung seines militärischen Temperaments abhalte; denn ihnen schien ein Angriff auf des Kronprinzen getrennte Heerhaufen dringend geboten. „Schon war die Stunde, in der noch Rettung möglich gewesen wäre," so schreibt ein Offizier des Hauptquartiers, „beinahe abgelaufen, da faßte sich einer der Offiziere das Herz, um seiner Gewissenspflicht Luft zu machen. Wer je im Felde gestanden, wird begreifen, was es heißt, dem allmächtigen Leiter eines großen Heeres ins Gesicht zu sagen, daß er dieses zu Grunde richte. Dies wagte Major Joseph v. Dorotka, ein begabter und militärisch höchst unterrichteter Mann von antiker Pflichttreue. Er that es zweimal, und zweimal wurde er von Krismanič brüsk, ja unter Androhung des Erschießens zurückgewiesen"[2]). Dorotka empfand diese Vorgänge und die nach-

[1]) Insbesondere Kuhn, der spätere österreichische Kriegsminister, doch auch Franzosen, wie Prinz von Joinville, Engländer, wie Lord Wolseley, der sich in den Kriegen des Ostens als tüchtiger Heerführer bewährt hatte, ebenso deutsche Offiziere stellten fest, daß Steinmetz dem ihm drohenden Angriff schwerlich hätte widerstehen können. Und hier setzten denn auch die Bedenken wider die Strategie Moltkes ein. Denn wenn es, so sagte man, lediglich an dem Versäumnisse der österreichischen Generäle lag, daß die getrennten preußischen Armeen nicht empfindliche Niederlagen erlitten, dann sei sein Feldzugsplan von einem großen Irrtum ausgegangen. „Hätte ein Napoleon die österreichische Armee befehligt," schrieb Wolseley 1892, „so würde meiner Ueberzeugung nach der von Moltke in Ausführung gebrachte Plan mit einem Massenunglück geendet haben. Allerdings hätte Moltke," so meint der englische General entschuldigend, „einem Napoleon gegenüber eine andere Methode befolgt als gegenüber den von ihm richtig taxierten österreichischen Heerführern." Kuhn bemerkt darauf ganz richtig: „Ein fehlerhafter Operationsplan, wie Wolseley selbst zugesteht, da er ja einem Napoleon gegenüber mit einem Massenunglück geendet hätte, wird deswegen kein guter oder gar genialer, wie er von preußischen Schriftstellern bezeichnet wurde. Selbst Napoleon I. hat seine Operationspläne stets auf die ewigen Gesetze des großen Krieges und nicht auf die Dummheit und Energielosigkeit seiner Gegner basiert." So Kuhn im „Pester Lloyd" vom 9. Januar 1892. Vgl. dagegen Schlichting, „Moltke und Benedek", S. 33 ff.

[2]) So in den Aufsätzen der „Neuen Freien Presse" vom 3. und 6. Juli 1881. Sie rühren vom Hauptmann Wilhelm Du Nord her, der 1866 dem Hauptquartier Benedeks angehörte.

herige Niederlage so tief, daß er nach dem Kriege in eine Gemütskrankheit verfiel. Später wieder in den aktiven Dienst zurückgekehrt, ging er als Oberst in Pension. Charakteristisch für seine strenge, allem Scheinwesen abholde Anschauung war, daß er den ihm beim Abschiede angebotenen Titel eines Generalmajors ablehnte. — Und eine zweite Warnung erfolgte: Am Morgen des 28. Juni legte Oberst Tegetthoff dem General Krismanič wie gewöhnlich den zusammenfassenden Bericht über die sorgsam erkundete Stellung der preußischen Corps vor, zu der eine Zeichnung den erwünschten Ueberblick gab. Krismanič prüfte den „Evidenzrapport" eingehend und fragte, ob Tegetthoff für ihn einstehen könne. Als dieser, wenn auch unter Hinweis auf eine im Detail bestehende Ungewißheit, dies bejahte, weilten die Blicke des Generals auf der graphischen Darstellung. Nun fühlte sich Tegetthoff gedrängt, die Frage zu stellen, was die Heeresleitung nach der Sachlage zu thun gedenke. Krismanič erwiderte, sie werde das Heer des Kronprinzen am Gebirge festhalten lassen und die Hauptmacht auf den Prinzen Friedrich Karl werfen. Da konnte sich Tegetthoff, der das Gefecht von Nachod selbst mit angesehen hatte, nicht enthalten zu sagen, das sei unmöglich geworden, seit der Kronprinz so nahe stehe; er bat den General dringend, seinen Plan zu ändern. Aber Krismanič wies ihn schroff in die Schranken seiner Stellung zurück: „Das ist meine Sache, Herr Oberst!" In sein Arbeitszimmer zurückkehrend sagte Tegetthoff, er habe einen peinlichen Augenblick gehabt, und teilte seiner nächsten Umgebung den Inhalt des Gespräches mit.

Es war ein Irrtum, wenn Krismanič meinte, den Prinzen Friedrich Karl noch erreichen und schlagen zu können, ein Irrtum, daß er sich noch einen Tag Zeit ließ, bis alles ausgereift und der Kronprinz zum Stehen genötigt sei. Dennoch kann man ihm nur die Schuld beimessen, daß er sich den Sieg über Steinmetz entschlüpfen ließ; für die nächste Niederlage ist weder Benedek noch er verantwortlich zu machen, da manche ihrer wichtigsten Befehle nicht befolgt wurden. Noch konnte vielleicht der Aufschub eines Tages eingeholt und der Kronprinz auch dann noch überwältigt werden, aber nur in dem Falle, wenn der Organismus des österreichischen Heeres auf das genaueste arbeitete, alle Meldungen rasch erstattet, alle Befehle pünktlich ausgeführt wurden, und insbesondere, wenn die Unterbefehlshaber insgesamt den schuldigen Gehorsam übten und treulich in die Absicht des Führers eingingen. Diese Voraussetzungen fehlten aber vielfach und daran scheiterte Benedek. Tapferkeit und Hingebung zeigten sich allerorten, andere Tugenden

aber mangelten, insbesondere Pünktlichkeit, Ordnung und Gehorsam, diese Aeußerungen des Pflichtgefühls, das nicht fragt und nicht säumt. Bei den sich jetzt verwickelnden militärischen Operationen war nichts wichtiger als die höchste Sorgfalt in der Absendung und Bestellung der Befehle für die hin und her geschobenen Heereskörper. Darin aber herrschte vom ersten Augenblick an strafbare Unordnung. Man kann sagen: es war eine Ausnahme, wenn eine der Anordnungen Benedeks sofort rasch und genau den Unterbefehlshabern bekannt gemacht wurde[1]). Das war der letzte Grund, die tiefste Ursache, weshalb der Waffengang zu Gunsten Preußens ausfallen mußte. Es strafte sich die Lässigkeit, mit der sich der Oesterreicher nur zu leicht gehen läßt, weil ihm die Anspannung der geistigen Kraft nicht immer und nicht dauernd notwendig erscheint; im Kriege treten die Vorzüge und die Mängel des Volkscharakters entscheidend zu Tage.

* * *

Der Morgen des 28. Juni, der das Schicksal Deutschlands noch vor dem Tage von Königgrätz entscheiden sollte, weckte die preußischen Heerführer zu ernsten Sorgen. Die Preußen rückten auf der mittleren und der südlichen der beiden Straßen weiter in Böhmen vor — ohne das Corps Bonin, welches nach der Trautenauer Niederlage ermattet bei Liebau und Schömberg in Schlesien lagerte.

Die Garde, die etwas weiter zurück war, brach schon mit dem frühen Morgen von Eipel auf und durchmaß die höchst unbehaglich aussehenden Defiléen, welche sich noch einige Stunden lang bis zum Ausgange des Passes hinzogen.

Steinmetz, der das Ende der Bergstraße bereits erreicht hatte, hielt, um die Garde in dieselbe Linie herankommen zu

[1]) So wurde der Befehl Benedeks an Ramming, den Paß von Nachod zu besetzen, am 26. Juni 8 Uhr abends in das zwei Meilen entfernte Opotschno abgesendet, kam aber erst um ½2 Uhr nach Mitternacht an. Die schlimmsten Fälle verspäteten Eintreffens von Befehlen ereigneten sich später: die von Josephstadt am 28. Juni zwischen 5 und 6 Uhr abends ausgegebenen Dispositionen zum Vormarsche gegen die Iser kamen erst nach 19 Stunden zur Iserarmee nach Jitschin, das bloß 5—6 Meilen entfernt liegt. Doch davon später.

lassen, seine Truppen noch einige Stunden in dem Lager von Wysokow zurück; dort auf dem Schlachtfelde, hart neben den Toten, hatten sie die Nacht zugebracht. Als die Hälfte des Vormittags verstrichen war, führte er sein Corps vorsichtig auf der Straße in das Innere Böhmens gegen Skalitz vorwärts, also gegen jenen Punkt, wo Benedek zur selben Stunde eine starke Heeresmacht versammelte. Bedächtig suchte Steinmetz dabei Fühlung mit der rechts von ihm marschierenden Garde, deren 2. Division der Kronprinz ihm am vorigen Tage beim Abschiede als Verstärkung zugesagt hatte.

Gegen 10 Uhr kamen die Spitzen der beiden feindlichen Heere einander in Sicht; Batterien fuhren sofort auf und eröffneten aufeinander in weiten Entfernungen ein vorerst wenig wirksames Feuer. Ungefähr zur selben Zeit, nach 9 Uhr, verließ der Feldzeugmeister die Festung Josephstadt, um die Truppenmacht, welche er einem Angriffe des Generals Steinmetz entgegenzuwerfen gedachte, zu besichtigen. Neben ihm im Wagen saß Krismanić, zu Pferde folgten der Generalstabschef Henikstein und das stattliche Gefolge. Das Heer begrüßte ihn mit stürmischen Huldigungen; Offiziere wie Mannschaft glaubten, als sie ihn erblickten, ein heißer Schlachttag stehe bevor und der Feldherr sei selbst gekommen, sie ins Feuer und zum Siege zu führen. Niemals herrschte freudigere Kampflust in der österreichischen Armee. Eine solche Ansammlung von drei Armeecorps mußte befohlen worden sein, um einen entscheidenden Schlag zu führen. Kurz vorher war nach einem achtstündigen, anstrengenden Nachtmarsch das Corps Festetics angekommen, gerade zur rechten Zeit, um sich an der Schlacht zu beteiligen. Jedermann war überzeugt, ein Heerführer von dem stürmischen Temperamente Benedeks glühe vor Begierde, den Feind anzugreifen, wo er ihn treffe. Die Persönlichkeit Benedeks, die kriegerischen Töne der prächtigen Regimentsmusiken, der Kanonendonner, der sich eben erhob, elektrisierten das Heer. Es war der letzte Augenblick in diesem Kriege, in welchem die Oesterreicher noch mit stolzen Siegeshoffnungen der Entscheidung entgegensahen. Der österreichische Generalstab nahm an, daß er zwei preußische Corps vor sich hätte, daß nämlich Stein-

metz sich bereits mit dem ganzen, ihm nachrückenden 6. Corps (Mutius) vereinigt habe. Danach wären zwei preußische drei österreichischen Corps gegenüber gestanden. Später erwies es sich, daß die Dinge für die Oesterreicher noch günstiger lagen: Steinmetz hatte von dem 6. Corps erst eine Brigade Verstärkung herangezogen und dessen Gros war noch mehrere Stunden zurück. Thatsächlich verfügte Benedek über zehn, Steinmetz über fünf Brigaden, 70000 gegen 30000 Mann Fußvolk. Aber der Feldzeugmeister glaubte, er dürfe sich von dem Feuer seiner Soldaten nicht hinreißen lassen. Aufmerksam besichtigte er zuerst die Reihen des 6. Corps; Ramming, dessen Befehlshaber, von Benedek unfreundlich behandelt, erstattete ihm Bericht über die unglücklichen Ereignisse des vorigen Tages, und sie sprachen dann noch über die Vor- und Nachteile der Stellung von Skalitz, wo Erzherzog Leopold mit seinen Truppen stand. Auch Ramming war der Meinung, Benedek solle seine Uebermacht zu einem Hauptschlage gegen den Kronprinzen benützen. Um 10½ Uhr — das Geschützfeuer wurde von beiden Seiten fortgesetzt — überschritt Benedek die Aupa und langte in Skalitz an, wo das vorderste seiner Corps, das 8., unter Erzherzog Leopold in Schlachtordnung stand.

Diese Truppen, auf den das linke Flußufer begleitenden Höhen aufgestellt, sahen in der Entfernung die Kolonnen des Generals Steinmetz, die hinter Wäldern und auf Hügeln auftauchten, und erwarteten ungeduldig den Befehl zum Angriff. Mit klingendem Spiele waren sie in Skalitz eingerückt; von ihren Kameraden vom 6. Corps, welches sie abgelöst hatten, bekamen sie manches über das Gefecht des Vortages zu hören, von dem Hinterlader und seinen Wirkungen; aber sie vertrauten der Kraft ihrer Bajonette.

Es ist wenigstens für das Auge ein ideales Schlachtfeld, auf welchem Benedek das 8. Corps aufgestellt fand. Die Truppen standen auf einer Anhöhe längs der Aupa, Front gegen Osten, drei Brigaden nebeneinander, die des Generals Fragnern am weitesten nördlich, dann die des Obersten Kreyssern, zuletzt die Brigade Schulz, von der mittleren durch die Stadt Skalitz getrennt. Vor sich blickten die Oesterreicher über ein

anmutiges Landschaftsbild, über Hügel, Wald und Flur, deren Hintergrund das Grenzgebirge bildet, durch welches die Preußen heranmarschiert waren. Die blaue Bergwand des Grenzgebirges hebt sich scharf vom Horizont ab, im Nordwesten unterbrochen durch eine Einsenkung — das ist der Paß von Nachod, den sich das Corps Steinmetz am Tage vorher erstritten hatte. Deutlich sahen in der Entfernung einer Meile die Oesterreicher das Schlachtfeld des Vortages, den Wenzelsberg mit dem Kirchlein auf seiner halben Höhe, sodann das Dorf Wysokow und den sanften Hang, wo sich die Reiter im Gefechte getummelt hatten. Sie konnten die Heerstraße von Wysokow nach Skalitz, längs der das Corps Steinmetz heranrücken mußte, fast ihrer ganzen Länge nach überblicken. Längs der Straße zieht sich ein Eisenbahndamm, mitunter fünfzehn Fuß hoch — bald sollten die Leichen der Oesterreicher an ihm aufgehäuft sein. Die Gegend südwärts von der Straße ist flach, ein fruchtbares Gelände. Ungehindert schweiften die Blicke der Oesterreicher darüber hinweg, es glitzert dort der Teich von Rowensko. Indessen sah man die Truppen Steinmetz' zuerst weder auf der Straße noch im ebenen Felde südlich von ihr heranrücken. Aber nördlich des Weges zieht sich eine Hügelkette, welche vom Wenzelsberg bis nahe an die Stellungen der Oesterreicher reicht. Dort, über hügeliges und waldiges Terrain, bewegten sich in guter Deckung preußische Abteilungen.

Das war der Anblick, der sich Benedek jetzt darbot. Es handelte sich darum, ob die Preußen einen Angriff beabsichtigten, und gespannt blickten aller Augen auf ihre Bewegungen. Man maß mit den Blicken die Entfernung — bloß eine Stunde weit standen die Feinde. Wenn die Preußen die Hügelreihe durchmessen hatten, dann waren sie wesentlich nur mehr durch den tiefer liegenden Eichwald von Dubno von der Stellung der Oesterreicher getrennt. Brachen sie aus dem Forste hervor, so hatten sie noch etwa 1500 Schritte über Ackerfelder vorzubringen, um mit den Oesterreichern handgemein zu werden. Freilich, diese Felder waren von deren Geschützen so beherrscht, daß der Sturm über sie alle Schrecken des Todes über die preußischen Kolonnen bringen mußte. Um 11 Uhr hatten die

Preußen den höchsten Punkt der Hügelkette, den Schafberg, erreicht, und von hier aus schoben sich ihre Abteilungen gegen den Wald von Dubno. Beide Gegner hatten von ihren Höhen die schönste Aussicht über die Landschaft bis zum Feinde hinüber.

Für die Oesterreicher war die Art des Vormarsches der Preußen fremdartig genug. Bald tauchten sie in einzelnen Klumpen an Biegungen der Wege auf, bald verschwanden sie hinter Bodenfalten oder im Gehölze: sie lockten förmlich zum Angriff, gaben aber keine Blöße. Neugierig blickten die Oesterreicher auf dieses Heranschleichen, wie sie es geringschätzig nannten; freilich, sie selbst suchten keine Deckung, wenn sie angriffen, sondern stürzten geradenwegs in das Feuer des Feindes. Benedek, der abwartete, ob die Preußen an diesem Tage angreifen würden, hielt das Ganze für ungefährlich. Er hatte den Eindruck, daß die Preußen nicht vorwärts strebten, sondern sich nach Norden wandten, um die Verbindung mit jenen preußischen Heeresabteilungen herzustellen, welche aus den Pässen von Trautenau und Eipel zu treten hatten. Erzherzog Leopold hegte eine ähnliche Vermutung, und als in seiner Umgebung eine gegenteilige Ansicht ausgesprochen wurde, spottete er fast verletzend über solche vermeintliche Phantasiebilder. Dort drüben am Schafberge standen auch preußische Geschütze. Benedek begab sich zu einer seiner Batterien, und jetzt wurde die Kanonade stärker. Die Oesterreicher, im Besitze trefflicher gezogener Geschütze, schossen mit großer Sicherheit. Ihre Granaten schlugen gerade in die feindlichen Batterien, welche sogleich eine andere Aufstellung suchten; Benedek, über den Erfolg befriedigt, beschenkte nach seiner Gewohnheit die Kanoniere. Er war überzeugt, daß Steinmetz die Kanonade nur aufnehme, um seine Verbindung mit der Garde zu decken. Von dieser irrtümlichen Voraussetzung ausgehend, beauftragte er den General Krismanić, die Befehle zum Aufbruche an die Corps Erzherzog Leopold und Ramming auszufertigen, damit diese den Marsch gegen die Iser allsogleich begännen. Das war der verhängnisvolle Wendepunkt des Krieges, dies der größte von Benedek in diesem Feldzuge gemachte Fehler, da damit der Augenblick versäumt war, Steinmetz auf schlesischen Boden zurückzuwerfen. Er fühlte aber, daß

es einer Erklärung seines Verhaltens bedürfe. Die Truppen atmeten Kampfbegierde und nun sollten sie sich angesichts des Feindes zurückziehen; deshalb sagte er mit lauter Stimme, um von den aufhorchenden Truppenoffizieren gehört zu werden: daß es hier zu keinem ernsten Gefecht kommen dürfe — er selbst habe andere Pläne und wolle seinem einmal gefaßten Entschlusse treu bleiben. Krismanič begab sich in eine der Batterien und diktierte die Befehle. Er schrieb vor, daß, wenn es bis 2 Uhr nicht zum Gefecht komme, das 6. und das 8. Corps gegen die Iser abzurücken hätten, bloß Graf Festetics mit dem 4. Corps solle zur Verteidigung hinter der Aupa zurückbleiben. Als Krismanič den Befehl diktierte, das 8. Corps habe abzurücken, falls es nicht bis 2 Uhr angegriffen werden sollte, warf der Souschef des Generalstabs des 8. Corps, Oberstlieutenant Reinländer, verständigerweise ein: „Wie aber, wenn es früher zum Gefechte kommt, was dann?“ Benedek schien diese Bemerkung anfangs mißfällig hinzunehmen; er ergänzte indessen diese Disposition, kaum daß sie geschrieben war, durch einen mündlichen Befehl. Er trug dem Erzherzog Leopold mit lauter Stimme auf, mit seinem Corps sogleich abzurücken. Ein Mißverständnis war nicht möglich. Der Abmarsch begann, das Regiment Gerstner war das erste, welches die Aupabrücke passierte. Sodann kehrte der Feldzeugmeister mit seinem Gefolge nach Josephstadt zurück. Nicht im entferntesten konnte es ihm, als er sich von dem Erzherzog verabschiedete, in den Sinn kommen, daß sein Befehl unbefolgt bleiben werde.

Auf dem Wege in die Festung kam Benedek an dem rückwärts aufgestellten 6. Corps vorüber und befahl Ramming, gleichfalls den Rückzug anzutreten. Da jetzt eben das Geschützfeuer lebhafter wurde, glaubte Ramming Einwendungen gegen diesen Befehl erheben zu sollen: sein Rat ging dahin, den Kampf aufzunehmen. Aber Benedek beharrte auf seiner Auffassung. Dem Grafen Festetics, den er zur Hut gegen den Feind zurücklassen wollte, schärfte er noch ein, bei einem etwaigen Angriffe auf die Preußen gleich seine ganze Geschützreserve vorzunehmen; man müsse ihre Kolonnen durch konzentrisches Artilleriefeuer vor allem mürbe machen.

Wie Benedek jetzt nach Josephstadt zurückkehrte, brach hinter ihm, ohne daß er es ahnte, sein Soldatenglück unwiederbringlich zusammen. Ob nun seine Entwürfe der Sachlage entsprachen oder nicht, so hatten sie nur dann eine Möglichkeit des Gelingens, wenn sie folgerichtig durchgeführt wurden. Aber wären seine Pläne auch die besten gewesen, sie mußten zerschellen, wenn sie von denjenigen durchkreuzt wurden, denen die Ausführung oblag [1]).

* * *

Dort drüben bei den Preußen, die sich ihrer nicht unbedenklichen Lage bewußt waren, wurde unterdessen der Angriff umsichtig vorbereitet. Denn sie hatten keine andere Wahl, als die ihnen entgegenstehenden österreichischen Heerhaufen niederzuwerfen: nur so konnten sie ihre Vereinigung vor den Pässen erzwingen. Sie faßten die Lage nicht günstiger auf, als sie war, und herzhaft unternahmen sie es, sie durch einen Angriff zu verbessern. Auch Steinmetz konnte von seiner Stellung auf der Höhe von Wysokow über das Thal und über mäßige Hügel hinweg den Aufmarsch des Gegners ins Auge fassen. Dessen Stellung an den Höhen vor der Aupa erschien ihm fest genug und er machte sich auf einen heißen Tag gefaßt; er konnte nicht wissen, daß der österreichische Feldherr dem Kampfe auswich. Seine Vorposten hatten von Skalitz her lebhafte Bewegung wahrgenommen, bis zu ihnen drangen das Blitzen der Bajonette, die fernen Klänge kriegerischer Musik. Ohne Zweifel, der Feind hatte sich durch frische Truppen verstärkt. In diesen Frühstunden hoffte Steinmetz noch, daß ihm die 2. Gardedivision, welche rechts von ihm die Pässe durchschritt, zu Hilfe kommen werde [2]). Er ritt denn, während seine Truppen vorrückten, auf

[1]) Schlichting behauptet S. 135, daß ich Benedek hier eine „moralische Kampfscheu andichte". Das ist gewiß nicht meine Absicht, Benedeks persönlicher Mut ist vielmehr über jeden Zweifel erhaben. Wenn er dem Kampfe auswich, so geschah dies aus innerster Ueberzeugung, dies sei durch die Sachlage geboten. Uebrigens stimmt Schlichting, während er sonst Benedeks Operationsplan im ganzen billigt, der Ansicht bei, er hätte sich vor dem Marsche an die Iser den wahrscheinlichen taktischen Sieg über Steinmetz nicht entgehen lassen sollen.

[2]) Steinmetz stellte das Königsgrenadierregiment in die Vorhut und ließ es längs der Straße, und zwar etwas nördlich derselben, vorrücken.

die Höhe des Schafberges, um zu erspähen, ob denn die Gardedivision sich noch nicht zeige. Da, gegen 11 Uhr, erhielt er eine mißliche Kunde: der Kronprinz ließ ihm sagen, daß er ihm die versprochene Division nicht zu Hilfe senden könne; Bonin sei geschlagen, und so benötige man das ganze Corps an dem nördlichen Passe. Nur die Gardereiterei unter dem Prinzen Albrecht wurde ihm zur Verfügung gestellt. Einen Augenblick lang überlegte Steinmetz, aber nur einen Augenblick; er wollte den Truppen, welche, begeistert von ihrem Siege bei Nachod, seit Stunden auf einen zweiten Triumph rechneten, kein Schwanken zeigen und beschloß, sie, wie sie waren, in den Kampf zu führen. Der Feind war vielleicht doppelt so stark wie er, vielleicht noch stärker; es war also ein Kampf auf Leben und Tod. Einer der Offiziere, welche ihn damals vor der Front sahen, schreibt über diese denkwürdige Stunde: „Steinmetz sah ernst aus, ernster als sonst, denn sein Auge, so strenge es blickt, hat doch zugleich etwas Leuchtendes. Vorgestern aber lag eine Wolke darüber. So ritt er an unserem Bataillon vorbei. Viele hatten sich deckungshalber niedergeworfen. Er schüttelte den Kopf. ‚Füsiliere,‘ rief er, ‚heut’ gehen wir alle in den Tod. Aber wir wollen auch hineingehen. Eher soll keiner am Boden liegen, als bis er gefallen ist!‘ Im Nu standen alle kerzengerade.“

Nur ein Führer, der seiner Truppen unbedingt sicher ist, kann eine solche Ansprache wagen, so düster, so anspornend zu-

---

Noch nördlicher, ganz vom Hügelland gedeckt, sandte er den Generalmajor v. Löwenfeld gegen den linken Flügel der Oesterreicher mit dem Auftrage, die Verbindung mit der Garde zu suchen. Ein Offizier wurde um 8½ Uhr nach Kosteletz geschickt, um die Garde gerade in die linke Flanke der Oesterreicher zu führen. Der Plan Steinmetz’ war also, vorerst Löwenfeld auf dieser Seite wirken zu lassen, wo der Angriff durch Hügel und Wald gedeckt war. Während Löwenfeld hier angriff, sollte die 10. Division unter Kirchbach den Oesterreichern in der Front an den Leib gehen, Skalitz stürmen und den Kampf zu Ende führen. Mit gutem Grunde legte er großen Wert auf den Besitz der Hügel nördlich von seiner Anmarschstraße. Er mußte nämlich um jeden Preis verhindern, daß sein Corps im Falle eines Mißerfolges in die tags zuvor eroberten Weg-Engen nach Osten zurückgeworfen werde. Geschah dies, so war seine Verbindung mit der Garde unterbrochen. Er mußte trachten, sich den Rückzug auf sie freizuhalten, er mußte also, falls der Angriff mißlang, nach Norden, gegen Eipel, ausweichen.

gleich. Steinmetz änderte jetzt nichts mehr an den Befehlen der Frühstunde, obwohl diese einen Angriff der Garde in die Flanke der Oesterreicher zur Voraussetzung hatten. Den Truppen Löwenfelds gab er selbst den Befehl, zu den übrigen Abteilungen sandte er seine Adjutanten; der Befehl enthielt nichts als das Kommando: „Vorwärts!“

Das Glück konnte dem Wagenden nicht holder sein. Gerade um 11 Uhr war es auch, als Benedek seiner überlegenen Macht befahl, den Kampf nicht aufzunehmen und sich zurückzuziehen. Zwei der österreichischen Corps befolgten die Weisung, sich der Schlacht zu entziehen; das dritte aber, das des Erzherzogs Leopold, erwies dem General v. Steinmetz den Dienst, mit seinen drei Brigaden, etwa 20000 Mann, den Preußen die Spitze zu bieten. Wäre Steinmetz weniger entschlossen vorgerückt, so hätte sich der Erzherzog vielleicht noch eines andern besonnen; so aber schickte er den Preußen eine kleine Abteilung entgegen.

* * *

Es erschien Erzherzog Leopold wie eine Demütigung, im Angesichte des Feindes, mit dem sich zu messen er begierig war, kampflos zurückzuweichen. Dies fällt jedem ehrliebenden General schwer, der in seine Truppen volles Vertrauen setzen kann; als kaiserlicher Prinz brachte es der Kommandant des 8. Corps um so weniger über sich, dem Feinde den billigen Triumph zu gönnen. Vielleicht war er sich auch der ganzen Tragweite des in ihm aufsteigenden Vorsatzes, nicht ohne weiteres vom Platze zu weichen, nicht voll bewußt, da er von einem schweren Unwohlsein ergriffen war, dem Beginn seines späteren, nie geheilten Nierenleidens. So ist wohl die Thatsache zu erklären, daß er mit unzureichenden Kräften den Kampf aufnahm, ohne zugleich die Befehlshaber der beiden in der Nähe stehenden Corps, Ramming und Festetics, aufzufordern, seinem Beispiele zu folgen. Wäre dies geschehen, so hätte die Wahrscheinlichkeit des zu erhoffenden Erfolges viel entschuldigt, ja ein Sieg hätte die Versagung des Gehorsams gerechtfertigt. Aber diese Aufforderung ging von der Höhe von Skalitz nicht ab. Der Erzherzog unterschätzte eben, wie erwähnt, die Kampf- und die

Angriffslust des Gegners, dem er, wie es scheint, vor dem Abzuge doch noch einen Merks geben wollte. Somit befahl er, *entgegen* der Anordnung Benedeks, dem bereits abziehenden Regiment Gerstner, wieder in seine Stellung zurückzukehren. Seinen drei Brigadieren jedoch gab er, soviel bis heute bekannt ist, keine Weisung mehr, weder die zum Angriff, noch auch die, den Feind stehenden Fußes zu erwarten. Alles blieb, wie in stummem Widerspruche gegen den Befehl Benedeks, auf den Höhen stehen, die Brigadiere des Erzherzogs waren somit sich selbst überlassen. Vor sich hatten sie den Feind, hinter ihrer Stellung aber floß die Aupa reißend schnell zwischen steilen Ufern hin und für einen Rückzug gab es nur zwei Brücken. Der steile Abhang zum Flusse war demnach für die Oesterreicher eine große Gefahr: wurde der Abmarsch zu lange hinausgeschoben, so konnten sie die zum Teile senkrechte Böschung hinabgeworfen werden. So kam es, daß die *Oesterreicher in ihrer Kampfbegierde von der sicheren Höhe hinabstürmten* und sich unten die sichere *Niederlage* holten[1]).

[1]) Eine sehr wahrscheinlich klingende Erklärung des ganzen Vorganges geben (Bartels') „Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges 1866", S. 198, die sonst, wie alle Arbeiten des anonymen Verfassers, mit äußerster Vorsicht zu benützen sind. Danach sei Erzherzog Leopold anfänglich deshalb zur Abwehr gegen den Kronprinzen aufgeboten worden, weil er am nächsten stand. Aber Benedek konnte nicht die Absicht haben, ihn neben Gablenz zur Wacht gegen den Kronprinzen *zurückzulassen*, weil dann der Erzherzog — als der rangsältere General — und nicht der kriegserfahrene Gablenz mit dem Oberbefehl über die zwei Corps hätte betraut werden müssen. *Deshalb* wurde das Corps Festetics über die Elbe herübergeholt und der Erzherzog erhielt den Auftrag, sich dem Marsche gegen Friedrich Karl anzuschließen. Damit wäre auch das Verhalten des Erzherzogs am nächsten Tage erklärt. Er war beleidigt, weil ihm Mißtrauen in seine Fähigkeiten gezeigt worden sei — und in dieser Verstimmung versagte er Benedek den Gehorsam und nahm das Gefecht von Skalitz an. — Damit wäre auch erklärt, weshalb Benedek seinem ganzen Kriegsplan entgegen bei Skalitz *drei* Corps konzentrierte. — Vgl. auch den Aufsatz von Leo v. Dierkes, „Erinnerungen an den Erzherzog Leopold" in der „N. Fr. Presse" vom 28. Juni 1897.

Uebrigens verzeichnet die Kriegsgeschichte mehrere Fälle, in denen Generäle von lebhaftem Ehrgefühl sich nicht überwinden konnten, den ihnen erteilten Rückzugsbefehl zu befolgen, und dadurch die Armee in eine Katastrophe verwickelten. Von früheren Beispielen abgesehen, ist hier das Schicksal der Armee Bazaines vor Metz 1870 als Parallele heranzuziehen. Bazaine war sich schon am 14. August klar darüber, daß er sich hinter die Mosel zurückziehen müsse, um nicht von Paris abgeschnitten zu werden. An diesem Tage erschien er bei seinen Truppen vor der Mosel und befahl

Gefecht von Skalitz[1]).

Die Preußen näherten sich der österreichischen Stellung. Im Vordringen waren sie im ganzen in zwei Gruppen geteilt: die eine marschierte nördlich über Hügel und Wälder gegen den linken Flügel der Oesterreicher, die andere südlich längs der Straße im ebenen Felde. Die österreichischen Batterien eröffneten gegen sie ein verheerendes Feuer. Die nördlicheren Abteilungen der Preußen — das 37. und das 58. Regiment — waren leidlich gegen den Granatenhagel geschützt und strebten unausgesetzt gegen den Wald von Dubno. Schlimmer erging es den südlich von ihnen ausgesandten Truppen — dem Königsgrenadierregiment vom 5. und der Brigade Hofmann vom 6. Corps; mitten in ihren Reihen sprangen die Granaten und rissen manches junge Blut nieder. Nicht selten stutzten die Soldaten, von denen ein gut Teil zum erstenmal ins Feuer kam. Die Anführer, die Schwierigkeit erkennend, geradeaus vorzudringen, wenden sich etwas rechts. Dort zog sich der Eisenbahndamm hin, der etwas Deckung gewährte, hinter ihm der dichte Eichwald. Das konzentrische Eindringen fast aller Bataillone gegen diesen Forst war nicht befohlen, aber gerade aus diesem Umstande ergab sich der Charakter des Kampfes.

Jetzt — die Preußen waren eben vor dem Rande des Waldes angelangt und formierten sich zum Angriffe auf ihn — gab der Erzherzog den ersten Befehl, eigentlich den einzigen, bis zum Augenblicke der Niederlage der Oesterreicher; er war an sich nicht tiefgreifend, aber er gab den Anstoß zu einem erbitterten Kampfe und zu diesem blutigen Gemetzel. Ein Bataillon, es war das 4. vom Regimente Crenneville, erhielt den Auftrag, Skalitz, wo es sich fest verschanzt hatte, zu verlassen, das Ackerfeld zu durchschreiten, in den Wald einzudringen und den Feind, falls er ihn besetzt hatte, hinauszuwerfen[2]). Das aber war ein Auftrag, der das Bataillon direkt in die feindlichen Heerhaufen hineinschickte. Denn gerade jetzt schoben sich diese, wie wir wissen, nahezu sämtlich an den Wald heran. Vorerst fand das Bataillon keinen Feind und durchmaß

seinen Generälen, bloß den Angriff der nachdrängenden Preußen abzuwehren und baldigst abzuziehen. Hierauf eilte er zu einer Unterredung mit dem Kaiser nach Metz zurück. Draußen aber greifen die Preußen ungestüm die Arrièregarde der Franzosen an — da läßt General Ladmirault, ganz wie Erzherzog Leopold, seine abziehenden Truppen umkehren und liefert die Schlacht bei Colombey, durch welche die Seinigen festgehalten werden. Dieses Verweilen vor Metz war eine der Ursachen, daß das Heer Bazaines nicht mehr abziehen konnte und gefangen genommen wurde.

[1]) Siehe Karte III am Schlusse dieses Bandes.

[2]) Bericht des Majors Seewald, Befehlshabers dieses Bataillons, Kriegsarchiv 1866, 6, 1001 t vom 1. Juli 1866: „Als das Kanonenfeuer im heftigsten Gange war, wurde ich beordert, den nördlich von Skalitz gelegenen Dubnoer Wald mit meinem Bataillon aufzuklären, und im Falle derselbe vom Feinde besetzt sein sollte, denselben zu werfen."

den Wald von Westen aus fast in seiner ganzen Länge. Es ist ein prächtiger, wohlgepflegter Forst von alten Eichen, durchsetzt mit schönen Tannen, in dem sich der Kampf entspann; ein anmutiges Forsthaus schmückt ihn; aber wenn man ihn jetzt auch im schönen Sonnenschein durchwandert, so fühlt man sich umrauscht von den Schauern des Todes. Hart vor seinem Ausgang stießen die Oesterreicher auf die vordersten drei preußischen Bataillone (vom 37. und 58. Regiment), und diese, auf das Bataillon Crenneville eindringend, richteten in dem kleinen Haufen der Oesterreicher bald ein Blutbad an. Dem Stoße wichen die Oesterreicher nach Süden aus und traten bei dem Eisenbahndamme aus dem Walde. Aber hier hatten sich neue Gegner eingestellt. Dorthin strebten ja, wie erzählt wurde, das 7. und das 38. preußische Regiment. Buchstäblich zerschmettert, flüchteten die Oesterreicher in gelichteten Reihen gegen Skalitz, sammelten sich hier aber gleich bei den ersten Häusern und setzten sich hartnäckig zur Wehre.

* * *

Das traurige Schicksal dieser kleinen Abteilung ersah General v. Fragnern, der am linken Flügel der Oesterreicher befehligte. Er wußte nicht, was die Absicht des Erzherzogs sei, von dem er ohne jede Weisung geblieben war. Aber den bedrängten Kameraden zu seinen Füßen wollte er Luft machen. Er sah seine eigene Brigade beschossen und sandte das 5. Jägerbataillon zur Abwehr hinunter und damit in das gleiche Verderben. Die Jäger stiegen von ihrer sicheren Anhöhe herab, besetzten mit einer Abteilung die kleine Kuppe vor dem Walde, dann drangen sie hinein. Unterdessen hatten sich die zahlreichen Bataillone der Preußen in dem Walde nach allen Richtungen ausgebreitet und das Forsthaus überschritten. Die Kronen der Bäume zerbrechend, durchfegten die Granaten der österreichischen Batterien den Forst, rissen Lücken in die Reihen der vordringenden Preußen und brachten einzelne ihrer Abteilungen in Unordnung. So konnten die österreichischen Jäger die Spitzen der feindlichen Abteilungen bis zum Forsthaus zurückdrängen. General Fragnern aber, der seine Jäger zuerst vordringen sah, glaubte, während sein Generalstabsoffizier, Hauptmann Samonigg, gerade abwesend war und den Jägern die Richtung des befohlenen Angriffes angab, den Erfolg ausnützen zu sollen. Es war, wie wenn ein Verhängnis die österreichischen Bataillone der Reihe nach in den verzauberten Wald hineinlockte. Mit ihrer gewöhnlichen Bravour stürzten sie sich in die Kugeln der Feinde, und wenn Tapferkeit allein, gleichwie in Märchen, im stande wäre, den Zauber zu lösen, der sich in dem gebannten Forste verbirgt, so hätten die Oesterreicher ein besseres Geschick verdient. Aber die Zeiten sind nicht mehr, in welchen rasende Tapferkeit auf den ersten Anprall den Gegner niederwirft.

Denn überall, in allen Gräben, hinter den Bäumen und an dem Damme hatten sich die Preußen, wenn auch durcheinander geworfen und vom Granatenfeuer stellenweise in Verwirrung gesetzt, eingenistet; Steinmetz ritt selbst in den Wald, ordnend und zum

Mute entflammend. In dieser Verfassung erwarteten sie stehenden Fußes das Heranbrausen des Sturmes des 15. und des 77. österreichischen Regiments (Nassau und Salvator, zwei ostgalizische Regimenter), welche von ihren Befehlshabern von der Höhe herabgeführt wurden. Der General, in den Wald vordringend, sieht den Feind nicht, man hört nur die Richtung des Gewehrfeuers, und der Befehlshaber führt, ohne vorher zu rekognoszieren, ohne durch ausgesendete Schützenschwärme Fühler auszustrecken, vorerst das 77. Regiment in das Feuer des Feindes. Diese Truppen schließen sich an das Jägerbataillon an und bringen in dichten Divisionsmassen vorwärts, welche in diesem Kriege die einzige Form ihres Angriffes bildeten. In diese vollen Haufen schlagen die Kugeln der noch unsichtbaren preußischen Schützen ein, ohne ihr Ziel verfehlen zu können. Zuerst geht es stürmend nach Osten — also gegen die Division Löwenfeld. Aber auch von Süden, also von rechts her, vom Eisenbahndamm pfeifen preußische Kugeln. Sei es nun, daß im Walde nicht durchzukommen war, oder daß das Feuer vom Eisenbahndamme her die angreifenden Bataillone lockte — genug, sie änderten jetzt die Richtung. Das Fangballspiel zwischen den beiden Gewalthaufen der Preußen wiederholt sich. Die österreichischen Bataillone also, vom Fieber zum Sturm gespornt, wenden sich gegen den südlichen Gegner und stürzen auf den Damm selbst zu. Hier schmettern Salven neuer Feinde in ihre Reihen — die vom Königsgrenadierregiment empfangen sie mit Schnellfeuer. Da aber auch der östliche Feind von der Division Löwenfeld seine blutige Arbeit fortsetzt, so fühlen sie sich sowohl von vorne wie auch im Rücken und in der Flanke aufs Korn genommen. Unterdessen hatte Oberst Roth auch das andere Regiment der Brigade (Nassau Nr. 15) die Höhe hinuntergeführt, ohne von Generalmajor Fragnern den Befehl hiezu erhalten zu haben; aber er findet die stürmenden Massen der vorne fechtenden Truppen bereits in dichte Knäuel zusammengeballt, die nicht mehr vorwärts kommen konnten und in welchen die feindlichen Kugeln wüteten. So drängten sich in dem engen Raume vor dem Eisenbahndamme die beiden Regimenter, sich gegenseitig in der Entwicklung hemmend. Da der Damm somit nicht zu ersteigen noch zu erobern war, so versucht sich eine österreichische Abteilung wieder gegen vorne Luft zu machen: sie unternimmt einen Stoß gegen den Wald und das Forsthaus, um den Feind auf dieser Seite abzuschütteln. Doch umsonst. Auch die Batterie der Brigade, welche sich, wie es scheint, aus eigener Initiative der Bewegung nach vorne anschloß, um dem Feinde besser an den Leib zu gehen, geriet schon, bevor sie sich recht ins Feuer setzen konnte, unter die Kugeln der Hinterlader. Bemannung und Pferde fallen, fünf Geschütze geraten in die Hände des rüstigen Feindes. Vergebens versuchen Abteilungen der Oesterreicher, ihm die Beute wieder zu entreißen. In dieser schrecklichen Lage zeigt Generalmajor v. Fragnern, ein tapferer Offizier der alten Schule, der überzeugt war, im Sinne der Vorschriften der Sturmtaktik zu handeln, volle Kaltblütigkeit; während des vergeblichen Versuches, seinen Truppen durch einen ungestümen Stoß nach vorne Luft zu

machen, wurde er selbst von einer Kugel durchbohrt. Endlich, nach einem furchtbaren Gemetzel, nachdem nahezu die Hälfte der Offiziere der Brigade gefallen ist, fühlen die Oesterreicher, daß alles vergebens, alles verloren ist, daß die Unbesonnenheit der Führer ihre Tapferkeit zu Schanden macht, und sie ziehen sich, noch immer in fester Haltung, teils gegen Skalitz, teils gegen ihre frühere Stellung zurück. Ein Teil des Jägerbataillons setzt sich auf der Kuppe hart vor dem Walde fest, die Preußen drängen nach und werden zuerst durch kaltblütiges Feuer abgewiesen. Dann stürmen deren 37er nochmals; sie erobern den Hügel, wo unter anderen Verwundeten auch der Kommandant des Jägerbataillons lag; Oberst v. Below beugte sich teilnahmsvoll über ihn, fragte nach seinen Wünschen und sagte: „Es wird uns schwer genug, auf deutsche Landsleute zu schießen“ [1]).

* * *

Sogleich nach der Eroberung des Eichenwaldes hatten die Preußen, ohne zu zögern, ihren Vormarsch gegen Skalitz und die Höhenstellung der Oesterreicher fortgesetzt. Während sich im vorderen Saume des Waldes dieser blutige Kampf abspielte, stand der Forst selbst unaufhörlich unter dem Feuer der österreichischen Granaten, und einen Augenblick lang schien die Brigade Hofmann, die sich auf einer Waldwiese etwas sammelte, erschüttert von dem nervenzerreißenden Getöse. General Steinmetz, an sie heranreitend, befahl, sie aus dem Walde gegen die Stellung der Oesterreicher zu führen; Sturm und Angriff erschöpfen eine Truppe nicht so sehr als das leidende Ausharren im Geschützfeuer. Vorwärts ging es, aber die in diese Haufen einschlagenden Granaten zwangen die Preußen, abermals zurückzuweichen und wieder Schutz hinter dem Eisenbahndamm zu suchen. Dann brachen sie nochmals hervor. Und wie wenn die Oesterreicher ihnen durchaus den Weg ersparen wollten über die Aecker und Wiesen bis zu ihrer Artilleriepositon, so gibt sich auch jetzt wieder bei ihnen auf der Höhe eine Bewegung nach vorwärts kund. Es war nicht genug des bisherigen Unheils — auch die

[1]) Da die Empfindung des Volkes das Uebermaß der begangenen Unvorsichtigkeit nicht begreifen konnte, entstand alsbald in der Umgebung des Schlachtfeldes die unsinnige Sage, der General habe Verrat geübt und die Oesterreicher mitten in die feindlichen Kugeln geführt; die erbitterten Soldaten, sein Verbrechen erkennend, hätten ihn erschossen. Es scheint eine so angriffslustige Stimmung unter den Offizieren und der Mannschaft geherrscht zu haben, daß der General aus ihr heraus den Befehl zum Vormarsch gegeben haben dürfte. An dem langsam abfallenden Hügel stehend, war die Brigade heftig angeschossen — ein Plateau, wo man etwas Deckung suchen konnte, besteht nicht, da hinter der Höhe das Ufer schroff zur Aupa abfällt — alles in der Armee war durch Jahre zum Sturm, nicht zum ruhigen Standhalten im Feuer erzogen: aus diesen Stimmungen ging wohl der Befehl hervor. In der obigen Darstellung ist nach sorgfältiger Umfrage, zum Teil vom österreichischen Generalstabswerke abweichend, angegeben, wie weit der Brigadier und wie weit seine Untergebenen die Verantwortung des Angriffs tragen. — General Fragnern ist mit den Seinigen vor dem Walde begraben.

Brigade Kreyssern wird jetzt die Höhe hinabgeführt. Ihr Befehlshaber Oberst Kreyssern war gerade zur Rekognoszierung abwesend; aber Oberst Baron Wöber vom Regimente Reischach Nr. 21 beschließt, da er die verzweifelten Versuche der österreichischen Bataillone zu seiner Linken sieht, sie nicht allein zu lassen. Wieder verlassen neue Bataillone die sichere Höhe und es wiederholt sich das frühere Schauspiel. Diesmal richtet sich der Angriff längs der Straße unmittelbar gegen den Eisenbahndamm, denn der Wald ist endgültig an die Preußen verloren. Vier Bataillone der Regimenter Reischach und d'Este (Nr. 21 und 32, Tschechen und Magyaren, beide Regimenter mit Deutschen untermischt), ein fünftes ihnen folgend, stürmen dicht geschlossen vorwärts. Das Hurrah und das Eljen a császár der Soldaten übertönt den Donner der Kanonen. Ihr Stoß bringt die vordersten Abteilungen des preußischen Königsgrenadierregiments in harte Bedrängnis, aber einige Halbbataillone dieses, des 38. und des 58. Regiments gehen den Oesterreichern entgegen, bieten ihnen die Stirne, werfen sich zum Teile in ihre Flanken und überschütten sie mit Kugeln. Nach den bisherigen verwirrenden Gefechten konnten die preußischen Abteilungen nicht mehr einem einheitlichen Befehle folgen; aber die einzelnen Compagnieführer üben ihre Pflicht. Der preußischen Taktik sind die Oesterreicher mit ihren Massenstößen nicht gewachsen. Die letzteren geben bataillonsweise eine einzige Salve ab, welche oft zu hoch geht, dann schreiten sie ohne weitere Vorbereitung zum Bajonettangriff. Ihrem Sturmlaufe schlägt das Schnellfeuer des Hinterladers entgegen. Die Preußen sehen die feindlichen Offiziere mit gehobenem Säbel vorspringen, um die Bataillone zu weiterem Vorgehen zu ermuntern. Diese kommen 80 bis 100 Schritte, am rechten Flügel bis auf 50 Schritte an die preußische Aufstellung heran, eine Schußlage nach der anderen aushaltend. Je näher, desto mörderischer die Wirkung. Endlich gerät der Angriff ins Stocken, ein Teil der Oesterreicher flieht zum Bahnhof, ein anderer, besonders die Jäger, nimmt das Feuergefecht auf, aber die schwächere Waffe muß erliegen. Die Brigade räumt, nachdem sie ein Viertel der Mannschaft — unter ihnen der später angekommene Oberst Kreyssern — im Sturme und auf der Flucht verloren hat, den Schauplatz. Ihr nach die Preußen, welche den Sieg entschlossen ausnützen; sie dringen über die Ackerfelder bis zum Bahnhofe, aber ihr erster, noch ungeordneter Vorstoß wird von einigen standhaltenden österreichischen Bataillonen zurückgewiesen, so daß die letzteren durch die Stadt über die Brücken der Aupa hinüber den Rückzug antreten können.

* * *

All dies muß der Erzherzog von dem Plateau südlich von Skalitz mit ansehen. Er erkennt jetzt, daß der Kampf verloren ist und daß die Oesterreicher nur mehr um einen geordneten Rückzug fechten können. Mehr als zwei Stunden sind verflossen, seitdem Benedek den Befehl zum Abmarsch erteilt hat, aber jetzt erst werden die Weisungen zum Rückzug im einzelnen ausgegeben. Es

ist, seitdem das Bataillon Crenneville in den Wald gesandt worden war, der erste Befehl, der von dem Corpskommando ergeht. Lawinenartig hatte das Unheil zwei Dritteile des Corps mit fortgerissen; jeder Unterführer hatte auf eigene Faust gehandelt, dem Befehlshaber des Corps waren die Zügel vollständig entglitten[1]). Jetzt mußte gerettet werden, was noch zu retten war. Die letzte noch unversehrte Brigade unter General Schulz erhält den Befehl, über die Aupa abzurücken. Gleichzeitig werden einige Bataillone aufgeboten, um den Bahnhof von Skalitz und die Stadt möglichst lange zu halten; es muß alles daran gesetzt werden, damit Menschen, Pferde und Wagen der geschlagenen und aufgelösten Brigaden Zeit finden, über die beiden schmalen Brücken in Sicherheit zu kommen.

Denn hinter den preußischen Abteilungen, welche bisher den siegreichen Kampf geführt hatten, rückt jetzt die 10. Division unter Generallieutenant v. Kirchbach zum erdrückenden Angriff vor; sie soll ebenso wie am vorigen Tage vollenden, was die Truppen Löwenfelds erfolgreich begonnen hatten. Die 10. Division ist von Steinmetz zu dem entscheidenden Frontalstoße zurückbehalten worden. Das Schwerste freilich ist bereits gethan, sie geht nun daran, reinen Tisch zu machen. Kirchbach befiehlt der 20. Brigade, den Bahnhof und die Stadt mit Sturm zu nehmen; die 19. Brigade wird ausgesendet, um nördlich von der Stadt die Aupa zu überschreiten, dann von der Seite in die Stadt einzudringen und den Oesterreichern den Rückzug abzuschneiden. Aber die Preußen stoßen noch auf tapferen Widerstand am Bahnhof. Dieser mit seinen Nebengebäuden war von den Oesterreichern stark verrammelt und sie verteidigten sich mit großer Kraft. Oesterreichische Offiziere schildern anschaulich den Angriff der Preußen; sie gestehen, daß nicht sowohl das Vorbrechen neuer Bataillone überrascht habe, „als besonders der Eindruck rücksichtsloser Entschlossenheit, die Ordnung und Schnelligkeit, eindringlich markiert durch die kurzen Trommelschläge aller im Laufschritt avancierenden Bataillone, die voransprengenden Commandeure und das langatmige Hurrah".

Die Preußen erreichen den Bahnhof, und nun entspinnt sich ein erbitterter Kampf: Haus um Haus, Gehöft um Gehöft muß der sich tapfer wehrenden Nachhut der Oesterreicher entrissen werden. Nur dem zähen Widerstande dieser Abteilungen, welche sich so lange wie möglich gegen die Uebermacht wehrten, sowie dem Ausharren der österreichischen Artillerie verdankte das Gros des 8. Corps, daß

---

[1]) Nagy (vor Henikstein Chef des Generalstabs der österreichischen Armee) stellt in den „Betrachtungen 2c." in der „Oesterr. Militärzeitschrift" 1867, I, S. 297, die Sache folgendermaßen dar: „Der selbständig unternommene Angriff der beiden Brigaden wurde von dem südlich Skalitz sich aufhaltenden Corpskommandanten erst bemerkt, als jene, bereits in die vorliegende Niederung hinabgestiegen, den Kampf begonnen hatten." Lettow (II, S. 290) bezweifelt mit vollem Rechte, daß dem so sei. Es wäre eben Sache des Erzherzogs gewesen, sich wenigstens nach dem unglücklichen Angriffe der Brigade Fragnern persönlich von der Lage der Dinge zu überzeugen und danach nähere Weisungen zu geben.

es sich ohne weitere Fährnis rechtzeitig gegen Josephstadt zurückziehen konnte. In den Gehöften von Skalitz wurden freilich starke Abteilungen der Nachhut abgeschnitten und mußten sich ergeben. Auf der Anhöhe vor der Aupa deckte eine Abteilung der Brigade Fragnern unter Führung des Generalstabshauptmanns Samonigg den Rückzug; zuletzt warf sie sich, da der Weg zu den Brücken versperrt war, in den Fluß und erreichte schwimmend das andere Ufer. Alle Truppen waren tief entmutigt, ihre Kampfeslust für den ganzen übrigen Feldzug gebrochen. Sie ziehen sich, sobald sich die Spitzen der preußischen Bajonette blicken lassen, gegen die Festung zurück.

Die Stürme der Oesterreicher gegen die Uebermacht ihrer Gegner mußten mißlingen, und als das Corps sich sammelte, zeigte es sich, daß es 205 Offiziere und 5370 Mann verloren hatte; es war also mehr als ein Viertel seiner Mannschaft tot, verwundet oder gefangen. Die Preußen hatten 62 Offiziere und 1306 Mann verloren. Da aber thatsächlich nur zwei österreichische Brigaden, etwa 14000 Mann, im Gefechte gestanden waren, so war mehr als ein Drittel von ihnen verloren — diese zwei Brigaden, die gegen fünf preußische ins Feuer geführt wurden, waren kaum mehr kampffähig. Zumal die Jägerbataillone, die sich besonders tapfer geschlagen hatten, waren nahezu aufgerieben.

Benedek war unterdessen, nicht ahnend, daß seine Befehle mißachtet seien und das 8. Corps eine Niederlage erlitten hatte, nach Josephstadt zurückgekehrt. Unglücklicherweise ging, als er sich eben auf der Hälfte des Weges befand, ein starkes Gewitter mit Donnerschlägen nieder, so daß das Schlachtgetümmel in seinem Rücken seine Aufmerksamkeit nicht erregen konnte. In der ersten Stunde nach Mittag kam er in Josephstadt an; hier hörte man um diese Zeit heftiges Feuer von Skalitz her, Offiziere eilten auf die Wälle, um ein Bild des Gefechtes zu gewinnen. Da der Oberbefehlshaber aber selbst vom Kampfplatze zurückkehrte, war man in der Festung überzeugt, daß bei Skalitz nur ein unbedeutendes Gefecht geliefert worden sei. Zudem sandte der Erzherzog, der die Größe seiner Niederlage wohl noch nicht ganz überblicken mochte, eine unvollkommene Meldung; auf dem Rückzuge aus dem Gefechte berichtete er die wenigen, den Kampf kaum andeutenden Worte: „Die Preußen sind schon

westlich von Skalitz und drängen stark nach“ [1]). Den wenig bedeutenden Eindruck, den der Kampf auf die Besatzung von Josephstadt machte, vermeldete zu derselben Zeit auch ein Augenzeuge, der Berichterstatter der „Times“. „Das Gefecht,“ so schreibt er, „war weder ausgedehnt noch heftig, und sein einziges Resultat war die nunmehr gewonnene Ueberzeugung, daß die Preußen in größerer Zahl eine sehr starke Position innehatten, sowie daß Skalitz nicht mehr mit Vorteil behauptet werden konnte.“

Krismanič zumal gab sich dem Glauben hin, die Kanonade sei der Kugelwechsel eines Rückzugsgefechtes. Dessen Beginne, dem Feuer auf weite Entfernungen hin, hatte er ja selbst beigewohnt und den Abbruch des Gefechtes angeordnet. Man kanonierte also zum Abschied; niemand hätte an seiner Stelle etwas anderes vermuten können. So blieb man in der Festung stundenlang ohne genauere Kenntnis der Niederlage, welche das 8. Corps — kaum zwei Stunden weit entfernt und geradezu im Angesichte des Hauptheeres — soeben erlitten.

In dieser Unkenntnis der Sachlage beschloß denn Benedek mit Krismanič, die Truppen, welche um Josephstadt lagerten, aufbrechen zu lassen, um endlich den Vorstoß gegen die Iser zu unternehmen. Der erste, der von dem Erlasse dieser entscheidenden Befehle verständigt wurde, war Kaiser Franz Joseph. Eigentlich betrachtete die Heeresleitung alles, was bisher geschehen war, als Vorspiel des großen mit dem Prinzen Friedrich Karl auszufechtenden Kampfes. Um 6 Uhr abends ging ein Telegramm an den Kaiser ab, des Inhalts, der Augenblick der Entscheidung sei gekommen. Dieses Telegramm ist einer der seltsamsten Zwischenfälle dieses seltsamen Krieges. Um diese Stunde nämlich waren die vorgeschobenen Corps der österreichischen Armee eines nach dem anderen bereits besiegt; aber der Oberbefehlshaber weiß nichts davon und meldet dem Monarchen unbedeutende Zwischenfälle, kündigt ihm an, jetzt stehe der Hauptschlag bevor [2]). Zu dieser Abendstunde war nicht bloß Erzherzog

[1]) Abgesendet von Trebesow um 2 Uhr nachmittags. Kriegsarchiv 1866, 6, 1004.

[2]) Ueber die näheren Umstände vgl. Anhang Nr. XXIV.

Leopold in eine ſchwere Niederlage verwickelt; auch Gablenz befand ſich, wie wir gleich hören werden, auf dem eiligen Rückzuge aus einem unglücklichen Kampfe; die öſterreichiſchen Truppen an der Iſer endlich, von dem Grafen Clam-Gallas befehligt, hatten das verluſtvolle Treffen von Münchengrätz geliefert. Es liegt etwas Tragiſches darin, wie der öſterreichiſche Feldherr noch im trügeriſchen Schimmer ſeiner Vorſätze und Hoffnungen die Entſcheidungsſchlacht vorbereitet, während ſchon die Boten auf dem Wege ſind, die ihm ſeine Niederlagen melden. Faſt im Sinne des griechiſchen Trauerſpiels war es eine Ironie des Schickſals, daß ſich der Feldzeugmeiſter noch zu dem Höchſten vermaß, während ſein Fuß ſchon am Abgrunde ſtand. Benedek glaubte den Kaiſer verſichern zu können, daß vom Gebirge her keine Gefahr drohe; die Preußen befänden ſich, ſo hatte er es ſelbſt zu Mittag zu ſehen vermeint, in der Stellung von Wyſokow und nur „untergeordnete Abteilungen" des Feindes rückten von dieſer Seite vor. Alles, was er zu melden wußte, war, daß er ſich von der außerordentlichen Treffſicherheit der öſterreichiſchen Achtpfünder überzeugt habe. An ſeiner Abſicht, gegen die Iſer zu marſchieren, halte er noch feſt und habe deshalb dem 6. und 8. Corps den Rückzug befohlen. „Dieſe zur Konzentrierung der Nordarmee nötige Bewegung," ſo ſchließt er, „wurde durch die Artillerie des 8. Corps wirkſam gedeckt." Benedek glaubte alſo, das Corps des Erzherzogs Leopold habe unter dem Schutze ſeiner Kanonen den ihm befohlenen Marſch unverſehrt angetreten. Bald ſollte er aus dieſer Täuſchung geriſſen werden. Das geſchlagene Corps ſelbſt brachte die Kunde von ſeiner Niederlage.

Die Depeſche Benedeks an den Kaiſer zeigt in ihrer erſten Niederſchrift, die im Wiener Kriegsarchiv erliegt, daß die entſcheidenden Worte — ſie lauten: „Da ich meine Abſicht, gegen die Iſer abzurücken, noch feſthalte" — von der Hand des Generals Krismanič eingeſchoben ſind. Wohl war das Vertrauen Benedeks in den Chef der Operationskanzlei durch die letzten Erfahrungen erſchüttert, aber der Feldzeugmeiſter hielt nach wie vor daran feſt, daß die Gefechte am Gebirge keine Entſcheidung bringen könnten. Der Leiter der Operationen ließ gleichzeitig mit jenem

Telegramm endlich alle Weisungen an die Unterbefehlshaber ausfertigen, die seit mehreren Tagen erwogen worden waren. Sie waren schon am Tage vorher niedergeschrieben, aber noch zurückgehalten worden, weil man es für ratsam hielt, vorerst den Kronprinzen bei Skalitz mit genügender Macht aufzuhalten. Seit 24 Stunden hatten sich einige Aenderungen der Sachlage ergeben, die Krismanić wohl bekannt waren. Aber er ließ fast nichts mehr in den umfangreichen Marsch- und Angriffsentwürfen berichtigen, weil er den Gegenstand nach tagelanger Erwägung für abgeschlossen hielt. Am ersten Tage des beabsichtigten Vormarsches, am 29. Juni, sollten die Oesterreicher Jitschin, am 30. Juni die Iser in der Gegend von Turnau erreichen. Gerade auf diesem Wege rückte Prinz Friedrich Karl mit viereinhalb Armeecorps heran; Benedek verfügte, sobald er sich mit dem Kronprinzen von Sachsen und Clam-Gallas vereinigte, über sechs Corps — in dem beabsichtigten Zusammenstoße sollte sich das Schicksal Deutschlands entscheiden.

Noch am Nachmittag bot das Hauptquartier das gewöhnliche Bild. Der Berichterstatter der „Times" schildert die Mahlzeit um 6 Uhr abends, zu welcher Benedek, der gern offene Tafel hielt, eine große Zahl von Generälen und Offizieren versammelt hatte. Unter den Anwesenden, es waren gegen 120, wurden ahnungslos die günstigen Aussichten des Feldzuges besprochen. „Während der Mahlzeit sprach FZM. v. Benedek mit klarer, kräftiger Stimme wiederholt zu den Offizieren, die von Zeit zu Zeit hereinkamen; er las Depeschen und nahm Berichte entgegen, alles während der Tafel. Das Gespräch war zwanglos und gemütlich. Offiziere aller Grade waren zugegen, Generäle, Hauptleute, Oberste, Lieutenants. Da war der junge Fürst Esterhazy, Festetics und viele andere Vertreter historischer Namen und Familien, einige bejahrt, mit vielen Orden geschmückt, andere jung und nach Auszeichnung lechzend. Cigarren wurden herumgereicht und geraucht, und nach einer bei Tische verlebten Stunde brach die Gesellschaft auf; der Feldzeugmeister zog sich in sein Privatzimmer zurück. Seine Gesichtszüge sind scharf markiert, Gebärdenspiel und Stimme verraten Energie; seine Gestalt ist hager, die dunklen Augen

sind durchdringend und feurig, sein ganzes Auftreten verrät den Soldaten."

Freilich, der Feldzeugmeister hatte unmittelbar darauf seine ganze soldatische Energie notwendig. Denn Schlag auf Schlag kamen jetzt die Unglücksbotschaften. Die Niederlage von Skalitz wurde von den geschlagenen Truppen selbst gebracht, als einige versprengte Abteilungen in Josephstadt eintrafen. Erst später kam eine ausführlichere Meldung des Erzherzogs über den Verlauf des Gefechtes. Der Feldzeugmeister war aufs äußerste betroffen, als er den Thatbestand erfuhr, und ohne Rückhalt maß er dem Erzherzog die Schuld an der Niederlage zu; schon am nächsten Tage verließ dieser die Armee[1]). Immer düsterer lauteten die Nachrichten, Offiziere und Soldaten waren vollständig entmutigt. Jeder, der aus dem Kampfe kam, hatte den Eindruck, daß alles verloren, daß gegen die Gewalt der feindlichen Feuerwaffe nichts auszurichten sei. Der moralische Rückschlag des Gefechts, der sich bald auf die ganze Armee übertrug, war noch viel unheimlicher als die erlittenen Verluste. Man war durch alles überrascht: durch die überlegene Führung bei den Preußen, durch ihre Taktik, durch die niederschmetternde Wirkung ihres Schnellfeuers. Bis zum letzten Soldaten hinab fühlte jedermann, daß die Führung auf österreichischer Seite alles zu wünschen übrig ließ. Des Abends kamen mehrere Stabsoffiziere vom Gefechtsplatze, die Krismanič aufsuchten; sie waren mit Staub bedeckt, ermüdet, in heftigster Bewegung, enttäuscht und verzweifelt. Sie hatten den Sturm gegen den Wald von Dubno mitgemacht und erstatteten aufs äußerste erregt Bericht. Mehrere von ihnen beriefen sich auf die Feldzüge von 1848, 1849 und 1859, in denen sie gekämpft hatten;

[1]) Die „Wiener Zeitung" brachte darauf folgendes Telegramm Benedeks: „Erzherzog Leopold mit Nierenleiden ernstlich erkrankt; ich habe ihn ersucht, nach Pardubitz abzureisen und sich einige Zeit zu pflegen und zu schonen. Erzherzog Leopold hat in der gestrigen Affaire bei Skalitz das Kommando mit ebenso großer Umsicht als Bravour geführt." Der Erzherzog war thatsächlich schon während des Treffens von Skalitz sehr unwohl, auf dem Rückzuge schlug zudem der Blitz in einen Baum, unter dem er Schutz vor einem Gewitter suchte, und streifte ihn wahrscheinlich. Sein Zustand verschlimmerte sich zusehends und mit Mühe wurde er nach Josephstadt gebracht. Nach der Schlacht von Königgrätz übernahm er wieder das Kommando seines Corps.

im Feuer zu stehen seien sie gewöhnt, aber ein so hoffnungsloser Kampf gegen die dreifach überlegene Waffe, solch ein Gemetzel müsse dem Tapfersten die Hoffnung nehmen. Mit Mühe wurden sie von Krismanić beruhigt. Er hatte kaum die Zeit, sich mit dieser einen Niederlage zu beschäftigen. Bald kam auch die Kunde von der Besiegung des besten österreichischen Unterbefehlshabers, des FML. Gablenz. Krismanić war schon des Nachmittags besorgt, als vom Corps Gablenz keine Kunde kam. Ordonnanzoffiziere, aus dem Hauptquartier abgesendet, suchten das Corps auf der Straße nach Trautenau, aber sie fanden es nicht mehr und stießen vielmehr auf feindliche Vorposten. Er mußte also auf dem Marsche nach Josephstadt von seinem Ziele durch den Feind abgedrängt worden sein. Aber wohin? — Dazu kam, daß die Meldungen von Jitschin her den Vormarsch des Prinzen Friedrich Karl berichteten; die Gefahr war nicht ausgeschlossen, daß es ihm gelang, sich zwischen das unter dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen stehende Heer und die österreichische Hauptmacht zu schieben. — Drängender aber war vorerst die Sorge um Gablenz, dessen Spur verloren war. Man konnte nur hoffen, daß dieser bewährte General, wenn auch nicht Sieger im Zusammenstoße, sich doch ehrenvoll aus der Sache gezogen habe [1]). Aber bald erlosch dieser Hoffnungsstrahl.

Um 10 Uhr abends kam ein Brief von ihm, der das verlorene Treffen südlich von Trautenau [2]) schilderte. Er hatte also, während das 8. Corps bei Skalitz besiegt wurde, bei Burkersdorf ein ähnliches Schicksal erlitten. Aber Erzherzog Leopold hatte sein Corps wenigstens nach dem Kampfe an der Festung Josephstadt vorbei gleich in die Aufstellung westlich von der Elbe führen können, wie es ihm in den allgemeinen Dispositionen vorgeschrieben war. Schlimmer war es Gablenz er-

[1]) Während der Stunden dieser Ungewißheit ergingen an das 4. Corps (Festetics), das jetzt an Stelle Rammings und Erzherzog Leopolds dem Corps Steinmetz gegenüberstand, Befehle, durch welche ihm aufgetragen wurde, sich als deckende Nachhut des Heeres wider die vordringenden Preußen zu betrachten.

[2]) Die Angabe „8 Uhr" im österreichischen Generalstabswerk, III, S. 174, ist, wie aus den Akten erhellt, irrig.

gangen: ihm war die Straße nach Josephstadt von den Preußen verlegt worden und er mußte, westwärts ausweichend, erst auf einem Umwege die Verbindung mit der Hauptarmee suchen. In seinem Briefe an Benedek erinnerte er daran, daß er schon vor vier Tagen auf eine solche Gefahr hingewiesen habe. Damals habe er erklärt, seine Stellung bei Trautenau sei unhaltbar, wenn Prausnitz nicht durch einige österreichische Bataillone besetzt werde, jener Ort, wo die Anmarschstraße der Garde auf seine Rückzugslinie treffe. Man habe die Ortschaft — wider sein Vermuten und zu seiner herben Enttäuschung — unbesetzt gelassen und so mußte er, von Osten angegriffen, gegen Westen zurückweichen, um dann in einem weiten Bogen seine Vereinigung mit dem südlich stehenden Hauptheere zu vollziehen.

So war also das Heer des Kronprinzen von Preußen auf zwei Straßen in siegreichem Anmarsche. Die Entwürfe, die man zum Kampfe gegen Friedrich Karl ausgearbeitet hatte, waren gescheitert. Die Corps, die unterdessen das Vordringen des Kronprinzen hatten aufhalten sollen, waren von diesem über den Haufen geworfen worden. In der Frühe des 28. Juni steckte dessen Heer noch in den Defiléen des Riesengebirges, am Abend hatte es alle ihm vorgelegten Riegel gesprengt. Prinz Friedrich Karl war gleichfalls im Anmarsche. Der Zwischenraum zwischen den beiden feindlichen Heeren verengte sich. Der Vorteil, dessen sich das österreichische Heer dadurch erfreute, daß es die inneren Linien beherrschte, war aus der Hand gegeben worden, als man am 28. Juni zögerte, mit allen verfügbaren Kräften auf den nächsten Gegner zuzuschlagen.

So war alles mißglückt — aber freilich, die Heerführer hatten schwerwiegende Gründe, um für das hereingebrochene Unheil auch andere verantwortlich zu machen. Hatte Benedek nicht dem Erzherzog Leopold ausdrücklich den Kampf verboten, der ein so verhängnisvolles Ende nahm? Wie konnte sich nur im Generalstabe des Freiherrn v. Gablenz ungeprüft der Irrtum erhalten, Prausnitz sei schon von den Oesterreichern besetzt? Das waren doppelt widrige Zu- und Unfälle, welche, wie sich die österreichische Heeresleitung sagte, außer ihrer Voraussicht lagen. Bevor dies alles geschehen war, hatte der Oberbefehlshaber die

Wahl, ob er sich mit Uebermacht auf das eine oder das andere preußische Heer werfen wolle — jetzt aber standen für jede der beiden Unternehmungen die Aussichten trüber.

Jetzt wäre es unsinnig gewesen, den Gedanken des Marsches an die Iser noch festzuhalten. Das besiegte 8. Corps und ebenso das 6., welches dessen Reserve gebildet hatte, konnten ihr Marschziel an diesem Tage nicht mehr erreichen. Die ganze Bewegung gegen die Armee Friedrich Karls war damit ins Stocken geraten. Der Stoß konnte nicht mehr mit der beabsichtigten Schnelligkeit geführt werden. Jitschin war von den hierzu befehligten Truppen nicht mehr in einem Gewaltmarsche zu erreichen. Auch hätte der Kronprinz von Preußen den Oesterreichern auf ihrem Zuge folgen und sie zum Schlagen zwingen können, während ihre Front es mit dem Prinzen Friedrich Karl zu thun hatte. Der große Plan der Heeresleitung war also vollständig gescheitert, alle Dispositionen, welche um 6 Uhr abends an die Unterbefehlshaber ausgegeben worden, waren gegenstandslos; der Lieblingsgedanke, dem man während der letzten Tage so viele Opfer gebracht hatte, mußte doch fallen gelassen werden. Es mag die österreichischen Heerführer die schwerste Selbstüberwindung gekostet haben — aber sie mußten um 11 Uhr abends Befehle erlassen, dahin gehend, daß der Marsch gegen die Iser aufgegeben sei. Schon jetzt erhielten die vordersten beiden Armeecorps, das 3. und das 6., den Befehl, Halt zu machen in den Stellungen, die sie einnahmen. Aber unter dem niederschlagenden Eindrucke der erlittenen Niederlagen wollten die Heerführer nicht gleich den entscheidenden Entschluß fassen; erst am nächsten Morgen, wenn man über die Sachlage klarer sei, wollten sie aufs neue erwägen, was zu beginnen wäre [1]).

Die Ahnung der Niederlage, die Benedek seit dem ersten Tage des Krieges nicht verlassen hatte, stieg immer beängstigender in ihm auf.

---

[1]) Ueber die Vorgänge dieses Tages vgl. Anhang Nr. XXIV: „Das österreichische Hauptquartier am 28. Juni".

Der Erfolg des Tages von Skalitz wäre für die Preußen nicht so durchschlagend gewesen, wenn nicht zur selben Stunde Gablenz durch die Garde geschlagen worden wäre. Durch diesen Sieg in dem mittleren der drei Uebergänge wurde das Gebirge den Preußen vollständig geöffnet [1]).

Gefecht von Trautenau (Soor).

Gablenz verteidigte die Straße, die über Braunau ins Innere Böhmens führt, nicht in den Engen selbst; erst am Ausgange aus den Bergen gedachte er der Garde die Ausbreitung zu wehren. Das Gardecorps zählte zwei Infanteriedivisionen (Generallieutenant Hiller v. Gärtringen und v. Plonski) mit zusammen 29600 Mann; ihr Befehlshaber war Prinz August von Württemberg, der, 1813 geboren, seit seinem siebzehnten Jahre in preußischen Diensten stand und seit 1858 das Gardecorps befehligte.

Die Garde hatte schon an ihrem zweiten Marschtage in Böhmen, am 27. Juni, an welchem sie auf parallelen Wegen in zwei Kolonnen einherzog, einen mühsamen, beschwerlichen Weg durch die Gebirgsengen des Braunauer Ländchens zurückzulegen. Um so rasch wie möglich die Pässe zu durchmessen, legte ihre 1. Division an diesem Tage in der glühenden Sonnenhitze sechs Meilen zurück. Anfangs zeigte sich der Feind nur in Kavallerieabteilungen, so daß es bei Cervena Hora vorerst zu einem hitzigen Reitergefechte kam. Als bei der Fortsetzung des Marsches von Trautenau her Geschützdonner vernehmbar wurde, erfolgte, wie bereits erwähnt, seitens der 1. Gardedivision ein Hilfsanbot an General Bonin, das aber abgelehnt wurde. Vorwärts also! Kein Verhau, keine Verrammelung hemmten den eiligen Marsch; die Preußen waren erstaunt, daß sich kein derartiges Hindernis zeigte. Des Abends erreichten die beiden Kolonnen Eipel und Kosteletz, die noch immer in den Bergen stecken.

Ein dritter Marsch in den Bergen stand bevor. Dieser Tag, der 28. Juni, begann noch ungemütlicher als der vorhergehende. Von Eipel zieht eine einzige Straße nach Südwest, die Garde bildete also mit ihrer Kavallerie eine Marschkolonne von drei bis vier Meilen Länge. Die Befehlshaber machten sich bei jedem Schritte auf Widerstand gefaßt. Es herrschte keine zuversichtliche Stimmung unter ihnen. Noch mehrere Stunden lang, bis zum Ausgange des Passes bei Deutsch-Prausnitz und Burkersdorf, konnte sich die Kolonne nur unter den größten Terrainschwierigkeiten seitlich und zum Angriff entwickeln; weder nach rechts noch nach links hatten die Offiziere einen Ausblick. Als man aufbrach, war wohl bekannt, daß das 5. Corps am 27. Juni zur Linken, bei Nachod, einen Sieg erfochten

[1]) Siehe Karte II am Schlusse dieses Bandes mit dem Gefechtsfelde von Trautenau.

hatte; das Gefecht zur Rechten, bei Trautenau, hingegen war, so glaubte man damals noch, unentschieden geblieben. Es war also möglich, daß man im Vormarsche in der Front auf den Feind stieß und gleichzeitig von Trautenau her in der Flanke angegriffen wurde. Das war keine behagliche Sachlage, aber es kam noch ärger. Kurz nach dem Aufbruche erhielt der Prinz von Württemberg eine schlimme Kunde: das 1. Corps unter Bonin sei bei Trautenau besiegt und auf preußischen Boden zurückgeworfen. Auf dessen Mithilfe war also für den ganzen Tag nicht zu rechnen. Unmittelbar darauf meldeten die vorausgesendeten Reiterpatrouillen, daß sich beim Ausgange des Eipeler Passes Oesterreicher zeigten. Rechts und links hatten die Preußen schwer wegsame Höhen, vor sich den Feind, vielleicht in einer starken Stellung; die rechte, nördliche Flanke war durch die Niederlage von Trautenau entblößt. Es gab einen einzigen sicheren Ausweg aus dieser Lage, aber er war wenig ehrenvoll, denn er führte nach rückwärts.

In der That, wenn der Ausgang des Passes von den Oesterreichern besetzt gewesen wäre, so steckten die Preußen, wie sie es später offen bekannten, in einer Mausefalle. Der Prinz von Württemberg zögerte denn auch zuerst, seinen Marsch fortzusetzen. Er befahl der Avantgarde unter Oberst v. Kessel, Halt zu machen. Noch mehr, das Gros erhielt wirklich den Auftrag, umzukehren und bei Eipel Stellung zu nehmen. Zurück also beim ersten Anblick des Feindes! Das war ein schlimmer Anfang — aber er ging vorüber. Der Befehl des Kronprinzen, der nach Mitternacht an die Garde erlassen worden, war zu bestimmt, und der zur Linken vordringende Steinmetz durfte nicht im Stiche gelassen werden. Der Befehlshaber des Gardecorps entschloß sich also, den Austritt aus dem Passe durch einen Kampf zu erzwingen. Er begab sich zur Avantgarde, bestieg hier zur Umschau einen Hügel und befahl den vordersten Bataillonen, die Anhöhen zu nehmen, welche sich bei Staudenz der Straße vorlagerten. Es mußte sich zeigen, ob die Oesterreicher die Vorteile der Stellung ausgenützt hatten und diese Thalsperre schon besetzt hielten.

Die Besorgnis der Preußen war unbegründet: die Hügel von Staudenz waren leer von Verteidigern. Eilends wurden sie von der preußischen Avantgarde besetzt. Von da ab drang die Garde ohne Zögern vor. Wie kam es aber, daß Gablenz, dem die Hut dieses Passes anvertraut war, nicht wenigstens einige Bataillone auf jene Höhen geworfen hatte?

Man hat Gablenz strenge getadelt, weil er nicht schon in der Frühe dieses Tages an den Ausgang des Passes marschierte und die Garde durch einen kräftigen Offensivstoß in die Berge zurücktrieb[1]). Ohne Frage ist dieser Vorwurf, rein vom strategischen Stand-

[1]) Schlichting, „Moltke und Benedek", S. 50. Es ist überhaupt bezeichnend, daß von allen österreichischen Generälen keiner seitens der preußischen militärischen Kritik so schonungslos beurteilt wird als Gablenz, der Sieger vom 27. Juni.

punkte, ganz berechtigt; Gablenz handelte an diesem Tage ebenso zögernd und matt, als am Vortage entschlossen, über alle Hindernisse hinwegstürmend. Man ist berechtigt, an die operative Thätigkeit des Führers im Kriege den strengen Maßstab der Theorie zu legen; aber man darf die psychologischen Beweggründe seines Handelns nicht übergehen. Es ist augenscheinlich, daß Gablenz nach den enormen Verlusten seiner Truppen am Vortage ihre Offensivkraft für geschwächt hielt, und man wird dem kriegserfahrenen Soldaten darin ein berufenes Urteil beimessen. Es sind keineswegs Scheingründe, wenn man bei der Beurteilung eines Heerführers nicht bloß die strategische Theorie sprechen läßt, sondern auch die moralischen Elemente mit in Betracht zieht.

Die Oesterreicher unter General Gablenz hatten die Nacht nach ihrem Siege in Trautenau selbst und auf den umliegenden Höhen gelagert. Aber es herrschte keine rechte Freude nach dem schönen Erfolge des verflossenen Tages. Die Verluste waren zu empfindlich gewesen und schmerzlicher noch war die Thatsache, daß der Sieger ungleich mehr gelitten hatte als der Besiegte: als das Schlachtfeld abgesucht wurde, fand man auf einen preußischen drei österreichische Tote. Wie lange konnte dieser ungleiche Kampf fortgesetzt werden? Unter solchen Umständen war der Sieg beinahe erstaunlich gewesen; er war nur erreicht worden durch eine Anstrengung, die unmöglich wiederholt werden konnte. Am wenigsten täuschte sich Gablenz über die Lage, da er die Kriegstüchtigkeit der Preußen von Schleswig her kannte. Die von ihm spät abends an Benedek gesendete Kunde atmet denn auch diese Stimmung. Er teilte dem Armeekommandanten mit, daß das Feuer des Zündnadelgewehrs einen tiefen Eindruck gemacht habe, alle seine Truppen seien im Feuer gestanden und vom Kampfe tief erschöpft. Ihm war, wie wir wissen, aufgetragen worden, sowohl den Trautenauer wie den Eipeler Paß den Preußen zu versperren, und schon hörte er, daß auch durch den letzteren eine feindliche Heeressäule heranrücke. Dringend riet er deshalb dem Feldzeugmeister, noch in der Nacht diese mittlere Straße bei Prausnitz durch einige Bataillone zu sperren. Darauf ließ ihm Krismanic mitteilen, daß sein Rat befolgt sei und einige Bataillone des 4. Corps nach Prausnitz gesendet werden sollten. In der Frühe kam dann eine zweite, wichtigere Botschaft aus dem Hauptquartier an Gablenz. Nachdem er den Einbruch Bonins bei Trautenau glücklich abgewehrt hatte, wurde ihm aufgetragen, mit seinem Corps selbst gegen Prausnitz abzurücken und nun auch die Garde zurückzuwerfen[1]). Eine heiße Aufgabe! So wollte es die Heeresleitung —

[1]) Gleichzeitig mit diesem Befehle wurde die Anordnung, das 4. Corps habe Prausnitz durch zwei Bataillone zu decken, rückgängig gemacht, jedoch ohne daß Gablenz eine Mitteilung davon erhielt. Das war gewiß ein Verstoß. Denn Gablenz glaubte, jene Bataillone stünden wirklich dort, und vermißte sie dann während des Kampfes. Später entstand die Erzählung, General Fleischhacker vom 4. Corps habe den Befehl gehabt, Deutsch-Prausnitz zu besetzen, dies jedoch mit dem zwei Meilen entfernten Oberprausnitz verwechselt und sei irrigerweise dorthin marschiert. Diese unrichtige Dar-

denn da Benedek mit dem Hauptheere gegen den Prinzen Friedrich Karl aufzubrechen gedachte, mußte Gablenz mit Festetics (4. Corps) die Hut an den Päſſen allein durchführen.

Dem Befehle entſprechend führte Gablenz die Seinigen in der Frühe des 28. an den Ausgang des Eipeler Paſſes. Hier gedachte er ſich mit den bereits angekommenen Bataillonen des 4. Corps zu vereinigen und den Feind in die Defiléen zurückzuwerfen. Er marſchierte von Trautenau nach Süden; das preußiſche Gardecorps aber zog ſoeben von Eipel nach Weſten; dieſe Marſchlinien bildeten ſonach einen rechten Winkel, und dort, wo ſie ſich ſchnitten, mußte der Kampf entbrennen.

Für den Zuſammenſtoß entwarf Gablenz den Plan einer teilweiſen Umgehung der Preußen. Drei ſeiner Brigaden führte er nämlich gegen ihre Front, und er rechnete darauf, daß er früher als der Feind am Ausgange des Paſſes erſcheinen werde; mit dieſen Truppen wollte er in Schlachtordnung treten, Front gegen Oſten bilden und den herausrückenden Preußen die Spitze bieten. Und während er mit ihnen ſtritt, ſollte Oberſt Grivičić mit der 4. Brigade in ihrer nördlichen Flanke erſcheinen und etwa bei Raatſch in ihre langgedehnte Marſchkolonne ſtoßen. Richtig gedacht, hatte dieſer Plan den Vorteil und zugleich auch den Nachteil jeder derartigen Flankenunternehmung. Nach einem bekannten militäriſchen Satze iſt derjenige, der den Feind umgehen will, ſelbſt in Gefahr, abgeſchnitten zu werden. Das ſollte diesmal eintreten: denn Grivičić erſchien zwar in der rechten Flanke der Preußen — aber nur um dadurch ſelbſt dem Verderben anheimzufallen.

Die Anordnungen Gablenz' gründeten ſich auf die Vorausſetzung, daß der Straßenknotenpunkt ſeines und des feindlichen Marſches, die Dörfer Prausnitz und Kaile, von einigen öſterreichiſchen Bataillonen des 4. Corps beſetzt ſeien. Dieſe Ortſchaften liegen an der Straße von Trautenau nach Joſephſtadt, alſo an ſeiner Rückzugslinie — er glaubte ſomit die Verbindung mit dem Hauptheere geſichert. Aber hierin täuſchte er ſich, und es iſt ſchwer feſtzuſtellen, wo die Schuld an dem Irrtum lag.

Gablenz befand ſich, als ſeine zwei Marſchkolonnen ſüdwärts zogen, ebenſo wie der Prinz von Württemberg an der Spitze ſeiner Avantgarde. Noch befand ſich der Feldmarſchalllieutenant etwa eine halbe Stunde von der Prausnitzer Straßenkreuzung entfernt, als feindliche Kavallerie von Oſten her erſchien. Es blieben ihm, bevor das preußiſche Fußvolk zur Stelle war, noch eine bis zwei Stunden

---

ſtellung ging in das preußiſche Generalſtabswerk und von da in andere Bücher über. Der wirkliche Thatbeſtand wurde von Major Hotze in der „Oeſterr. Militär. Zeitſchrift", Jahrg. 1874, IV. Band, feſtgeſtellt. Ueber die Frage, ob es die Pflicht des Stabes Gablenz' geweſen wäre, ſich von der Anweſenheit der beiden Bataillone zu überzeugen, handeln außer Hotze noch Major Sembratowicz, der 1866 kurze Zeit proviſoriſcher Generalſtabschef des 4. Corps war, in der „Oeſterr. Militär. Zeitſchrift" 1874, III. Band, und Richard Schmitt, „Die Gefechte von Trautenau", S. 116 ff.

Zeit. Wäre er noch von der Spannkraft beseelt gewesen, die ihn in den Kampf von Trautenau begleitet hatte, so wäre er den Preußen in den Engpaß entgegengezogen und hätte rasch die Hügel von Staudenz besetzt, wäre vielleicht selbst zum Angriffe vorgegangen. Aber nach den Eindrücken des Vortages hielt er solch energisches Ausgreifen für unmöglich — und hier setzt nicht ohne Grund der Tadel gegen ihn ein. Er ließ seine Truppen halten, besah das wellige Terrain außerhalb des Passes und er fand, daß er auch hier den feindlichen Angriff in einer guten Stellung erwarten könne. So kam es, daß die Preußen, welche rasch zugriffen, die Hügel von Staudenz unbesetzt fanden. Jetzt konnte ihre Avantgarde aus der Paßenge heraustreten, in breiter Front aufmarschieren und gegen den Straßenzug (Trautenau-Josephstadt) vordringen, längs dessen Gablenz die Seinigen zur Verteidigung hatte aufmarschieren lassen.

Die Stellung der Oesterreicher war gut gewählt. Ins Zentrum, auf eine mäßige Anhöhe mit trefflichem Ausschußfelde, stellte Gablenz seine bereits wohlbewährte Artillerie. Rechts wurde sie von einigen Bataillonen Knebels gedeckt; links, bei Neurognitz, stand die Brigade Mondel. So erwartete er den Feind.

Gablenz handelte also an diesem Tage ganz anders als im ersten Treffen von Trautenau. Am 27. hatte er keinen Augenblick gezögert, anzugreifen; heute wählte er die Verteidigung. Weshalb drang er nicht wieder in den Ausgang des Passes ein und warf die Preußen in diesen zurück? Die Energie seines Entschlusses hatte bei Trautenau seine Generäle und Truppen mit fortgerissen und das schwierige Werk war gelungen. Heute dachte er anders. Er glaubte, kein neues Blutopfer mehr bringen zu können. Er sah, wie die Seinen gedrückt waren durch das Bewußtsein, ihre Sturmangriffe im Feuer des Hinterladers seien ein Wagnis. Er begnügte sich denn mit der Defensive. Vor seiner Stellung lag eine kleine Waldung. Während die übrigen Truppen stehen blieben, sandte er in das Wäldchen ein einzelnes Bataillon vom Regiment Kaiser Franz Joseph, wie um die Kraft des ersten Stoßes der Preußen abzumessen.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Oberst v. Kessel führte seine Truppen sogleich auf das Wäldchen los, dessen Wichtigkeit er erkannte. Jetzt kamen seine Leute in den Granatenhagel von dem Zentrum der Oesterreicher, aber dies hinderte ihr Vorgehen nicht; die jungen Truppen der Garde sind noch niemals vor feindlichen Kugeln gestanden, aber sie dringen mutig durch das Feuer. Die Oesterreicher werden aus dem Wäldchen hinausgeworfen. Hier nistet sich die Avantgarde der Preußen ein, ein lebhaftes Feuergefecht mit den Oesterreichern unterhaltend.

Sodann, gegen 11½ Uhr, langte das Gros der 1. Gardedivision an, marschierte in der errungenen Stellung auf, und nun ward der Sturm gegen die Hauptposition der Oesterreicher unternommen. Wenn man an der Straße steht, an der die letzteren den Angriff erwarteten, so überblickt man voll den Schauplatz des Gefechtes. Hinter sich sieht man eine sanfte Höhe, von der die öster-

reichischen Geschütze das Terrain vor sich beherrschten. Der rechten Flanke der Oesterreicher entlang zieht sich eine Reihe von Waldstücken, welche von einigen Bataillonen der Brigade Knebel besetzt waren. Das war der von den Preußen zum Angriff erkorene Punkt. Es wäre für sie zu schwierig gewesen, mitten durch das Geschützfeuer in das Zentrum einzudringen. Anders hier, wo man beim Sturmlauf durch die hintereinander liegenden Wäldchen gedeckt ist. Dorthin also wurde von den Preußen eine überlegene Macht geworfen; gegen die andere Seite hin, wo die Brigade Mondel stand, nach Neurognitz zu, wandten sich nur einige preußische Compagnien.

Der Kampf währte nur kurze Zeit. Im Granatenfeuer ging die Garde rüstig vorwärts. Dieselben Bataillone der Oesterreicher, welche am Tage vorher die Höhen des Kapellenberges mit stürmender Hand genommen hatten, waren hier aufgestellt. Die Offensive war ihr Element; zu kaltblütigem Feuergefecht waren sie nicht geschult. So schossen sie schlecht. Zudem befanden sich die Preußen an dieser Stelle, wo sie ihre ganze Kraft konzentrierten, in entschiedener Ueberzahl. Wie sie sich auch diesmal beim Angriff in gedecktem Terrain hielten und die offenen Zwischenräume, wo ihnen das Feuer gefährlich werden konnte, stets im Fluge übersprangen, war bezeichnend für ihre Kampfesart. Die Bataillone der Vorhut hatten den Auftrag erhalten, in dem zuerst erreichten Wäldchen stehen zu bleiben und das Gros zum Sturm durchzulassen. Aber die Grenadiere waren nicht zu halten; sie gingen förmlich zum Sturme durch; Oberstlieutenant v. Walbersee gab das erste Zeichen zum Durchbrechen des gewohnten Gehorsams. So wurden die Oesterreicher längs der rechten Flanke ihrer Artilleriestellung von Wäldchen zu Wäldchen gejagt. „General Hiller," so erzählt ein preußischer Offizier, „ritt an uns heran und sprach unter Thränen seine Freude aus, daß er uns noch so hatte sehen können und daß er diesen Waffenruhm erlebt habe. Weiter konnte er nichts hervorbringen. Wir unserseits waren matt bis zum Tod. Viele fehlten." So wichen die Oesterreicher zurück und ihre Batterien mußten, wenn sie nicht verloren gehen sollten, den Kampfplatz ebenfalls verlassen und den Rückzug mitmachen.

Dieser Sieg der Preußen an ihrem linken Flügel war so entscheidend, daß ihr Mißerfolg auf der anderen Seite dagegen nicht in die Wagschale fiel. Dort, bei Neurognitz, war eine kleinere preußische Abteilung gegen die Brigade Mondel vorgedrungen und nahm auf den ersten Anlauf das Dorf in Besitz. Aber Oberst Mondel führte die Seinigen vor und warf die Preußen wieder aus dem Dorfe hinaus.

Indessen war die ganze Stellung von den Oesterreichern nicht mehr zu halten. Für sie wäre es am besten gewesen, wenn sie ihren Rückzug in der Richtung nach Süden auf der Straße gegen Josephstadt hätten fortsetzen können. Das war aber nicht mehr möglich. Denn gerade nach dieser Seite hin war der siegreiche Hauptstoß der Preußen erfolgt. So mußten die Unterlegenen ihren

Rückzug nach Westen nehmen und versuchen, auf Umwegen ihre Vereinigung mit dem Hauptheere bei Josephstadt zu vollziehen. Nur eine ganz kurze Strecke, bis Soor, verfolgten die Preußen ihre Gegner, und da Friedrich der Große bei diesem Orte am 30. September 1745 über die Oesterreicher einen Sieg davongetragen hatte, nannten die Preußen auch dieses Gefecht das Treffen von Soor.

Gablenz hatte, gerade als der Kampf bei Burkersdorf die entscheidende Wendung nahm, die Ueberzeugung gewonnen, daß Prausnitz, welches auf seiner Rückzugslinie gegen Josephstadt zu lag, nicht von österreichischen Truppen besetzt sei. Die Bataillone des 4. Corps, die er dort vermutet hatte, waren nirgends zu finden. So beschloß er, den Kampf, den er nur mit halber Kraft geführt hatte, nicht fortzusetzen. Er hätte wohl noch mit den Brigaden Mondel und Wimpffen einen Gegenstoß versuchen können, aber er hielt dies für vergeblich. Seine Truppen hatten schwerlich mehr die Kraft, nach den Verlusten des 27. Juni den Kampf mit einem zweiten preußischen Corps fortzusetzen. Man meinte später, er habe nicht alles versucht, was möglich war; aber er wollte eben nicht alles auf eine Karte setzen. Thatsächlich haben die österreichischen Generäle in diesem Kriege weit eher dadurch gefehlt, daß sie alles von den Bajonetten, alles von immer erneuerten Sturmläufen erhofften. Gablenz wollte seine Truppen lieber mit mäßigen Verlusten dem Hauptheere zuführen. Das gelang ihm auch mit dreien seiner Brigaden. Diese seine Absicht hätte überhaupt mit leidlichem Glücke ausgeführt werden können, wäre nicht die vierte Brigade, die des Obersten Grivičić, in eine Katastrophe verwickelt worden.

Diese Brigade, die nach den Verlusten des vorigen Tages nur etwa 5000 Mann zählte, hatte den Auftrag erhalten, von Trautenau parallel mit Gablenz durch das Hügelland zu marschieren und den Preußen in die Flanke zu fallen. Auf diesem Wege mußte sie etwa auf die Mitte der Marschkolonne der Preußen treffen. Während nun die 1. preußische Gardedivision, welche voran marschierte, ober Burkersdorf in ihrer Front in den eben geschilderten Kampf verwickelt wurde, sah die 2. Division unter General v. Plonski plötzlich in der rechten Flanke ihrer Marschkolonne die Brigade Grivičić erscheinen. Dieses Zusammentreffen fand um 12 Uhr bei Rudersdorf statt. Indessen ließen die preußischen Anführer, da sie vorne Kanonendonner hörten, ihre Truppen im allgemeinen trotz der seitlichen Gefahr ihren Marsch fortsetzen. Bloß zwei Bataillone der Kaiser Franz-Grenadiere wurden von ihnen aus der Marschkolonne gezogen und nach rechts hin geworfen, um die Flanke gegen die Brigade Grivičić zu decken. Zuerst wurde das Bataillon des Oberstlieutenants v. Gaudy zum Angriffe geführt. Dieser Auftrag mutete der kleinen Abteilung, der eine ganze Brigade gegenüberstand, etwas Unmögliches zu. Das Bataillon erklomm wohl den Bergrand, in welchen die Straße eingeschnitten ist, und drang mit Ungestüm auf die Oesterreicher los. Aber Gaudy fiel, und das Bataillon wurde, nachdem es in Rudersdorf eingedrungen war, trotz herzhaften Widerstandes zurückgeworfen.

Hierauf versuchte das Bataillon Boehn das Dorf den Oesterreichern zu entreißen, aber in dem heftigen Kampfe, der sich um ein schönes Steinkreuz herum entspann, behaupteten die Oesterreicher ihre Stellung. Sehnlich wartete Gribičić während des Kampfes auf Nachricht von dem, was Gablenz unterdessen bei Burkersdorf erreicht hätte. Aber sie kam nicht. Gablenz führte seine Truppen aus dem Kampfe, aber Gribičić, rings von Bergen eingeschlossen, sah und hörte nichts von dem Geschehenen. Der österreichische Corpsbefehlshaber sandte wohl seinem Brigadier den Befehl zu, den Kampf abzubrechen und sich wieder nach Trautenau zurückzuziehen; aber der Offizier, der diesen Auftrag zu überbringen hatte, konnte dies nicht mehr ausführen, da die Gardedivision Hiller sich zwischen Gablenz und Gribičić gedrängt hatte. Als nun das Hauptgefecht von Burkersdorf entschieden war, veranstaltete die Gardedivision Plonski mit dreifacher Uebermacht ein Kesseltreiben gegen die unglückliche Brigade Gribičić, welche schon mehrere Stunden in glühender Sonnenhitze im Feuer gestanden hatte. Des Morgens waren diese Truppen aufgebrochen, bevor abgekocht war; müde, hungrig, erschöpft, konnten sie keinen Widerstand mehr leisten. Zuerst gerät das Regiment Ajroldi in Verwirrung; die Abteilungen, in deren Rücken der Feind erschien, beschießen sich aus Irrtum gegenseitig und lösen sich dann zur Flucht und Gefangenschaft auf. Länger halten sich die Rumänen vom Regiment Kaiser Alexander. An ihrer Spitze fällt Oberst Gribičić, von mehreren Kugeln schwer verwundet. Alle Ordnung löst sich nun, am Abend und des Nachts müssen sich viele der zersprengten Abteilungen gefangen geben. An 1000 Mann sind im Gefechte gefallen, 2000 wurden gefangen genommen, nur 2000 gelingt es, sich zu retten und zum Corps durchzuschlagen. Die Brigade ist so gut wie aufgerieben. Der Gesamtverlust des Corps Gablenz an diesem unglücklichen Tage betrug an Toten, Verwundeten und Gefangenen 123 Offiziere und 3696 Mann, während die Garde 28 Offiziere und 685 Mann einbüßte.

So endeten diese Kämpfe zwischen der Garde und dem 10. österreichischen Corps, die man zusammen das zweite Treffen von Trautenau nennt. Die Garde hatte ihre Aufgabe vollständig gelöst, Siegestelegramme gingen nach Berlin ab, und am nächsten Tage prangten an den Straßenecken der Hauptstadt Anschläge, welche verkündeten, daß Gablenz, dessen Name seit dem schleswigschen Feldzuge in aller Munde war, vollständig besiegt sei.

So war den Preußen an diesem ereignisreichen 28. Juni das Schwierigste gelungen; sie standen auf böhmischem Boden vor den Pässen, die sie sich hart erstritten hatten. Sie waren aus der beklemmenden Lage, in der sie sich noch am Morgen befunden hatten, des Abends befreit. Vieles, wenn auch nicht

alles, war erreicht. Die preußischen Generäle wußten am 28. Juni genauer als Benedek und Krismanič, daß eigentlich die österreichischen Heerführer die Trümpfe in der Hand hatten, sie waren erstaunt, freudig überrascht, als die Oesterreicher sie nicht ausspielten. Wer einen Angriff wagt, wie es die Preußen durch ihren Einmarsch in zwei Armeen thaten, von denen die zweite wegen des Terrains in drei Kolonnen einherziehen mußte, für den kommt in der Regel ein kritischer Augenblick, der seine Heeresabteilungen getrennt, oder in langen Marschkolonnen, oder im Uebergang über einen Fluß oder Paß dem Verteidiger zur Beute darzubieten scheint.

Die beiden preußischen Befehlshaber, Steinmetz und der Prinz von Württemberg, hatten das volle Bewußtsein der Gefahr und sie kamen kämpfend und vordringend über sie hinweg. Erwartungsvoller noch, an schwerer Sorge reich, verlief der Vormittag für den obersten Führer, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und für seinen Stab. Die beiden äußersten seiner drei Kolonnen waren nicht weniger als viereinhalb Meilen voneinander entfernt. Der Kronprinz befehligte also ein Heer, dessen drei Flügel sich gegenseitig nicht unterstützen konnten. Zwei dieser Heeressäulen lösten am 28. Juni ihre Aufgabe und siegten, das dritte, das Corps Bonin, setzte sich gar nicht in Bewegung. Der Kronprinz hielt dafür, daß seine Feldherrnpflicht ihm verbiete, sich, wie am Tage vorher, in das Getümmel eines der Einzelnkämpfe zu begeben. In der Mitte dieses weiten Schauplatzes, den er und sein Generalstabschef nur mit ihrem geistigen Auge zu überblicken vermochten, verweilte er mit der Absicht, sich im Laufe des Tages an den entscheidenden Punkt zu begeben. Auf einem Hügel bei Kosteletz stand er tagsüber, mit seinem Berater die einlangenden Meldungen entgegennehmend. Er hatte die Reserveartillerie der Garde und eine Reiterbrigade bei sich, die dort verwendet werden sollten, wo es am meisten notthäte. Es waren, wie Major Verdy erzählt, gewichtige Stunden, voll des Bangens vor der Entscheidung, welche der Prinz hier oben erlebte. Die ersten Botschaften vergrößerten die Spannung, ließen die Dinge immer ernster erscheinen. Zuerst meldete die Garde, daß sie die Ver-

bindung mit dem Corps Bonin verloren habe: Gablenz hatte sich also zwischen diese beiden preußischen Heeresteile geschoben. Wo stand nur das Corps Bonin, dessen Mitwirkung doch notwendig war? Ebenso bedenklich war die von Steinmetz einlangende Botschaft: man mußte annehmen, daß er eine bedeutende feindliche Uebermacht vor sich habe. Auf ihm also lastete die schwerste Aufgabe. Deshalb sendete ihm der Kronprinz die Gardereiterei unter dem Prinzen Albrecht zu Hilfe.

Gegen Mittag wurde Kanonendonner vernehmbar. Der Kronprinz befand sich, wie er selbst sagte, persönlich in der peinlichsten Lage; ihn drängte es, auf dem Kampfplatze zu erscheinen; aber er hatte seinen Unterbefehlshabern sagen lassen, daß Meldungen ihn auf dieser Höhe erreichten, und er wollte nicht durch seine Entfernung Verwirrung hervorrufen. Ein Augenblick schwerer Unruhe brach herein: man sah plötzlich, wie sich bei völliger Windstille eine Staubwolke von dem Gefechtsfelde herwälzte, auf dem das Corps Steinmetz stritt, und man mußte somit annehmen, preußische Truppen seien von dorther auf der Flucht. Der Kronprinz rief den englischen Oberst Walker, der den Feldzug als Beobachter mitmachte, zu sich und sagte ihm: „Lassen Sie uns englisch sprechen, damit niemand verstehe, daß ich Besorgnisse äußere. Sie haben mehr Erfahrung im Kriege als ich. Rührt dieser Staub von marschierenden Truppen her?“ — „Zweifellos,“ lautete die Antwort. „Dann,“ so sagte der Kronprinz, „ist Steinmetz geschlagen und zieht sich fechtend nach der Grafschaft Glatz zurück.“ — „Das ist auch meine Meinung,“ mußte Walker bestätigen. Der Kronprinz bewahrte vollste Ruhe und bald klärte sich die Erscheinung auf: eine Windsbraut hatte sich südlich vom Standorte des Hauptquartiers erhoben und bald sah sich dieses von einem Wirbelwind eingehüllt und Donnerschläge wurden hörbar — es war dasselbe Gewitter, das auch Benedek auf der Rückfahrt nach Josephstadt begleitete [1]). Ebenso männlich wie die Haltung des

[1]) Vgl. darüber wie über die ganze überlegene Haltung des Kronprinzen: Verdy, „Im Hauptquartier der II. Armee 1866“, S. 98 ff., Prinz Hohenlohe, „Militärische Briefe“, II. Bd. S. 141, und desselben Zeugen Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“ 1889, Dezemberheft, „Eine

Kronprinzen war die ſeines Generalſtabschefs; als Blumenthal gemeldet wurde, Steinmetz ſei auf ein friſches Corps des Feindes geſtoßen, aber er könne wohl mit noch zwei anderen zu thun haben, fuhr er ſich kaltblütig mit der Hand in die Haare, ſchob die Feldmütze in den Nacken und ſagte: „Wie ſchade, daß wir nicht bei Steinmetz ſein können! Da möchte ich doch mal ſehen, wie der Alte mit ihnen fertig wird.“ Unterdeſſen eilten Offiziere hin und her und brachten von den beiden Schlachtfeldern von Skalitz und von Burkersdorf Kunde. Das Gefecht zog ſich ferner, die Richtung des Pulverdampfes, der in zwei Wolken über den Kampfplätzen lag, zeigte an, daß die Preußen im Vorrücken begriffen ſeien. Die Stimmung wurde heller. Die Adjutanten meldeten von ununterbrochenen Fortſchritten auf beiden Seiten. Endlich zwiſchen 3 und 4 Uhr kam die erſte ſichere Kunde des Sieges: Steinmetz berichtete, daß Skalitz mit Sturm genommen ſei. Dieſer General glaubte damals noch, zwei öſterreichiſche Corps überwunden zu haben. Man konnte ſich die Angriffsluſt und den Kampfesmut des Feindes, der von der Höhe in den Wald von Dubno herabgeſtürmt war, nur erklären, indem man ihm eine bedeutende Uebermacht zuſchrieb; thatſächlich aber kämpften bei Skalitz 30 000 Preußen gegen 20 000 Oeſterreicher.

Der Kronprinz, des Sieges auf dem ſüdlichen Gefechtsfelde ſicher, brach ſofort auf, um ſich zur Garde zu begeben und dort dem Kampfe beizuwohnen. Schon hatte er Eipel erreicht — da traf ihn die Botſchaft auch des zweiten Sieges. Und merkwürdig, jetzt erſt erfuhr er den vollen Umfang der Niederlage

---

Kriegserinnerung an Kaiſer Friedrich“, endlich den ſchönen Aufſatz von Delbrück im Novemberheft: „Guſtav Freytag über Kaiſer Friedrich“. Sehr bezeichnend iſt der Brief, den Blumenthal am 23. März 1866 an Oberſt v. Doering richtete. Es heißt darin: „An die Möglichkeit eines Krieges mit Oeſterreich habe ich nie gedacht und kenne die Oberlauſitz und Schleſien ſowie Böhmen und Mähren gar nicht. Da ich nun auch in der Politik gar keinen Anhalt habe, ſo würde ich eine Menge Fälle annehmen müſſen, die vielleicht nicht zutreffen, und was ich dann ſagte, würde keinen Schuß Pulver wert ſein. Deshalb ſchweige ich lieber und ſage nur — wir müſſen die feindliche Armee ſchlagen und ſchnell auf Wien marſchieren. ... Ich habe eine große Scheu, mich theoretiſch zu ſehr mit dieſen Sachen zu beſchäftigen, man bekommt leicht vorgefaßte Meinungen und handelt dann nicht unbefangen. Im Moment, wenn alle Verhältniſſe klar vorliegen, iſt es leichter, richtig zu handeln.“

des 1. Corps bei Trautenau; erst jetzt hörte er, daß die Truppen unter Bonin den ganzen Tag auf preußischem Boden zugebracht hatten [1]).

Diese letzte Nachricht konnte die Freude über das Erstrittene nicht mindern. Unleugbar aber war, daß der Gesamtplan des Einmarsches in Böhmen große Gefahren für Preußen in sich schloß. Moltke hoffte, wie seine Anordnungen beweisen, daß der Kronprinz am Abend des 28. Juni die Elbe erreichen würde; aber der Marsch der Oesterreicher von Olmütz her und ihre Konzentrierung bei Josephstadt verzögerten das Vordringen der Preußen. Am Abend des 28. Juni vermochte der Kronprinz erst den Ausgang der Pässe zu erreichen, von der Elbe aber trennten ihn noch ein Tagemarsch und, wie es schien, das feindliche Heer. Doch war etwas Wichtiges erreicht: es war dem Kronprinzen jetzt möglich geworden, die Verbindung zwischen den drei getrennt vorrückenden Kolonnen seiner Armee herzustellen. Dazu wurde der 29. Juni bestimmt. Von den Pässen bis zur Elbe hin dehnt sich eine Hochebene, auf welcher die Vereinigung stattfinden sollte. Es lag in dem bedächtigen Charakter der preußischen Heerführer, daß ihnen jede Ueberschätzung ihres Sieges ferne lag. Bisher hatten sie es nur mit vereinzelten österreichischen Corps zu thun gehabt. Diese waren wohl geschlagen — aber stand nicht die Hauptarmee unter Benedek hinter ihnen? Konnte er sich nicht mit der Masse seines Heeres auf dem Raume vor den Pässen aufgestellt und sich diesen Schauplatz zum Kampfe erkoren haben? Es war also immerhin möglich, daß eben der 29. Juni ein großer Schlachttag wurde. Es waren tapfere Männer, die in diesen Kämpfen ihrem Vaterlande die Vormacht unter den Völkern Europas errangen, aber sie waren nicht geneigt, ihre ersten Siege zu hoch anzuschlagen. Sie wußten selbst nicht, daß sie die Zuversicht der österreichischen Befehlshaber erschüttert und ihre Kriegsmacht bereits ins Herz getroffen hatten. Vor Selbstüberhebung wurde die preußische Heeresleitung durch die schlichte Natur des Kron-

[1]) Man sieht, daß der Meldungsdienst auch in der preußischen Armee — und nicht bloß diesmal — unvollkommen arbeitete. Verdys wahrheitsgetreue Darstellung gibt davon zahlreiche Beispiele.

prinzen und durch den Scharfsinn des Generals Blumenthal bewahrt.

Ganz anders aber war die Stimmung im österreichischen Heerlager. Dort herrschte, als sich die Schatten der Nacht über diesen blutigen Tag niedersenkten, tiefe Entmutigung. Benedek und Krismanić, die ihren ursprünglichen Plan scheitern sahen, besaßen nicht mehr die Spannkraft, um sich von diesem Schlage zu erholen.

IV. Buch.

Die österreichische Armee in der Stellung von Dubenetz.

König Wilhelm und Moltke weilten während der ersten Kämpfe noch in Berlin. Mehrfache Verzögerungen waren die Ursache, daß der große Generalstab sich erst dann nach Böhmen verfügte, als die Vereinigung der preußischen Heere schon in naher Aussicht stand. Scharfen Auges folgte Moltke bis dahin den Bewegungen der getrennt marschierenden Heeressäulen; in seinem Kabinett liefen durch den Telegraphen alle Meldungen zusammen. Auch Napoleon I. hatte es geliebt, zu Beginn der Feldzüge von Paris aus die Märsche seiner Heeresabteilungen zu lenken, bis sie unmittelbar vor der Feldschlacht zusammenrückten; so hatte er es in den Feldzügen von 1805 und 1809 gehalten. Im Zeitalter des Telegraphen spricht manches dafür, daß, solange die Kolonnen getrennt marschieren, der Feldherr sich außerhalb derselben befinde. Von der Hauptstadt aus teilte Moltke jedem Unterfeldherrn genau mit, wo der andere mit seinen Truppen eben stand. Er mußte dafür sorgen, daß die Annäherung und Vereinigung sich an der richtigen Stelle vollziehe. Seine Thätigkeit glich der Arbeit des Ingenieurs, der bei Anlegung eines Tunnels den Berg von zwei Seiten her anbohren läßt; die beiden Arbeiterkolonnen müssen sich an einem vorher bestimmten Punkte treffen. Aber freilich, das österreichische Heer war keine tote Masse, welche den Angriff von beiden Seiten gehorsam hinnehmen mußte. Moltke hatte es für wahrscheinlich gehalten,

daß sich die preußischen Heere würden vereinigen können, bevor noch die Hauptmacht der Oesterreicher von Olmütz her eingetroffen wäre. Der schwächeren, nach Nordböhmen vorgeschobenen feindlichen Heeresabteilung glaubte er bis zum 29. Juni Herr werden zu können, so zwar, daß sich an diesem Tage die Vereinigung der preußischen Armeen bei Jitschin vollziehe. Am 30. Juni wollte er dann selbst mit dem Könige von Berlin aufbrechen. Aber die Oesterreicher waren von Olmütz nach Josephstadt rascher marschiert, als ihnen nach ihrem langen Verweilen in Mähren zuzutrauen war. Bald wurde dies Moltke klar, und von da an spornte er den Prinzen Friedrich Karl zu möglichster Eile. Er machte dessen Generalstab schon am 23. Juni aufmerksam, daß die Armee des Kronprinzen „einen erheblichen, ich fürchte sogar allzu großen Teil der gegnerischen Kräfte auf sich ziehen wird. Nur ein kräftiges Vorgehen der ersten Armee kann die zweite degagieren". „Die Oesterreicher," fügte er hinzu, „sind in vollem Marsch gegen Norden; es kommt darauf an, die Iser früher zu erreichen als sie. 100 000 Mann mit dem Prinzen Friedrich Karl an der Spitze und einer Reserve von 50 000 Mann dahinter haben die größten Chancen des Sieges." Durch die Mängel des Nachrichtendienstes nun wurde die Lage noch schwieriger; bis zur Schlacht von Königgrätz blieben, wie das preußische Generalstabswerk zugesteht, die Bewegungen der Oesterreicher vielfach in Dunkel gehüllt. „Mit den Nachrichten steht es trotz aller Mühe schlecht," schrieb Moltke am 24. Juni an Blumenthal. „Bestätigt sich, daß die Oesterreicher sich bei Jungbunzlau konzentrieren, so wäre die Vereinigung unserer Armee gesichert, wenn von beiden Seiten rasch vorgegangen wird. Große Entscheidung steht bevor, Gott wird uns nicht verlassen." Aber so bequem machten es die Oesterreicher den preußischen Generälen nicht; sie konzentrierten sich nicht *seitwärts* bei Jungbunzlau, sondern hart vor den Pässen. Wenn also die Bewunderer des Genies Moltkes später die Sache so darstellten, als ob seine strategische Unfehlbarkeit den Sieg verbürgt hätte, so trifft dies nicht die Wahrheit. Er hatte, wie auch der französische Krieg später zeigte, eine Vorliebe für Operationen, durch welche der Feind von verschiedenen Seiten

umfaßt und endlich umklammert wird. Er verdankte dieſer Methode 1870 die Gefangennehmung ganzer Heere. Im allgemeinen hatte ſich die damals herrſchende Theorie gegen ſolche umfaſſende Bewegungen ausgeſprochen; wenn ſie jedoch gelingen, ſo iſt der Erfolg ein überwältigender. Wird der Feind von einem einzigen, wenn auch übermächtigen Heere auf einer Seite angegriffen, ſo ſteht ihm nach einer Niederlage der Rückzug immer offen. Anders, wenn er zwiſchen die beiden Zangen einer Scheere gerät. Dann fühlt er ſich bald links, bald rechts feſtgehalten; zieht er ſich nicht raſch aus der Gefahr, ſo kann er dem Verderben kaum entgehen. Der Einſatz, den die preußiſche Heeresleitung wagte, war hoch, aber der Gewinn konnte gewaltig ſein.

So kam es, daß man in Preußen nicht ohne Beſorgnis dem Ausgange der Vereinigungskämpfe entgegenſah. Die gegen den Grafen Bismarck erbitterte Oppoſition ſchien, bevor die erſten Siegesnachrichten eintrafen, Recht zu behalten, als ſie ihn anklagte, er habe das Land an den Rand des Abgrundes gebracht. Die raſche Beſetzung von Dresden, Hannover und Kaſſel hatte zwar das preußiſche Machtgefühl geſtärkt. Dann aber wurden in den politiſchen Bierſtuben die Gefahren des geteilten Einmarſches in Böhmen beſprochen; die Erörterung darüber war der Grundton der berufenen und unberufenen Kritik. König Wilhelm ſelbſt konnte ſich bis zum endgültigen Siege niemals der Beſorgnis entſchlagen, es werde nach allen Erfolgen ein Rückſchlag eintreten. Die Stimmung in dieſen Tagen wurde von einem Vertrauten des Königs, Louis Schneider, ſpäter mit folgenden Worten geſchildert: „Mit voller Zuverſicht ging eigentlich in Preußen — außer einigen jungen Offizieren — niemand in dieſen Krieg; ſelbſt als die erſten Siegesnachrichten eingetroffen waren, ängſtigte die Beſorgnis vor dem Ausgange einer Hauptſchlacht, die endliche Entwicklung des angeblich tiefen Planes, mit welchem der feindliche Feldmarſchall ſo geheimnisvoll that, alle Welt[1])."

Nach den Meldungen, welche am Abend des 28. Juni in

[1]) „Aus dem Leben Kaiſer Wilhelms" von L. Schneider, I, S. 229.

Berlin eintrafen, war der Kronprinz in siegreichem Vordringen begriffen, aber er hatte einen großen Teil der österreichischen Armee gegen sich. Er also mit seinen vordersten zwei Armeecorps, der Garde und dem Corps Steinmetz, trug die Hauptlast des Krieges. Wenn der Kronprinz vor den Pässen auf die österreichische Hauptmacht stieß, dann gab es für ihn eine einzige Entlastung und Erlösung — wenn nämlich Prinz Friedrich Karl mit Sturmeseile heranzog, in der Flanke des österreichischen Heeres erschien und dieses zwischen die beiden Eisen brachte.

Daran also lag es. Weshalb aber hatte Prinz Friedrich Karl seinen Vormarsch nicht beschleunigt, weshalb hörte man von ihm während des 27. und 28. Juni nichts Entscheidendes? Hier mußte nachgeholfen werden. Wohl hatte der Prinz in diesen Tagen das ausgeführt, was ihm vorgezeichnet worden war, aber er hielt sich nicht für berufen, über den Wortlaut der Befehle Moltkes hinauszugehen. Während der Kronprinz die Hauptmacht der Oesterreicher rüstig angriff, folgte sein Vetter der schwächeren österreichischen Iserarmee bedächtig in regelrechten Märschen. Moltke hielt es deshalb für notwendig, dem hart arbeitenden Heere des Kronprinzen durch energisches Vorschieben der preußischen ersten Armee gegen die Flanke der österreichischen Hauptmacht Erleichterung zu bringen. Prinz Friedrich Karl hatte, wie wir wissen, am Abend des 26. Juni die Iser erreicht. Den nördlichsten der Uebergänge über diesen Fluß, den von Turnau, hatte er ohne Widerstand genommen, der von Podol war in einem blutigen Nachtgefechte erstritten. Der Prinz hatte also die Flußbarrière mit aller Schneidigkeit durchbrochen. Vortrefflich — aber dann zögerte er, wie wir hören werden. Am 27. Juni gab er seinen vordersten Truppen einen Ruhetag, erst am 28. brach er wieder auf, lieferte den abziehenden Oesterreichern der schwachen Iserarmee das siegreiche Treffen bei Münchengrätz, verfolgte aber nur langsam den Vorteil. Ihm war Jitschin als der Punkt vorgezeichnet, an dem er sich am 29. Juni mit dem Kronprinzen vereinigen solle, und wirklich hatte er den ihm vorgeschriebenen Marschplan eingehalten und befand sich in der

Frühe des 29. hart vor dem Ziele. Aber ſeine Stellung vor einem ſchwächeren Gegner hätte ihm raſcheres Handeln geſtattet. Es wurde alſo Sache der oberſten Heeresleitung, das richtige Verhältnis im Vormarſche der beiden Heere feſtzuſtellen. Raſch folgten ſich Moltkes Mahnungen, zuerſt um Mitternacht nach dem 28. Juni: „Das vollſtändige Debouchieren der zweiten Armee wird durch Vorrücken der erſten Armee weſentlich erleichtert werden.“ In der Frühe des 29. Juni, 6½ Uhr, wird der Prinz aufmerkſam gemacht, daß er ſeine Uebermacht energiſch zur Geltung zu bringen habe, und eine Stunde ſpäter folgte der ausdrückliche, beinahe vorwurfsvoll klingende Befehl: „Seine Majeſtät erwarten, daß die erſte Armee durch beſchleunigtes Vorrücken die zweite Armee degagiert, welche trotz einer Reihe ſiegreicher Gefechte dennoch ſich augenblicklich noch in einer ſchwierigen Lage befindet.“ Dieſe knappen, klaren Worte trieben zur größten Eile an. Noch ſchien die Hauptmacht der Oeſterreicher ungebrochen, zum Siege mußten denn die preußiſchen Corps von allen Seiten aufgeboten werden. Vorerſt dachte Moltke nicht daran, den Vormarſch des Kronprinzen zu verzögern. Wäre er mehr vorſichtig als kühn geweſen, ſo hätte er ihm befehlen können, nicht zu rüſtig vorzubringen, um ſich keiner übergroßen Gefahr auszuſetzen. Darauf verfiel er nicht; der Kronprinz ſollte vielmehr am 29. Juni immerhin die Hochebene überſchreiten, die ihn noch von der oberen Elbe trennte. Wenn er hier auf das Hauptheer der Oeſterreicher ſtieß, ſo hatte er ſich zu wehren, wie er konnte. Schon am 30. Juni mußte ja Prinz Friedrich Karl dem ihm geſendeten Befehle zufolge in der linken Flanke der Oeſterreicher erſcheinen und deren etwa gegen die ſchleſiſche Armee gerichteten Stoß abſchwächen.

* * *

Die Nacht vom 28. auf den 29. Juni, in welcher Moltke ſolches erwog, verging im öſterreichiſchen Hauptquartier ſehr unruhig. Im Heere herrſchte eine beklommene Stimmung. Die bisherige Zuverſicht und Siegesfreudigkeit drohten in ihr Gegenteil umzuſchlagen. Der Eindruck der Ueberlegenheit der Preußen,

vor allem ihrer Waffe, aber auch ihrer Führung war besonders im Gefechte von Skalitz überwältigend. Die geschlagenen Truppen zogen südlich von Josephstadt über die Elbe hinüber; die übrigen Corps, an welchen sie vorübermarschierten, hörten die traurigen Nebenumstände der Niederlage, und man lernte die Folgen der Uebertretung des Befehles des Armeekommandanten kennen. Im Hauptquartier liefen allmählich genauere Nachrichten über alle im Kampfe gewesenen Heeresteile zusammen. Während der Nacht wurde der Einlauf von dem diensthuenden Offizier in Empfang genommen und nach den Pausen, die dem Schlafe des Generals Krismanič gegönnt waren, in dessen Zimmer gesendet. Eine widrige Nachricht kam nach der anderen. Graf Falkenhayn, der ausgesendet worden war, um das Corps Gablenz zu suchen, weil die Verbindung mit ihm verloren gegangen war, brachte die Meldung von dessen Niederlage. Des Morgens kam dann Gablenz selbst, verstört, unmutig, seine Haltung und Kleidung, sonst peinlich sorgfältig, spiegelten seine Niedergeschlagenheit. Dies waren die Meldungen vom Gebirge her. — Von der Iserarmee kam die Nachricht, daß sie unter steten Gefechten vor den Truppen Friedrich Karls zurückweichen müsse, und Graf Clam-Gallas berichtete, daß er sich am 29. Juni auf Jitschin zurückziehen werde. — Unterdessen betraten Offiziere der verschiedenen Corps das Vorzimmer des Generals Krismanič, um die Befehle für den bevorstehenden Tag in Empfang zu nehmen. Die Lage war ernst, aber keineswegs verzweifelt. Allerdings waren die drei Corps Gablenz', Rammings und des Erzherzogs Leopold geschlagen, weil man den Fehler begangen hatte, den Angriff des Kronprinzen zu unterschätzen und jede Abteilung vereinzelt gegen den Feind zu führen. Aber Benedek hatte — außer den zwei entfernteren Corps der Iserarmee — immerhin noch drei unversehrte Armeecorps zur Hand, dazu vier Kavalleriedivisionen, welche rasch zusammengezogen werden konnten. Auch die geschlagenen Corps waren in der Reserve noch verwendbar, viele ihrer Bataillone noch kriegstüchtig, viele freilich aufgerieben; von den Brigaden Grivičić und Fragnern gab es nur mehr Trümmer. Man konnte alle vorhandenen Truppen sammeln, um am 29. und 30. Juni das Versäumte

nachzuholen. Auch jetzt noch war die Hauptmacht der Oesterreicher jedem der beiden feindlichen Heere an Zahl weitaus überlegen. So günstig wie am Tage zuvor standen die Dinge freilich nicht mehr. Es war vielleicht ein verzweifelter Entschluß, aber es war kaum ein anderer möglich als der, sich kurz entschlossen auf einen der Gegner zu werfen. So oder so — es mußte einmal gefochten werden trotz Zündnadelgewehr und trotz preußischer Taktik, die doch nicht unüberwindlich waren, wie der Tag von Trautenau lehrte. Stunde um Stunde zog sich das Netz dichter zusammen, welches Moltke um das österreichische Heer spann. Tags zuvor konnte es noch leichter zerrissen werden, heute standen sich die beiden preußischen Heere schon näher. Es war für die Oesterreicher am besten, den Hauptschlag so entschlossen wie möglich zu führen, je früher, desto besser[1]).

Aber Benedek und seine Umgebung befanden sich nicht mehr in der Stimmung zu solchen Entschlüssen. Während die Offiziere im Vorsaale die Befehle für den Tag erwarteten, erschien der Armeekommandant mit seinem engsten Stabe, der aus dem Erzherzog Wilhelm, dem Chef der Artillerie, sodann aus Henikstein und Krismanič bestand. Sie zogen sich in das nächste Zimmer zurück, wo ihnen Krismanič eine Darstellung der Lage gab.

Das Ergebnis der Beratung wurde bekannt, als Krismanič heraustrat, um mit der Karte in der Hand die Befehle zu diktieren. Wahrscheinlich hatte der Feldherr mit der fatalistischen Resignation, mit welcher er in den Krieg gezogen war, auch dieses Mal der Ansicht Krismanič' zugestimmt. Es war der alte Benedek nicht mehr, der blitzenden Auges seine Truppen am liebsten zum Angriffe führte; was ihm noch von Siegeszuversicht geblieben war, als er wider seine bessere Einsicht den Oberbefehl übernommen hatte — es war unter den traurigen Meldungen dieser Nacht zusammengebrochen. Verheerend war die Wirkung des Hinterladers auf die stürmenden Glieder der österreichischen Regimenter, verderblicher aber noch der Eindruck

[1]) Die Ausführung Schlichtings S. 71, daß ein Angriff auf den Kronprinzen am 29. Juni nicht mehr statthaft war und sich eher noch der auf Friedrich Karl empfahl, ist einleuchtend.

auf die Führer der Armee, welche daran verzweifelten, durch Angriff und Sturm etwas Entscheidendes zu erreichen. So kam es, daß sie sich entschlossen, den Kampf auf offenem Felde zu vermeiden und den Feind in festen Stellungen, auf Bergen und hinter schützenden Wäldern zu erwarten. Krismanič war seit jeher dieser Meinung gewesen, und er konnte jetzt darauf hinweisen, daß gegenüber der überlegenen Waffe der Preußen Verteidigung um so mehr das beste Kriegsprinzip sei. Er war ein gründlicher Kenner aller Stellungen in Böhmen, welche zur Defensive geeignet waren. Er hatte eigentlich schon in Olmütz die Absicht gehabt, das Heer in die Verteidigungsstellung von Josephstadt zu führen und dort dem Angriffe der Preußen die Stirne zu bieten, denn die Landesbeschreibungskarte, die er als sein Orakel mit sich führte, bezeichnete diese Position als einen Schlüssel zur Beherrschung Nordostböhmens[1]). Krismanič widerriet Benedek aufs dringendste jede weitere Angriffsbewegung. Benedek erteilte also Krismanič Vollmacht, die österreichischen Streitkräfte in ihrer Gesamtheit bei Josephstadt zu vereinigen: nicht bloß die Corps der Hauptarmee, auch das Iserheer wurde herbeigerufen, um sich zu einer Verteidigungsschlacht gegen den Kronprinzen bereit zu halten.

In diesem Sinne also erteilte Krismanič die Befehle an die Offiziere der einzelnen Corps und Reiterdivisionen. Als er sie diktierte, zeigte sich die Befangenheit seiner Stimmung: er vergaß die Disposition für die eine der Kavalleriedivisionen und mußte von einem jungen Generalstabsoffizier daran erinnert werden.

Indem Krismanič der Armee die Stellung bei Dubenetz, auf der die Elbe beherrschenden Hochebene, anwies, kehrte er zu seinem strategischen Lieblingsgedanken zurück. Schon in seiner Denkschrift vom März 1866, durch die er sich dem Kaiser empfahl, hatte er dieses sein letztes Wort, eine Hauptschlacht in einer Verteidigungsstellung, klar genug verkündigt. Zumal diese Position lockte ihn, weil Joseph II. und Lacy hier im bayrischen Erbfolgekriege 1778 dem Vordringen Friedrichs des

[1]) Vgl. Band I, S. 462.

Großen mit Erfolg das Ziel gesetzt hatten[1]); magnetisch hatte sie ihn vom Anfang des Feldzuges her angezogen, und jetzt bot sie sich ihm, wie er glaubte, als letztes, rettendes Auskunftsmittel.

So wurde denn die letzte Möglichkeit aus der Hand gegeben, eines der preußischen Teilheere zu schlagen. Der 28. Juni war der günstigste Tag hiezu, aber auch am 29. war noch nicht alles verloren, und eine entschlossene Heerführung hätte dies auf jeden Fall versucht. Die Ueberzahl war auf seiten der Oesterreicher, an Kavallerie und Artillerie waren sie noch mehr überlegen. Der Sieg war wohl zweifelhaft, und wahrscheinlich hätte sich jedes einzelne der preußischen Heere damals einem Angriffe der Oesterreicher überlegen erwiesen; aber durch Zuwarten wurde noch mehr Zeit verloren. Napoleon I. befand sich 1813 und 1814 oft in ähnlichen Lagen und er vergrößerte seinen Ruhm, indem er den Krieg angriffsweise führte, sich stets auf den nächsten Gegner stürzte. Er wurde besiegt — und schwerlich wäre der Endausgang des Krieges 1866 für Oesterreich ein anderer geworden, aber Teilerfolge waren immer noch zu erfechten. Und was half es, sich scheu zurückzuziehen, wenn dadurch die Vereinigung der beiden preußischen Heere ermöglicht wurde?[2])

---

[1]) Ueber Krismanić als Positionsstrategen vgl. Band I, S. 233 ff. und Friedjung, „Benedeks Nachgelassene Papiere", S. 439, 448. — Die Analogie zwischen den Feldzügen von 1778 und 1866 ist genauer dargelegt im Anhang zum II. Bande Nr. XXII.

[2]) Ueber das Verhältnis Benedeks und Krismanić' hat der Verfasser ein möglichst vollständiges Zeugenverhör von Offizieren des Hauptquartiers der Nordarmee wie von anderen Zeitgenossen angestellt und danach die obige Darstellung gegeben, die von den meisten bisherigen Berichten vielfach abweicht. Wertvoll waren unter anderem die Mitteilungen des damaligen Obersten im Generalstabe, jetzigen Feldmarschallleutenants Neuber (siehe Anhang dieses Werkes Nr. XX); dann die interessanten Aufsätze des Hauptmanns Du Nord in der „Neuen Freien Presse" vom 3. und 6. Juli 1881. Außerdem lagen mir handschriftliche Aufzeichnungen des damaligen Generalstabsmajors, jetzigen Feldmarschallleutenants Freiherrn v. Sacken und (für die späteren Auflagen dieses Werkes) des damaligen Rittmeisters v. Wersebe, jetzigen Generals der Kavallerie, vor, eines der Ordonnanzoffiziere Benedeks. Die mündlichen und schriftlichen Berichte dieser und anderer Zeugen stimmen darin überein, daß Krismanić die Seele der österreichischen Operationen gewesen sei. Dies wird auch durch die Aufsätze in der „Oesterr. Militär. Zeitschrift" (1867, 1. Band) bestätigt, die unter dem Titel „Bemerkungen über die Operationen im österreichisch-

Es ist nicht ohne Interesse, die Stellung zu umschreiten, welche Krismanič erkoren hatte. Wer die Abhänge der Hochebene begangen hat, auf welche das österreichische Heer damals geführt wurde, gewinnt den Eindruck, daß es den Preußen schwer gewesen wäre, diese Böschungen unter dem Feuer der Kanonen zu erklimmen, wenn sie den Angriff in der Front unternommen hätten. Diese Hochfläche wird im Nordosten und Osten von der Elbe umflossen; der Feind also, der — wie der Kronprinz von Preußen — von dieser Richtung herbeikam, mußte sich von den gegenüberliegenden Höhen herabsenken, mußte zuerst den Uebergang über die Elbe erzwingen, dann im Feuer der Granaten das vorliegende Thal überschreiten und endlich den Sturm auf die etwa 2—300 Fuß hohen Hügel unternehmen, welche die Oesterreicher besetzt hielten. Die Elbe ist dort freilich nur ein ungefährliches Flüßchen, an einigen Stellen auch für Fußgänger zu durchwaten; aber dort unten wollte Krismanič den Feinden gar keine Schwierigkeiten bieten, sondern sie erst beim Ansturme auf die Höhe mit blutigen Köpfen zurückweisen. Der Abfall der Hügel ist zum großen Teile, besonders an den steileren Abhängen, bewaldet; stellenweise aber, zumal gegen Gradlitz, das unten im Thale liegt, bildet er eine schöne, allgemach absinkende Fläche, so recht bequem von Granaten und Kartätschen zu bestreichen; einige Batterien, zwischen Salney und Kukus aufgestellt, können den Aufstieg auf dieser Seite unmöglich machen; die weittragenden Geschütze der Oesterreicher konnten hier nicht bloß die Thalsohle der Elbe bestreichen, sondern sie erreichten auch die halbe, ihnen gegenüberliegende Höhe, wo sich der Feind zum Angriffe formieren mußte. Im Falle übrigens die Schlacht doch einen ungünstigen Ausgang nahm, konnten sich die Oester-

---

preußischen Kriege 1866" erschienen und dem Vernehmen nach von Feldzeugmeister Nagy herrühren, der vor Henikstein an der Spitze des Generalstabs gestanden hatte. Er nennt Krismanič an den Hauptstellen seines Aufsatzes stets den „Leiter der Operationen". — Ob der Plan, dem Prinzen Friedrich Karl entgegen zu marschieren, von Benedek oder von Krismanič herrührt (der Entschluß stand schon am 24. Juni fest), konnte nicht festgestellt werden. Psychologische Gründe sprechen allerdings dafür, daß dieser Offensivgedanke in Benedek entstanden sei; indessen hielt, wie die folgende Darstellung zeigt, Krismanič lange an ihm fest und drückte sich so aus, als ob der Plan sein geistiges Eigentum gewesen wäre.

reicher auf mehreren Wegen bequem südwärts auf Königgrätz zurückziehen. Auch im Osten konnte diese Stellung nicht umgangen werden, denn die rechte Flanke der Oesterreicher lehnte sich hier an die Festung Josephstadt, deren Geschütze die Annäherungslinien beherrschten. Nord, Ost und Süd waren demnach in dieser Stellung gesichert.

Es gab also nur einen schwächeren Punkt, und dieser lag in der Richtung nach Westen. Dort führte eine bequeme Straße von Jitschin her gerade auf Miletin zu, einen Schlüsselpunkt der österreichischen Stellung. Und gerade im Westen stand die Gewitterwolke, denn von dort drohte der Einbruch des vom Prinzen Friedrich Karl befehligten Heeres, welches soeben von der Hand Moltkes zum entscheidenden Stoße in die Flanke und den Rücken der österreichischen Armee gelenkt wurde. Die Schlacht also, welche Krismanič am 29. oder 30. Juni den Preußen in dieser Stellung zu liefern gedachte, mußte an der die zwei preußischen Heere verbindenden Straße zur Entscheidung kommen. Die beiden preußischen Feldherren mußten sich dabei in die Hände arbeiten. Der Kronprinz hatte die schwere Aufgabe, die Oesterreicher in der Front ihrer festen Stellung zu fassen; er mußte etwa bei Königinhof auf sie drücken, mußte im Feuer ihrer Batterien die Höhe zu gewinnen suchen — unterdessen hatte Prinz Friedrich Karl unter viel günstigeren Verhältnissen, ohne größere natürliche Hindernisse, den linken Flügel der Oesterreicher anzugreifen und zu erschüttern. Auf dem Schlachtfelde also mußten die beiden preußischen Heere die angestrebte Vereinigung erreichen. Diese fand dann nicht bei Jitschin statt, sondern einen Tagemarsch weiter östlich bei Josephstadt, was sich deshalb als notwendig herausstellte, weil der Kronprinz in seinem Marsche aufgehalten worden war, während Prinz Friedrich Karl seinen schwächeren Gegner vor sich hergetrieben hatte. Es hätte sich, wie man sieht, hier ein Kampf entsponnen, ähnlich dem drei Tage späteren von Königgrätz; nur mußten die beiden preußischen Heere in der blutigen Entscheidungsschlacht des 3. Juli 1866 — da sich die Verhältnisse änderten — die Rollen tauschen, welche sie jetzt bei Josephstadt zu spielen hatten: denn bei Königgrätz unternahm Prinz Friedrich Karl den Angriff auf den festen

Punkt der feindlichen Stellung, und der Kronprinz war es, der den Oesterreichern in die Flanke fiel. Wäre es also bei Josephstadt wirklich zur Schlacht gekommen, so hätte die Methode Moltkes, in breiten Fronten zum Angriffe vorzugehen, dieselbe Wirkung gehabt wie bei Königgrätz: die allzu enge Versammlung der Oesterreicher hätte einen umfassenden Angriff auf ihre Stellung bei Josephstadt ermöglicht. Krismanič huldigte viel zu einseitig dem Grundsatze einer steten engen Zusammenfassung der Kräfte; und diese „Zusammenpackung", welche die Offensive großer Massen fast unmöglich macht, war nach dem geistreichen Ausspruche Schlichtings „der eigentliche Heerverderber" in diesem Feldzuge. Es ist bereits oben ausgeführt (II, S. 14), welche Vorteile die Moltkesche Methode hatte; sie führte in ähnlichen Fällen im Kriege mit Frankreich zur Gefangennahme ganzer Heere.

Den Weisungen Krismanič' entsprechend, rückten während des 29. Juni die verschiedenen Abteilungen in die ihnen bezeichneten Stellungen ein. Während des ganzen Tages dauerten die sich vielfach kreuzenden Märsche der sechs Corps und der vier Reiterdivisionen der Hauptarmee. Der Hügelkranz über der Elbe sollte von drei Armeecorps besetzt werden. Drei Kavalleriedivisionen deckten die Flanken dieses Kernes der österreichischen Heeresmacht; ein Armeecorps stand in der Reserve[1]). Weiter nach Westen, gegen Miletin, dort wo die Umgehung durch Friedrich Karl drohte, ward zur Sicherheit das Corps des Erzherzogs Ernst vorgeschoben. Da die Iserarmee gleichfalls zurückbefehligt war, so hatte der Erzherzog sie auf ihrem Rückzuge aufzunehmen; sein Corps, dann das der Sachsen und Clams hatten den linken Flügel der Gesamtarmee zu bilden, und diese Truppen waren bestimmt, dem Heere des Prinzen Friedrich Karl die Stirne zu bieten. Etwa in der Mitte dieser im flachen Bogen gewählten

[1]) Die Zentralstellung (gegen den Kronprinzen) sollte von West nach Ost der Reihe nach vom 6., dann vom 8. und endlich vom 2. Corps besetzt werden. Das Corps Gablenz stand in der Reserve. Den rechten Flügel der Stellung deckten die 1. schwere Kavalleriedivision, sodann die 1. leichte Division; den linken die 3. schwere Kavalleriedivision. Letztere bildete die Verbindung mit dem 3. Corps, das entfernter bei Miletin stand. Nur ein Corps, das 4. unter Festetics, blieb am 29. Juni noch jenseits (östlich) der Elbe. (Die Stellung bei Dubenetz ist in die Karte I des ersten Bandes eingezeichnet.)

Aufstellung liegt das Dörfchen Dubenetz, und in dessen Pfarrhaus verlegte Benedek noch am 29. Juni sein Hauptquartier, welches seit drei Tagen in Josephstadt gewesen war. Hier lagerte er und erwartete den Angriff des ihm nachrückenden Kronprinzen, dem er in seiner festen Stellung den Meister zu zeigen hoffte. Es war aber die Frage, ob der Kronprinz den österreichischen Generälen den Gefallen erweisen werde, ihr Heer auf den Höhen hinter Feuerschlünden aufzusuchen und einen Stirnangriff zu unternehmen, ob er es wagen werde, vorwärts zu stürmen, bevor Prinz Friedrich Karl nahe genug war, in den Kampf einzugreifen.

So war von den österreichischen Heerführern der Gedanke eines Angriffes aufgegeben, auf die Initiative vollständig verzichtet. In Oesterreich wartete man damals mit Spannung auf den großen Schlag Benedeks. Merkwürdig! Bisher hatte er stets nur vereinzelte Corps vorausgesendet, er selbst war unthätig geblieben. Was war es doch mit dem tiefen Plan, den man ihm zuschrieb? Wollte er den Feind nach Böhmen hereinlocken, um ihn dann an die Bergwand des Riesengebirges zu drücken?[1]) Man vertröstete die Bevölkerung von Tag zu Tag damit, daß der Löwe sich nur zum Sprunge niedergelassen habe — aber der Löwe sprang nicht. Die Oesterreicher hätten den Kampf hinter den Pässen aufnehmen können, aber diese wurden nicht genügend verteidigt. Sie konnten sich dann auf der Hochfläche zwischen den Bergen und der Elbe zum Kampfe stellen, aber auch das Plateau wurde geräumt. Selbst die Elbe wurde nach den Entwürfen vom 29. Juni nicht mit Ernst verteidigt, sondern

[1]) In diesen Tagen ließ sich selbst das besonnenste Wiener Blatt, die „Ostdeutsche Post", durch die günstige strategische Situation der Oesterreicher verleiten, aus seiner vorsichtigen, selbst pessimistischen Grundstimmung herauszutreten. Sie schrieb am 28. Juni folgende Sätze im pathetischen Wiener Zeitungsstile: „Benedek liegt stolz wie ein Löwe im Hauptquartier zu Josephstadt, von der ganzen Macht der konzentrierten Nordarmee umgeben, von der heute nur ein Armeecorps (das 6.) seiner unmittelbaren Nähe vorausgesendet wurde. . . . Die beiden Kämpfe, die heute stattgefunden, sind doch nur ein Präludium einer viel größeren Schlacht, die vielleicht morgen auf böhmischem und übermorgen auf schlesischem oder sächsischem Boden sich fortsetzen wird; der Stein ist ins Rollen geraten und wird hoffentlich unsere Feinde zerschmettern." Aber schon am 29. Juni gewinnt das Blatt seine Besonnenheit wieder: man liest von diesem Tage an durchaus zutreffende Urteile über die Lage.

erst auf der Hochebene westlich vom Flusse gedachte Benedek eine Schlacht anzunehmen. Am linken Ufer der Elbe ließ er wohl ein einzelnes Corps, das 4. unter dem Grafen Festetics, zurück, aber wie hätte dieses allein den vier Corps des Kronprinzen widerstehen können?[1]) Auch erhielt Festetics am 29. Juni gegen 7 Uhr früh die Weisung, „sich nicht in nutzlose Kämpfe einzulassen, sondern, wenn von überlegenen Kräften angegriffen, sich gegen Josephstadt zurückzuziehen". Mochten die Preußen Benedek dort oben auf den Anhöhen aufsuchen; in der Feldschlacht hoffte er sich selbst und seine Thatkraft wiederzufinden.

* * *

So geschah es, daß die besorgte Annahme Moltkes, der Kronprinz könne am 29. Juni von Benedek mit überlegener Kraft aufgesucht und angegriffen werden, nicht zutraf. Wie weit die sechs Corps der österreichischen Hauptarmee, welche Benedek von Olmütz herbeigeführt hatte, eigentlich heranmarschiert waren, wußte man bis zum Abend des 29. Juni in Berlin nicht genau; man glaubte nicht, daß sie bereits alle zur Stelle seien, aber man vermutete mit gutem Grunde einen großen Teil derselben im Felde gegen den Kronprinzen; auch große Massen Artillerie und Kavallerie mußten um Josephstadt angehäuft sein. Daß die ganze österreichische Armee wirklich schon an der Elbe konzentriert sei, war dem preußischen Hauptquartier unbekannt. Die Preußen handelten indessen klug, indem sie damit rechneten, Benedek könne die kräftigsten Entschlüsse fassen; um so besser für sie, wenn er anzugreifen zögerte und dadurch den preußischen Heeren Zeit gewährte, enger zusammenzurücken. Der Kronprinz gewann dadurch Luft und konnte sogar über seine rechte Flanke hinaus, über Arnau hin, die Verbindung mit dem Prinzen Friedrich Karl auch auf böhmischem Boden finden. Aber das war den Preußen vorerst Nebensache. Sie drangen vielmehr ununterbrochen vorwärts: die Verbindung beider Heere sollte

[1]) Da das 4. Corps die Konzentrierung des Heeres in der vielbesprochenen Position zu decken hatte, so macht ein Kritiker die boshafte Bemerkung, es habe dafür zu sorgen gehabt, daß die Stellung von Dubenetz dem General Krismanić „nicht von den bösen Preußen hinterlistig gestohlen werde".

unmittelbar vor dem oder, wenn man will, im Feinde ſelbſt ſtattfinden. Durchgreifend alſo, nicht thatenſcheu wie die öſterreichiſchen Heerführer, führten die preußiſchen den Krieg. Am 29. Juni brach das Heer des Kronprinzen auf, um die Elbe zu erreichen; Prinz Friedrich Karl, angetrieben durch die Weiſungen aus Berlin, drängte der öſterreichiſchen Iſerarmee kräftig nach. Er holte, wie wir ſehen werden, an dieſem Tage das Verſäumte im Fluge nach. Moltke ſchob, hemmte und ſpornte je nach Bedarf von ſeinem Schreibtiſche im Generalſtabe zu Berlin aus. Während die Oeſterreicher auf den Höhen um Dubenetz lagerten und warteten, drohte nicht bloß der Angriff in ihrer Front, den ſie wünſchten; ſie gerieten bald in Gefahr, in der linken Flanke von dem Heere des Prinzen Friedrich Karl umfaßt und, wenn ihre Iſerarmee nicht ſtandhielt, aufgerollt zu werden. Der Kronprinz war, obwohl er langſam marſchierte, am 29. Juni wieder derjenige, der die Oeſterreicher zuerſt vor die Klinge brachte. Nach den Gefechten vom vorigen Tage lagerte die Garde auf der Stätte ihres Sieges bei Prausnitz, Steinmetz mit den Seinigen in dem eroberten Skalitz. Dieſe beiden Corps waren von einander einen ſchwachen Tagemarſch entfernt; jetzt aber ſollte an der Elbe die Vereinigung ſtattfinden: der Garde ward Königinhof an dieſem Fluſſe zum Marſchziele beſtimmt, dem 5. Corps Gradlitz. Waren dieſe Punkte erreicht, dann ſtanden ſie Schulter an Schulter zum Kampfe bereit und unterdeſſen hatten die beiden anderen Corps, das 1. unter Bonin und das 6. unter Mutius, nachzurücken. Mit Bonin war man allerdings, und mit gutem Recht, gründlich unzufrieden, denn er hatte nach der Trautenauer Niederlage ſeine Truppen nicht bloß hinter den deckenden Gebirgszug, ſondern noch etwas weiter, bis nach Schömberg in Schleſien zurückgeführt. Er war alſo vorerſt noch weit zurück. Der Kronprinz hielt ihm dies denn auch, als er wieder mit ihm zuſammentraf, mit den Worten ſtrengſten Tadels vor. Als die ſtrammen Oſtpreußen des Corps Bonin an ihm vorbeidefilierten, bemerkte er unwillig zu dem General, es ſei unbegreiflich, daß er mit dieſen Truppen nicht vorwärts kommen konnte. Die weiteren Bemerkungen waren ſo ſcharf, daß Bonin

betroffen sagte: „Königliche Hoheit, nach diesen Vorwürfen werde ich wohl Kriegsrecht über mich beantragen müssen," worauf der Kronprinz erwiderte: „Danken Sie Gott, wenn ich nicht über Sie Kriegsrecht abhalten lasse." Aber am 29. war nun das gesamte Heer des Kronprinzen, nahe an 120000 Mann stark, vereinigt und bereit, eine Hauptschlacht anzunehmen, wenn Benedek geneigt gewesen wäre, von den Höhen herabzusteigen, die Elbe zu überschreiten und die Preußen mit 150000 Mann anzugreifen.

Es kam aber auch an diesem Tage, da die Hauptmacht der Oesterreicher vor den Preußen scheu in die Stellung westlich von der Elbe zurückwich, nur zu Teilgefechten. Die Truppen des Kronprinzen stießen wohl noch jenseits des Flusses auf österreichische Abteilungen; diese aber waren in ihrer Vereinzelung von vorneherein einer Niederlage ausgesetzt. Dort befanden sich früh morgens noch zwei Corps: zuerst die Truppen Gablenz', welcher nach dem unglücklichen Treffen von Trautenau-Soor in eiligem Marsche der Elbe zustrebte, um den Fluß zwischen sich und die Garde zu bringen (sein Ziel war Königinhof mit seinen zwei Brücken) — sodann das Corps Festetics, welches nach den Befehlen des Armeekommandos noch bei Schweinschädel, eine halbe Stunde westlich von Skalitz, lagerte. Es war das eine Art von Nachhut, welche auf diese Weise dem Angriffe eines übermächtigen Gegners gegenüberstand.

Das Corps Gablenz brach zeitig früh auf und kam gegen Mittag bei Königinhof an. Gablenz ließ seine Truppen den Fluß überschreiten, denn er hatte die Aufgabe, sie dann die Hügel hinan auf jene Stelle der Hochebene von Dubenetz zu führen, welche seinem Corps zum Standplatze bestimmt war. Da der Feind nachdrängte und ihm ins Thal hinab Granaten nachsendete, so mußte Königinhof verteidigt werden, bis der Abmarsch des Corps vollendet war. Deshalb warf Gablenz nach Königinhof eine Halbbrigade unter Oberst Stoklin mit dem Befehle, sich in der Stadt so lange wie möglich zu halten. Da nun die preußische Garde mittags aufbrach und ihrerseits wieder den Auftrag hatte, Königinhof zu besetzen, so stieß ihre Avantgarde in den Nachmittagsstunden auf Oberst Stoklin, und

es entspann sich vor und in der Stadt ein hartnäckiges Gefecht. — Zur selben Zeit etwa stieß Steinmetz bei dem Marsche gegen Gradlitz auf das 4. österreichische Corps unter Festetics, das die Arrièregarde der österreichischen Armee bildete, und schlug es bei Schweinschädel aus dem Felde.

Das waren die beiden letzten Kämpfe östlich von der Elbe. Es waren Rückzugsgefechte der Oesterreicher, von denen eines der Sicherung, das andere der Ehre wegen aufgenommen wurde; sie waren für die Abziehenden gleich verlustreich. Nach diesen beiden Gefechten lag fast das gesamte österreichische Heer enge konzentriert in der Stellung von Dubenetz; über das Elbethal hinüberblickend harrte es der Entscheidungsschlacht.

Treffen von Königinhof.

Die preußische Garde war von den Märschen und dem Kampfe des vorhergehenden Tages tief ermüdet und ruhte deshalb noch den ganzen Vormittag in ihrem Lagerplatze bei Soor und Burkersdorf. Von dem Augenblicke an, in welchem die Preußen die Grenze überschritten hatten, versagte die Intendanz den Dienst, die massenhaft aufgehäuften Vorräte konnten den rüstig ausgreifenden Truppen nicht so rasch nachgesendet werden, und der Mangel an Lebensmitteln drückte schwer auf die ermüdeten Soldaten; sie waren fast ausschließlich auf Requisitionen angewiesen. Gegen Mittag brach das ganze Corps auf, Königinhof zustrebend, voran wieder Oberst v. Kessel. Die wohlerhaltene Straße tritt bald hinter Soor in einen großen dichten Forst, den Königreichwald, den man an dieser Stelle in zwei Stunden durchmißt. Das war der Weg, den eine Abteilung des geschlagenen Corps Gablenz auf der Flucht zurückgelegt hatte. Die Spuren der Niederlage der Oesterreicher waren deutlich sichtbar. Offenbar hatten diese hier zuerst ein Lager aufgeschlagen, waren jedoch durch die Verfolger aufgescheucht worden; denn zahlreiche Gewehre, Tornister, Geräte aller Art lagen in dichten Haufen längs der Chaussée; das war ein Zeichen, daß die Ordnung in ihren Reihen bereits stark gelockert sei[1]). Als die Preußen aus dem Walde heraustraten, entrollte sich

[1]) „Da lagen," so lautet ein Bericht, „Tornister, Röcke (diese ganz neu), Lederzeug, Czakos, Stiefel, Kochkessel, dazu Waffen in einer Anzahl, die wir uns kaum zu erklären vermochten. Hunderte von Gewehren waren in die Chausséegräben geworfen oder ausgestreut, ebensoviele, zu Pyramiden zusammengesetzt, standen am Wege. Was war hier vorgegangen? Jeder von uns legte sich die Frage vor. Viel größere Abteilungen, als wir hatten abziehen sehen, mußten hier entlang gekommen und, durch falschen Lärm erschreckt (vielleicht in der Nacht), nach allen Seiten hin zerstoben sein.

vor ihren Blicken ein prächtiges Landschafts- und Lagerbild. Unter ihnen lag das schöne, weite Elbethal, mit Ortschaften und fruchtbarem Gelände bedeckt; die Türme der Stadt Königinhof, welche in älteren Zeiten zum Leibgedinge der Königinnen von Böhmen gehört hatte, ragen malerisch zwischen den Gebäuden empor. Das jenseitige Ufer ist mit bewaldeten Hügeln gekrönt; dort oben dehnt sich die Ebene aus, auf welche am Vormittag alle österreichischen Corps hinaufgezogen waren, um sich zur Schlacht vorzubereiten; dort funkelten die Bajonette ihrer Truppen. Kaum traten die Preußen aus dem Walde, so blitzten von drüben Kanonenschüsse auf. Der Gruß wurde bald erwidert, auch Oberst v. Kessel ließ Geschütze auffahren, und in großem Bogen über das Elbethal und Königinhof hinweg sausten die Geschosse. Doch die Entfernung war zu groß, so daß die Granaten keine Wirkung erzielen konnten. Wichtiger war für die Preußen das, was sich im Thale, besonders in Königinhof, zutrug. Auf die Stadt zu marschierten die gestern geschlagenen Bataillone des Corps Gablenz, um die Brücken und dann jenseits die sicheren Anhöhen zu gewinnen. Die Geschütze der Preußen suchten den Abzug zu stören und ihre Avantgarde eilte schleunigst hinab gegen Königinhof, um den Oesterreichern oder wenigstens einem Teile von ihnen die Brücken zu verlegen. Aber im Niedersteigen von der Höhe stießen sie auf Widerstand. Dem Obersten Stoklin[1]), dem man die Führung der österreichischen Nachhut anvertraute, war befohlen worden, schon die vordersten Gehöfte der Stadt zu verteidigen. Ein Teil seines Regiments rückte schon jetzt über die Elbe, ein Teil blieb in der Stadt; mit einigen Compagnien stellte er sich selbst in den Höfen bei den Ziegeleien den Preußen entgegen. In der nördlichen Vorstadt entbrannte der Kampf. Die Anordnungen des preußischen Anführers, Obersten v. Kessel, waren so getroffen, daß er selbst die feindliche Nachhut in der Vorstadt angriff und festhielt; unterdessen sollten seine übrigen Abteilungen in einem weiten, sich enger schließenden Ringe von allen Seiten in die Stadt eindringen und den Oesterreichern den Rückzug abschneiden. In dem blutigen Treffen nun, das sich entspann, wurden die Oesterreicher zuerst aus der Vorstadt geworfen und langsam zogen sie sich, jeden Fußbreit verteidigend, in die Stadt zu den Brücken zurück. Immerhin aber gewann die Masse des 10. Corps infolge dieses Widerstandes Zeit, das jenseitige Ufer zu erreichen und die Höhen zu er-

---

Wir hatten den Eindruck einer vollständigen Deroute, und von diesem Tage stand es bei uns fest, daß der Krieg bald und glänzend beendet sein werde. Auch nach einer Niederlage: dies durfte keiner Truppe passieren, die sich als ebenbürtig mit uns messen wollte." — Indessen gab es auch bei den Preußen am 29. Juni eine fluchtähnliche Panik, und zwar beim 3. Kürassierregiment, das in der Dunkelheit einen Wald passierte und auf das Gerücht hin, feindliche Infanterie sei im Gehölze versteckt, umkehrte und zurückjagte.

[1]) Sein Regiment, Coronini Nr. 6, gehörte zum 4. Corps (Festetics), und zwar zur Brigade Fleischhacker, welcher zwei Tage vorher zur Besetzung von Prausnitz befehligt worden war und jetzt mit dem 10. Corps (Gablenz) in die Stellung von Dubenetz abrückte.

steigen. Mit aller Kraft, von drei Seiten drangen die Preußen in die Stadt ein, erreichten die oberen beiden Elbebrücken und brachten das österreichische Regiment in harte Bedrängnis. Dieses mußte sich den Weg zur unteren Brücke unter vielen Verlusten erkämpfen. Die preußischen Truppen, welche überall einbrachen, trieben sich kleinere Abteilungen der Oesterreicher gegenseitig zu und im Getümmel ward diesen eine Fahne entrissen. Mühsam schlugen sich die einzelnen österreichischen Compagnien bis zur unteren Brücke durch und erreichten dann die schützende Hochebene am anderen Ufer; sie verloren im ganzen 23 Offiziere und 597 Mann, während die Preußen nur 2 Offiziere und 68 Mann einbüßten. Der Vortrab der Garde hatte seine Tagesaufgabe gelöst und machte an der Elbe Halt.

Treffen von Schweinschädel.

Auch Steinmetz gönnte seinen Truppen Rast bis 3 Uhr nachmittags. Nach den zwei mühevollen Kämpfen von Nachod und Skalitz hätten sie längere Ruhe verdient, wenn nicht die energische Heerführung das Vordringen der Armee des Kronprinzen gegen die Elbe gefordert hätte. So mußte Steinmetz noch an diesem Abend Gradlitz erreichen.

Aber auf dem Wege dahin lagerte noch das 4. österreichische Corps. Dieses mit voller Wucht anzugreifen und es von dem Plateau von Schweinschädel hinunterzuwerfen, lag nicht in seinem Plane. Wichtiger war ihm rasches Vordringen auf sein heutiges Marschziel. Deshalb beschloß Steinmetz, um das österreichische Corps im Norden herumzumarschieren, so zwar, daß er es in seiner linken Flanke ließ. Dabei teilte er sein Corps in zwei Kolonnen, eine schwächere, welche auf einer den Oesterreichern näheren Straße marschierte, und das Gros, das noch weiter nördlich seines Weges dahinzog. Bei Mischkoles, nördlich von Schweinschädel, sollten sie wieder zusammentreffen. Uebrigens scheute er auch einen dritten Kampf mit den Oesterreichern nicht; denn als ihm vorgestellt wurde, er stehe jetzt frischen Truppen gegenüber, lachte er und sagte: „Die Kerls schlage ich alle Tage."

Nun hatte Feldmarschallieutenant Graf Festetics, der Kommandant des österreichischen Corps, den Befehl in Händen, „sich nicht in resultatlose Kämpfe einzulassen, sondern, wenn von überlegener Kraft angegriffen, sich gegen Josephstadt zurückzuziehen"[1]). Wie er

[1]) Dieser Befehl wurde in dem Werke von Kühne, „Kritische und unkritische Wanderungen" sehr ungünstig beurteilt. Er behauptet: „Das sind allgemeine Redewendungen, die unter Umständen sehr üble Folgen haben können und daher mit äußerster Vorsicht gebraucht, womöglich aber ganz vermieden werden müssen." Doch wurden ähnliche Befehle zu wiederholten Malen im französischen Kriege von den deutschen Heerführern erteilt. Schon vor dem ersten Gefechte bei Saarbrücken erhielt Oberstlieutenant v. Pestel die Instruktion, „im Falle eines überlegenen Angriffes sich aus

nun die Preußen um seine feste Stellung herummarschieren sah, hielt er seine Infanterie in und hinter Schweinschädel zurück, aber vor dem Orte ließ er auf einer Anhöhe seine Geschütze auffahren und den Marsch der Preußen durch eine tüchtige Kanonade stören. Die linke Flügelkolonne der Preußen unter Generalmajor v. Wittich zog so nahe an seiner Stellung vorüber, daß er sie auch durch Gewehrfeuer belästigen lassen konnte. Um den Marsch zu decken, ließen die Preußen gleichfalls Batterien auffahren, und das Gefecht begann.

Als nun der Befehlshaber der entfernteren preußischen Kolonne, Generallieutenant v. Kirchbach, sah, daß Wittich angegriffen sei und daß Batterien, in der Entfernung von 2500 Schritten vor seiner eigenen Straße aufgestellt, ihm den Marsch unliebsam stören könnten, faßte er trotz des ursprünglichen Vorsatzes des Generals Steinmetz den Entschluß, den in seiner Flanke stehenden Oesterreichern zuerst einen Stoß zu versetzen und sie aus der ihm lästigen Stellung zu vertreiben — war diese Arbeit gethan, dann wollte er weiterziehen; ihm konnte dann auch unbelästigt der übrige Teil des Corps folgen. Noch weiter nach Norden auszuweichen, was möglich gewesen wäre, hielt er weder für ehrenvoll, noch auch für taktisch richtig; so befahl er denn der 19. Brigade unter Generalmajor v. Tiedemann den Angriff. Das 6. und das 46. preußische Regiment machten sich gefechtsbereit. Das letztere ging gegen die Artilleriepoſition der Oesterreicher vor, das erstere direkt gegen das Dorf Schweinschädel, um es den Oesterreichern zu entreißen.

Festetics hätte eigentlich, da der betreffende Befehl des Armeekommandanten vorlag, das Gefecht abbrechen und jetzt abmarschieren sollen, denn der Artilleriekampf drohte in ein Nahgefecht überzugehen. Aber die österreichischen Generäle liebten in diesem Kriege den Kampf auf eigene Faust; auch meinte er, es würde auf seine Truppen einen schlechten Eindruck machen, wenn er sich ohne Kampf sofort zurückziehe. So nahm er denn das Gefecht auf.

Unterdessen waren die Preußen vom 6. Regiment in einem mühsamen Angriffsmarsche durch das Feuer der Oesterreicher auf das Dorf vorgedrungen. Sie mußten in sengender Hitze Bodensenkungen auf und nieder steigen und die vorliegenden hohen Rapsfelder durchschreiten. Einzelne von ihnen sanken vor Erschöpfung ohnmächtig nieder. Aber trotz aller Schwierigkeiten erreichten die Preußen den Raum vor dem Dorfe, welches zu ihren Füßen lag. Jetzt aber brach das 1. Bataillon des 37. österreichischen Regiments Erzherzog Joseph überraschend hervor und versuchte sie zurückzudrängen, wurde jedoch in seinem Vorhaben durch furchtbares Schnell-

---

Saarbrücken zurückzuziehen und mittelst der Kavallerie Fühlung mit dem Feinde zu behalten". Pestel ließ nun, wiewohl er nur eine Handvoll Truppen befehligte, eine ganze französische Division zum Kampfe aufmarschieren, schoß sich mit derselben tüchtig herum und zog sich dann über die Saar zurück. Das war bekanntlich der angebliche erste Sieg der Franzosen, dem auch Lulu beiwohnte. — Kühne beurteilt in seinem sonst trefflichen Werke die österreichische Heeresleitung vielfach zu hart.

feuer zurückgewiesen. Gleichzeitig drangen die übrigen Abteilungen der Preußen in einem umfassenden Angriffe in das Dorf, sprangen unerschrocken über Mauern und Zäune, erbrachen die Häuser, schlugen das 2. Bataillon des österreichischen Regiments, das sich auf das tapferste wehrte, mit überlegener Macht aus dem Dorfe hinaus und empfingen das sich jetzt auf das Dorf zurückziehende 1. Bataillon bereits in der Flanke wie im Rücken mit fürchterlichem Feuer, so daß es beinahe aufgerieben wurde. Sie machten dann hinter der Ortschaft Halt, weil ihre Führer die Verfolgung nicht fortzusetzen gedachten, sondern nur dem Marsche des Corps Luft machen wollten. Da nun die vorwärts bringenden Preußen die Artilleriepoſition der Oesterreicher erreicht hatten und deren Geschütze sich zurückzogen, so war die Absicht des Generallieutenants v. Kirchbach erreicht. Festetics aber, der nicht sein ganzes Corps in den Kampf bringen wollte und ohnedies schon über den Wortlaut des ihm erteilten Befehles hinausgegangen war, führte die übrigen Truppen in aller Ordnung auf der großen Straße gegen Josephstadt zurück. Er überschritt die Elbe und stieg mit seinem Corps auf das Plateau von Dubenetz hinauf, um jene Stellen einzunehmen, welche ihm zur Verteidigung zugemessen waren; aber er hatte 39 Offiziere und 1411 Mann eingebüßt, während die Preußen einen Verlust von 15 Offizieren und 379 Mann aufwiesen.

Steinmetz aber, jetzt nicht mehr von den Oesterreichern belästigt, zog seine Truppen allmählich aus dem eroberten Dorfe hinaus und ließ den Marsch zur Elbe fortsetzen, die um 6 Uhr abends programmgemäß erreicht wurde.

Während der Gefechte von Königinhof und Schweinschädel vollzog hinter diesem deckenden Schleier die gesamte Hauptmacht der Oesterreicher den Aufmarsch in die, wie Krismanič meinte, rettende Stellung von Dubenetz. Das Opfer, welches bei Schweinschädel gebracht worden war, hatte immerhin den Erfolg, daß man Zeit gewann, die Wirrungen, die sich bei jenem Marsche einstellten, zu lösen. Denn das unaufhörliche Hinundherschieben der Corps auf einem engen Raume und auf wenigen, sich öfters kreuzenden Straßen gab zu häufigem Aufenthalte Anlaß. Noch in den Vormittagsstunden befanden sich einige Abteilungen auf dem Marsche gegen die Iser, der ihnen am vorigen Tage aufgetragen worden war. Gegenbefehle stellten ihr Vorrücken ein, sie mußten umkehren und wieder eine andere Richtung einschlagen; die Züge von Artillerie und Train gerieten einander häufig in die Quere. Endlich, nach vieler Unordnung, war der Rand des Plateaus über der Elbe erreicht. Die verschiedenen

Abteilungen richteten sich in ihren Stellungen ein. Sie waren gut postiert, aber sie nahmen eine weit ausgedehnte Linie ein. Der Kern des Heeres, den drei Corps bildeten, stand in der Länge einer Meile auf den Höhen gerade gegenüber jenem Raume zwischen Königinhof und Gradlitz, wo die Garde und Steinmetz des Abends ihr Lager bezogen.

Sobald Benedek mit seinem Hauptquartier in Dubenetz angelangt war, machte er sich daran, die Heereslinie zu besichtigen, um ein Bild der Schlacht zu gewinnen, welche er hier zu liefern gedachte. Da fand er, daß die Ausdehnung der Stellung zu groß war. Er ließ deshalb die drei Corps des Zentrums mehr zusammenrücken, indem er sie alle gegen Osten zu schob, so daß sie jetzt nur eine Front von einer halben Meile Länge bildeten. Er postierte sie so, daß sie jetzt gerade Gradlitz gegenüber standen. Natürlich wurde hiemit der Zwischenraum zwischen diesen Massen und dem Corps Erzherzog Ernst vergrößert. Dadurch wurde der andere Elbeübergang, der bei Königinhof, mehr von Truppen entblößt. Das eben ist der Nachteil der reinen Defensive, daß sie das Gesetz vom Feinde annehmen und stets dafür sorgen muß, eine Lücke zu schließen, so daß sich dafür leicht eine andere öffnet. Dazu hatten diese abermaligen Verschiebungen von Zehntausenden von Soldaten neue Unordnung hervorgerufen. Dieser unselige Zustand dauerte noch fort, als am Nachmittag am schwächsten Punkte der Stellung, bei Königinhof, die preußische Garde erschien. Man richtete von oben die Geschütze auf diesen Feind; er erstürmte die Stadt und machte Miene, über die Brücken hinweg gegen die Höhen emporzudringen. Gerade an dieser Stelle, von Königinhof hinauf, führt die große Straße nach Miletin — also in der Richtung zu dem Heere Friedrich Karls — und dieser Weg durfte den Preußen nicht offen gelassen werden. Rechts von dieser Lücke stand Ramming mit dem 6., links Erzherzog Ernst mit dem 3. Corps. Wie sie das Gefecht von Königinhof sahen, eilten sie von beiden Seiten mit einigen Brigaden herbei, um die offen gelassene Stelle zu schließen. Durch diese nicht überflüssige Vorsorge stieg aber, da sich in dem engen Raume die Brigaden verschiedener Corps begegneten und häufig falsche Alarmrufe

die Truppen beunruhigten, die Verwirrung auf den höchsten Grad. Der drohende Angriff der Garde auf die Königinhofer Straße; die erschreckende, aber glücklicherweise falsche Kunde, das Corps Festetics sei bei Schweinschädel umgangen und abgeschnitten; die Aufbietung von Kavallerie gegen dieses befürchtete Unheil; Dispositionen aus dem Hauptquartier, die sich kreuzten; Meldungen von Adjutanten, daß sie die Corps, denen sie Befehle zu bringen hatten, nicht in der vermuteten Aufstellung fänden: dies alles hatte zur Folge, daß am Abend des 29. Juni — also unmittelbar vor einer vermuteten Schlacht — das Hauptquartier vollständig unklar darüber wurde, wie und wo die verschiedenen Brigaden und Corps lagerten und marschierten. Ganz besonders trat wieder der Uebelstand zu Tage, daß die Absendung der Befehle aus dem Hauptquartier unbegreiflich langsam und nachlässig geschah [1]). Am Abend war die Verwirrung so groß wie — wenn es nicht frivol ist, einen solchen Vergleich zu ziehen — am Schlusse einer schlecht arrangierten Quadrille. Das Hauptquartier mußte Adjutanten aussenden, welche die förmlich in Verlust geratenen Brigaden zu suchen hatten. Sodann regelte ein Heerbefehl, der zwischen 5 und 6 Uhr abends ausgegeben wurde, aufs neue die Lagerplätze für die Nacht. Das war also schon die dritte Disposition von demselben Tage. Die Feldherrnkunst der österreichischen Heerführer hatte vollständig Schiffbruch gelitten, ratlos standen sie vor den übernommenen Pflichten.

Krismanič war in den letzten Tagen stets von der Absicht ausgegangen, das Heer möglichst konzentriert und schlachtbereit zu halten. Wirklich waren alle Corps nahe zusammengerückt und so blieb der Fehler vermieden, der im Jahre 1859 viel

---

[1]) Eine große Zahl diesbezüglicher Meldungen und Befehle ist in dem Werke des österreichischen Generalstabes verzeichnet („Oesterreichs Kämpfe", III, S. 193 und 215). Einige Nachlese findet sich in den Feldakten des Wiener Kriegsarchivs. Diese wichtigen Ereignisse sind sonst in den bisherigen Darstellungen des Krieges sehr vernachlässigt. Genaueres nur in der Schrift „Die österreichische Nordarmee" (Potsdam 1876), S. 65—78. Das Entscheidende über den Gegensatz zwischen der engen Zusammendrängung der Oesterreicher und den Vorteilen der Moltkeschen Methode, auf allen verfügbaren Straßen mit breiter Front zu manövrieren, bei Schlichting S. 79.

Unheil angerichtet hatte: es befanden sich in der entscheidenden Stunde thatsächlich starke Massen zur Verfügung des Feldherrn. Ganz gut, nur mußte von den versammelten Heeresmassen im rechten Augenblicke Gebrauch gemacht werden. Diese drehten sich aber seit drei Tagen um Josephstadt im Kreise herum, und wiewohl zu jeder der vielen Verschiebungen ein bestimmter Anlaß vorlag, so fehlte doch den erteilten Befehlen Schnell- und Schlagkraft. Die Truppen empfanden es mit tiefem Unmut, daß sie zu ermüdenden Hin- und Hermärschen kommandiert wurden. Sie hatten einigen Grund, es verkehrt zu finden, daß sie im Verlaufe von wenigen Tagen, bald vor-, bald rückwärts ziehend, immer wieder dieselben Orte passierten. Bald wurden sie gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl vorgeschoben, bald gegen die des Kronprinzen zurückgenommen — jetzt wieder in die Stellung von Dubenetz, bald an jenen Teil des Plateaurandes, dann wieder an einen anderen geworfen. Dazu herrschte im Hauptquartier übertriebene Geheimnisthuerei. Die Generäle und höheren Offiziere hätten sonst besser auf die Absichten des Oberbefehlshabers eingehen und die notwendigen Maßregeln durch eigene Entschlüsse ergänzen können. Daher kam es vielleicht auch, daß die Generäle, in ihrem Selbstgefühle verletzt, sich so leicht über die Anordnungen der Heeresleitung hinwegsetzten. Es gab vielleicht in keinem Kriege gleich viele Fälle der Indisciplin der Unterbefehlshaber gegen den Feldherrn als in diesem.

Es gehörte ferner zu dem System des Generals Krismanič, daß er die Teilung der Armee in größere Einzelheere für überflüssig hielt. Bei den Preußen gab es drei leitende Befehlshaber: den Kronprinzen, Friedrich Karl und General v. Herwarth. Auch später, als die Gesamtarmee schon vereinigt operierte, blieb diese Einteilung bestehen. An diese drei Generäle, später nur an die beiden Prinzen, gingen die Hauptbefehle Moltkes, welcher sie in alle seine Absichten einweihte, ihrer Einsicht die Ausführung überlassend. Krismanič aber getraute sich, vom Hauptquartier aus allen Heeresabteilungen die Marschlinie und die Marschziele vorzuschreiben; sie sollten nichts sein als stumme Werkzeuge seines Willens. Aber schon am 29. Juni scheiterte

er an der Aufgabe, diesen verwickelten Organismus zu leiten. In der Nacht, welche diesem Tage voll Aufregungen folgte, zeigte sich, wie sehr der Geist der österreichischen Truppen gelitten hatte. Aus unbedeutenden Anlässen — zwei patrouillierende Abteilungen hatten im Dunkel der Nacht aufeinander Feuer gegeben — entstand eine furchtbare Panik; die Soldaten sprangen erschreckt vom Lager, man glaubte den Feind in der Nähe und gab Schüsse auf die Nachbarbrigade ab; die Regimenter traten unter Gewehr; erst nach schlimmen Scenen der Aufregung legten sich die aufgestörten Truppen mit hämmernden Pulsen zur Ruhe. Benedek freilich, kaltblütig und kriegserfahren, war, während seine Ordonnanzoffiziere Ordnung machten, in richtiger Beurteilung der Sachlage ruhig auf seinem Lager liegen geblieben [1]).

* * *

Das Morgengrauen des 30. Juni verscheuchte die Gespenster, welche durch das Lager der Oesterreicher gehuscht waren. Es war die feste Ueberzeugung der Heerführer, daß es an dem heutigen Tage zur Schlacht kommen werde. Sie konnten nichts sehnlicher wünschen, als daß das Heer des Kronprinzen den Versuch mache, die Elbe zu überschreiten, um dann den gefährlichen Angriff auf die Höhen von Dubenetz zu wagen. Die Oesterreicher hatten ja bisher oft genug solche Stürme auf vom Feinde besetzte Höhen unternommen. Zudem brachte der Morgen dem österreichischen Feldherrn eine Kunde überaus ernster Art. Der Kronprinz von Sachsen meldete, daß er sich am Tage vorher, am 29. Juni, mit dem Heere des Prinzen Friedrich Karl in einem unglücklichen Kampfe gemessen habe; bei Jitschin war den Oesterreichern und Sachsen eine empfindliche Niederlage bereitet, das Corps Clam-Gallas fast vollständig aufgelöst

[1]) Auch bei den Preußen, die fast unter den österreichischen Kanonen lagerten, gab es in dieser Nacht beim 6. Corps, das sich vorne und im Rücken angegriffen wähnte, eine Panik (siehe Graf Fred Frankenberg, „Kriegstagebücher", S. 41). Da die Oesterreicher, nur durch die Elbe getrennt, oben auf den Anhöhen über dem preußischen Heere lagerten, wurde in den Biwaks des letzteren ein nächtlicher Ueberfall befürchtet; Oberst Wittich, der Stabschef Steinmetz', hörte Besorgnisse vor einem zweiten Hochkirch äußern, die er nicht zu zerstreuen vermochte. Lettow II, S. 381.

worden. Das siegreiche preußische Heer war den Oesterreichern jetzt auf den Fersen, und nur einen, höchstens zwei Tage mußte es dauern, bis es auch die österreichische Hauptmacht zum Ringkampfe auf Tod und Leben herausforderte. Dann war das Hauptheer in seiner Stellung um Dubenetz zwischen zwei Feuer genommen. Für die Oesterreicher gab es nur noch eine Chance, wenn sie sich nämlich auf einen der beiden Gegner warfen, bevor ihnen der andere in die Flanke brach; aber freilich war mit jedem Tage die Siegesaussicht mehr geschwunden; am 30. Juni bestand sie kaum mehr. Auch die Hoffnung, daß der Kronprinz angreifen werde, ging nicht in Erfüllung, gerade an der Elbe machte er Halt. Zur rechten Zeit, am 27., 28. und 29. Juni, hatte sein Heer ein Corps der Oesterreicher nach dem anderen angegriffen und sich den Weg mit dem Schwerte gebahnt; zur rechten Zeit wurden die Truppen zuwartend und anscheinend thatenlos im Lager gehalten. Die Pässe waren geöffnet, die Vereinigung seiner Corps erzwungen. Es war aber überflüssig, gegen die mit Batterien gespickten Höhen von Dubenetz anzurennen, denn ein anderer Weg führte ebenso rasch und ohne blutige Opfer zum Ziele.

Daß die preußischen Heere so operierten, daß der Kronprinz erst die Ankunft der Armee des Prinzen Friedrich Karl abwartete, war nicht bloß Kriegsglück, sondern wohlerwogene Absicht Moltkes, wie aus seinen an diesem Tage abgesendeten Befehlen hervorgeht. Blumenthal stimmte in diesem Falle nicht ganz mit ihm überein; er hätte, wie er später selbst äußerte, die Oesterreicher lieber sofort angegriffen, und er glaubte, sie wären von den Höhen heruntergeworfen worden. Mit seinen 120—130000 Mann meinte er in einem wohlerwogenen Angriffe etwas durchsetzen zu können[1]). Aber unaufhörlich spielte

[1]) So in dem Gespräche Blumenthals mit dem Verfasser. Vgl. Band II, Anhang Nr. XIV. Vgl. die „Militärische Korrespondenz" Moltkes 1866, Nr. 145, an Blumenthal: „Jedenfalls muß die erste Armee heran; heute zweimal befohlen. — Wenn die feindliche Hauptmacht hinter der Elbe zwischen Josephstadt-Pardubitz konzentriert ist, steht die zweite Armee besser, wo sie jetzt ist, als bei Gitschin. — Uebersehe aber Ihre Lage nicht genügend. Können Sie dort einige Tage leben? Können Sie 5. Corps genügend unterstützen? Wo steht das 1. Corps?" Am 29. um 8 Uhr 24 Min. abends abgesendet.

der Telegraph zwiſchen ihm und Moltke, und letzterer war der Anſicht, das Heer des Kronprinzen habe im Vorwärtsſtürmen genug geleiſtet. Aus Moltkes Depeſchen geht hervor, daß er auf dem Heranrücken der erſten Armee beſtand; dort wo die zweite Armee jetzt lagerte, ſtand ſie nach ſeiner Meinung beſſer, als wenn ſie dem Prinzen Friedrich Karl gegen Jitſchin entgegenrückte. Dabei blieb es, wiewohl Moltke nicht einmal wußte, daß die Oeſterreicher auf den Höhen thatſächlich in der Ueberzahl waren; er vermutete ihre Hauptmacht weiter ſüdlich zwiſchen Joſephſtadt und Pardubitz. Dieſer ganze Gedankengang ſchien ſchließlich auch Blumenthal durchſchlagend, und am Abend des 29. Juni wurde vom Kronprinzen ganz in dieſem Sinne die Dispoſition für die nächſten drei Tage ausgegeben, deren Vorausſetzungen ſich bald vollſtändig bewahrheiteten. Sie klingt ſo, als ob er und ſein Generalſtabschef aus der Vogelſchau über Berge und Flüſſe geblickt hätten: „Nach den ſiegreichen Gefechten und großen Anſtrengungen der letzten Tage wünſche ich, daß den Truppen morgen ſo viel wie irgend möglich Ruhe gegönnt werde. Es iſt daher nicht erforderlich, daß ſich die Armeecorps ſchon morgen in den Beſitz der Uebergangspunkte über die Elbe ſetzen und eine Avantgarde über den Fluß vorſchieben, wenn dies nicht ohne Gefecht geſchehen kann; ich wünſche vielmehr jeden Kampf um die Uebergänge zu vermeiden, da das Vorrücken der erſten Armee über Turnau, welches nicht mehr zu bezweifeln iſt, uns dieſe Uebergänge von ſelbſt öffnen muß.“ Erſt zwei Tage ſpäter, am 1. Juli, ſolle der Vormarſch begonnen werden, um die Vereinigung mit dem Heere des Prinzen Friedrich Karl zu vollziehen.

Der Gedanke iſt klar, die für ihn angeführten Gründe durchſchlagend. So lagerten die beiden Heere an der Elbe vorerſt thatenlos einander gegenüber. Die vorderſten preußiſchen Abteilungen beſahen ſich von unten die Batterien der Oeſterreicher und machten keine Miene, ihnen an den Leib zu gehen. Die Garde wurde ſogar zum großen Teile etwas zurückgezogen, um ſie aus der Tragweite der feindlichen Geſchütze zu bringen. Der alte Steinmetz war eigenſinniger; er ließ einige Geſchütze auffahren und weckte um 4 Uhr früh die Oeſterreicher unſanft

aus dem Schlafe. Eine lebhafte Kanonade entſpann ſich zwiſchen dieſen Batterien und denen des 2. öſterreichiſchen Corps, welches gegenüber auf den Höhen von Salney lag. Jetzt, dachte man im öſterreichiſchen Lager, gehe der Tanz an, das ſei das Vorſpiel zur Schlacht. Die öſterreichiſchen Corps, die eine Nacht voll Unruhe und Wirrſal verbracht hatten, wurden aus dem Morgenſchlummer geriſſen und traten in Schlachtordnung, gewärtig des feindlichen Angriffes. Aber die Preußen waren nicht ſo gefällig, darauf einzugehen, und nachdem man eine Zeit lang ohne ſonderliche Wirkung hinüber und herüber gepufft hatte, gefiel es Steinmetz, das Spiel einzuſtellen; die Oeſterreicher kehrten wieder in ihr Lager zurück. Am Nachmittag wiederholte ſich die Komödie der Täuſchungen. Bei den Preußen wurde die Brigade, welche bis dahin die Vorpoſtenſtellung eingenommen hatte, abgelöſt, und man hielt dieſe Bewegung auf der anderen Seite wieder für eine Vorbereitung zum Angriff. Die Oeſterreicher wurden aufs neue alarmiert, wieder erfolgte ihr Aufmarſch und die Batterien begannen wieder ihre dröhnende, doch nutzloſe Beſchäftigung. Um 6 Uhr hörte das Geſchützfeuer wieder auf; beide Teile hatten viel Pulver verſchoſſen, ſich jedoch gegenſeitig nur einen Verluſt von etwa 20 Mann zugefügt. So ſtanden und harrten die Oeſterreicher vergebens auf den Höhen. Sie verloren die koſtbaren Tage, während welcher die beiden preußiſchen Heere noch getrennt manövrieren mußten, mit unfruchtbarem Stilleſitzen. Die berühmte Stellung aus den Kriegen Friedrichs des Großen, die ſie einnahmen, zeigte ſich wertlos gegenüber den ſtrategiſchen Berechnungen Moltkes. Am Abend des 30. Juni ſollte dies Benedek und Krismanič mit grauſamer Deutlichkeit klar werden.

Von dem Heere des Prinzen Friedrich Karl kam die Entſcheidung, dorthin muß ſich jetzt die Darſtellung der Ereigniſſe wenden.

V. Buch.

Der Feldzug des Prinzen Friedrich Karl. Münchengrätz und Jitschin.

Prinz Friedrich Karl genießt nach Moltke den Ruf eines der hervorragendsten Generäle seiner Zeit. Die Eigenschaften des Prinzen waren nicht das Werk natürlicher, genialer Eingebung, sondern das Ergebnis einer sorgsamen Erziehung durch seine Erlebnisse und durch Selbstarbeit. Seine Anlage war kerngesund, ragte indessen nicht über das Maß tüchtiger Männlichkeit empor, aber die große Zeit, in die er hineingestellt wurde, erhob ihn förmlich über sich selbst. Selbstwillig, nicht leicht zu bezähmen, stand er doch unter der Gewalt der preußischen Disciplin. Er bäumte sich nicht selten gegen sie auf; und da er von starkem Selbstbewußtsein erfüllt war, erkannte er oft nur mit Widerstreben die geistige Ueberlegenheit von Moltkes Genius an. Im vertrauten Kreise fand er bei übler Laune an dessen Art und Kriegführung manches zu mäkeln. Aber sein Verstand und sein Pflichtgefühl hinderten ihn, anders zu handeln, als im Geiste der ihm gewordenen Befehle. In der Ueberlieferung des Volkes lebt er als ein Mann von außerordentlicher Kühnheit; nach den Schlachten von Metz erschien er als Drauflosgeher, ein zweiter Zieten oder Seydlitz. Das war er nicht, vielmehr eine gesammelte, bedächtige, mit starkem Willen ausgestattete Natur. Im Feldzuge von 1866, genauer genommen in dessen erster Hälfte, handelte er als ein vorsichtig erwägender General, der, um ein Wort von Clausewitz anzuwenden, den Sieg nur mit der Sichel

und nicht mit der Sense schnitt. Im Entschlusse war er bedächtig, im Handeln aber voll Kraft und Konsequenz, denn ein starker Wille schien ihm erste Soldatentugend. Im Jahre 1860 gab er eine Denkschrift über die „Kampfesart der Franzosen" heraus, in der, nach der Charakteristik Delbrücks, eine umfassende Belesenheit in der Militärlitteratur zum Vorschein kommt, „aber nicht das Geringste von jenem Trieb, der den Gelehrten macht, die strenge Disposition, die genetische Entwicklung, das System". Es sind prächtige Sätze, durch die sich der Sieger von Mars-la-Tour in jener Schrift ankündigt. „Vor allen Dingen," heißt es dort, „muß man nur etwas wollen und den eigenen Willen müssen alle oder doch möglichst viele Untergebene teilen. Wer da will, der kann auch; denn der Wille ist schon die halbe That; Bedenken und Unsicherheit wegen der Wahl des Mittels hat nur derjenige, welcher nicht die Kraft hat zu wollen. Ehe man sich entschließt, sieht man häufig nur Schwierigkeiten; aber wenn man erst ins Handeln gekommen ist, findet man unterwegs eine Menge von Erleichterungen, die man nicht erwartet hatte." — „Was macht eine Schlacht verlieren? Doch nicht, daß das eine Heer von dem anderen ganz ausgerottet wird wie in einem Zweikampf, wo einer den anderen tötet? Doch nicht die Größe der Verluste, die ja während des Kampfes auf beiden Seiten ziemlich gleich sind? Eine verlorene Schlacht ist gewiß oft nur eine Schlacht, die man verloren glaubt, an deren folgendem Tage ein an Seelenkraft stärkerer Feldherr mit einem hierin stärkeren Heere, statt sich zurückzuziehen und geschlagen zu bekennen, Viktoria geschossen und die Geschichte gezwungen hätte, ihn für den Sieger zu halten." Diesen Grundsätzen getreu handelte er bei Mars-la-Tour, wo er mit kaum 70 000 Soldaten den Abmarsch des mehr als 120 000 Mann starken Heeres Bazaines verhinderte. „Ich habe die Schlacht gewonnen," sagte er später, „weil ich sie gewinnen wollte." In der That, niemand hätte ihn schelten können, wenn er unter dem Drucke der Uebermacht der Franzosen die Straße nach Paris freigegeben hätte; er aber opferte alles, um bis Sonnenuntergang auszuharren, und so wurde das Schicksal der französischen Rheinarmee besiegelt.

Viel leichter war die Aufgabe, die ihm im Jahre 1866 zugemessen war. Denn er hatte mit mehr als doppelter Uebermacht etwa 60 000 Austrosachsen (23 000 Sachsen, das Corps Clam-Gallas mit 33 000 und die Kavalleriedivision Edelsheim mit 4600 Mann) rasch aus dem Felde zu schlagen und dem preußischen Kronprinzen über Jitschin hinaus die Hand zur Vereinigung zu reichen. Dagegen war es für die Verbündeten, über die der Kronprinz Albert von Sachsen den Oberbefehl führte, überaus schwer, in ihrer gefährdeten Lage das Richtige zu thun. Daß sie mit 141 000 Preußen zu thun hatten, das war nicht die größte Schwierigkeit. Aber sie waren durchaus abhängig von den Entschlüssen und Verfügungen Benedeks. Sie mußten sich genau danach richten, ob die Hauptmacht der Oesterreicher wirklich schon weit genug heranmarschiert sei, um sich mit ihnen zu vereinigen, oder ob sie zögere und ihren Rückmarsch erwarte. Im ersteren Falle war an irgend einem Punkte schneidiger Widerstand geboten, bis das Hauptheer ankomme und den Kampf durch seine Massen entscheide. Je weiter die Iserarmee zurückwich, desto mehr Land mußte später zurückerobert werden. Anders aber, wenn Benedek nicht rasch heranrücken konnte oder wollte. Dann mußten die Austrosachsen trachten, möglichst ohne Verluste den Rückzug anzutreten; der Vormarsch der Preußen war aber nur durch Demonstrationen aufzuhalten. Nichts war also dem Kronprinzen von Sachsen und Clam-Gallas wichtiger, als klar zu wissen, was man im Hauptquartier von ihnen erwarte. Da aber trat verhängnisvoll das Schwanken dazwischen, dessen sich die österreichische Heeresleitung schuldig machte. Bald schien sie vor Begierde zu brennen, den Kampf an die Ufer der Iser zu tragen, dann wieder sammelte sie Heeresmassen gegen die Armee des Kronprinzen von Preußen, ohne doch von ihnen Gebrauch zu machen. Dieser Uebelstand allein hätte noch nicht das kommende Unheil herbeigeführt, wenn sich nicht verhängnisvoll die Nachlässigkeit in der Bestellung der Befehle aus dem Hauptquartier gerächt hätte. Die Oesterreicher führten Krieg im eigenen Lande, zwischen Benedek und dem Kronprinzen von Sachsen konnte also unaufhörlich der Telegraph spielen, der den Corps an der Iser auftrug, Halt zu machen

oder sich zurückzuziehen. Wenn die österreichische Heeresleitung in Josephstadt noch so oft schwankte, so hatte sie es immer in der Hand, von allem, was sie bewegte, die Unterbefehlshaber rasch zu verständigen. Aber ihre Befehle kamen, wie zum Teile schon dargestellt wurde, fast niemals rechtzeitig in die Hand des sächsischen Kronprinzen.

Benedek besaß in dem Kronprinzen von Sachsen und in dem Grafen Clam-Gallas Generäle von sehr verschiedener Befähigung. Der nachmalige König Albert von Sachsen nahm später an zwei der größten Siege des Jahrhunderts, dem von Gravelotte und von Sedan, rühmlichen Anteil; den ersten entschied er durch den Marsch in die rechte Flanke der französischen Armee. Ihn lenkte an diesem Tage die Hand Moltkes, aber dessen Befehle hätten nicht klüger oder schneidiger ausgeführt werden können.

Graf Clam-Gallas, General der Kavallerie, war einer der reichsten Kavaliere Oesterreichs, zudem mit einer der Erbtöchter des Fürsten Dietrichstein vermählt, mit den ersten Geschlechtern des Landes verwandt oder verschwägert. Unter Radetzkys Fahnen bewährte er sich als tapferer, freigebiger Offizier; er war reich genug, als Oberst einmal sein ganzes Reiterregiment auf seine Kosten neu uniformieren zu können, um es zu einer Parade schmuck vorzuführen; als General zögerte er nicht, sich bei dem Sturme auf die Barrikaden Mailands im März 1848 an die Spitze der Seinigen zu stellen und als einer der ersten die Steinwälle zu ersteigen. Aber größeren Verhältnissen war er nicht gewachsen; er scheiterte im siebenbürgischen Feldzuge von 1849 wie im Kriege von 1859. Sowohl bei Magenta wie bei Solferino war es sein Corps, das zuerst das Schlachtfeld verließ, und sein niederschlagender Bericht an Gyulai nach dem ersten dieser Kämpfe war, wie erzählt wurde, die Ursache, daß dieser die Absicht aufgab, an einem zweiten Schlachttage das Waffenglück noch einmal zu versuchen. Er war eben der Typus jener Mittelmäßigkeit, die in dem Augenblicke entscheidender Proben unfehlbar versagt. Aber er gehörte den herrschenden Familien in Oesterreich an, und so waren diese Mißerfolge kein Hindernis, daß er auch weiterhin mit Aemtern von höchster Verantwortung

betraut wurde. Beim Ausbruche des Krieges war er kommandierender General in Böhmen, der in erster Linie vom Feinde bedrohten Provinz.

Ihm war Generalmajor v. Edelsheim untergeordnet, von dessen preiswürdigen Thaten im Kriege 1859 früher berichtet wurde. Geboren 1826 zu Karlsruhe, trat dieser Schwabe mit siebzehn Jahren in die österreichische Armee ein und zeichnete sich als Reiteroffizier 1849 so aus, daß er, erst dreißigjährig, zum Obersten ernannt wurde. Nach dem Revolutionskriege wurde die österreichische Kavallerie zumeist zur Parade ausgebildet; es gab höchst selten einen Uebungsmarsch, der Felddienst wurde gar nicht geübt, die Offiziere erhielten keine taktische Ausbildung. Edelsheim setzte sich ohne weiteres über das Schul- und Klassenreiten wie das Einzeldefilieren der Mannschaft hinweg; er schulte seine Reiter vielmehr im Vorpostendienst und unternahm mit ihnen Märsche im Trab und im Terrain, bei denen er Roß und Reiter die höchsten Leistungen zumutete. Seine eiserne Gesundheit trotzte allen Anstrengungen und rücksichtslos setzte er auch die Kräfte seiner Untergebenen den gleichen Strapazen aus. Seine furchtbare Strenge, seine niedertretende Rücksichtslosigkeit machten ihm viele Gegner; aber viele schneidige Offiziere blickten zu ihm als einem Vorbilde männlicher Thatkraft auf. So kam es, daß sein Regiment bei der Parade das Auge nicht ergötzte und unverständige Vorgesetzte manches auszusetzen fanden; aber die Leistungen seines Regiments, der Preußen-Husaren, bei Magenta und Solferino erwarben ihm den Ruhm des ersten Reiterführers seiner Zeit, und er konnte nach dem Kriege seine Thätigkeit als Organisator seiner Waffe in größerem Stile fortsetzen. Er erhielt das Kommando über drei Kavallerieregimenter, die er in seiner Weise ausbildete. Die Probe gelang vollständig, und es wurde hierauf das Reglement für die Kavallerie ganz in seinem Sinne umgearbeitet [1]). In dem kurzen Feld-

[1]) „Jeder, der damals in der Brigade Edelsheim gedient hat," schrieb später ein österreichischer Reitergeneral, Béla v. Schönberger, „wird noch mit Befriedigung auf diese Zeit zurückblicken. Es ist geradezu unglaublich, mit welchem Fleiße und Wetteifer da gearbeitet wurde. Das war ein Schaffen und Treiben, wie ich es seitdem nicht mehr erlebt habe; das Turnen, das Fechten und Schwimmen zu Pferde, das Ueberwinden von

zuge von 1866 ergab sich für ihn keine Gelegenheit, seine hervorragenden Fähigkeiten zu zeigen, zumal da einer der Armeebefehle Benedeks der Kavallerie ausdrücklich Unternehmungen auf eigene Faust verbot. Benedek machte sogar den Generalstabschef Edelsheims, Baron Waldstätten, persönlich dafür verantwortlich, daß er diesen Befehl nicht überschreite. Es bot sich Edelsheim keine Gelegenheit zu einer seinen Angriffen von 1859 gleichwertigen That; aber seiner Pflicht genügte er vollkommen. Seine Hauptthätigkeit entwickelte Edelsheim, als er nach dem Kriege, zwischen 1869 und 1874, Generalinspektor der Kavallerie wurde; in der Entfaltung seiner hervorragenden Eigenschaften wie seiner Fehler gab es damals in der österreichischen Armee keinen Mann, der von den einen so bewundert und von den anderen so gehaßt wurde wie er [1]).

* * *

Als der Kronprinz von Sachsen nach dem unglücklichen Gefechte bei Podol erwog, ob er die Iserlinie noch länger gegen die Preußen halten solle, war für ihn maßgebend, ob die Hauptarmee in den allernächsten Tagen zur Vereinigung mit seinem Heere heranrücken werde. Um Mitternacht zum 27. Juni langte ein Telegramm Benedeks an, des Sinnes, der Armeekommandant könne nicht mehr hoffen, rechtzeitig an der Iser anzukommen; er überließ es daher dem Kronprinzen, zu entscheiden, ob er noch länger dort verweilen wolle. An eine Offensive jenseits des Flusses konnten die Verbündeten nach dieser Botschaft nicht mehr denken. Der Kronprinz mußte sich entscheiden, ob er sein Heer auf der Straße nach Jitschin näher an das Hauptheer zurückführen oder an den südlichen Iserbrücken von Münchengrätz und Jungbunzlau standhalten solle.

Hindernissen, das In-Atem-Setzen der Pferde, die Ritte im Terrain, der Felddienst und das kriegsmäßige Exerzieren mit langen Anmarschlinien und mit den darauf folgenden Attaken wurde mit wahrem Feuereifer betrieben, und dadurch kam ein Schwung und ein Offensivgeist in die Abteilungen, wie er vorher nie erreicht wurde, der aber die einzige wahre Grundlage zur idealen kriegsmäßigen Ausbildung einer Kavallerie bildet."

[1]) Das Pamphlet „General der Kavallerie Freiherr v. Edelsheim-Gyulai" (Leipzig, Otto Wigand 1893) ist ein übrigens unzuverlässiger Niederschlag dieser Stimmungen.

Da Benedek ihm außerdem mitteilte, der Kronprinz von Preußen überschreite eben jetzt die böhmische Grenze, so war es möglich, daß es am Gebirge zum Kampfe komme. Dann war es für die Austrosachsen ehrenvoll, unterdessen die eine Hälfte der Preußen an der Iser festgehalten zu haben. Aber dieses Standhalten hatte seine Gefahren. Jitschin war der Punkt, auf welchen sowohl der Kronprinz von Sachsen wie das Heer des Prinzen Friedrich Karl zu marschieren hatten. Nun zeigt ein Blick auf die Karte, daß der Weg nach Jitschin von den nördlichen Iserbrücken, die von den Preußen erreicht waren, kürzer ist als von den südlichen, wo die Austrosachsen standen. Wenn nun Prinz Friedrich Karl mit aller Macht dem Rückzugspunkte der Verbündeten zueilte, drängte er sich mitten zwischen die Iserarmee und das Hauptheer unter Benedek. Dann wäre die Lage des Kronprinzen von Sachsen höchst bedenklich, der Rückzug gegen Josephstadt abgeschnitten gewesen. Der Kronprinz erwog alles und wählte das Kühnere, wenn auch Gefährlichere. Er trug Sorge, seine Rückzugslinie bei dem Defilé von Podkost durch eine sächsische Abteilung zu sichern; sonst ließ er seine ganze Macht vor Münchengrätz zur Abwehr der Preußen stehen. So erwartete er während des 27. Juni ihren Angriff.

Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl wurde, wie erzählt, beschlossen, die Verbündeten an diesem Tage nicht zu belästigen und überhaupt von jeder Bewegung nach vorwärts abzusehen. Auch solche Kritiker, die mit ihren Sympathien ganz auf preußischer Seite stehen, haben dieses Zögern getadelt. Der Prinz hatte jetzt, so sagen sie, die schönste Gelegenheit, auf der Straße nach Jitschin mitten zwischen das österreichische Iserheer und die feindliche Hauptarmee vorzubringen, und damit freie Wahl, wohin den entscheidenden Schlag zu führen. Indem er im Vormarsche einhielt, förderte er den Kriegszweck in keiner Weise und lieferte bloß das wenig bedeutende Gefecht von Münchengrätz, während der Kronprinz von Preußen in diesen Tagen bereits große Erfolge errang. Zu seinem Entschlusse kam Prinz Friedrich Karl aus dem Grunde, weil erst zwei Divisionen der ersten preußischen Armee an der oberen Iser angelangt, die anderen vier dagegen noch mehrere Meilen zurück waren. Auch

die Elbearmee unter General v. Herwarth stand am Abend des 27. Juni noch einen Tagemarsch von der mittleren Iser entfernt und mußte erst nachgezogen werden. Es schien nun bedenklich, die Avantgarde des ganzen Heeres durch vorzeitiges Ueberschreiten der Iser einer Schlappe auszusetzen. Als Keil zwischen den feindlichen Heeresabteilungen war sie in Gefahr, zwischen ihnen zerdrückt zu werden. Die bisherigen kleineren Gefechte von Podol und Hühnerwasser, siegreich für die Preußen, hatten doch gezeigt, daß die Oesterreicher tapfer zu fechten bereit waren. Erst mit geeinter Kraft sollte somit weiter operiert werden. Die Kampfesweise der Preußen in diesen ersten Tagen wird besonders durch den Gebrauch, den sie von ihrer Kavallerie machten, charakterisiert. Bei jeder Division der Truppen des Prinzen Friedrich Karl, die im Durchschnitte 14 000 Mann und 24 Geschütze zählte, gab es in der Regel ein Reiterregiment, zumeist 600 Pferde stark. Die gesamte übrige Kavallerie war in ein Corps unter dem Befehle des Prinzen Albrecht von Preußen (Vater) zusammengezogen, zehn Kavallerieregimenter mit 6400 Reitern und 30 Geschützen. Dieses Corps wurde auf dem ganzen Vormarsch hinter das Fußvolk gesetzt, so daß es stets um einen ganzen Tagesmarsch zurückblieb. Man nahm an, daß zum Rekognoszieren die Divisionskavallerie genüge, während das große Reitercorps für die Tage der Entscheidung zurückbehalten wurde. Erst infolge der unbefriedigenden Leistungen der preußischen Kavallerie im Jahre 1866 kam es zu ihrer Thätigkeit im Kriege von 1870, welche ihr verdiente Ehren gewann. Sie konnte demnach jetzt nur geringe Dienste leisten und umschwärmte den abziehenden schwächeren Feind zu wenig. Als endlich am Abend des 27. Juni die Konzentrierung der preußischen Armee an der Iser fast beendet war, wollte Prinz Friedrich Karl am nächsten Tage zu einer größeren Unternehmung schreiten. Er hatte jetzt gegen 100 000 Mann zur Hand, mehr als genug, um das Heer der Verbündeten zu schlagen. Dieses lag noch immer in und bei Münchengrätz. Die vordersten österreichischen Truppen hatten sogar noch das westliche Ufer und die Brücke der Iser inne, ihre Hauptmacht hielt die Stadt, sowie die beiden sie nördlich deckenden Anhöhen besetzt. Der Prinz erreichte also

den Feind fast mit der Hand. Es wäre nun wohl im Geiste des Feldzugsplanes Moltkes gewesen, wenn der Prinz an ihm vorbeimarschiert und die Vereinigung mit der preußischen zweiten Armee im Auge behalten hätte, aber es war zu lockend, einen raschen und leichten Sieg über die Austrosachsen zu erringen. Eine solche Nachricht mußte die Stimmung im Lande heben, das Bewußtsein des Heeres stärken. Drauf also gegen Süden mit drei Divisionen der ersten Armee, um auch den anderen Teil der Iserlinie von den Oesterreichern reinzufegen![1])

Unterdessen hatten der Kronprinz von Sachsen und Clam-Gallas neue Nachrichten aus dem Hauptquartier erhalten. Am 27. Juni mittags lief der Generalbefehl dieses Tages ein, aus dem hervorging, daß die Hauptarmee erst um Josephstadt zusammengezogen werden solle — von ihrem Marsche gegen die Iser war darin nicht die Rede. Deshalb beschlossen die Heerführer, diese Flußlinie, die eigentlich nicht mehr zu verteidigen war, ganz aufzugeben. Am 28. Juni früh sollte der Rückmarsch gegen Jitschin angetreten werden. Die Hauptsorge war, daß die Preußen diesen Straßenknotenpunkt nicht früher erreichten als die Verbündeten. Deshalb erhielt General Edelsheim den Befehl, mit der Reiterei schon früh um 4 Uhr aufzubrechen und die Stadt zu besetzen oder sie, wenn schon preußische Vortruppen dort angelangt seien, wegzunehmen. Ihm sollte das Fußvolk nachrücken. Zwei Straßen standen den Verbündeten offen: die nördlichere über Sobotka wurde den Oesterreichern, die südlichere, die in einem Umwege auf Jitschin zuführt, wurde den Sachsen zugewiesen. So kam es, daß die Oesterreicher die nähere, aber auch gefährlichere Straße zurückzulegen hatten; denn im Norden stand die erste preußische Armee und sie hatten gegen sie den Rückzug zu decken.

* * *

Es war ein feiner Plan, den sich der Prinz und sein Generalstabschef, General Voigts-Rhetz, ausdachten; sie hatten einfach die Absicht, die feindliche Macht bei Münchengrätz zu

[1]) Ueber die Mängel in den Anordnungen des Prinzen Friedrich Karl siehe Bonnal, „Sadowa", S. 51.

fangen — so berichtet ein Zeuge aus dem Hauptquartier. Zu diesem Zwecke sollte die Elbearmee die Vortruppen der Oesterreicher, welche noch am westlichen Ufer der Iser standen, um 4 Uhr früh angreifen, festhalten und das Heer der Verbündeten in ein entscheidendes Gefecht verwickeln; unterdessen aber marschierten die preußische 6., 7. und 8. Division von Norden her in die Flanke und in den Rücken der Oesterreicher, um sie in einer furchtbaren Umarmung zu erdrücken. Dabei ließen indessen die preußischen Generäle den Marsch nach Jitschin selbst, der doch ihre Hauptaufgabe war, nicht ganz aus dem Auge: während des Kampfes, der sich entspinnen mußte, hatten sechs preußische Eskadronen unter dem Befehle des Oberstlieutenants v. Heinichen auf Jitschin loszurücken und es zu besetzen. Hinter ihnen marschierte die Infanteriedivision Tümpling, welche an diesem Tage etwa die Hälfte des Weges bis nach Jitschin zurücklegen konnte. So trabten denn während des Kampfes bei Münchengrätz preußische Reiterei auf der nördlichen, Edelsheim aber mit den Oesterreichern auf der südlichen Straße auf Jitschin zu. An diesem Punkte mußten sie am Nachmittag zusammenstoßen.

Vorerst sei das Treffen von Münchengrätz geschildert.

Die Stellung der Oesterreicher war gegen Norden, also gegen die Umgehung durch die erste Armee, allerdings durch zwei kleinere Anhöhen und durch den Muskyberg gedeckt. „Die Ansicht dieses letzteren Berges," so erzählt der Berichterstatter der „Times", „von der Stelle aus, wo der preußische Stab hielt, ist außerordentlich schön, aber nicht die Sandsteinfelsen des gegenüberliegenden Berges, noch die vordringenden Preußen in der Ebene waren es, welche General Voigts-Rhetz so aufmerksam mit seinem Glase betrachtete — er sah eine Gruppe auf dem höchsten Kegel des Muskyberges, die wie ein General mit seinem Stabe aussah, und er lächelte ruhig, als er bemerkte, wie seine Gegner von dem Netze umstrickt waren, das ihnen so kunstvoll gelegt worden war." Der österreichische Befehlshaber, den Voigts-Rhetz dort oben zu fangen gedachte, war der Generalstabschef des Grafen Clam-Gallas, Oberst v. Litzelhofen. Er hatte aber schon im Einvernehmen mit dem Kron-

prinzen und dem Grafen Clam-Gallas ganz verständig die Disposition zum Abmarsch der Oesterreicher getroffen. So geschah es, daß zum Gelingen des preußischen Planes eines fehlte: der Feind. Dieser hatte den Angriff des überlegenen Gegners vorausgesehen und zog sich so gut wie möglich aus der Schlinge. Mit einem etwas derben Ausdrucke könnte man das Bild noch fortsetzen: das österreichische Corps blieb nicht in der Maufefalle, doch trug es bei der Anstrengung, sich zu befreien, eine Verletzung davon.

Treffen von Münchengrätz.

Folgendermaßen war dieses Rückzugsgefecht von den Oesterreichern — denn die Sachsen konnten sich auf der südlicheren, nach Jitschin führenden Straße ungefährdet zurückziehen — disponiert: Noch jenseits, westlich von der Iser, stand die Brigade Leiningen, welche, weil dem Feinde am nächsten und mit dem Flusse im Rücken, am meisten gefährdet war. Sie mußte aber in den Morgenstunden auf ihrem Posten ausharren und das Nachdrängen der Elbearmee aushalten, bis die übrigen Brigaden Münchengrätz verlassen hatten und abgezogen waren. Die erste derselben hatte um 6 Uhr früh aufzubrechen, die zweite und die dritte je eine Stunde später[1]). Bis 10 Uhr früh sollte die Brigade Leiningen jenseits der Iser halten, dann abziehen und die Brücke abbrechen, um die Nachhut des Heereszuges zu bilden. Das Gefecht von Münchengrätz entwickelte sich demnach an zwei Punkten. Vor der Iser wurde die Brigade Leiningen von der Avantgarde der Elbearmee hart angefaßt, und fast gleichzeitig erfolgte östlich von dem Flusse seitens der Truppen Friedrich Karls ein Stoß in die linke Flanke des abziehenden Gros der Oesterreicher. Um den Abzug des letzteren zu decken, waren von den Oesterreichern auf den Muskyberg Geschütze und etwas Fußvolk hinaufgeführt worden; diese Abteilungen hatten die Preußen so lange aufzuhalten, bis der stundenlange Zug des Heeres vorüber war.

Hart erging es der Brigade Leiningen auf ihrem ehrenvollen Posten in der Nachhut, denn schon um 7 Uhr früh wurde sie von der Avantgarde der Elbearmee unter General Schöler angegriffen. Schon wollte Leiningen über die Iserbrücke zurück und abziehen, da traf ein neuer Befehl des Grafen Clam-Gallas ein. Der Kronprinz von Sachsen hatte sagen lassen, daß sein Train nicht so schnell in Sicherheit gebracht werden könne, die Oesterreicher möchten dem Nachdrängen der Preußen bis gegen Mittag standhalten. Leiningen versuchte es daher, das Dorf Kloster, westlich von der Iser, zu ver-

[1]) Nur eine Brigade (Ringelsheim) war schon am Abend vorher gegen Jitschin abgerückt.

teidigen. Aber unter seinen zwei Regimentern bestand eines, Haugwitz, aus Italienern, und diese fochten schlecht, scharenweise ließen sie sich gefangen nehmen. Das andere, Gyulai, von Serben, Deutschen und Ungarn gebildet, widerstand tapfer, aber ein Umgehungsmarsch der Preußen durch das Sabtritzer Thal zwang sie zum Rückzug[1]). Schon hörte General Leiningen Kanonendonner in seinem Rücken, denn am Muskyberg hatten die Preußen die abziehenden Kolonnen der Oesterreicher angegriffen. Nun führte Leiningen die Seinigen über die Brücke, er hatte noch Zeit, sie zu zerstören und abzuziehen, da es einige Zeit dauerte, bis die preußischen Pioniere den Uebergang wieder hergestellt hatten. Der Geschützdonner im Rücken Leiningens rührte von dem Angriffe her, den die Preußen in die linke Flanke des Gros führten, dessen Abzug er zu decken hatte. Aber auch hier gelang es den Oesterreichern, das Schlimmste abzuwehren. Um ihnen den Rückzug abzuschneiden, wurde die 7. Division unter Fransecky gegen den Muskyberg gesendet. Dieser ordnete ein geschicktes Manöver an: während die Hauptmacht die Geschütze auf dem Muskyberg in Schach hielt, befahl er dem Obersten v. Zychlinski, mit vier Bataillonen den Berg von der Seite zu erklimmen. Mühsam erkletterten die Preußen die unwegsamen Böschungen, die Oesterreicher wurden auf der Höhe überrascht und mußten eilends abziehen; mit Mühe retteten sie die Geschütze, welche ihnen zur Deckung des Abmarsches bisher so gute Dienste geleistet hatten. Die Preußen stürmten noch bis zur südlichen Seite des Berges hinab, wo sie die abziehenden österreichischen Brigaden erreichten. Die Oesterreicher mußten die Verfolgung abwehren und zu diesem Zwecke wurden mehrere Abteilungen der Brigade Abele den Preußen entgegengeworfen. Der Brigade wurde hart zugesetzt, aber unterdessen gelang es dem österreichischen Corps, abzuziehen. Die Preußen sahen die Linien der Oesterreicher bald hinter Hügeln verschwinden.

Prinz Friedrich Karl hatte also die Oesterreicher nicht zu einer Schlacht zwingen können, aber diese hatten doch im Rückzugsgefechte 1600 Mann, zur Hälfte Gefangene (zumeist Italiener, die sich fast ohne Kampf ergaben), verloren, während die Preußen 341 Mann einbüßten. „Das Gefecht," sagt Fontane mit einem treffenden Bilde, „gewährt den Eindruck einer zum Schlage ausgeholten Waffe, wo eine leichte Rapierklinge genügt hätte." Wichtig war es, was indessen der preußische Oberstlieutenant v. Heinichen mit seinen sechs Schwadronen auszurichten vermochte, die auf Jitschin zu gesendet waren. Denn auch Edels-

[1]) Von dem Regiment Nr. 38 fielen 180 Mann, dagegen wurden 360 unverwundet gefangen genommen; vom anderen, Nr. 33 (Ergänzungsbezirk Arad), fielen 380, bloß 28 gerieten dem Feinde unverwundet in die Hände.

heim eilte mit der österreichischen Kavallerie dahin, noch dazu mit einer etwa viermal überlegenen Reitermasse, sechs Regimenter stark. Jetzt strafte es sich, daß die Preußen mit ihrer Kavallerie so zögernd manövrierten; sie besaßen zwar ein starkes Reitercorps, das sie aber nicht ebenso am richtigen Punkte verwendeten wie die Oesterreicher. Edelsheim sicherte nämlich den Seinigen durch einen scharfen Ritt den Rückzug. Wohl war Heinichen, da die Preußen von Turnau an der Iser den kürzeren Weg hatten, zuerst zur Stelle. Eine Handvoll österreichischer Jäger lag in Jitschin, sie empfingen ihn mit Gewehrschüssen; er bereitete sich schon zum überlegenen Angriffe vor, da tauchte eine Staubwolke auf — es war der Vortrab der Division Edelsheims, drei Eskadronen unter Oberst Appel. Die reitenden Batterien beider Teile setzten sich ins Feuer; die Oesterreicher schritten sofort zum Angriff. Ihre Gegner warteten den Anprall nicht ab, sondern zogen sich wieder auf der Straße, die sie gekommen waren, auf die Division Tümpling zurück. Bald darauf langte Edelsheim selbst bei Jitschin an und folgte den feindlichen Reitern bis zu den Vorposten ihres Fußvolkes. Damit beruhigte er sich nicht, sondern sandte dringende und wiederholte Botschaft an die österreichische Infanterie, den Marsch zu beschleunigen und nicht eher zu ruhen, als bis Jitschin besetzt sei. Dies geschah, und so war dem ganzen Heere die Rückzugsstraße gesichert.

Während die Oesterreicher und Sachsen bei Münchengrätz ihren Abmarsch vollzogen, konzentrierte sich die Hauptmacht der Preußen gegen diese bereits geräumte Stadt. Auf dem Raume einer Quadratmeile waren gegen 100 000 Mann preußischer Truppen versammelt. Das Gefecht bei Münchengrätz, das bis Mittag gedauert hatte, war lange beendet, bevor dieses weit ausgreifende Manöver ausgeführt war. Die Bewohner hatten Münchengrätz und die umliegenden Ortschaften verlassen; der Train des preußischen Heeres war noch weit zurück, so daß drückender Mangel an Lebensmitteln herrschte. Bei der allzu engen Versammlung des preußischen Heeres ließ die Verpflegung alles zu wünschen übrig, so daß Oberst v. Stiehle dem Könige schrieb, daß man, wenn die Verhältnisse sich nicht besserten, mit

hungrigen, matten Pferden die Hauptschlacht nicht werde wagen können. Nur die unerschöpflichen Biervorräte aus den Brauereien des Grafen Waldstein in Jitschin erquickten die Schmachtenden[1]). Aber unter ihnen herrschte Freude: die Truppen, welche nicht wußten, daß die Oesterreicher Münchengrätz freiwillig geräumt hatten, nahmen an, sie hätten den Feind aus dem Felde geschlagen.

Die nach Jitschin abziehenden Oesterreicher wurden nicht scharf verfolgt. Ihr Nachtrab hatte indessen noch bei Podkost ein ehrenvolles Rückzugsgefecht zu bestehen, bei welchem das 26. österreichische Jägerbataillon Schloß und Stellung von Podkost so lange verteidigte, bis auch die letzte Brigade den übrigen Truppen ohne weitere Fährnis nachgezogen war.

Bis Jitschin hatten der Kronprinz von Sachsen und Clam-Gallas die Ihrigen mit leidlichem Glücke zurückgeführt. Ihr Heer stand vereinigt dem Oberfeldherrn zur Verfügung; freilich hatten die Rückzugsgefechte ihnen 2—3000 Mann gekostet, denn nur in den kleinen Zusammenstößen von Sichrow und Podkost hatten die österreichischen Anführer mit Glück, bei Hühnerwasser, Podol und Münchengrätz jedoch verlustreich gefochten. Aber nun, so dachten sie, sei das Aergste überstanden. Etwa einen Tagemarsch hinter ihnen lag das 3. Corps des Hauptheeres bei Miletin unter dem Befehle des Erzherzogs Ernst, und etwas weiter, nur einen bis zwei Märsche entfernt, Benedek mit der gesamten österreichischen Macht. Wieder war es für den Prinzen Albert Hauptsache, zu wissen, ob das Hauptquartier von ihm Standhalten oder Rückzug erwarte. Aber wenn nur die Heeresleitung am 27. und 28. Juni darüber selbst zu klarem Entschlusse gekommen wäre! Indessen hätte auch dies verwunden

[1]) Damals und später war das Gerücht verbreitet, es seien 60 preußische Soldaten unter dem Vorwande, „ihnen einen guten Trunk reichen zu wollen", in ein Kellergewölbe gelockt worden und dann durch den Brand eines Spiritusfasses, das am Ausgange des Kellers angezündet wurde, verräterisch ermordet worden. Ein Brauer wurde niedergehauen, ein anderer verhaftet. Beim Verhör stellte sich aber heraus, daß das eigene Weib und zwei Kinder des Unglücklichen ein Opfer der Flammen geworden waren. Man ließ ihn frei; offenbar hatten zechende Soldaten aus Unvorsichtigkeit oder Uebermut das Feuer in ein Faß geworfen (Fontane, „Der deutsche Krieg", S. 181). Auch Bismarck erwähnt in einem Briefe an seine Gattin vom 1. Juli der vermeintlichen Tücke in Münchengrätz.

werden können, wenn die Iserarmee nicht immer unter der Nachlässigkeit des Dienstes im österreichischen Hauptquartier gelitten hätte. Während nämlich die Befehlshaber zu Jitschin mit brennender Ungeduld auf Befehle aus Josephstadt warteten, lagen diese, wiewohl von Benedek unterschrieben, unausgefertigt in der Operationskanzlei. Was jetzt eintrat, das war die geschichtliche Sühne für die Oesterreich zu allen Zeiten verderbliche Saumseligkeit — für das, was der Oesterreicher halb verdammend, halb entschuldigend „Schlamperei" nennt. Wo solche Zustände herrschten, da hätte auch ein besserer Führer als Clam-Gallas erliegen müssen, da wurde auch ein so hervorragender General wie der Kronprinz von Sachsen in die Niederlage hineingerissen.

Es ist notwendig, Schritt für Schritt diese unseligen Irrtümer zu verfolgen, um sie in ihrer Gänze zu verstehen. Wird das Hauptheer gegen Jitschin aufbrechen? so frug sich am 28. Juni Kronprinz Albert während seines Rückzuges auf die Stadt. Vorerst mußte er sich eigentlich eine bejahende Antwort geben. Erinnern wir uns der Stimmung des Hauptquartiers in diesen Tagen. Nichts anderes hatte Benedek im Auge, als möglichst bald gegen die Iser aufzubrechen, und in diesem Sinne telegraphierte er auch, als der Kronprinz von Sachsen um Befehle bat, am 27. Juni des Abends an ihn: „Armeehauptquartier am 29. nach Miletin, am 30. Jitschin." Gut denn, wenn der Oberbefehlshaber selbst, so schloß der Kronprinz, mit seinem Heere Jitschin erreichen wollte, so müsse das Iserheer diesen wichtigen strategischen Punkt so lange behaupten, bis der Feldherr anlange.

In Jitschin selbst beriet sich der Kronprinz mit Clam-Gallas am 29. Juni um 10 Uhr vormittags über die Lage. Sie hatten noch keine Kenntnis davon, daß der 28. Juni den Oesterreichern die schweren Niederlagen von Skalitz und von Trautenau-Soor gebracht hatte, daß die Krise für die Hauptarmee bereits eingetreten war; sie konnten auch keine Ahnung davon haben, daß Benedek noch am Abend des Unglückstages den Marsch gegen die Iser eingestellt und beschlossen hatte, die Offensive überhaupt aufzugeben, die feste Stellung von Dubenetz zu be-

ziehen und die Iserarmee zum Rückzuge in diese Stellung zu befehligen. Wie wir wissen, hatte Benedek noch am 28. Juni um 6 Uhr abends den umfangreichen Generalbefehl, welcher allen Unterbefehlshabern den Vormarsch gegen Jitschin ankündigte, absenden lassen, aber ebenso ist schon erzählt, daß Krismanić in seinem Auftrage vom 29. Juni früh alles zurücknehmen und die Corps in die Stellung auf die Hochfläche marschieren ließ. Von all dem aber wußten die Führer der Iserarmee am Vormittag des 29. Juni noch kein Wort; sie hatten nichts in Händen als jenes Telegramm vom 27. Juni, besagend: „Armeehauptquartier am 29. nach Miletin, am 30. Jitschin." Ungeduldig über dieses lange Zögern, telegraphiert endlich Kronprinz Albert um 12 Uhr mittags an Benedek nach Josephstadt — wo er noch das Hauptquartier vermuten mußte, das aber indessen nach Dubenetz verlegt worden war — nochmals um weitere Befehle. Indessen, der Telegraph gab keine Antwort.

Nun aber erscheint um 2 Uhr nachmittags des 29. Juni ein Kurier aus dem Hauptquartier. Endlich wird man also das Nähere erfahren. Seltsam! Der umfangreiche Befehl, der dem Kronprinzen überreicht wird, trägt das Datum des — 27. Juni! Sollte es zwei Tage gedauert haben, bis der Kurier fünf bis sechs Meilen ebenen Weges zurückgelegt hatte? Doch gleichviel, der Befehl ist so klar, so detailliert, daß sich kein Unterbefehlshaber etwas Besseres wünschen kann[1]). Es war das nämlich jener umfangreiche Generalbefehl, den Benedek am 28. Juni um 6 Uhr abends hatte ergehen lassen mit der Ankündigung des

[1]) Darauf bezog sich auch Graf Clam-Gallas bei seiner Verteidigung vor dem Kriegsgericht, vor das er nach dem Feldzuge gestellt wurde. Nach dem Armeebefehle Benedeks erwartete er, daß am 30. Juni Truppen des Hauptheeres in die linke Flanke der Preußen gegen Nowensko und gegen Turnau selbst gesendet würden. So auch seine Darstellung in der „Rechtfertigung des Generals der Kavallerie Clam-Gallas über sein Verhalten im Feldzuge des Jahres 1866" (mit 2 Beilagen), die er an eine Anzahl befreundeter Persönlichkeiten versendete. „Bei dieser Sachlage wurde," so heißt es daselbst, „da Flanke und Rückzugslinien des Feindes durch zwei Corps ernstlich bedroht schienen, dem Vorrücken des Feindes entgegengesehen und die Schlacht angenommen." Die zweite Beilage der Schrift deckt sich mit einigen Abweichungen ziemlich vollständig mit der von dem Grafen Clam-Gallas veröffentlichten Darstellung in der „Oesterr. militär. Zeitschrift", Jahrgang 1866, 3. Band, S. 282—290. Ebenso „Neue Freie Presse" vom 16. November 1866.

Marsches von vier Infanteriecorps und drei Reiterdivisionen gegen Jitschin und gegen die Iser. Sonderbar war, wie gesagt, der Irrtum des Datums. Er rührte vermutlich daher, daß der Befehl, wie erwähnt wurde, am 27. Juni entworfen, aber erst am nächsten Tage abgesendet worden war. Doch das war noch eine Kleinigkeit. Sonderbarer noch oder vielmehr strafbar im höchsten Grade war es, daß nahezu neunzehn Stunden verflossen waren seit Ausfertigung des Befehles. Ein Reiter kann den Weg von Josephstadt nach Jitschin in drei Stunden zurücklegen, und es hatte fast einen Tag gebraucht, um eine Ordre von der höchsten Wichtigkeit an Ort und Stelle zu befördern. Wer immer im österreichischen Hauptquartiere Schuld trug an solcher Nachlässigkeit — man konnte weder von Benedek noch von Krismanič erwarten, daß sie sich um die Abfertigung jedes einzelnen Kuriers kümmerten — der verdiente die strengste Strafe. Es wäre übrigens noch ein Glück gewesen, wenn der Befehl vom 28. Juni, 6 Uhr abends, zur Zeit seines Eintreffens in Jitschin, am 29. Juni, noch gültig gewesen wäre. Aber er war es nicht mehr, sondern gerade das Umgekehrte war jetzt Wunsch des Hauptquartiers. Eine Welt von Entschließungen hatte bereits jenen Erlaß gegenstandslos gemacht. Gestern war noch stolze Offensive beabsichtigt, heute hatte man sich überbedächtiger Verteidigung zugewendet. Früh um 7¾ Uhr hatte Krismanič die letzte Anordnung getroffen, hatte alles zurückgenommen, auf den Marsch gegen Jitschin verzichtet; unmittelbar nachher wurde auch ein Offizier, Major Graf Sternberg, an den Kronprinzen abgesendet, um ihn davon zu verständigen, daß er sich infolge dessen ohne Kampf auf die österreichische Hauptarmee zurückzuziehen habe. Und wie nun an diesem Tage alles schlecht klappte, säumte Graf Sternberg übermäßig, diesen Befehl zu überbringen. Er erfuhr nämlich im Schlosse Milicowes auf dem Ritte zum sächsischen Kronprinzen, daß dieser am Abend hier eintreffen werde — und unbegreiflicherweise beschloß er, statt dem Prinzen entgegenzueilen, ihn hier ruhig zu erwarten[1]). Der Kronprinz und Clam-Gallas glaubten

[1]) Graf Sternberg wurde nach dem Kriege ob seiner Saumseligkeit in Untersuchung gezogen, die aber auffallenderweise eingestellt wurde. So

mittags, daß sie Jitschin halten müßten, weil die Hauptarmee hier eine Schlacht zu schlagen beabsichtige. Der Kronprinz war nur erstaunt, daß er auf sein Telegramm vom Mittag keine Antwort erhalten hatte. Es hatten sich eben alle höllischen Geister verschworen, um die Austrosachsen bei Jitschin festzuhalten und in eine schwere Niederlage zu verstricken. Das Telegramm war nach Josephstadt abgeschickt worden, aber das Hauptquartier war schon nach Dubenetz verlegt. Dieser kleine Ort besaß keinen Telegraphen, der Feldtelegraph aber war — wie bei solch säumiger Militärverwaltung natürlich! — noch nicht gelegt oder nicht in Thätigkeit. Die Antwort auf sein Telegramm hat der Kronprinz nie erhalten; als sie nämlich doch in Jitschin ankam, war die Schlacht von Jitschin bereits geschlagen und verloren; die Erledigung seiner Anfrage konnten die siegreichen Preußen am Telegraphenapparat ablesen.

Vielleicht war es für das Verständnis der Ereignisse überflüssig, diese Einzelheiten so genau festzustellen; aber sie sind zu bezeichnend für die tieferen Ursachen der österreichischen Niederlagen. Man war nach dem Kriege überzeugt, daß nicht ein einzelner Mann an diesem Unheil Schuld trug, und man wollte vielleicht nicht tiefer forschen: hier aber wäre die Stelle gewesen, wo das Kriegsgericht strenge seines Amtes hätte walten sollen.

Es kam nun darauf an, was Prinz Friedrich Karl an diesem kritischen Tage unternehmen werde. In der Frühe des 29. Juni wurde geplant, einen Teil seiner Truppen nach Süden zu schieben, statt, wie die Verbündeten fürchteten, mit Uebermacht nach Osten, gegen Jitschin, vorzugehen. Auf diese Weise hätte man — ganz gegen die Absicht Moltkes — das notwendige Ziel, die Vereinigung mit dem Kronprinzen, aufgegeben. Die Dispositionen, die für diesen Tag erlassen wurden, sind nicht bekannt geworden; man weiß nur so viel, daß bloß ein Teil der ersten Armee gegen Jitschin befehligt wurde, daß da-

---

nach Lettows Feststellung im „Militär-Wochenblatt" 1899, Nr. 116. Dieser Aufsatz ist eine Polemik gegen den Verfasser dieses Werkes, auf welche im „Militär-Wochenblatt" 1900, Nr. 33 und 34, geantwortet ist. Vgl. dann noch Nr. 35.

gegen die Elbearmee gegen die untere Iser aufbrach. Was suchte nur Prinz Friedrich Karl in jener Richtung? Etwa die Sachsen? Diese waren indessen auf der Straße, die von der Iser nach Osten führt, nach Jitschin abgezogen. Ueberhaupt herrschte im Heere des Prinzen Friedrich Karl nicht eben viel Klarheit über das notwendige Operationsziel; schrieb doch General Franseckỳ am Abend des 28. Juni an seine Frau: „Mir scheint, als würden wir in einigen Tagen vor Prag stehen“[1]). Moltke aber schob die Armee gerade in die entgegengesetzte Richtung.

Indessen folgte Moltke von Berlin aus sorgsam den Bewegungen der beiden preußischen Heere, und es wurde bereits erzählt, daß er in der Frühe des 29. Juni dem Zögern des Prinzen Friedrich Karl ein Ende machte. Er wie Blumenthal waren ungeduldig geworden; letzterer schrieb am Morgen des 29.: „Ich bin ganz überrascht von der Langsamkeit, mit der die erste Armee vorrückt und ein Fühlungnehmen an dieselbe fast unmöglich macht.“ Da Prinz Friedrich Karl am 28. und, wie aus seinen Berichten hervorgeht, noch am nächsten Tage einen nichts entscheidenden Sieg südlich von den eigentlichen Stellungen der Oesterreicher suchte, wies Moltke ihm durch wiederholte Mahnungen und zuletzt durch das Telegramm, abgesendet am 29. Juni 7 Uhr früh, den Weg zur Entlastung des Kronprinzen, der unterdessen harte Kämpfe in und vor den Pässen durchgefochten hatte[2]). Diese Depesche ist entscheidend gewesen für den Gang des Krieges; sie sei also, obwohl bereits besprochen, in ihrem Wortlaute noch einmal hergesetzt: „Seine Majestät erwarten, daß die erste Armee durch beschleunigtes Vorrücken die zweite Armee degagiere, welche trotz einer Reihe siegreicher Gefechte dennoch sich augenblicklich in einer schwierigen Lage befindet.“ Die Depeschen, welche von dem preußischen Generalstab an die Unterfeldherren abgesendet wurden, unterschieden sich von den Befehlen der österreichischen Heeresleitung dadurch, daß sie sofort ihrem Ziele zuflogen. Was Prinz Friedrich Karl dachte oder sagte, als er sich wegen seines

[1]) Bremer, „Denkwürdigkeiten des Generals Ed. v. Franseckỳ“, S. 326.

[2]) Siehe Lettow II, S. 325 und 349.

Zögerns verwarnt und vorwärts gedrängt sah, ist nicht überliefert; gewiß ist nur, daß er pünktlich gehorchte.

Alsbald wurden in seinem Stabe neue Dispositionen entworfen, die der Mahnung Moltkes entsprachen. Sie wurden um 9 Uhr vormittags ausgegeben. Der Prinz ließ jetzt auf den beiden Straßen von Turnau und von Podol — mit dem gemeinsamen Marschziel Jitschin — je zwei Divisionen vorrücken und befahl den vorderen Heeresabteilungen, an diesem Abende noch jedenfalls den wichtigen Punkt, um welchen sich alles drehte, zu besetzen. Da aber, wie wir wissen, die Verbündeten ihn halten wollten, so war eine Schlacht bei Jitschin unausweichlich. Es marschierte nun auf der nördlichen Straße voran die Division Tümpling, hinter ihr die Division Herwarth, auf der südlichen Werder, hinter ihm Franseky. Da die Preußen auf zwei getrennten Straßen marschierten, welche vor Jitschin durch die beinahe unwegsamen Höhen und Schluchten des Primyfin getrennt sind, und da beide Straßen von den Austrosachsen verteidigt wurden, so kam es eigentlich zu zwei getrennten Gefechten. Bei Lochow hatte sich Werder den Weg zu bahnen, bei Jitschin selbst focht den Hauptkampf die Division Tümpling. Beide Gefechte zusammen bilden die Schlacht von Jitschin.

Schlacht von Jitschin[1]).

Die Verbündeten nahmen den Kampf auf einem für sie sehr günstigen Terrain an. Steile Höhen legen sich der Stadt Jitschin im Norden und Westen vor; in diese Hügel hinein schneiden die beiden Straßen, auf denen die Preußen vorrückten, es war also leicht, ihnen den Weg zu versperren. Die Straße von Westen her über Sobotka, wo General Werder heranrückte, hatte die Brigade Ringelsheim nebst einigen Abteilungen der Brigade Abele zu verteidigen; die Hauptmacht der Oesterreicher legte sich der Straße von Turnau vor, um dem General Tümpling den Weg zu versperren.

In den ersten Nachmittagsstunden verriet noch nichts den

[1]) Vgl. die Karte des Kampfplatzes am Schlusse dieses Bandes.

Anmarsch der Preußen. Der Kronprinz entfernte sich von Jitschin, um seinen Vater, König Johann, zu sprechen, der in der Nähe angelangt war. Erst gegen 3½ Uhr meldeten die vorgeschobenen Reiterabteilungen Edelsheims, daß der Feind heranrücke. Graf Clam-Gallas erhielt diese Meldung in Abwesenheit des Kronprinzen und glaubte auf Grund seiner Abrede den Kampf aufnehmen zu sollen. Er hielt seine Truppen für stark genug, den Vormarsch der preußischen ersten Armee so lange aufzuhalten, bis die österreichische Hauptmacht zur Stelle sei. An diesem Entschlusse ist auffallend, daß man sich nicht schon mittags durch einen gegen Josephstadt gesendeten Offizier überzeugte, ob denn das nahe 3. Corps, das nächste des Hauptheeres, auch wirklich im Anmarsche begriffen sei. In wenigen Stunden konnte dann genaue Nachricht über die Instruktion des dort befehligenden Erzherzogs Ernst nach Jitschin gelangt sein, da er bloß drei Meilen entfernt stand. Erzherzog Ernst hätte dem Grafen Clam-Gallas antworten müssen, daß er bereits seit Vormittag im Besitze des neuen Befehles sei, erlassen im Hauptquartier um 7¾ Uhr, der besagte, daß die Absicht der Offensive endgültig aufgegeben sei. Dies alles war nicht geschehen, doch teilte Graf Clam-Gallas seine Absicht, standzuhalten, dem Erzherzog mit. Die öffentliche Meinung hat später dem Grafen Clam-Gallas, ohne alle Motive für und wider seinen Entschluß zu kennen, die herbsten Vorwürfe ob seines Verhaltens gemacht. Gerüchte wie die, daß Clam-Gallas nach einem starken Frühstück in der Weinlaune den Befehl zur Aufnahme des Kampfes gegeben habe, sind noch jetzt in Oesterreich vielfach verbreitet. Das ist ganz unrichtig, wenn auch feststeht, daß nicht alle Vorsicht geübt worden war. Der Kronprinz von Sachsen selbst lehnte am nächsten Tage unter dem ersten Eindrucke der Niederlage in dem an Benedek abgesendeten Berichte die Verantwortung für das Verhalten des Grafen Clam-Gallas ab. Später aber, in dem offiziellen sächsischen Werke über den Feldzug, erklärte sich der Kronprinz aufs loyalste mit dem österreichischen General solidarisch, weil die am Vormittag zwischen ihm und Clam-Gallas gepflogenen Beratungen thatsächlich zu dem Beschlusse geführt hatten, den Kampf anzunehmen.

Es ist notwendig, die beiden Gefechte bei Lochow und bei Jitschin gesondert zu behandeln, denn erst zum Schlusse fließen die beiden Ereignisse zu dem allgemeinen Siege der Preußen zusammen.

Teilgefecht von Unter-Lochow.

Der österreichische General Ringelsheim hatte den Vorteil der Oertlichkeit gut benützt. Durch das Dorf Lochow zieht die Anmarschstraße der Preußen, nördlich von ihr befindet sich ein Plateau, das eine beherrschende Stellung zuläßt; hier postierte der General seine Batterien und die Masse seines Fußvolkes. Die Preußen rückten auf der Straße vor und besetzten, ohne daß ihre Gegner stärkeren Widerstand versuchten, das Dorf Unter-Lochow; auf den Höhen aber hielten, zum äußersten Widerstande entschlossen, die Oesterreicher, Front gegen Westen und gegen Süden. Vergebens griffen die Preußen den linken Flügel und das Zentrum des Gegners an; dort wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgeworfen, hier kam das Gefecht, das von einem Bataillon des pommerschen 2. Regimentes getragen war, zum Stehen. Der preußische Befehlshaber — es kommandierte hier Generallieutenant v. Schmidt — beschloß nun eine weitumfassende Umgehung der Oesterreicher: eine starke Kolonne wurde über Hügel und Wald ostwärts geschickt, gerade gegen ihre Rückzugslinie. Dies aber ersah Ringelsheim von der Höhe und warf diesem Feinde sogleich eine Abteilung entgegen. Noch wogte das blutige Gefecht hin und her, noch hatte die Umgehung nicht vollständig durchgeführt werden können — da erhielt General Ringelsheim von Jitschin aus einen Befehl, der ihn zum Abbrechen des Kampfes veranlaßte. Vorerst aber befahl er noch einen Vorstoß im Zentrum, um sich Luft zu machen und ungefährdet den Rückzug antreten zu können. Das Regiment Württemberg wurde beauftragt, jenes pommersche Bataillon, das sich mit vieler Zähigkeit bereits bis zu einer Ecke des Plateaus emporgearbeitet und hier eingenistet hatte, die Höhe herunterzuwerfen. Wie ein Gewittersturm ging der Stoß der drei österreichischen Bataillone auf die Preußen nieder. Aber diese hielten der Ueberzahl nicht bloß stand, sondern Hauptmann v. Keyserlingk, der sein Bataillon jetzt befehligte, ging den Angreifern unter Abgabe mörderischer Schnellsalven mutig entgegen; die Oesterreicher, die sich mit ihrem schlechten Gewehre, bei ihrer ungelenken Taktik wie wehrlos fühlten, mußten umkehren und ließen 600 Tote auf dem Schlachtfelde zurück. Als sich der dichte Pulverdampf verzogen hatte, sahen die Pommern, die in der Todesgefahr, während sie wacker schossen, ihre Kirchenlieder anstimmten, die Oesterreicher von der Höhe zurückweichen. Doch übte dieses Totenopfer die Wirkung, daß Ringelsheim während des Kampfes und während sich die Preußen zur Verfolgung sammelten, seine Truppen nach Jitschin

zurückführen konnte. Die Preußen, endlich die Höhen erreichend, fanden das Nest bereits leer, das österreichische Fußvolk war, von Batterien gedeckt, hinter Hügelfalten verschwunden; sie drängten ihm aber sofort rüstig nach, den Rückzug arg belästigend.

Hauptgefecht von Jitschin.

Gleichzeitig, aber wechselvoller und in fast dramatischer Bewegung spielte sich das Gefecht nördlich von Jitschin ab, welches den Feldzug des Prinzen Friedrich Karl entschied. Voll Spannung und Unruhe war der Beginn des Kampfes, unentschieden auf seinem Höhepunkt, dann erhielt er durch eine Botschaft, die außerhalb des Willens der beiden streitenden Teile lag, eine unerwartete Wendung — und eine schwere Katastrophe brach über die Verbündeten herein. Hier focht die preußische 5. Division Tümpling, 13000 Mann stark, gegen eine Ueberzahl, die zum Glücke für die Preußen nicht gleich und niemals mit voller Kraft zum Schlagen kam. Die Austrosachsen wurden von einem Mißgeschick nach dem andern heimgesucht, und die Preußen beuteten mit großer Energie jede Blöße ihrer Gegner aus.

Die große Straße, auf der Generallieutenant v. Tümpling heranrückte, ist eine Stunde nördlich von Jitschin in das tiefeingeschnittene, breite, zum Teile sumpfige Thal der Cidlina eingebettet, und diese Enge verteidigten die Verbündeten. In der Thalsenkung selbst, sie ihrer Breite nach sperrend, hatten sie auf wellenförmigem Terrain das Gros ihrer Batterien aufgestellt, gedeckt durch die Kavalleriedivision Edelsheim. Das Fußvolk wurde auf der Anhöhe rechts und links in trefflichen Stellungen postiert. Besonders stark war die Position der Oesterreicher auf ihrem linken Flügel, wo die steile Bradahöhe emporstieg, verteidigt von der Brigade Poschacher, der „eisernen" zubenannt. An diese Abteilung schloß sich noch weiter links die Brigade Abele, die Verbindung mit jenen Truppen herstellend, die unter General Ringelsheim bei Unter-Lochow kämpften. Nicht so unangreifbar wie diese Höhen und Schluchten war der rechte Flügel der Oesterreicher auf der entgegengesetzten Hügelreihe des Cidlinathales. Hier stand bei Eisenstadtl die Brigade Piret. Zu Anfang des Gefechtes war das Zentrum der Oesterreicher ihr schwacher Punkt. In der Thalweitung befand sich nur Artillerie und Reiterei, ohne die notwendige Hilfe durch Infanterie. Hier sollten nämlich nach Anordnung des Kronprinzen die Sachsen in die Gefechtslinie treten; sie hatten aber einen höchst anstrengenden Marsch von der

Iser her gemacht und man gönnte ihnen deshalb weiter rückwärts eine mehrstündige Ruhe; ihre 1. Brigade sollte aber beim ersten Kanonenschusse in die vordere Reihe rücken[1]).

Als Tümpling, mit den Seinigen anrückend, der österreichischen Linie ansichtig wurde, ritt er mit seinem Gefolge weiter vor, um ihre Stellungen zu besichtigen. Sofort wurde das Feuer der Batterien auf ihn gerichtet, einer seiner Ordonnanzoffiziere ward an seiner Seite getötet. Der Ueberblick war leicht gewonnen. Der linke Flügel der Oesterreicher, der sich auf die Bradahöhe und den Priwysin stützte, schien zu fest, um überwältigt werden zu können. Anders auf ihrer rechten Seite, wo das Thal und mäßige Hügel den Angriff ermöglichten. Hier wollten und mußten die Preußen durchdringen, deshalb dirigierte Tümpling die größere Hälfte seiner Division zum Angriff auf die im Thale liegenden Dörfer Zames und Diletz. Gegen die Bradahöhe sollte nur ein hinhaltendes Gefecht geführt werden: Generalmajor v. Kamiensky erhielt den Befehl, hier mit den Oesterreichern so gut wie möglich anzubinden. Den Hauptstoß mit der Brigade Schimmelmann wollte der Divisionsgeneral selbst leiten. Allen Abteilungen wurde der Kirchturm von Jitschin als Ziel- und Richtpunkt des Angriffes angegeben.

Nachdem die Batterien auf beiden Seiten eine zeitlang gearbeitet hatten, begann der Angriff. Die 9. preußische Brigade (Regimenter Nr. 8 und 48) drang gegen Zames vor und nahm es in Besitz. Es war eben vorerst schwach besetzt, da die Sachsen noch nicht in die Schlachtstellung eingerückt waren. Sodann drangen die Preußen gegen die ansehnliche Geschützstellung der Oesterreicher im Thale vor. Vergebens versuchte Edelsheim, indem er einen Teil seiner Reiter absitzen und Schwärme bilden ließ, sodann durch Kavallerieangriffe die zum Gefecht aufgelösten feindlichen Bataillone zum Stehen zu bringen. Seine Schwadronen, mit Schnellfeuer empfangen, mußten mit schweren Verlusten zurück. Doch es war Zeit gewonnen, und gerade zur rechten Zeit traf die sächsische Brigade Kronprinz auf dem Schlachtfelde ein. Den Preußen entgegenrückend, warf sie deren Vorhut, die schon in Diletz eingedrungen war, mit einem kräftigen Stoße zurück. Sie besetzte das Dorf und wies jeden Versuch des Feindes, vorzudringen, ab[2]). Ein heftiges Feuergefecht, das aber keine Entscheidung brachte, entspann sich.

Ganz dasselbe geschah auf der anderen Seite des Kampfplatzes. Dort, auf dem linken Flügel, hatten die Oesterreicher durch ihre Berg-

[1]) Es standen also nach dem Schlachtplane 3½ Brigaden in erster Linie in der Reihenfolge von links nach rechts: Abele (halbe Brigade), Poschacher, 1. sächsische Brigade, Piret. In der Reserve standen die Brigade Leiningen und die sächsische Leibbrigade. Die Preußen griffen die Verbündeten mit 2 Brigaden an (Kamiensky und Schimmelmann). Des Nachts gerieten sie dann noch mit der 2. sächsischen Brigade in Kampf.

[2]) Als die Sachsen einrückten, glaubten die rechts stehenden Oesterreicher, daß die Preußen Diletz besetzt hätten. Sie gaben auf die Sachsen eine zeitlang Feuer — leider wiederholte sich dieser Vorgang einigemale in diesem Feldzuge, da die sächsischen Uniformen den preußischen glichen.

und Waldstellung noch günstigere Aussichten als die Sachsen im Thale der Cidlina. Zwar gelang es den Preußen, jenen Teil des Dorfes Podols, welcher der Bradahöhe vorgelagert ist, zu nehmen, mehr aber konnten sie nicht ausrichten. Schon an dem den Hügeln entlang ziehenden Sumpfstreifen scheiterte der Angriff. Kamiensky, der die Preußen hier befehligte, gab die Sache nicht verloren, und da der Sturmangriff nicht zum Ziele führte, versuchte er die „eiserne Brigade" auf ihrer linken Flanke zu umgehen und hinabzudrängen. Er dehnte seinen rechten Flügel weiter aus und hoffte so seinen Zweck zu erreichen. Aber die Oesterreicher waren wachsam. An der entscheidenden Stelle, in den Prachower Felsen, begegnete die Umfassungskolonne der Preußen einem heftigen Widerstand durch die hier stehende Brigade Abele. In den Schluchten entspann sich ein hartnäckiges Gefecht; Kolben und Bajonett traten an die Stelle der Kugel. Aber der Widerstand der Oesterreicher war nicht zu bewältigen.

So stand das Gefecht nach 7 Uhr. Die Preußen hatten infolge der Ausdehnung ihres linken Flügels ihrer Linie eine Front von 6000 Schritten gegeben, die von ihnen nur dünn besetzt war. Gegen den Willen des Generals Tümpling hatte sich Kamiensky mit allen seinen Truppen an seinem rechten Flügel tief in den Kampf verbissen. Bloß 2 Bataillone, 2000 von seinen 13 000 Mann, hatte der General jetzt noch in der Reserve, alles andere mühte sich in einem bisher erfolglosen Angriff ab. Das konnte nicht wundernehmen; denn gegen die 2 Brigaden der Angreifer standen in guten Verteidigungsstellungen $3^1/_2$ Brigaden. Außerdem verfügten die Verbündeten noch über 2 Brigaden in der Reserve. Die Aussichten standen für sie überaus günstig.

Um diese Zeit näherten sich freilich die Spitzen der preußischen Division Herwarth dem Kampfplatze; Generallieutenant v. Tümpling, der den gemessenen Befehl hatte, an diesem Tage Jitschin zu nehmen, beschloß deshalb auch, seine letzten Kräfte aufzubieten, um Dietz doch noch den Sachsen zu entreißen. Er zog seine letzte Reserve auf diese Stelle des Kampfplatzes und konzentrierte hier so viel Truppen als möglich — gegen 4000 Mann — zu einem rings umfassenden Angriff auf das Dorf; während die Hörner das Signal zum Sturme bliesen, stürzten sich die preußischen Schützenzüge, denen die Compagnien schnell folgten, gegen den Nord- und Westrand des Dorfes.

Gerade als das Gefecht seinen Höhepunkt erreichte und die Preußen den Hauptsturm vorbereiteten, traf bei dem Kronprinzen Albert, dem Befehlshaber der Verbündeten, eine Meldung von entscheidender Wichtigkeit ein. Ein österreichischer Offizier, Major Graf Sternberg, sprengte daher und überreichte ihm einen Befehl Benedeks. Graf Sternberg, der tagsüber den Kronprinzen auf Schloß Milicowes erwartet hatte (S. 168),

besann sich, als er den Kanonendonner hörte, endlich doch auf seine naheliegende Pflicht und eilte nun mit dem vom Kronprinzen heiß ersehnten Befehle Benedeks herbei. So erhielt der Prinz erst jetzt, 7½ Uhr abends, Antwort auf die wichtige Frage, ob die österreichische Hauptarmee bei Jitschin zu erscheinen gedenke oder nicht. Es ist schon erzählt: dieser Brief war bereits früh am Vormittag ausgefertigt, aber in verdammenswerter Nachlässigkeit erst nachmittags abgesendet worden. Er enthielt eine niederschlagende Botschaft: seit dem Kriegsrate am Morgen dieses Tages war nämlich die Offensive gegen Jitschin zu von Benedek aufgegeben, und der Kronprinz erhielt den Befehl, unter Vermeidung jedes Gefechts vor allem die Vereinigung mit der Hauptarmee im Auge zu behalten[1]).

Sofort begab sich der Kronprinz zu dem Grafen Clam-Gallas, und die beiden Befehlshaber kamen nach kurzer Beratung zu dem folgenschweren Entschlusse, das Gefecht abzubrechen und den kämpfenden Abteilungen den Befehl zum Rückzuge zu geben. Nur der rechte Flügel sollte sich auf den Höhen von Eisenstadtl halten und sie als Stützpunkte der Oesterreicher verteidigen; alle übrigen Truppen sollten sich um Jitschin sammeln und hier bis zum Morgen lagern. Um 3 Uhr früh hatte dann der von Benedek gewünschte Rückzug zur Hauptarmee zu beginnen. Ob die Führer nicht besser daran gethan hätten, zuvor mit ihrer Uebermacht auf die Preußen loszuschlagen, sie zurückzuwerfen und dann nach erfochtenem Siege den Rückzug anzutreten? Später freilich stellte es sich heraus, daß die Fortsetzung des Kampfes klüger gewesen wäre, da die Aussichten, einen Sieg zu erringen, wirklich groß waren. Aber damals wußten die Befehlshaber der Verbündeten natürlich nicht, wie

[1]) Der Brief lautet: „Hauptquartier Josephstadt den 29. Juni 1866. Ich sehe mich genötigt, meine Bewegung gegen die Iser zu sistieren; die Armee wird im Laufe des heutigen Tages die in der Beilage ersichtliche Aufstellung nehmen. Eure Königliche Hoheit wollen Ihre zur Vereinigung mit dem Gros der Armee begonnene Bewegung danach einrichten und fortsetzen, bis die Vereinigung erfolgt ist, jedoch größeren Gefechten ausweichen." Wie man sieht, ließ Benedek diesen Brief noch in Josephstadt ausfertigen, gegen Mittag verlegte er sein Hauptquartier nach Dubenetz. Das Schreiben wurde dann erst in Dubenetz einem Adjutanten zur Beförderung übergeben.

stark die Preußen seien — größere Massen derselben konnten noch im Rückhalte sein — und schließlich war der Befehl Benedeks, wenn er auch nicht für eine offene Feldschlacht berechnet war, so bestimmt, daß der Gehorsam auf jeden Fall berechtigt war.

So wurden denn an die einzelnen Truppenkörper die Befehle zum Abbrechen des Gefechtes abgesendet. Es gibt nichts Schwierigeres als solch ein Manöver; jetzt zumal, da sich die Preußen gerade zum Sturme gegen Diletz anschickten, war der Augenblick hiezu überaus ungünstig. Es trat die Gefahr ein, daß dieser freiwillige Rückzug die Form einer Niederlage annehme. Solch ein Zurückführen der Truppen aus der rangierten Schlachtordnung setzt die größte Kaltblütigkeit der Befehlshaber wie die strengste Mannszucht der Truppen voraus, die das Feuer des nachdringenden Feindes in ihrem Rücken hören. Alle Berichte nun stimmen darin überein, daß sich der Kronprinz dem gefährlichen Augenblicke gewachsen erwies, daß aber Graf Clam-Gallas den Ueberblick verlor und daß die Leitung der Truppenabteilungen seinen schwachen Händen entfiel[1]).

Rückzugsgefechte und Niederlage der Verbündeten.

Und doch waren es gerade die Sachsen, auf die jetzt der Hauptstoß der Preußen traf. Mit aller Schneidigkeit stürzten sich diese, wie bereits erwähnt, trotz des Geschütz- und Gewehrfeuers auf das wohl verteidigte Dorf Diletz. In dieses aber kam zu dieser Zeit der Befehl zum Rückzug. Diese Anordnung hatte den Befehlshaber der sächsischen Brigade, den Obersten v. Boxberg, noch nicht erreicht; aber in den rückwärtigen Abteilungen ertönte bereits das verhängnisvolle Signal: „Erste Brigade zurück!“ Der Oberst ließ wiederholt Halt

[1]) In den preußischen Darstellungen tritt gemeiniglich die Auffassung zu Tage, die Oesterreicher und Sachsen seien bereits hart bedrängt und ihre Niederlage entschieden gewesen, als der Brief Benedeks mit dem Rückzugsbefehle eintraf; nach den österreichischen Quellen dagegen wären die Verbündeten auf allen Punkten siegreich gewesen und hätten das Schlachtfeld freiwillig geräumt. Nach genauer Prüfung der Sachlage kommt man zu der im Text wiedergegebenen Auffassung. Man wird also die in vielen preußischen Geschichtsbüchern überlieferten Erzählungen von der heldenmütigen Erstürmung aller österreichischen Positionen als eine patriotische Phantasie bezeichnen dürfen.

blasen und widerstand den vordringenden Preußen mit aller Kraft. Aber schon eilten einzelne Abteilungen des Feindes, welche in den Rücken des Dorfes geführt waren, den Bataillonen der Sachsen nach, die sich hier infolge des Signals zurückzogen. Der Oberst sieht sich von allen Seiten angegriffen und fällt schwer verwundet; nur mit großen Verlusten schlagen sich seine Truppen durch einen Seitenausgang des Dorfes durch und ziehen sich unter dem Feuer der Preußen auf die in Reserve stehende sächsische Leibbrigade zurück.

Zum Glück für die Sachsen hatten die nachfolgenden Kolonnen der Preußen es gleichzeitig mit neuen Gegnern zu thun. Denn von der Höhe des rechten Flügels herab führte General Piret, welcher noch keinen Rückzugsbefehl erhalten hatte, seine Bataillone zum Angriffe gegen den Feind. Edelsheim suchte die bedrängten Sachsen durch tapfere, aber vergebliche Reiterangriffe ins Schnellfeuer der Preußen zu entlasten. Die Vorstöße scheiterten wohl an der Feuerdisciplin der gutgeführten preußischen Compagnien, welche sich rasch gegen den neuen Gegner kehrten; die Sachsen aber, von der Leibbrigade aufgenommen, waren vorerst geborgen.

Es ist gegen 8 Uhr abends. Zu den meisten Abteilungen der Verbündeten war unterdessen der Befehl zum Rückzuge gelangt. Die Preußen, die Ursache dieser Bewegung nicht kennend, sehen den Feind, der ihnen so lange widerstanden, Kehrt machen und im Vollgefühle des, wie sie glauben, ausschließlich durch ihre Tapferkeit errungenen Sieges drängen sie, den Erfolg auf das energischeste ausnützend, dem weichenden Gegner nach. Dabei treffen sie nicht selten auf Abteilungen der Oesterreicher, die, auf vorgeschobenen Posten rühmlich ausharrend, den Befehl zum Rückzug entweder gar nicht oder zu spät erhalten haben; da aber die übrigen Truppen zu ihrer Rechten und Linken unterdessen abgezogen sind, werden sie abgeschnitten, umzingelt und gefangen. Eines dieser Nachgefechte wurde von den Preußen gegen einige zurückgebliebene Compagnien in der festen Stellung der Bradahöhe geführt und hier Generallieutenant v. Tümpling durch einen Gewehrschuß verwundet. Statt seiner leitet jetzt Kamienský die Verfolgung des Sieges. Zu dieser Stunde fühlten sich die preußischen Heerführer einer großen Sorge entledigt; sie erklärten später offen, daß, wenn die in Reserve stehende sächsische Leibbrigade in diesem Augenblick versucht hätte, ihnen Dietz wieder zu entreißen, diese noch unversehrte Truppe den Widerstand wohl hätte überwältigen können. So aber eilen die Preußen von allen Seiten nach und die österreichischen Truppen, die sich alle gegen Jitschin zurückziehen, geraten in die größte Gefahr. Nur bei den Prachower Felsen, an ihrem linken Flügel, wo sie den Preußen bisher erfolgreichen Widerstand geleistet hatten, zogen sie sich in allen Ehren als Sieger zurück. Sobald Generalmajor Abele, der dort kommandierte, den Befehl zum Rückzuge erhalten hatte, sammelte er seine Truppen, warf mit einem kräftigen Vorstoße die Preußen zurück und trat dann in vollster Ruhe den Marsch gegen Jitschin an.

Die Verfolgung ging unaufhaltsam vor sich. Es ist notwendig, jetzt zur Umschau auf dem Gefechtsfelde ein wenig innezuhalten.

Von zwei Hauptrichtungen drängten die Preußen nach, denn es ist nicht zu vergessen, daß nach dem Kampfe von Unter-Lochow die preußische Division Werder der zurückgehenden Brigade Ringelsheim nach kurzer Zeit folgte und von Westen her auf Jitschin zueilte. Von Norden wieder stürmte die siegreiche 5. Division, jetzt von Kamiensky geführt, auf das vorgesteckte Ziel los. So gerieten die Oesterreicher, bevor sie noch die Stadt erreichten, in arge Unordnung. In und um Jitschin selbst häuften sich von allen Seiten Kanonen, Trains, Verwundete, aufgelöste, ihre Regimentsfahne suchende Abteilungen an, alle mit dem Gefühle tiefer Entmutigung. In den Rückzugsbefehlen war vorgeschrieben worden, die Truppen sollten Lagerstellen zu beiden Seiten der Stadt beziehen und hier die Nacht zubringen. Unterdessen aber wälzten sich alle Kolonnen konzentrisch gegen die Stadt selbst zu. Vor Jitschin treffen sich die beiden Armeecorpskommandanten, der Kronprinz und Clam-Gallas, und mit Mühe gelingt es ihnen, einige Ordnung in das Chaos von Reitern, Wagen und Fußvolk zu bringen. Sie beschließen nochmals, Jitschin während der Nacht zu halten, um den Rückzug zu sichern. Anfänglich wird diese Aufgabe der Brigade Ringelsheim zugewiesen, welche bei Unter-Lochow gekämpft hatte. Weil die Oesterreicher aber vom Kampfe ermüdet waren, erhielt die sächsische Leibbrigade, die bisher unbeschäftigt in der Reserve gestanden, den Auftrag, Jitschin zu besetzen und zu behaupten. In der Verwirrung und Dunkelheit erreicht dieser Auftrag die Leibbrigade etwas spät, und sie kommt erst um 11½ Uhr nachts vor Jitschin an. Es wird sich zeigen, daß diese, wenn auch unverschuldete Verspätung die Verwirrung und Flucht der Oesterreicher zur Folge hatte.

Wiewohl die Nacht schon hereingebrochen war, wurden die Preußen nicht müde, ihren Sieg auszunützen. Die Oesterreicher standen vor einer Aufgabe, die an Schulung und Selbstthätigkeit jedes Bataillonskommandanten, an Ordnung und Pünktlichkeit die größten Anforderungen stellte. Die Preußen wieder hatten den strikten Auftrag, noch in dieser Nacht Jitschin zu nehmen. Auch die Soldaten des Siegers waren todmüde, aber es wurde ihnen keine Ruhe gegönnt, bis alles errungen war. Viele von ihnen brachen vor Ermüdung zusammen; zwei ihrer Offiziere gaben unter diesen Strapazen aus Erschöpfung den Geist auf, aber das Ziel, das in dem Heerbefehle des Prinzen Friedrich Karl gesetzt war, wurde erreicht.

Von zwei Seiten drangen, wie schon erwähnt, die Preußen auf Jitschin los: von Westen her, von Unter-Lochow, nach beendetem Kampfe die Division Werder, von Norden die jetzt von Kamiensky geführten Truppen der 5. Division. Die Division Werder war zuerst an Ort und Stelle. Im Vormarsche nahm sie manche versprengte österreichische Truppe gefangen, darunter eine größere Abteilung vom Regimente Gyulai. Dann drangen ihre Spitzen in Jitschin selbst ein, wo sich noch Graf Clam-Gallas und sein Stab aufhielten — noch war die sächsische Leibbrigade nicht eingetroffen, welche die Stadt zu besetzen hatte.

Gerade in diesem Augenblicke, es war eine Viertelstunde nach

11 Uhr, diktierte der Chef des Generalstabes des österreichischen Corps, Oberst v. Litzelhofen, seinen Offizieren die Befehle für die Richtungen des Rückzuges der einzelnen Abteilungen. Da ertönte plötzlich von der Straße her Gewehrfeuer und Adjutanten kamen mit der unglaublich klingenden Meldung, daß die Preußen schon in die Stadt eingedrungen seien, obwohl diese doch soeben noch von ganzen österreichischen Regimentern durchzogen worden war. Dieses Feindes von Westen her war man nicht gewärtig gewesen, weil man annahm, er werde von Ringelsheim aufgehalten. Graf Clam-Gallas mahnte zum Aufbruche. Sein Generalstabschef, der wußte, daß die größte Verwirrung im Rückzuge eintreten mußte, wenn er seinen Vorsatz nicht mehr auszuführen im stande war, diktierte weiter. Da drangen die Preußen schon gegen den Marktplatz vor. Ein weiteres Verweilen war unmöglich. Das Gefolge des Grafen Clam schwang sich auf die Pferde und verließ die Stadt. Vor dem Thore fertigte Oberst v. Litzelhofen die Befehle aus, aber das plötzliche Eindringen der Preußen verhinderte bereits, daß sie insgesamt ihr Ziel erreichten; schon hatte sich auch der abziehenden österreichischen Abteilungen Verwirrung bemächtigt. Sie wurden auseinandergescheucht wie ein aufgestörter Bienenschwarm. Sie glaubten den Feind auf den Fersen und wandten sich, jede auf der ihr zunächst liegenden Straße, zum eiligen aufgelösten Rückzug.

Dieses Unheil hätte nicht eintreten können, wenn dafür gesorgt worden wäre, daß Jitschin bis zu dem Eintreffen der sächsischen Leibbrigade von österreichischen Bataillonen besetzt und verteidigt werde. Denn die Zahl der von Westen her eingedrungenen preußischen Truppen war noch gering. Sie konnten sich auch nicht in der Stadt halten, als die Sachsen endlich nach 11 Uhr heranrückten. Diese führten ihren Auftrag spät, aber erfolgreich aus. Tiefe Nacht war es, als sie vom Norden her, wo sie bisher den Rückzug ihrer Kameraden gedeckt hatten, in die Stadt eindrangen. Unversehens gaben sie auf die Preußen eine Salve ab; die Angstschreie der Verwundeten, Verwirrung und der Ruf Verrat! tönten ihnen entgegen; dann stürmten sie mit dem Bajonett vor und warfen die Avantgarde der 3. Division aus der Stadt.

Glücklicher als diese preußischen Truppen, die das österreichische Hauptquartier beinahe gefangen genommen hätten, sich aber jetzt zurückziehen mußten, war die nun von Norden her anrückende 5. Division. Als der verwundete General Tümpling dem Generalmajor v. Kamiensky den Befehl übertrug, hinterließ er ihm die bestimmte Weisung, Jitschin um jeden Preis noch in dieser Nacht zu erobern. Kamiensky bot denn kurz vor Mitternacht seine Truppen auf, um, so ermüdet sie auch waren, das Werk des Tages zu krönen. Auch sie stießen noch auf große Abteilungen versprengter Oesterreicher, von denen eine besonders zu beklagen war. Sie hatte zu jenen Truppen gehört, welche am Abhange des Priwysin und an der Brabahöhe den Preußen siegreich widerstanden hatten; noch bei ihrem letzten Vorstoße waren hier dem Feinde zahlreiche Gefangene abgenommen worden; aber so weit vorgeschoben, war sie von dem Befehle zum

Rückzuge unglücklicherweise nicht erreicht worden. Im Dunkel der Nacht umherirrend, war eines dieser Bataillone des Regiments Khevenhüller zuerst auf die feindliche Division Werder gestoßen, war ihr ausgewichen und fiel jetzt der Division Tümpling in die Hände. Kurzer Widerstand wurde versucht, dann sahen sich die Oesterreicher in den Sumpfteich nördlich von Jitschin gedrängt. Hier mußten sie die Waffen strecken.

Kamiensky langte indessen gegen Mitternacht vor der Stadt an und befahl, sie mit stürmender Hand zu nehmen.

Der Befehlshaber der sächsischen Leibbrigade, Oberst v. Hausen, hatte sich unterdessen überzeugt, daß die Oesterreicher insgesamt abgezogen waren und daß sich der Feind mit starken Scharen der Stadt nähere. Sein Verweilen in Jitschin war also überflüssig; er beschloß demnach, unter dem schützenden Schleier der Nacht den abgezogenen Sachsen nachzurücken. Es war jetzt eine halbe Stunde nach Mitternacht. Nur eine Handvoll Leute unter dem Hauptmann Schimpff ließ er als Nachhut zurück; diese empfingen den Feind noch mit einer Salve, dann eilten sie, um nicht abgeschnitten zu werden, den Ihrigen nach. In bester Ordnung und Manneszucht rückte die sächsische Infanterie — von deren vier Brigaden freilich nur eine ernstlich ins Feuer gekommen war — auf der Straße nach Süden ab. Ihre Reiterei blieb noch, mit den Pferden am Zügel, die Nacht hindurch bei Jitschin stehen. Unterdessen hatte das sächsische Fußvolk einen starken Vorsprung, bei Morgengrauen bezog es dann das Nachtlager. In aller Ordnung vollführten die Sachsen, wenn auch auf einem Umwege, zwei Tage später ihre Vereinigung mit dem Hauptheere der Oesterreicher.

Schwerere Verluste als die Sachsen erlitten die Oesterreicher; nicht weniger als ihrer 3000 waren tot oder verwundet und, was beinahe noch schmerzlicher war, es fielen außerdem noch 1900 Mann unverwundet, die meisten auf dem Rückzuge, in die preußische Gefangenschaft [1]). Für die Sachsen, die im ganzen 600 Mann verloren, war es ehrenvoll, daß sie die taktische Ordnung bewahrt hatten; ihre geringen Verluste erklären sich daraus, daß vorwiegend die Oesterreicher das Gefecht tragen mußten. — Im ganzen hatten die Verbündeten einen Verlust von 5500 Mann, während die Preußen nur 1550 Mann einbüßten.

An diesem Tage wurden die preußischen Waffen vom Kriegsglück mit ungeteilter Gunst unterstützt, aber freilich, sie nützten sein Entgegenkommen niemals im ganzen Feldzuge, die

[1]) Die Hälfte der unverwundet Gefangenen fällt auf ein Bataillon Khevenhüller (Nr. 35), welches keinen Rückzugsbefehl erhalten hatte und fast ganz vor Jitschin gefangen genommen wurde. Bei den übrigen österreichischen Brigaden stellt sich das Verhältnis der unverwundet Gefangenen zu den Kampfunfähigen genau so wie bei den Sachsen auf 1:5. Es wäre deshalb ungerecht, die Kampfestüchtigkeit der Oesterreicher hinter die ihrer Bundesgenossen zu stellen.

Schlacht von Königgrätz mit eingeschlossen, energischer aus. Was man das Kriegsglück tüchtiger Generäle nennt, besteht zumeist in der Findigkeit, mit welcher sie von den Vorteilen der Lage Gebrauch machen. Friedrich Karl hatte nur insoweit Anteil am Siege, als er seinen Generälen aufgetragen hatte, rücksichtslos nachzudrängen und Jitschin jedenfalls noch am Abend zu nehmen; er selbst aber war mit seinem Hauptquartier noch nicht auf dem Kampfplatze angelangt. So umstrahlt der Ruhm des Sieges von Jitschin unverdient sein Haupt. Dieses Gefecht ist aber einer der entscheidenden Tage für das Emporsteigen Preußens; denn die Niederlage und Flucht des Grafen Clam-Gallas erweckten im ganzen österreichischen Heere das Gefühl, der Krieg sei verloren, und zumal Benedek hegte von da ab nur mehr den Vorsatz, um die Waffenehre zu kämpfen.

Es war Benedeks Absicht gewesen, die 60 000 Mann der Iserarmee an seine feste Stellung Miletin-Dubenetz-Josephstadt heranzuziehen; mit seinem vollständig versammelten Heere von etwa 220 000 Mann gedachte er den Preußen eine Schlacht anzubieten. Die Iserarmee in seiner Stellung erwartend, lagerte er am 29. und 30. Juni auf der Hochebene westlich von der Elbe. Dieser Plan wurde durch die Schlacht von Jitschin vollständig vereitelt, denn die Sachsen und die Division Edelsheim, welche nach dem Kampfe ihren Rückzug auf den Straßen nach Süden antreten mußten, waren vorerst von dem Hauptheere abgedrängt, und die Truppen des Grafen Clam-Gallas, welche die von Benedek gewünschte Richtung nach Osten genommen hatten, kamen kampfunfähig bei den Lagerstätten der Hauptarmee an.

Zwei Straßen wurden von dem geschlagenen österreichischen Armeecorps benützt. Die eine geht gerade nach Osten und führt in drei Meilen nach Miletin, dem Standorte des Corps Erzherzog Ernst, welches bestimmt war, die Iserarmee aufzunehmen. Die andere Straße, etwas nach Südosten gewendet, nimmt über Horschitz die Richtung auf Königgrätz, also gegen den Rücken des österreichischen Heeres. Die ganze Nacht hindurch marschierten die Truppen des Grafen Clam-Gallas auf diesen Wegen. Der Schrecken der Niederlage, die Dunkelheit,

häufige Alarmierungen übten eine niederschlagende Wirkung. Zwischen 7 und 8 Uhr früh kamen endlich die auf der nördlicheren Straße marschierenden zwei Brigaden in Miletin an. Hier fanden sie ihre Kameraden vom Corps Erzherzog Ernst; es war beruhigend für sie, sich mit der Hauptmacht vereinigt zu wissen. Auf der südlichen Straße zogen drei Brigaden, bei ihnen Graf Clam-Gallas selbst. Sie machten auf dem halben Wege nach Horschitz, in Konecchlum, in der Früh Halt, warfen sich zu Tode ermattet in die Felder und ruhten. Den Tag vorher hatten sie einen Marsch gemacht, dann gekämpft, und die ganze Nacht hatte der wenn auch unverfolgte Rückzug gedauert. Jetzt erschienen in ihrem Rücken preußische Garde-Ulanen; Graf Clam-Gallas, der einen Angriff fürchtete, konnte den Seinigen nur eine kurze Ruhe gönnen und führte sie noch am Vormittag nach Horschitz. Die Brigade Leiningen bildete die Nachhut; da sie von feindlichen Reitern umschwärmt war, so mußte sie in Gefechtsform einen angestrengten Marsch machen.

Graf Clam-Gallas hatte eigentlich die Absicht, sein Corps in Miletin und Horschitz lagern zu lassen. Hier sollte es sich ein wenig erholen, für Verpflegung mußte gesorgt, der gelockerte taktische Verband der Abteilungen wieder hergestellt werden. Schon waren die Befehle hiezu abgesendet, da erschienen die preußischen Reiter etwa eine Stunde hinter Horschitz.

Zu allem Mißgeschick für den Grafen Clam-Gallas war die gesamte Reiterei der Oesterreicher und der Sachsen mit dem Fußvolk der letzteren auf der Straße nach Süden abgegangen; sie deckte den Rückzug der Sachsen, welche auf diese Weise unbelästigt dahinzogen[1]). Clam-Gallas hatte keine größere Kavallerieabteilung zur Verfügung, weil die sächsische Reiter-

[1]) In der Rechtfertigungsschrift des Grafen Clam-Gallas wird denn auch gegen Edelsheim nach dieser Richtung ein wenig verhüllter Vorwurf erhoben: „Da sich die 1. leichte Kavalleriedivision, ohne einen Befehl abzuwarten, auf die südlich nach Bidschow führende Straße gezogen und auch die eigene Corpskavallerie sich dorthin verirrt hatte, so fiel der .... Infanterie des Armeecorps daher allein die schwere Aufgabe zu, den weiteren Rückzug auf den beiden Straßen von Horschitz und Miletin in der beständigen Besorgnis, von feindlicher Kavallerie angefallen zu werden, zurücklegen zu müssen." In dem Aufsatze in der „Oesterr. militär. Zeitschrift" 1866 (3. Bd. S. 289) ist dieser Vorwurf unterdrückt.

division, die ihm beigegeben worden war, frühmorgens — es ist nicht klar, durch wessen Schuld — nicht ihm, sondern dem eigenen Fußvolke nachzog. Indessen waren es nur sehr schwache feindliche Reitertruppen, die den Oesterreichern folgten. Auch den Preußen fehlte jetzt ein größeres Corps Kavallerie, da das ihrige immer erst hinter dem Fußvolke zog und, wo es gebraucht wurde, nicht zur Hand war; enthielt doch der an diesem Tage dem Kavalleriecorps erteilte Befehl die seltsame Weisung, neun Kilometer hinter der vordringenden Infanterie nachzurücken. Aber die Besorgnis vor der preußischen Reiterei wirkte auf den österreichischen General so sehr, als wenn sie selbst zur Stelle gewesen wäre. Er versuchte gegen die Verfolger keinen Widerstand, der gewiß von Wirkung gewesen wäre, und befahl seinen zu Tode erschöpften Truppen, von Horschitz aufzubrechen und ihren Rückzug fortzusetzen. Er befand sich nur eine Stunde weit vom Corps Erzherzog Ernst, besaß Anlehnung an ihn und hätte ruhig hinter ihm Bivouacs beziehen können[1]). Clam-Gallas sollte nach den Anordnungen des Hauptquartiers hier am linken Flügel der österreichischen Stellung Halt machen und dem Prinzen Friedrich Karl die Stirne bieten. Er aber verzweifelte an dieser Aufgabe — er glaubte vielmehr, seine Truppen in Sicherheit bringen zu sollen, und gab ihnen das noch drei Meilen entfernte Königgrätz als Ziel an. Die Truppen waren nicht verfolgt, da sie aber die eilige Flucht sahen, glaubten sie, der Feind sei ihnen auf den Fersen, und müde, von der glühenden Sommerhitze belästigt, hungrig, niedergeschlagen machten sie den Weg, der kein Ende nehmen wollte: sie marschierten und kämpften bereits einen Tag, eine Nacht und nun den zweiten Tag. Jeden Augenblick hieß es, die Preußen seien in der Nähe; eine Abteilung alarmierte die andere, und in Scenen voll Niedergeschlagenheit löste sich der Rückzug auf. Dabei benützte das Corps doch eine Straße, die sich bereits im Rücken des Hauptheeres hinzog, so daß es sich eigentlich in vollständiger Sicherheit befand. Endlich erreichte es das Thal der Bistritz und Sadowa.

[1]) Das war offenbar auch anfangs beabsichtigt, wie aus dem Telegramme des Erzherzogs Ernst an Benedek vom 30. Juni 7½ Uhr früh hervorgeht („Oesterreichs Kämpfe" III, S. 215).

Wieder wurde versucht, Halt zu machen, als neue Alarmrufe ertönten. Die meisten Abteilungen, mit ihnen auch Graf Clam-Gallas, eilten nun ohne Aufenthalt bis zur schützenden Festung Königgrätz [1]).

Das war das Ende des Feldzugs des Grafen Clam-Gallas, um dessen willen die allgemeine Meinung in Oesterreich ihn mit schweren Vorwürfen überhäufte. Wie immer, wenn die Fama einen einzigen Mann für ein öffentliches Unglück verantwortlich macht, so that man auch in Beurteilung dieses Generals des Schlimmen zu viel. Als die Stelle im Wallenstein über „Gallas, den Heerverderber" nach dem Kriege zum erstenmal von dem ahnungslosen Schauspieler im Wiener Hofburgtheater gesprochen wurde, durchbrauste plötzlich eine tiefe Bewegung, dann ein erbitterter Applaus das Theater; jahrelang durften diese Worte auf den österreichischen Bühnen nicht gesprochen werden. „Gallas, die Heertrommel, man hört sie nur, wenn sie geschlagen wird," citierten die Witzbolde in den Salons und den Kaffeehäusern Wiens. Graf Clam-Gallas war in der That ein Abkömmling des unglücklichen Generals aus dem Dreißigjährigen Kriege, dessen Güter und Namen mit einer Erbtochter im 18. Jahrhundert an die Familie der Clam gekommen waren. Man brachte den General aus einem großen adeligen Hause, der einer der reichsten Magnaten Oesterreichs war, im ärgsten Sinne in Gegensatz zu Benedek, der alles sich selbst verdankte; ihrem schlechten persönlichen Verhältnisse, dem Ungehorsam des Aristokraten gegen den ehrlichen Haudegen schrieb die schnell geschäftige Sage die Hauptschuld an der Niederlage zu. Diese Auffassung ist, wie aus der früheren Erzählung erhellt, unrichtig, schien aber durch die nächsten Ereignisse bestätigt. Denn Benedek sandte ein Telegramm nach Wien, das

[1]) Vergleiche die Schilderung dieser Flucht in den Berichten des „Times"-Korrespondenten („Interessante Berichte und Schilderungen vom Kriegsschauplatz", S. 55—60). Der Korrespondent der „Times" im österreichischen Lager war übrigens seiner Aufgabe nicht so gewachsen wie der im preußischen Heere; seine Mitteilungen enthalten manches Konfuse. Die Darstellung dieser Vorgänge bei ihm erklärt sich daher, weil er, früh vom Hauptquartier Dubenetz aufbrechend, um allseits Erkundigungen einzuziehen, des Abends gerade in die Flucht des 1. Corps hineingeriet und die Vorgänge im Hauptheere mit denen im genannten Corps zusammenwirft.

seinen Rückzug nach Königgrätz mit der Auflösung des 1. Corps begründete, und hierauf kam der Befehl des Kaisers, Clam-Gallas des Kommandos zu entheben und nach Wien zu schicken, um ihn zur Verantwortung zu ziehen. Denn überall hielt man anfänglich das Verschulden des Grafen Clam-Gallas für größer als billig, da die unseligen Mißverständnisse der letzten Tage noch nicht aufgeklärt waren. In Wien angelangt, mußte er mehrere Tage gewissermaßen in Haft verbringen und verlangte selbst, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; hier aber führte er den Nachweis, daß er die Schlacht von Jitschin keineswegs im Widerspruche mit den ihm gegebenen Befehlen geliefert hatte. Er wurde freigesprochen und der Kaiser richtete an ihn, wie noch genauer zu erzählen ist, ein Schreiben huldvoller Anerkennung, das den durch die Bloßstellung des Grafen tief verletzten hohen Adel beruhigte [1]).

Für sein Verhalten bis zur Schlacht von Jitschin war Graf Clam-Gallas formell schon deshalb nicht zur Verantwortung zu ziehen, weil er unter dem Oberbefehle des sächsischen Kronprinzen stand. Schlimmer steht es mit seinen Maßnahmen auf dem Rückzuge. Sie zeigen eine charakteristische Aehnlichkeit mit der Bedenklichkeit, die ihn nach der Schlacht bei Magenta abhielt, den Weisungen Gyulais zu entsprechen und sich zur Aufnahme des Kampfes am nächsten Tage bereit zu halten. Sein persönlicher Mut war über jeden Zweifel erhaben, denn er bewährte ihn immer wieder im Feuer, aber nach einem unglücklichen Kampfe gab er alles verloren. Die moralische Qualität der Besonnenheit ist aber für den Heerführer wichtiger als selbst die Tapferkeit des Blutes. Nach der Schlacht bei Magenta entschuldigte man ihn — und vielleicht mit gutem Grunde — damit, daß die von ihm befehligten ungarischen Truppen, die, durch die Agitation wider das damals herrschende absolutistische System beeinflußt, nicht mit voller Kraft fochten, nur schwer zu einem erneuerten Kampfe hätten vorgeführt werden können.

---

[1]) Vgl. Anhang Nr. IX. Graf Clam-Gallas erzählt in der Rechtfertigungsschrift, er habe nach seiner Enthebung vom Kommando Benedek gefragt, ob dies auf seine Veranlassung hin geschehe, was dieser in Abrede stellte.

Aber bei Jitſchin kämpften ſeine Soldaten tadellos; und am Tage nach der Schlacht waren es nicht die Truppen, die mittags den hilfloſen Rückzug begannen, ſondern ihr General gab den Befehl zu dem ihre volle Auflöſung herbeiführenden Abmarſche. Uebertriebene Beſorgnis erfaßte ihn und er eilte mit ſeinem Corps in den Rücken der Hauptarmee, fühlte ſich aber auch hier nicht ſicher und marſchierte noch einige Stunden bis unter die Mauern einer Feſtung, die drei Meilen hinter dem in aller Ruhe lagernden Heere Benedeks gelegen war. Es war ein Mißgriff geweſen, ihn nach den Erfahrungen von 1859 mit dem wichtigen Kommando in Böhmen zu betrauen.

VI. Buch.

Am Vorabend der Hauptschlacht.

Der Krieg gegen Oesterreich war in Preußen bis zu den ersten Siegen nicht volkstümlich und hatte in allen Schichten der Gesellschaft, von der königlichen Familie herab, grundsätzliche Gegner. Vergeblich hatte der König in seinem Aufrufe den Geist von 1813 heraufbeschwören wollen; lange wollten sich die Zeichen einer wärmeren Stimmung nicht einstellen. Da geschah es, daß einige Mitglieder der Opposition, Mommsen, Virchow, Twesten u. a., sich bereit erklärten, in das von den Konservativen gebildete Hilfskomitee für die Verwundeten und die Hinterbliebenen der Gefallenen einzutreten. So selbstverständlich dies war, so galt es der Umgebung des Königs doch als ein erfreulicher Schritt vorwärts, und sein Vorleser Schneider eilte in das königliche Schloß, um diese Kunde zu überbringen. Der König war erfreut, und Roon sagte zu ihm: „Das ist so gut wie eine gewonnene Schlacht! Was habe ich Eurer Majestät gesagt: das nasse Stroh fängt an zu brennen.“ Als die Heere auszogen, herrschte in Berlin bange Erwartung, denn man war sich der eigenen Stärke nicht bewußt. Während in Wien jede unverbürgte Siegesbotschaft geglaubt wurde, verhielten sich die Berliner gegenüber den ersten frohen Nachrichten zweifelnd. Vielen schien es unwahrscheinlich, daß die Politik Bismarcks, die doch nach den Anklagen der Redner im Abgeordnetenhause den Staat ins Verderben führen sollte, militärische Erfolge vorbereitet habe. Erst am 29. Juni schwanden die Zweifel. In den

Frühstunden erhielt der König die Telegramme, welche die Siege über Gablenz und Erzherzog Leopold meldeten. „Mein Sohn," sagte der König zu Schneider, „ist glücklicher, als ich in meinen jungen Jahren gewesen bin. Mir war ein solches Kommando und solche Siege nicht beschieden." Aber mit ruhigem Bedachte fügte er hinzu: „Das geht ja im Anfange alles zu gut, wenn es nur so weiter geht. Wir sind noch lange nicht über dem Berg." Gleich darauf kam eine andere, minder günstige Nachricht: die Hannoveraner hatten bei Langensalza gesiegt. Aber sie waren doch so sorgfältig umstellt, daß ihre Kapitulation schon jetzt unabwendbar erschien. Der König, freudig erregt, trat bald darauf ans Fenster und teilte den Umstehenden die Siegesbotschaft aus Böhmen mit. Wie ein Lauffeuer verbreitete sie sich in der Stadt, und der Umschlag der Stimmung war vollständig. Ein Freudentaumel, dessen das kritische Volk der Hauptstadt nicht fähig zu sein schien, ergriff Jung und Alt. Das war zum erstenmal die köstliche, in den nächsten Jahren immer mehr sich steigernde Erregung des Sieges. Schnell waren die Häuser mit Fahnen geschmückt und das Volk wogte unter stürmischen Hochrufen zum königlichen Palais. Während Bismarck und Roon dem Könige Vortrag hielten, trat dieser zu wiederholten Malen an das Eckfenster, um dankend zu grüßen. Dann erschien Hülsen, der Generalintendant der königlichen Schauspiele, auf der Rampe des Palais und verlas unter lautloser Stille den ersten ausführlichen Brief des Kronprinzen vom Schlachtfelde. Es war ein Bericht über das Treffen bei Nachod, welchem der Prinz selbst beigewohnt hatte, und das schlichte, von aller Großsprecherei freie Schreiben entfachte einen Sturm von Begeisterung. Schon in den letzten Tagen war Bismarck, der vielgehaßte, von der Menge freudig begrüßt worden, aber nun trat der Augenblick ein, in dem er als der weitsichtige Urheber des großen Erfolgs zum erstenmal vom Jubel des Volkes getragen wurde. Jetzt wandte sich ihm die Volksgunst zu und drohte ihn zu erdrücken. Als er um 2 Uhr das königliche Palais verließ, machte die Menge Anstalten, die Pferde auszuspannen und ihn im Triumph die Linden hinabzutragen. Rechts und links streckten sich ihm die Hände entgegen, die er fassen und

ſchütteln mußte; Freude zuckte über ſein tief gefurchtes Antlitz. Zwingen hatte er dieſes Volk müſſen, die politiſche Größe des eigenen Staates zu erringen. Eine Adreſſe an den König wurde an verſchiedenen Stellen der Stadt aufgelegt, und Tauſende beeilten ſich, ſie zu unterſchreiben. Noch an demſelben Abend, dem 29. Juni, wurde ſie von dem endloſen Zuge des Volkes in das Palais gebracht und von einer Deputation dem Könige überreicht. Unterdeſſen ſtimmte die Menge das Lied an: Eine feſte Burg iſt unſer Gott! Der König richtete eine ernſte Anſprache an die Verſammelten. Zuerſt ſprach er die Mahnung aus, ſich von den erſten Erfolgen nicht hinreißen zu laſſen, denn ſchwere Opfer ſtünden noch bevor, ein vielleicht langer und blutiger Krieg. Dann betonte er, daß er den Krieg nur nach langem Zögern begonnen habe, und nur zu dem Zwecke, um endlich den ſeit fünfzig Jahren unerträglich gewordenen Zuſtand in Deutſchland zu einem beſſeren zu geſtalten, nicht zu einem einzigen, aber zu einem einigen Deutſchland. Die Menge ſetzte ſich dann in Bewegung und zog zuerſt zum Palaſt des Kronprinzen, wo ſie ein dreifaches Hoch ausbrachte auf den „Beſieger des Corps Gablenz“. Denn nichts erregte die Einbildungskraft mehr, als daß der General, deſſen Name vom ſchleswigſchen Kriege her in ganz Deutſchland mit Achtung genannt wurde, aus dem Felde geſchlagen war. Dann ging es zum Palais des Prinzen Karl, des Vaters des Prinzen Friedrich Karl, und endlich zu den Wohnungen Bismarcks und Roons. Eines Dichters würdig wäre es, zu ſchildern, wie das Volk jetzt zum erſtenmal dem Schöpfer der deutſchen Einheit huldigte; und gewiß iſt manche Bitterkeit und Härte im Weſen Bismarcks dadurch zu erklären, daß ſich bei ihm Geringſchätzung für ein Geſchlecht einſtellen mußte, welches ihm jetzt fluchte, jetzt zujubelte. Einer der Bürger brachte ein Hoch aus auf „Preußens großen Staatsmann und tapferen General auf dem Felde der Diplomatie“, dem ſtürmiſcher Beifall folgte. Bismarck trat mit ſeiner Gemahlin ans Fenſter und antwortete mit dem Hinweiſe auf das Verdienſt des Königs; er erinnerte daran, mit welcher Demut der König ſo lange gezögert hatte, den Krieg zu beginnen. Dann mahnte er, daß Mitbürger ihr Blut auf dem

Schlachtfelde opferten, es sei Pflicht der Zurückgebliebenen, offenes Herz und offene Hand zu haben für die Witwen und Waisen der Tapferen. Er schloß mit einem Hoch auf den König und die Armee. Und während ihm das Volk brausend antwortete, entlud sich das Gewitter am Himmel, das sich unterdessen zusammengezogen hatte. Ein starker Donner rollte über die Häupter der Menge; Bismarck aber rief in der glücklichen Eingebung dieses in seinem Leben einzigen Momentes die Worte hinab: „Der Himmel schießt seinen Salut dazu!" Und neue, dröhnende Jubelrufe stiegen zu ihm hinauf.

König Wilhelm hatte seine eigene und die Ueberzeugung Moltkes ausgesprochen, indem er vor einem Uebermaße des Jubels warnte. Auch war der nahezu siebzigjährige König seinem besonnenen Charakter gemäß nicht fähig noch geneigt, die starken Eindrücke der letzten Jahre und Wochen so rasch zu verwinden. Noch jetzt sprach mitunter ernste Sorge aus seinen Worten, immer war er auf einen Umschlag auf den Schlachtfeldern gefaßt. Selbst in den Zurüstungen für seine Abreise zur Armee zeigte sich seine fast ängstliche Umsicht. Die geheimen Papiere, die er mitnahm, wurden in eine große, starke, unförmliche, mit kräftigen Eisenblechen versehene Kiste gepackt. Das war eine Vorsorge für den Fall des unglücklichen Ausgangs des Krieges; diese Kiste konnte in ihrer Unscheinbarkeit leichter beiseite gebracht werden. Der König hatte in frühester Jugend erfahren, was es heißt, wenn eine Königsfamilie zur Flucht gezwungen ist.

Der Morgen des 30. Juni war zur Abreise des großen Hauptquartiers auf den Kriegsschauplatz bestimmt. Zur Zeit der Abfahrt war die Siegesnachricht von Jitschin noch nicht eingetroffen. Es war also noch nicht bekannt, ob Prinz Friedrich Karl im Geiste des gestern an ihn ergangenen Befehles wirklich mit Macht auf die vor ihm stehenden österreichischen Truppen gedrückt hatte. Bestimmter lauteten die Nachrichten vom Heere des Kronprinzen. Gerade vor der Abfahrt langte ein Telegramm von ihm an des Inhalts, daß seine Truppen die Elbe erreicht

hätten, einen Abschnitt, der sie in die Lage versetzte, sich auch gegen eine Uebermacht zu behaupten. Nun sollte der Kronprinz an der Elbe Halt machen und sich hier gegen einen etwaigen Angriff Benedeks behaupten. Während der Fahrt nach Böhmen wurden die Dinge zwischen dem König und Moltke sorgsam erwogen; von der Zwischenstation Kohlfurt aus sandte Moltke am 30. Juni kurz vor 1 Uhr mittags einen Befehl an die in Böhmen operierenden Armeen, der ihre weiteren Fortschritte regelte. Von der theoretischen Voreingenommenheit des Generals Krismanič für feste Stellungen überhaupt und für die Stellung von Dubenetz im besonderen war er nicht unterrichtet. Doch sah er, daß die Oesterreicher die starke Elbelinie noch immer festhielten; sie wichen noch nicht, obwohl der Kronprinz von Osten her an dem Flusse angelangt war und Prinz Friedrich Karl sich ihm von Westen her eiligst näherte.

Die drei Hauptpunkte der Elbelinie von Norden nach Süden sind Königinhof, Josephstadt und Königgrätz. Josephstadt war der Hauptstützpunkt der österreichischen Armee. Die nördlichste der Elbstädte, Königinhof, war bereits in den Händen des Kronprinzen von Preußen; Königgrätz, die südlichste, hatte bisher im Feldzuge noch keine Rolle gespielt. Wenn jetzt Prinz Friedrich Karl seinen Vormarsch in der Richtung von Königinhof fortsetzte, so konnte er ohne viel Schwierigkeiten die Vereinigung mit der zweiten Armee nördlich von der Macht der Oesterreicher vollziehen. Daß dies durch einzelne Abteilungen, zumal Kavallerie, geschehen mußte, war selbstverständlich. Aber Moltke dachte an Größeres. Das Telegramm aus Kohlfurt überbrachte nämlich an den Prinzen Friedrich Karl den Befehl, gegen den südlichsten Stützpunkt des österreichischen Heeres, Königgrätz, vorzudringen. Das war die Richtung eines etwaigen Rückzuges der Oesterreicher, und indem der Ptinz gegen diese empfindliche Stelle drückte, brachte er seine Gegner in arge Verlegenheit; denn wenn der Kronprinz sich zugleich in seiner Stellung an der oberen Elbe behauptete und die Oesterreicher dort festhielt — so gerieten sie in Gefahr, daß ihnen der Rückzug verlegt werde[1]). In diesem

[1]) Der ganze Befehl lautet in seiner meisterhaften Kürze: „Die

Plane liegt wie im Keime der Gedanke verborgen, den Moltke im französischen Kriege zweimal mit größtem Erfolge ausführte. Genau so operierte er gegen Bazaine, als er ihn in Metz wußte und Truppenmassen in seinen Rücken hinter die Mosel sandte, um ihn einzuschließen; und auch vor Sedan ordnete er eine Gabelung der Armeeabteilungen der Kronprinzen von Preußen und Sachsen an, ließ die Armee Mac Mahons festhalten und gefangen nehmen. Bei der Absendung des Befehls vom 30. Juni 1866 lag der gigantische Vorsatz, die österreichische Armee auf diese Weise zu umzingeln, Moltke gewiß ferne; die Oesterreicher dachten auch gar nicht daran, sich bei Dubenetz umfassen und abschneiden zu lassen. Moltke verfolgte also jetzt wohl nicht denselben Endzweck wie bei Metz und Sedan, aber er handelte doch nach derselben Methode. Damals konnte er übrigens nicht wissen, daß der Feldzug mit ungeahnter Schnelligkeit dem Ende nahe; die Erschütterung der österreichischen Armee sollte in ihrer Gänze erst in der Schlacht von Königgrätz dem Feinde sichtbar werden. In diesem Sinne schrieb Roon am 1. Juli aus Schloß Sichrow an seine Frau: „Ueberhaupt wird unserer rapiden Kriegführung, die uns seit dem 27. bis 30. jeden Tag verschiedene Schlachten gewinnen ließ, ein gemäßigteres Tempo gegeben werden müssen, sonst sterben unsere Leute vor Erschöpfung. Die Vereinigung der beiden Armeen ist bewirkt, wie es scheint; wir können die Ereignisse kommen lassen, wir haben alle Chancen für uns."

Schon bevor Prinz Friedrich Karl den obigen Befehl Moltkes erhielt, ließ er seine Truppen zur Verfolgung der Oesterreicher unter Clam-Gallas aufbrechen und auf den beiden Rückzugsstraßen des Gegners nach Miletin und Horschitz vordringen. Gleichzeitig setzte er sich mit dem Kronprinzen durch seine Kavallerie in Verbindung. Zu dem Zwecke sendete er nördlich um die Stellung der Oesterreicher herum das 1. Gardedragonerregiment unter Oberstlieutenant v. Barner auf Königinhof zu.

---

zweite Armee hat sich am linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten, ihr rechter Flügel bereit, sich dem linken der vormarschierenden ersten Armee über Königinhof anzuschließen. Die erste Armee rückt ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz zu. Größere feindliche Streitkräfte in der rechten Flanke dieses Vormarsches soll General v. Herwarth angreifen und von der feindlichen Hauptarmee abdrängen."

Dieser ließ die Stellung der Oesterreicher eine bis zwei Meilen weit in seiner rechten Flanke und traf auf seinem Wege die vorgeschobenen Reiter des Heeres des Kronprinzen. Freudig begrüßten sich die Kameraden; da die Heere nun Fühlung miteinander hatten, schien das Schwerste überstanden. Mit seiner ganzen übrigen Macht drang Prinz Friedrich Karl, dem Plane Moltkes entsprechend, in der Richtung auf Königgrätz, also in den Rücken der österreichischen Stellung vor. Von der Schlacht bei Jitschin an treten die militärischen Eigenschaften Friedrich Karls voll hervor; seine kräftige Natur, bisher durch mannigfache Bedenken zurückgehalten, trieb ihn dazu, mit der Hauptmacht der Oesterreicher anzubinden. So drängte alles zur Entscheidungsschlacht bei Königgrätz.

* * *

Unterdessen harrte das österreichische Heer in der Stellung von Dubenetz durch zwei Tage, am 29. und 30. Juni, auf den Angriff durch die Armee des Kronprinzen. Mit Spannung blickten die Generäle über das Thal der Elbe hinüber zu den Lagern der Preußen. Sie hofften, daß sich ihr Iserheer, nach glücklich durchgeführtem Rückzuae, vollzählig an die Hauptmacht anschließen und den linken Flügel derselben bilden würde. Groß war daher die Bestürzung, als am Morgen des 30. Juni die erste Kunde von der Niederlage von Jitschin kam. Erzherzog Ernst meldete das Unglück am 30. Juni mit folgendem Telegramm: „Abteilungen des 1. Corps kommen bereits an; dasselbe kampfunfähig; Munitionspark leer; Corps ohne Verpflegung, wird vorläufig hinter uns Biwaks beziehen." Es sollte noch schlimmer kommen; denn einige Stunden später erschienen hinter dem geschlagenen Corps preußische Reiter, den Heranzug der Armee Friedrich Karls verkündend. Es war selbstverständlich, daß das Corps des Erzherzogs allein nicht im stande war, die Preußen aufzuhalten, die an dem Iserheere keinen Widerstand mehr fanden, und äußerst beunruhigend klang das zweite Telegramm des Erzherzogs, das, um 2 Uhr nachmittags abgesendet, die ganze Schwierigkeit seiner Lage kennzeichnete [1]).

[1]) „Oesterreichs Kämpfe" III, S. 216.

Jetzt mußte Benedek einen schnellen Entschluß fassen. Denn seine Stellung — Front gegen Norden und Osten — drohte auf seinem linken Flügel im Westen aufgerollt zu werden; indem Prinz Friedrich Karl mit aller Macht auf Königgrätz vordrang, fühlten die österreichischen Heerführer die ganze Richtigkeit ihrer Verteidigungsstellung gegenüber den strategischen Operationen der Preußen. Die Sachsen und Edelsheim waren abgedrängt und konnten sich im besten Falle auf Umwegen von zwei Tagemärschen mit dem Hauptheere vereinigen, das 1. Corps war nach den eingelangten Schilderungen nahezu aufgelöst. Vor sich, jenseits der Elbe, hatte man die Armee des Kronprinzen und war jeden Augenblick auf einen Angriff von dieser Seite gefaßt. Wohin sich wenden? Nun wäre es zu spät gewesen, einen kühnen Entschluß zu fassen und sich auf einen der beiden Gegner zu stürzen. Das hätte sich am 28. Juni von selbst empfohlen; am 30. aber wäre aller Wahrscheinlichkeit nach das zweite preußische Heer während des Kampfes im Rücken der Oesterreicher erschienen. Jetzt gab es wirklich nur einen, freilich traurigen Ausweg: die Oesterreicher mußten sich durch einen schleunigen Rückzug nach Süden der Umklammerung durch den von Nordost und West andringenden Feind entziehen.

An dieser Stelle erhebt sich die Darstellung des Krieges durch den österreichischen Generalstab zu einer umfassenden Anklage gegen Benedek. Dem Feldherrn, und ausschließlich diesem, wird die Schuld zugemessen an dem Unheil, von dem die Oesterreicher bisher betroffen worden waren. Die Ehre der Armee soll durch diese Darstellung gerettet werden; auch den Unterbefehlshabern wird jeder Vorwurf erspart; Benedek muß nach dieser Auffassung allein die Verantwortung tragen für den unglücklichen Ausgang des Feldzugs. „Zum Zwecke der Deckung der beabsichtigten Operation," so heißt es dort, „waren nacheinander jeder der beiden feindlichen Armeehälften (der Preußen) mehrere Armeecorps vereinzelt entgegengestellt worden, und diese hatten sich, da ihnen nur unklar oder nicht rechtzeitig oder gar nicht die eigentliche Absicht des Armeekommandanten bekanntgegeben ward, auf allen Punkten in außerordentlich blutigen Kämpfen gegen den überlegenen Feind erschöpft. . . . Nach den

darüber angelangten Meldungen war der Gesamtverlust des 6., 10., 8., 4. und 1. Armeecorps, dann der im Kampfe gewesenen zwei Kavalleriedivisionen in den Tagen vom 27. bis 30. Juni auf mehr als 30000 Mann zu schätzen; eine Anzahl Kanonen, mehrere Fahnen und Standarten waren in die Hände des Feindes gefallen. Alle Corps ohne Ausnahme waren ermüdet und erschöpft und durch die bisherigen Mißerfolge wohl auch gebeugt." Die angeführten Thatsachen enthalten ein düsteres, aber wahrheitsgetreues Bild des österreichischen Heeres. Diesen Eindruck hatte man auch im Hauptquartier der Nordarmee. Bei einer Besprechung, der Benedek außer dem Erzherzog Wilhelm, Henikstein und Krismanič diesmal auch die Obersten Neuber [1]) und Križ zuzog, herrschte bereits solche Ratlosigkeit, daß Neuber, der sich bisher, also bis nach der Niederlage, zurückgesetzt sah, in höchster Aufregung das Zimmer verließ. Der Erzherzog eilte ihm nach und gab sich vergeblich Mühe, ihn zu beruhigen, denn Neuber gab schon damals die Sache Oesterreichs verloren. Benedek selbst fühlte sich von allem, was geschehen war, niedergeschmettert. Er, der Feldherr, hatte noch nicht ein einziges Mal in den Kampf eingegriffen, und die einzelnen Heeresteile waren der Reihe nach geschlagen. Wieder mußte er, am 30. Juni um 3 Uhr nachmittags, einen Rückzugsbefehl an sein Heer aussenden, und diesmal einen solchen, wie er nach einer Niederlage zu erfolgen pflegt. Die Stunde des Abmarsches war 1 Uhr nach Mitternacht; alle Trommel- und Hornsignale waren zu vermeiden, auf daß der Feind der ihm entweichenden Armee nicht nachsetze. Das Ziel war eine feste Stellung bei Königgrätz. Vier Straßen führten südwärts dahin; man verließ die Hochebene von Dubenetz, stieg hinab in das Bistritzthal und nahm auf den jenseitigen Höhen aufs neue Stellung. Das war der nächste Ausweg. Das Hauptquartier sollte nach Königgrätz verlegt werden. Die entscheidende Folge dieses Rückzuges war, daß mit ihm alle Verbindungsstraßen zwischen Jitschin und Königinhof den Preußen geräumt waren. Nicht bloß auf Umwegen, mit ihrer ganzen Front konnten ihre beiden Heere,

[1]) Vgl. Anhang Nr. XX.

wenn sie wollten, die Vereinigung vollziehen. Benedek fühlte sich verpflichtet, den Unterbefehlshabern diesen Entschluß näher zu begründen; er that dies in einem Erlaß, der an ihre Hingebung mit Ernst und Strenge appellierte und mit den Worten schloß: „Ich verlange von der ganzen Armee die schwierigste Probe ihres vortrefflichen Geistes, die Zügelung ihrer Kampfbegierde, die Ertragung vielleicht noch einiger Beschwerden — hoffe aber, daß die Armee diese Probe glänzend bestehen wird, so wie sie bisher überall, wo sie mit dem Feinde gekämpft, die glänzendste und über jedes Lob erhabene Tapferkeit bewährt hat."

* * *

Das strenge Urteil des offiziellen österreichischen Werkes über Benedek sieht ganz von den Beweggründen ab, die ihn und Krismanič in den ersten Tagen des Feldzuges leiteten. Sie hatten ganz richtig erkannt, daß es vor allem gelte, über eines der beiden preußischen Heere mit ganzer Macht herzufallen; sie wählten sich für ihren Angriff das Heer des Prinzen Friedrich Karl zum Ziele, aber dieses konnte nicht mehr erreicht werden. Davon wollte Benedek am 28. Juni nicht abgehen, obwohl nicht bloß an Krismanič, sondern auch an ihn Vorschläge herantraten, sich gegen den Kronprinzen zu wenden; denn der Feldzeugmeister gehörte nach dem Urteile eines Offiziers seines Hauptquartiers zu den Charakteren, die unter der Herrschaft ihres ersten Entschlusses stehen. Gar schonend drückt dies Moltke in der amtlichen Geschichte des Krieges von 1866 mit der Bemerkung aus, der Feldzeugmeister habe seinen „an sich richtigen Gedanken mit der unerschütterlichen Festigkeit im Auge behalten, die eine der schönsten Eigenschaften für den tüchtigen Kriegführer ausmacht".

Diejenigen, die Benedek darob wie einen Schulknaben beurteilten und behandelten, sollten übrigens bedenken, daß seine Ansicht während des Krieges und unmittelbar danach von militärisch geschulten Kritikern geteilt wurde, und dies zu einer Zeit, da man seinen eigentlichen Plan noch nicht kannte. Kurze Zeit nach dem Feldzuge, bevor noch eine aktenmäßige Darstellung des Krieges vorlag, gab der preußische Generallieutenant

Williſen den vierten Band ſeiner „Theorie des großen Krieges“ heraus, und hier hielt er Benedek vor, daß er ſich nicht auf den Prinzen Friedrich Karl geworfen habe; ſo hätte er zuerſt ihn und dann den Kronprinzen beſiegen können[1]). Und ein wenig ſpäter wird derſelbe Tadel in einem Aufſatze ausgeſprochen, den man lange Zeit, wenn auch irrigerweiſe, dem Prinzen Friedrich Karl ſelbſt zuſchrieb; der Eſſay mag wohl in ſeiner Umgebung entſtanden ſein. Am bedeutungsvollſten aber iſt es, daß, wie bereits mehrfach erwähnt wurde, General v. Schlichting die Kriegsabſicht Benedeks für den beſterwogenen unter den möglichen Plänen hält. Dieſe Zeugniſſe geben zu denken; der Irrtum, den Benedek beging, indem er vor allem das zuerſt in Böhmen einbrechende Heer aufſuchen wollte, lag alſo nicht ſo ferne. Krismanič führte beſonders einen Grund an, der ihn beſtimmte, von einem Angriffe auf die die Päſſe durchziehenden Corps des Kronprinzen abzuſehen. Er beſorgte, dieſen Feind in feſten Stellungen zu finden, und erklärte ſohin: „Im Gebirge laſſen ſich für uns keine entſcheidenden Erfolge erringen.“ Vielleicht ſpielte da die Rückſicht auf die eigene Kavallerie mit, die man der preußiſchen für überlegen hielt und die in hügeligem Terrain nicht voll verwendet werden konnte.

Offenbar wurden die öſterreichiſchen Heerführer durch die Energie überraſcht, mit der Moltke das Vordringen der beiden preußiſchen Heere und ihre endliche Vereinigung betrieb. Benedek glaubte, wie ſein am 26. Juni an den Kaiſer gerichteter Brief beweiſt, einige Tage Zeit zu haben, um ſeine Armee zuerſt um Joſephſtadt ſammeln zu können; dann erſt ſollte der große

[1]) Williſen war ein Feind der umfaſſenden Angriffe und fand es bedenklich, daß Moltke ſie 1866 anwendete. „Was wäre wohl geſchehen,“ ſchreibt er in jenem Werke S. 259, „wenn die Oeſterreicher ſich zunächſt hinter der ungeheuer ſtarken Elbelinie nur mit geringen Kräften abwehrend verhalten und dagegen alle ihre disponiblen Kräfte zuſammengenommen und ſie dem Prinzen Friedrich Karl in raſchem Angriffe entgegengeführt hätten? Wäre Steinmetz nicht vor Joſephſtadt und Königgrätz ſtehen geblieben? Wir glauben es ſicher. Hätte das 1. und das Gardecorps durch die Hochgebirge bei den von einiger Infanterie und viel Artillerie verteidigten Uebergängen der oberen Elbe dem Prinzen Friedrich Karl rechtzeitig zu Hilfe kommen können? Wir glauben es kaum. Und wenn dann nach einem Siege über den Prinzen Friedrich Karl die öſterreichiſche Hauptmacht aus Joſephſtadt herausgebrochen wäre, lag da nicht wieder ein Erfolg mit der Uebermacht zur Hand?“

Schlag gegen den Feind geführt werden. Thatsächlich wurden die Kriege von 1848 und 1849, dann der Feldzug in der Krim und der Kaiser Napoleons 1859 in Italien auch von dem Sieger bedächtig geführt und es vergingen nicht selten Tage und Wochen, bis zu einem neuen Streiche ausgeholt wurde. Jetzt aber stand man einem Feinde gegenüber, der ohne Uebereilung, aber mit vollster Ausnützung der Zeit dem Erfolge zustrebte; selbst die Bewegungen eines Generals wie Prinz Friedrich Karl schienen Moltke zu langsam. Thatsächlich irrten sich die österreichischen Heerführer in ihren Berechnungen über den Anmarsch des Feindes nur um einen oder zwei Tage; so viel Zeit glaubten sie noch vor sich zu haben, bevor sie selbst die Initiative ergriffen. Wenn sie indessen diesen Gegner besiegen wollten, dann mußten sie sofort und mit nicht zu überbietender Schnelligkeit ein feindliches Heer um das andere aufsuchen und schlagen. Wer vermöchte jedoch mit vollster Bestimmtheit zu sagen, daß solche rasche Entschlüsse alle die anderen Vorteile wett gemacht hätten, welche das preußische Heer auf seiner Seite hatte?

Es wäre ein Wagnis, bestimmen zu wollen, welche Folgen ein rechtzeitiger Angriff Benedeks auf Steinmetz bei Skalitz herbeigeführt hätte. Wäre dieser auch zurückgeworfen worden, so standen noch die übrigen Corps des Kronprinzen im Felde, und nur mit Blitzesschnelle geführte Schläge konnten hindern, daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl in diese Kämpfe eingriff. Jede weitere Vermutung greift auf das Feld der zahllosen Möglichkeiten des Geschehens über, auf Rätsel, an deren Lösung ein nüchterner Verstand sich nicht wagt.

Ueber die Frage, welche Aussichten die Oesterreicher bei einer kühneren Kriegführung gehabt hätten, sprach sich später Moltke aus, der, wenn auch in dieser Frage selbst Partei, ein wenn auch zurückhaltendes, doch höchst beachtenswertes Urteil fällt. Er stimmt denjenigen zu, welche sagen, daß Benedek am besten gethan hätte, mit allen Kräften gegen eine der beiden Armeen, *welche immer*, vorzugehen; aber er meint, daß es für das österreichische Heer überhaupt zu spät war, noch einen den Feldzug entscheidenden Sieg zu erfechten: dazu standen sich die beiden preußischen Armeen zu nahe. Benedek besaß zwar

die inneren Linien, aber die beiden Gegner konnten sich doch schon gegenseitig unterstützen. Die ganze Stelle, welche in wenigen Worten die Sachlage klar auseinandersetzt, lautet: „Um die Vorteile der inneren Operationslinien auszunützen, muß man notwendig so viel Raum haben, daß man dem einen Gegner auf mehrere Märsche entgegenrücken kann und Zeit behält, sich sodann erst dem anderen zuzuwenden. Wird dieser Raum wesentlich verengt, so entsteht die Gefahr, daß man es mit beiden zugleich zu thun bekommt. Eine Armee, die auf dem Schlachtfelde in Front und Flanke angegriffen ist, steht auch auf den inneren Operationslinien, aber der strategische Vorteil ist in den taktischen Nachteil umgeschlagen." [1])

Es ist freilich zu beachten, daß Moltke den Beweis führen wollte, die preußischen Armeen seien in Böhmen keiner Katastrophe gegenübergestanden. Er wurde nach dem Kriege heftig angegriffen, weil er das Heer durch den getrennten Einmarsch einer Niederlage ausgesetzt hätte, und darauf antwortete er mit den obigen Erwägungen. Natürlich entlastet dieses nachträgliche Urteil die österreichische Heeresleitung nicht von der Pflicht, die ihr am 28. Juni oblag, sich mit überlegenen Kräften auf Steinmetz zu stürzen und den Feldzug mit einem Siege zu eröffnen. Benedek selbst konnte sich späterhin nicht der Wucht der Gründe erwehren, die gegen seine Kriegführung sprachen. Freund und Feind haben ihm seine Versäumnisse mit gleicher Schärfe vorgehalten. Als er mehrere Jahre nach dem Kriege mit seinem früheren Waffengefährten Kuhn über den Feldzug sprach und des über ihn hereingebrochenen Unglücks gedachte, erwiderte ihm dieser mit der ihm eigenen schonungslosen Offenheit: „Freund, das war dein Fehler, daß du den preußischen

[1]) „Der Feldzug in Deutschland", S. 99. Fast wörtlich ist diese Erwägung bereits in dem Artikel des „Militärwochenblatt" zu lesen (1867, Nr. 18), durch welchen Moltke die Angriffe widerlegte, die in dem mehrfach citierten und dem FZM. Nagy zugeschriebenen Aufsatze gegen seine Kriegführung erhoben wurden. Dort heißt es: „Verengt sich aber dieser Raum (wie es fast vom Beginn der Operationen an der Fall war) in dem Maße, daß man den einen Feind nicht mehr angreifen kann, ohne Gefahr zu laufen, es zugleich mit dem anderen zu thun zu bekommen, der uns in Flanke oder Rücken anfällt, dann verkehrt sich der strategische Vorteil der inneren Operationslinie in den taktischen Nachteil des Umfaßtseins im Gefecht."

Kronprinzen nicht am 28. Juni angegriffen hast." Benedek aber unterließ jede Erwiderung und brach niedergeschlagen das Gespräch ab.

* * *

Am schwersten muß es Benedek gewesen sein, das Scheitern aller seiner Operationen dem Kaiser mitzuteilen. Er that dies in einem Telegramm vom 30. Juni, das eben wegen seiner Kürze den niederschlagendsten Eindruck machen mußte; es lautete: „Débâcle des 1. und sächsischen Armeecorps nötigt mich, den Rückzug in der Richtung von Königgrätz anzutreten. Hauptquartier morgen dort in der Nähe." Dieses Telegramm, welches die österreichische Regierung wahrheitsgemäß veröffentlichte, stellte die Dinge düsterer dar, als sie lagen[1]). Denn die Sachsen hatten sich in aller Ordnung aus der Schlacht von Jitschin zurückgezogen; auch das 1. österreichische Corps war, wie sich glücklicherweise nach zwei bis drei Tagen erwies, nicht ganz so zertrümmert, als dem Kaiser unter dem Eindruck der ersten Nachrichten mitgeteilt wurde. Diese Meldung aber beweist, daß Benedek seine Lage für verzweifelt hielt, daß die übertriebenen Nachrichten vom Corps Clam-Gallas seinen Blick zur Abmessung des hereingebrochenen Unglücks getrübt hatten. Im Grunde gab er selbst alles verloren; wörtlich traf alles ein, was er dem Kaiser warnend gesagt, als ihm das Kommando gegen seinen Einspruch übertragen worden war. Welche Fehler er auch begangen hatte, so fühlte er sich doch rein von dem Vorwurfe, sich unbesonnen zu seinem Amte gedrängt zu haben. Hart vor dem Rückzuge schreibt er seiner Gattin, daß er ruhig im Gemüte sei und sich Gottes Willen demütig beuge. Er erinnert sie daran, wie er dem Kaiser gesagt habe, daß er ihm, wenn er es verlange, seine bürgerliche und militärische Ehre zum Opfer bringe. „Wie und warum die Armee, von der alle Abteilungen bisher die größte Todesmutigkeit bethätigt haben, in solch verzweifelte Lage gekommen, das wirst Du jeden-

[1]) Die sächsische offizielle Darstellung des Feldzugs protestiert mit Recht gegen den in diesem Telegramm gebrauchten Ausdruck Débâcle, Auflösung aller Ordnung.

falls tausendfältig lesen und hören, wahr und falsch, ich aber verliere darüber kein Wort.... Möglich, daß ich Dich noch wiedersehe. Wäre zwar besser, wenn mich eine Kugel träfe, aber ich wollte selbst eine Schmach erleben, wenn ich damit dem Kaiser und der Armee noch einen letzten Dienst erweisen kann."

Kaiser Franz Joseph war durch die Berichte Benedeks nur unvollkommen über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze unterrichtet. Er hatte die ganze Unruhe durchzuleben, welche der Wechsel der Entschlüsse seines Hauptquartiers hervorrufen mußte. Seine Besonnenheit wurde auf eine harte Probe gestellt. Viel Mühe hatte es gekostet, bis das gewissenhafte Zögern des erwählten Feldherrn überwunden, dann bis dieser zum Handeln gedrängt war. Doch als Benedek mitten in der Flut der Ereignisse stand, war plötzlich die Hoffnung in ihm aufgelodert; ihr trügerischer Schimmer erweckte den Sanguinismus des vom Glücke verwöhnten Soldaten. Seine Berichte vom 27. und 28. Juni mußten den Kaiser geradezu irreführen: am Abend der Niederlage Rammings bei Nachod hatte er — zu eilig nach den ersten Eindrücken — von einem Erfolge berichtet; dann fügte er am nächsten Tage noch einen freudigen Brief über den Sieg von Trautenau hinzu. Ja noch am Abende der dreifachen Niederlage von Skalitz, Trautenau-Soor und Münchengrätz kam das zuversichtliche Telegramm an [1]), in dem er anzeigte, er werde am nächsten Tage mit seiner Hauptmacht gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl aufbrechen und die Entscheidung an der Iser suchen. Dann freilich folgte Schlag auf Schlag. Zuerst am 29. die Meldung, der große Angriffsplan sei aufgegeben, die Stellung von Dubenetz bezogen; nun erwartete man in Wien eine große Schlacht, aber sie erfolgte nicht, vielmehr meldete der Armeekommandant, daß die Zertrümmerung des 1. und des sächsischen Corps ihn nötige, sich nach Königgrätz zurückzuziehen, und damit konnte an der Schwere der Unfälle nicht mehr gezweifelt werden.

Unmittelbar nachdem dieses letzte Telegramm am 30. Juni

[1]) Siehe Band II, S. 105.

um 6 Uhr abends in Wien angelangt war, hielt der Kaiser mit seiner nächsten Umgebung Rat. Die Minister Mensdorff, Esterhazy und Franck, ferner Graf Crenneville, sowie der Flügeladjutant des Kaisers, Oberstlieutenant v. Beck, konnten ihrem Herrscher nach dem Geschehenen wenig Tröstendes sagen. Man konnte nicht zweifeln, daß die Siege, die in Berlin gefeiert wurden, wirklich Niederlagen des österreichischen Heeres seien, daß die Dinge fast unheilbar schlimm stünden. Wiewohl noch keine Klarheit über den Grad des Unheils herrschen konnte, wurde doch beschlossen, zum letzten Hilfsmittel zu greifen. Es blieb nichts übrig, als den eigenen Stolz zu beugen und die Vermittlung Frankreichs anzurufen. In dem Vertrage vom 12. Juni zwischen Oesterreich und Frankreich war bereits die Abtretung Venetiens als Dank für die Neutralität Kaiser Napoleons versprochen worden, aber das Wiener Kabinett nahm im stillen an, dazu werde es erst nach einem großen Siege in Deutschland kommen; an dieser Hoffnung konnte indessen jetzt nicht mehr festgehalten werden. Napoleons Dazwischentreten konnte man nur um einen hohen Preis erkaufen; Venedig war der Lohn, der sofort zu zahlen war. Wahrscheinlich wurde schon an diesem Abend der endgültige Beschluß gefaßt, die Südprovinz ohne weiteres abzutreten, um freie Hand wider Preußen zu bekommen. Dies wurde dem Fürsten Metternich nach Paris eröffnet, er hatte aber zugleich anzukündigen, daß Oesterreich sich noch nicht verloren gebe, sondern es noch auf eine Hauptschlacht ankommen lassen werde[1]). Auch die öffentliche Meinung in Oesterreich mußte auf diese Wendung vorbereitet werden. In der Wiener „Presse" vom 2. Juli wurde ein Artikel veröffentlicht voll geheimnisvoller Andeutungen, für die bald Aufklärung kam.

Aber wichtiger als diese Schritte war das, was sich auf dem Kriegsschauplatze selbst zutrug. Kaiser Franz Joseph hegte in diesen Tagen die Absicht, selbst den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen. Bevor er aber nach Böhmen abging, wollte er durch eine Persönlichkeit seines Vertrauens genaueren Einblick

[1]) Sybel, V, S. 161.

in die Sachlage gewinnen. Zu diesem Zwecke schickte er noch an demselben Abend den Oberstlieutenant v. Beck, den späteren Generalstabschef der Armee, auf den Kriegsschauplatz. Gegen 10 Uhr wurde dann noch an Benedek ein Telegramm abgesendet, das, ohne eine bestimmte Anordnung zu enthalten, überaus ehrenvoll ist für den Herrscher und sein Verhältnis zu dem geschlagenen Feldherrn. Der Monarch mußte sich sagen, daß die anfängliche Weigerung Benedeks, den Oberbefehl zu übernehmen, wohl begründet gewesen war, daß ferner nicht bloß dessen Bestellung, sondern auch die einer Anzahl seiner Unterbefehlshaber unglücklich gewesen sei. Je härter das Reich und die Armee dadurch betroffen wurden, desto achtenswerter sind die Worte des Trostes und der Ermutigung, die der Kaiser in dieser schweren Stunde an Benedek richtete. Er beklagte sich nur darüber, daß sein General ihn ungenügend unterrichtet habe, sonst versicherte er ihn seines ungeminderten Vertrauens. Das Telegramm lautete: „Obschon seit Ihren Berichten vom 27. und 28. v. M. aus Josephstadt, dann der telegraphischen Meldung vom 29. aus Dubenetz das Resultat der Operationen mir unbekannt ist, so habe ich — trotz der Nachricht bezüglich des auf Königgrätz nötig gewordenen Rückzuges — das feste Vertrauen, daß Ihre energische Führung demnächst günstige Erfolge erzielen und Ihre Kraft die Ordnung erhalten wird." Es ist oft bemerkt worden, daß die Fürsten aus dem Hause Habsburg sich erst im Unglück ganz erprobten; ihr Verhalten nach schweren Niederlagen, mitten im drohenden Zusammensturz macht dann vergessen, was ihre oft mehr gefügigen als gewissenhaften Ratgeber verschuldet hatten. In der Erkenntnis, daß die Generäle nicht die alleinige Schuld an den Niederlagen trugen, entzogen sie ihnen selten ihre Gnade. In diesem Geiste handelte Kaiser Franz Joseph.

Der österreichische Oberbefehlshaber hatte die gütigen und tröstenden Worte seines Herrschers sehr notwendig. Denn in dieser Unglücksnacht verließ das gesamte Heer das Feldlager bei Dubenetz, um mit seinem ungeheuren Trosse den Rückzug nach Königgrätz anzutreten. Da mehr als 150000 Mann auf wenigen Wegen abrückten und die Mannszucht mannigfach ge-

lockert war, so trat neue Verwirrung unter den marschierenden Truppen ein. Dazu kam, daß das Armeekommando es unterlassen hatte, jedem Heereskörper eine bestimmte Stunde des Aufbruches vorzuschreiben; die Befehlshaber der auf eine Straße angewiesenen Armeecorps erhielten den Auftrag, sich darüber zu verständigen. Die Züge verwickelten sich infolge dessen und stockten bald; auf manchen Straßen glaubte eine Kolonne in der nächsten einen Feind zu sehen. Zum Glücke wußten die preußischen Befehlshaber nichts von dem Abzuge der Oesterreicher und drängten nicht nach; aber auch ohnedies war das Wirrsal an manchen Stellen unbeschreiblich. Der Marsch von zwei bis drei Meilen, der nach den überstürzt ausgearbeiteten Befehlen am Morgen des 1. Juli beendet sein sollte, wollte für einzelne Armeecorps kein Ende nehmen. Sie konnten sich oft stundenlang, da die Trains ihre Wege kreuzten, nicht vom Platze rühren. Sie waren noch am nächsten Morgen, viele Abteilungen noch am Nachmittag des 1. Juli auf dem stets unterbrochenen und wieder aufgenommenen Marsche. Die Generäle aber waren in Verzweiflung: einige konnten ihre Truppen erst nach achtzehnstündiger Marschdauer in ihre neuen Lagerplätze führen. Erst am Abend des 1. Juli fand sich die ganze Armee im Lager vor Königgrätz zusammen.

Benedek war mit seinem Hauptquartier um 2½ Uhr morgens aufgebrochen. Er sah die Verwirrung, die Stockungen und Kreuzungen, sah, wie die Truppen sich gegenseitig alarmierten; es bestand die Gefahr, daß die Preußen, vielleicht durch die den Oesterreichern folgenden Reiterpatrouillen benachrichtigt, des Morgens aufbrechen und sein Heer zur Schlacht nötigen könnten: er hätte ihnen in diesem Falle an manchen Punkten nur eine ungeordnete Masse entgegenstellen können. Aeußerlich zwar behielt er wie im Lager vor Dubenetz seine Ruhe. Er hatte sich schon hier zu einer gewaltsamen Lustigkeit genötigt, die seine Umgebung aufrichten sollte, die jedoch einen unbeschreiblich peinlichen Eindruck machte. „Laßt doch die Köpfe nicht gleich hängen und erzählt mir lieber lustige Geschichten!“ rief er den ernsten und stummen Offizieren seiner Umgebung zu. Auf dem Rückzuge nun kam er mit seinem Gefolge im

grauenden Morgen so nahe an dem Feind vorbei, daß, wenn dieser nachdrängte, das Hauptquartier in Gefahr war, gefangen genommen zu werden; da aber schlug sein kühnes, zu jedem verwegenen Abenteuer bereites Temperament wieder durch und in Erinnerung an ähnliche Lagen während seiner früheren Feldzüge riß er seine Umgebung durch seine unerschrockene Haltung mit sich fort. Die ihn so sahen, wußten nicht, daß er innerlich gebrochen sei und daß er die demoralisierenden Folgen dieses fluchtähnlichen Rückzuges auf das Heer ebenso schwer und noch schwerer anschlage als sein Generalstab. Weiter nach Königgrätz zu führte die Straße an eine Stelle, wo sie vollständig durch einen quer sich vorlegenden Höhenzug beherrscht wird. Es waren dies die verhängnisvollen Hügel mit Chlum und Lipa im Mittelpunkt, und es sprang in die Augen, daß diese Höhen sich trefflich zu einer Verteidigungsstellung eigneten. Benedek und sein Stab machten Halt und unter diesem Eindruck tauchte der Plan auf, den Rückzug nicht bis hinter die Elbe fortzusetzen, sondern sich hier so gut wie möglich zu verschanzen und den Feind zu erwarten. So durchmaß Benedek im Weiterreiten zum erstenmal das für Oesterreich verhängnisvolle Schlachtfeld von Sadowa — in einer Stimmung, die eigentlich bereits alles verloren gab. In Königgrätz angelangt, in dessen Vorstadt er sein Hauptquartier aufschlug, traf er das gnädige Telegramm des Kaisers und bald darauf dessen Abgesandten, Oberstlieutenant v. Beck. Dieser hatte, da er in Pardubitz zurückgehende Abteilungen des Corps Clam-Gallas traf, ungünstige Eindrücke über den Zustand dieser Heeresteile empfangen; noch niederschlagender war die Schilderung, die ihm Benedek von der Lage und von dem Zustande seines Hauptquartiers gab. „Er fand den Feldzeugmeister", so sagt ein zuverlässiger Bericht über die nächsten Erlebnisse [1]), „für seine Person gefaßt, er sei, so sagte er ihm, auf Absetzung, selbst auf Kriegsgericht vorbereitet; dagegen machte er aus seiner ver-

[1]) Ich wiederhole hier die in „Benedeks Nachgelassenen Papieren" S. 372 gegebene Darstellung, welche die Erzählung des österreichischen Generalstabswerkes berichtigt (den ersten vier Auflagen des „Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland" liegen die Angaben des offiziellen Werkes zu Grunde).

zweifelten Stimmung, was die Kriegsaussichten betraf, kein Hehl. Darauf wurde, noch am Vormittag des 1. Juli, ein Kriegsrat zusammenberufen, dem außer dem Feldzeugmeister und Beck auch Henikstein, Krismanič und Kříž, und gewissermaßen als Protokollführer der Adjutant Benedeks, Müller, beiwohnten. Ein weiterer Rückzug schien unausweichlich, und Oberstlieutenant v. Beck entwickelte den Gedanken, daß das Heer sobald als möglich, also schon am 2. Juli, hinter das deckende Knie der Elbe zu führen sei. Die Anwesenden stimmten dem Plane zu, daß die Armee im Raume Pardubitz-Kolin Aufstellung nehmen solle. Für den Fall, daß die Preußen auch hier mit Erfolg nachdrängen sollten, wäre, diese Ansicht führte Beck aus, der weitere Rückzug nicht nach Olmütz, sondern auf Wien einzuschlagen. Betreffs der Richtung des Rückzuges von der Elbe aus waren die Meinungen jedoch geteilt.

Noch während der Beratung forderte Benedek den Abgesandten des Kaisers auf, dem Herrscher sofort zu telegraphieren, er möge um jeden Preis Frieden schließen. Beck erklärte jedoch, daß ihm die Lage der Dinge nicht so bekannt sei, als daß er einen so verantwortungsschweren Rat erteilen könne. Solche Verantwortung könne nur der Armeekommandant auf sich nehmen. Dazu erklärte sich der Feldzeugmeister bereit, und Beck schrieb und chiffrierte hierauf nach dessen Weisungen folgendes Telegramm, das um halb zwölf Uhr vormittags abging:

„Bitte Eure Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen. Katastrophe der Armee unvermeidlich. Oberstlieutenant v. Beck geht gleich zurück."

So tiefen Eindruck auch diese Botschaft auf den Kaiser machte, so hielt er sich doch in dieser schweren Stunde aufrecht, ja er erachtete selbst den bereits unwahrscheinlichen Sieg auf dem Schlachtfelde noch für möglich. In Kaiser Franz Joseph sträubte sich alles gegen die schwere ihm zugemutete Demütigung, die allen Traditionen seines Hauses widersprach. Indem er sich vielmehr entschloß, es noch auf den Ausgang einer Schlacht ankommen zu lassen, handelte er als Erbe von Fürsten, die auch in der düstersten Lage sich den Mut nicht beugen ließen. Daß die Annahme einer Hauptschlacht seine Absicht war, geht auch

aus der oben erwähnten, an den Fürsten Metternich abgeschickten Depesche hervor. Es schien nichts übrig zu bleiben, als mit Würde die Niederlage zu tragen und dann den Sturm über sich ergehen zu lassen. In diesem Sinne erging nach zweistündiger Pause um 2 Uhr mittags an Benedek eine telegraphische Antwort des Kaisers. Dieser schrieb selbst die Sätze nieder: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Wenn Rückzug nötig, ist derselbe anzutreten." Sein Generaladjutant, Graf Crenneville, fügte noch die Frage hinzu: „Hat eine Schlacht stattgefunden?" Dieser Zusatz fand die Billigung des Kaisers, in dessen Namen dann die Depesche abgesendet wurde.

Ob sonst noch eine Weisung an Benedek erfolgte, ist nicht bekannt geworden[1]). Aber jene Zeilen genügen. Der letzte Satz ist eine Frage, die fast einen Wunsch bedeutete. Um trotzdem auf seiner Ansicht zu beharren, dazu hätte es eines zäheren Charakters bedurft, Benedek aber besaß nicht mehr die Freiheit seines Entschlusses. Wohl enthielt sich der Kaiser der Anweisung zu einer Schlacht, denn bei Uebernahme des Kommandos war ja Benedek ausdrücklich zugestanden worden, daß er die Operationen nach seinem Ermessen leiten könne, unabhängig von Aufträgen aus Wien. Sein also war die Verantwortung, er konnte eine Schlacht annehmen oder auch das Heer von der Elbe, wo er keinen Sieg erhoffen konnte, zurück nach Mähren oder nach Wien führen. Benedek schwankte: die Waffenehre gebot das Totenopfer der Schlacht, jede andere menschliche und militärische Erwägung den Rückzug. In dem letzteren Falle konnte ja auch das Heer des Erzherzogs Albrecht für den Norden verfügbar werden. Auf jeden Fall ritt er vorerst hinaus, um zum zweitenmal und genauer jenen Hügelkranz zu besichtigen, auf dem das Heer zur Schlacht aufzustellen war. Von drei Offizieren begleitet, eilte er zuerst nach Trotina an die Elbe, an die sich sein rechter Flügel lehnen sollte, ritt dann gegen Chlum und Lipa, wo er selbst nächst dem Centrum zu kom-

[1]) Der österreichische Generalstab ergriff später zweimal das Wort, um zu konstatieren, daß Benedek die Schlacht auf eigene Initiative, ohne Befehl von Wien erhalten zu haben, annahm. Dies geschah in der „Neuen Freien Presse" vom 24. Nov. 1868 und in dem unmittelbar nach Benedeks Tode erschienenen Artikel des „Pester Lloyd" vom 6. Mai 1881.

manbieren gedachte, und von da nach Prschim und Problus — auf diese Weise die zwei Meilen lange Linie durchmessend, auf der das österreichische Heer zwei Tage später den Todeskampf aufnehmen sollte. Und wieder erfreuten sich Benedeks Begleiter seiner äußerlich ungebrochenen Elastizität. Er war seit dem Abend des vorigen Tages 17 Stunden zu Pferde gewesen, ohne Ermüdung zu verraten.

Immer noch überwog indessen, als er wieder nach Königgrätz zurückkehrte, in ihm die Absicht, das Heer durch den Rückzug nach Mähren zu retten. Das mag auch der Sinn der an seine Gattin gerichteten Worte sein, daß er selbst eine Schmach auf sich nehmen wolle, wenn er damit dem Kaiser und der Armee einen Dienst erweisen könne. Alles erwägend, glaubte er am besten zu thun, indem er die Armee sofort nach Olmütz zurückführte. Seine Umgebung teilte diese Anschauung; Henikstein wenigstens hat ihr zugestimmt[1]). Benedek meldete seine Absicht auch um 11 Uhr nachts dem Kaiser in einem ausführlichen Telegramm, das etwas ruhiger klang als die hoffnungslose Depesche vom Vormittag. Unterdessen war nämlich, bis zum Abend, die gesamte Armee in die Stellung auf den Höhen von Chlum und Lipa eingerückt. Kein weiterer Unfall war eingetreten, und sowie die Truppen sich in den ihnen angewiesenen Feldlagern niederließen, stellte sich die altgewohnte Ordnung wieder her; der unzerstörbare soldatische Geist der Armee äußerte sich darin, daß man sie wieder, wenn sie ausgeruht war, gegen den Feind führen konnte. Der telegraphische Bericht Benedeks schilderte zuerst die Verfassung der einzelnen Corps, nichts von ihrem arg erschütterten Zustand verschweigend. „Glücklicherweise drängt der Feind heute bis zur Stunde nicht," heißt es dann, „ich lasse daher morgen die Armee ruhen und den Train zurückdisponieren; kann aber nicht lange hier bleiben, weil bis über-

[1]) In der kleinen Schrift „Erinnerungen an die Tage des Unheils" (Wien 1867, von Hauptmann Du Nord herrührend) heißt es S. 32: „Diese Meinung (von der Notwendigkeit des sofortigen Rückzuges gegen die Donau) datiert nicht von heute, auch ist sie nicht die unsere allein: nach den unglücklichen Detailkämpfen, im Feldlager in der trübsten Stimmung, sowie im Kanonendonner auf der Höhe von Chlum ... hörten wir diese Ansicht von ganzen Männern halblaut formulieren. ..."

morgen Mangel an Trinkwasser in den Lagern eintreten wird, und setze am 3. den Rückzug nach Pardubitz fort. Werde ich nicht überflügelt, kann ich auf die Truppen wieder zählen und ergibt sich die Gelegenheit zu einem Offensivstoße, so werde ich ihn machen, sonst aber trachten, die Armee so gut wie möglich wieder nach Olmütz zu bringen, um Euer Majestät allerhöchste Befehle, so weit es nur immer in meinen Kräften steht, gewiß aber mit unbedingter Aufopferung auszuführen." Indessen traf Benedek auch für den Fall Vorsorge, daß man dem Feinde dennoch bei Königgrätz werde die Stirne bieten müssen; aus diesem Grunde erhielt der Geniechef der Armee, Baron Pidoll, den Auftrag, östlich von Chlum Schanzen anzulegen. Aber bei allem Schwanken überwog in dieser Nacht der Entschluß zum Rückzuge; auf die Anfrage des Generalintendanten, ob weitere Proviantsendungen in das Lager von Königgrätz abzugehen hätten, erfolgte seitens Krismanič' am 1. Juli um 9 Uhr abends die Antwort: „Keine Nachschübe mehr hieher!" [1])

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli reiste Oberstlieutenant v. Beck nach Wien zurück; am Morgen erstattete er dem Kaiser Bericht über die Sachlage. Er konnte nur trostlose Eindrücke vermelden und berichten, daß Benedek das Vertrauen in General Krismanič vollständig verloren habe. Es war also notwendig, an seine Stelle eine andere Persönlichkeit zu setzen. Auch Henikstein, der den Posten eines Generalstabschefs nur dem Scheine nach bekleidete, hatte sich nicht als Stütze für Benedek erwiesen. Sein Witz, der Benedek sonst erheiterte, weil er nichts schonte, hatte in den letzten Tagen die Mißerfolge kritisch beleuchtet. Es kam darüber zwischen Henikstein und Krismanič zu einer heftigen Scene, Krismanič warf ihm vor, daß er nichts arbeite und alles table. Der Kaiser willfahrte dem Wunsche Benedeks in der Personenfrage. Krismanič, bisher der eigentliche Leiter der Operationen, sollte das Heer verlassen, ebenso Graf Clam-Gallas, dem man gemäß dem Berichte Benedeks die Hauptschuld an der Niederlage der Iserarmee zuschrieb. Endlich verfügte der Kaiser auch die Abberufung Heniksteins. Weder dieser letztere noch

[1]) Wiener Kriegsarchiv.

Krismanič hatten eine Ahnung davon, was sich vorbereitete. Noch am Vormittag des 2. Juli sandte Henikstein ein beruhigendes Telegramm an den Generaladjutanten des Kaisers, den Grafen Crenneville, doch war dieser Trostversuch die letzte Thätigkeit, die Henikstein entfaltete. Dem Feldzeugmeister wurde die Wahl eines Chefs des Generalstabs überlassen; sie fiel auf den Generalmajor Baumgarten, der bisher der Adlatus des Erzherzogs Ernst im Kommando seines Corps gewesen war. Den General, der den Grafen Clam-Gallas ersetzen sollte, bestimmte der Kaiser selbst; statt Heniksteins, den Benedek zu diesem Posten vorschlug, wählte er den Grafen Gondrecourt, den bisherigen Adlatus des Generals Clam-Gallas.

Krismanič trat ebenso rasch und geräuschlos von der Schaubühne ab, als er sie betreten. Er arbeitete noch die Pläne und Befehle zur Schlacht von Königgrätz aus, erst am Morgen dieses heißen Tages erfuhr er seine Abberufung. Seine Wirksamkeit blieb vor der Welt durch den Namen Benedeks gedeckt, der auch nie den Versuch machte, sich seiner Verantwortlichkeit zu entziehen. Nur die nächste Umgebung der beiden Männer wußte, wie groß das von ihm Krismanič zugewendete Vertrauen war; in der Armee dagegen war er wenig bekannt. Er war reich an Kenntnissen, aber unglücklicherweise wirkte die Schuldoktrin stärker auf ihn als die lebendige Anschauung. Seine oft sträfliche Bequemlichkeit verhinderte ihn zudem, sich selbst von den ihm ungelegenen Thatsachen zu überzeugen. Es gab eine Reihe von strategischen Sätzen, denen er sich vollständig gefangen gab. Er hatte sie als Professor der Strategie gelehrt und wendete sie im Kriege als starre Regeln an. So den Satz von Clausewitz, daß die Defensive das stärkere Kriegsprinzip sei; so die Grundregel, die Massen zusammenzuhalten und sie dann zu großen Schlägen zu verwenden. Er befolgte diese letztere Vorschrift in ihrer ersten Hälfte leider zu pünktlich: die Hauptarmee wurde wirklich mit so fester Hand zusammen- und zurückgehalten, daß sie darob nie zum Schlagen kam. Für den Mann der That enthalten aber die Regeln der Wissenschaft nur relative Wahrheiten und der Entschluß kann sich nicht ängstlich an Doktrinen binden. Krismanič jedoch blickte im Handeln weder nach rechts

noch nach links; ein Feldherr bedürfe vor allem, so meinte er, der unerschütterlichen Konsequenz; „die Einheit der Operationen" war einer der Schlagsätze, die er gerne im Munde führte. Es wäre indessen unbillig, zu vergessen, daß er einem Moltke gegenüber stand, und verglichen mit der Katastrophe der Franzosen von 1870, wo ganze Heere gefangen genommen wurden, wußte die österreichische Kriegführung 1866 das Schlimmste zu vermeiden.

Noch standen Henikstein und Krismanič dem Armeekommandanten zur Seite, als der 2. Juli die entscheidende Wendung brachte; denn am Vormittag kam Benedek zu dem Entschlusse, die Schlacht zu wagen. Er vermochte der in der kaiserlichen Burg herrschenden Stimmung nicht zu widerstehen; ob zuvor noch weiteres Drängen aus Wien erfolgte, ist unbekannt geblieben. Die dort herrschende Ansicht ist getreu in der amtlichen Geschichte des Krieges geschildert: „Mochte der Armeekommandant die Verhältnisse der Armee nach allen Unfällen, die einzelne Corps erlitten, noch so ungünstig betrachten, so rechtfertigte doch nichts, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, bevor eine Schlacht geschlagen worden und dieselbe über das Schicksal des Heeres und des Staates entschieden hatte. Auch mußte es jedem Unbefangenen, der den unmittelbaren Eindrücken des Schauplatzes entrückt war, undenkbar erscheinen, daß die Armee völlig kampfunfähig und eine Katastrophe unvermeidlich sei." Wohl mußten die Berichte Benedeks schier unglaublich erscheinen, aber er hatte richtig gesehen. Und ebenso zweifellos ist, daß sein ursprünglicher Plan, den Rückzug gegen Olmütz anzutreten, in seiner Lage der richtige war. Die Welt hätte diesen Entschluß für unbegreiflich, vielleicht für schmachvoll gehalten, und man begreift, daß sich die ganze Empfindung des Kaisers dagegen sträubte. Aber im Grunde genommen konnte nur auf diese Weise ein glimpflicher Ausgang des Streites mit Preußen erzielt werden. Da man in Wien bereit war, Venetien jetzt schon an Kaiser Napoleon abzutreten, so konnte die Armee des Erzherzogs Albrecht aus Italien herangezogen werden und der neue Feldherr mit seinem Generalstabschef John brachte ungebrochenen Mut zur Armee mit. Der Vermittlung Frankreichs

war man bei dieser Sachlage sicher; denn Kaiser Napoleon wünschte weder den vollen Sieg Preußens noch Oesterreichs. So zaghaft aber hatte Oesterreich nie gehandelt: Ferdinand II., von Empörern umringt, Maria Theresia im Kampfe mit allen Heeren des Festlandes, Kaiser Franz in den unermüdlich aufgenommenen Kriegen mit Napoleon hatten stets die Entscheidung der Waffen auch gegen den übermächtigsten Feind angerufen. So wirken Familienüberlieferungen auf den Entschluß des einzelnen Herrschers: der Kaiser sagte sich, daß eine Macht, die einmal den Kampf um die Herrschaft aufgenommen, sich nicht ohne schwere Niederlagen, ohne große Schlachten besiegt erklären dürfe. Oesterreichs Stellung in Europa beruhte nicht gerade auf großen Siegen, die seine Armeen während des letzten Jahrhunderts errungen hatten; aber erfahrungsgemäß mußte jeder Gegner der habsburgischen Monarchie alle seine Kräfte anspannen, um sie niederzuwerfen. Nicht in ihrer siegreichen Uebermacht, sondern in ihrer Verteidigungsfähigkeit liegt ihre Stärke. Oesterreich räumte niemals gleich Preußen zu Olmütz im Jahre 1851, oder selbst wie Rußland im Berliner Frieden von 1878, ohne Schwertstreich eine Position. Es hat Provinzen verlieren, altererbte große Stellungen aufgeben müssen; aber der Feind, der solches zu erzwingen vermochte, mußte zuvor einen Kampf fast auf Tod und Leben bestehen. Da in Oesterreich eine übereinstimmende öffentliche Meinung nicht besteht und bei der Verschiedenheit der Nationalitäten nur selten bestehen wird, so gibt in entscheidenden Krisen eine einzige Erwägung den Ausschlag: was die Ehre des Reiches und der Dynastie, was ihre große Position in Europa gebiete. Ein Herrschergeschlecht, das sich selbst berät, wird stets den Kampf einer freiwilligen Demütigung vorziehen, zumal wenn es der ererbten Anhänglichkeit seiner Völker sicher ist.

So kam es zur Schlacht von Königgrätz, dieser erhabenen Donquixotiade, wie sie ein Mitstreiter aus dem österreichischen Lager später nannte. Der Zweikampf zwischen Oesterreich und Preußen wurde zu Ende geführt ohne das Dazwischentreten Kaiser Napoleons. Man wird sich, zumal wenn man die spätere Entwicklung der Dinge in Betracht zieht,

nicht vermessen können, den Entschluß zur Schlacht schlankweg Unbesonnenheit oder Heroismus zu nennen.

* * *

König Wilhelm kam am 1. Juli in Schloß Sichrow an, übernachtete hier und fuhr am nächsten Morgen nach Jitschin. Noch am Vormittag erreichte er das Schlachtfeld vor diesem Orte. Das niedergetretene Getreide zeigte die Marschlinien der Truppen, und die noch unbeerdigten Pferdeleichen gaben den Ort an, wo feindliche Kavallerie einen Angriff versucht hatte und durch das Zündnadelgewehr zur Umkehr genötigt worden war. Auf dem Wege nach Jitschin traf der König den Prinzen Friedrich Karl, der ihm von seinem Hauptquartier entgegengefahren war und nun Bericht über die bisherigen Siege erstattete.

Die drei preußischen Heere standen jetzt, da die Oesterreicher die Elbestellung auf der Hochebene oberhalb Königinhof geräumt hatten, in Fühlung miteinander und hätten sich leicht vereinigen können. Aber man begnügte sich mit ihrer strategischen Berührung; auf die taktische Vereinigung legte Moltke keinen Wert. Während also die Oesterreicher am 2. Juli auf dem Raume von etwa einer Quadratmeile vor Königgrätz zusammengedrängt lagerten, befanden sich die preußischen Heere in einem Halbkreise von etwa fünf Meilen Ausdehnung und wurden vorwärts geschoben, um die Gegner von mehreren Seiten anzugreifen. Aber um die Steine auf dem Schachbrette zweckentsprechend zu schieben, hätte man im preußischen Hauptquartier genau wissen müssen, wo die Hauptmacht der Oesterreicher stand. Befand sie sich westlich vor oder noch hinter der Elbe? Hielt sie sich bereit, den Uebergang über den Fluß mit Macht zu verteidigen, oder war sie vor ihm aufgestellt mit der Absicht, einen Vorstoß zu unternehmen? So mangelhaft war indessen der Rekognoszierungsdienst der preußischen Kavallerie, daß sie über die Kernfrage keine Aufklärung zu geben wußte. Wie Prinz Friedrich Karl hielt auch der Kronprinz sein starkes Kavalleriecorps vereinigt hinter seinem Fußvolke und verwendete die Reiterei nur unvollkommen zur Erkundung des Feindes. Uebrigens lag die Annahme nahe, daß die Hauptmacht der Oesterreicher noch

nicht so weit vorgerückt war. Denn wenn Benedek — das war der sich aufdrängende Schluß — wirklich schon am 28. und 29. Juni über alle seine Corps verfügt hatte, weshalb führte er dann nicht einen entscheidenden Schlag mit ihnen? Wohl hatte Moltke, wie seine vom 29. Juni datierten Weisungen zeigen, damals eine richtige Vorstellung vom Aufmarsche der österreichischen Corps; dann aber ließ ihn der Nachrichtendienst im Stich, und jetzt vermutete er, die Oesterreicher stünden mit ihrer Hauptmacht weit zurück östlich der Elbe, die Front durch diesen Fluß geschützt, die Flügel an die Festungen Josephstadt und Königgrätz gelehnt.

Im Hauptquartier des Königs zu Jitschin waren Prinz Friedrich Karl und der Generalstabschef des Kronprinzen zur Beratung eingetroffen. Hier nun erhob sich zwischen Moltke und Blumenthal eine jener Meinungsverschiedenheiten, die das Verhältnis zwischen den beiden genialen Heerführern zu trüben anfingen. Blumenthal war für einen klaren und planen Entwurf: er hielt es für das klügste, das Heer des Kronprinzen über die Elbe herüberzuziehen und mit der anderen Armee zu vereinigen, um dann ohne die Gefahr der Zersplitterung der Streitkräfte Front an Front dem Feinde eine Hauptschlacht zu liefern. In diesem Sinne hatte der Kronprinz thatsächlich schon am 30. Juni dem Prinzen Friedrich Karl geschrieben, er werde sich bei Miletin mit ihm vereinigen. Moltke dagegen trug sich jetzt schon mit der Absicht eines jener großartigen Kämpfe, welche im französischen Feldzuge den Erfolg haben sollten, ganze Heere niederzuwerfen und gefangen zu nehmen — er wollte den Oesterreichern mit getrennten Armeen in breiten Anmarschfronten entgegentreten. Da er den Feind östlich hinter der Elbe vermutete, bestand er darauf, daß das Heer des Kronprinzen auf derselben Seite des Flusses bleibe, und dieser mußte deshalb die bereits von ihm gegebene Weisung zur Ueberschreitung der Elbe zurücknehmen. Wenn sich nun, dies war die Absicht Moltkes, die Oesterreicher, durch die Elbe gedeckt, zum Kampfe stellen wollten, so hatte Prinz Friedrich Karl die Aufgabe, den Fluß im Angesicht der Oesterreicher zu überschreiten und sie in der Front anzugreifen; unterdessen mußte der Kronprinz von seinem

dem Feinde näheren Standpunkte aus dem letzteren in die Flanke fallen und die Schlacht entscheiden. Das Ganze war groß gedacht, Blumenthal indessen hielt dem Generalstabschef der Armee vor, daß eine solche Operation zu verwickelt sei und deshalb große Gefahren in sich berge.

Faßt man nun den Gang der Schlacht von Königgrätz ins Auge, so ergibt sich, daß im gewissen Sinne beide Generäle Recht behielten. Wäre Blumenthals Ansicht durchgedrungen, so wäre dem König die stundenlange Qual des Harrens auf das Heer des Kronprinzen erspart geblieben, da sich dieses unmittelbar an das des Prinzen Friedrich Karl zum Angriffe angeschlossen hätte. Da indessen Moltkes Anschauung maßgebend blieb, so hatte der Kronprinz erst einen weiten Weg bis zum Schlachtfelde zu durchmessen — aber er vermochte auf diese Weise in die Flanke der Armee Benedeks zu bringen und das österreichische Heer vollständig aufzurollen; nur auf diese Weise konnte die Niederlage der Oesterreicher so furchtbar, der Zusammenbruch ihres Heeres so vollständig sein, als dies dann der Fall war. Es blieb, wie gesagt, dabei, daß die beiden preußischen Heere die Elbe zwischen sich ließen und man nahm, wie auch Roon am 2. Juli an seine Frau schrieb, an, daß die Oesterreicher mit ihren Hauptkräften hinter Königgrätz zurückgewichen seien, daß somit durch mehrere Tage eine Kampfespause eintreten werde. Diese Voraussetzung nun war irrig; wie vorsichtig muß man somit im Tadel eines besiegten Feldherrn sein, wenn man sieht, daß der Sieger sich über die Ereignisse des nächsten Schlachttages so sehr täuschen konnte![1])

Mit den oben geschilderten Eindrücken verabschiedeten sich Prinz Friedrich Karl und Blumenthal vom Hauptquartier des Königs und kehrten zu ihren Truppen zurück. Unterdessen waren beim Stabe des Prinzen neue Nachrichten eingelaufen, und diese verschoben das Bild der Lage so vollständig, daß sofort ein

[1]) Ueber die Auffassungen Moltkes und Blumenthals, sowie über die Ereignisse vor der Schlacht bringt Lettow II, S. 382 ff. interessantes Material aus einer Denkschrift Blumenthals, sowie nach Angaben dieses Generals und anderer Zeugen. Vgl. Moltkes Aufsatz „Ueber einen angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms" in seinen „Gesammelten Schriften", 3. Bd., S. 419.

anderer Entschluß gefaßt werden mußte. Als nämlich seine Vorposten vordrangen, erspähten sie die weiten Heerlager der Oesterreicher auf den Höhen von Chlum und Lipa; es galt also für die Preußen, sich auf eine Schlacht vor der Elbe vorzubereiten.

Am meisten vorgeschoben gegen die Oesterreicher stand nämlich die Abteilung des Obersten v. Zychlinski, dem die wichtige Aufgabe zugeteilt war, hart an den österreichischen Lagern seinen Posten zu nehmen. Vom Schlosse von Cerekwitz aus, wo er am Abend des 1. Juli eintraf, erblickte er die Kette der feindlichen Lagerfeuer. Am nächsten Tage sandte er den Lieutenant v. Heister mit einer Reiterschar aus, um hinter den feindlichen Vorposten Näheres zu erkunden. Seine Leute faßten, auf eine Schar österreichischer Jäger stoßend, im raschen Anprall einen von ihnen und sprengten mit dem Gefangenen zu den Ihrigen zurück. Von ihm erfuhren sie, daß das 3. österreichische Armeecorps auf der Höhe lagere. Wichtiger noch war der Rekognoszierungsritt, den Major v. Unger im Auftrage des Hauptquartiers des Prinzen Friedrich Karl mit einer Eskadron unternahm. Er umritt die feindlichen Vorposten in aller Stille und erblickte von der Höhe aus ein Lager, das mehrere Armeecorps fassen mußte. Er wußte genug — in diesem Augenblicke sprengte eine österreichische Ulaneneskadron daher, welche ihn zu überfallen drohte. Ein wildes Rennen begann, schon waren die Preußen eingeholt und einer der Lanzenstöße ging durch den Rock des Majors. Aber er entkam und brachte die wichtige Nachricht, daß große Massen der Oesterreicher vor der Elbe an dem Abschnitte an der Bistritz stünden; es war also der Fall eingetreten, den Moltke für unwahrscheinlich gehalten hatte.

Prinz Friedrich Karl nahm dies als frohe Botschaft auf; so wollten ihm denn die Oesterreicher die Straße nach Königgrätz und zur Elbe sperren und ihm hier die Schlacht anbieten. Wenn er in den ersten Tagen des Feldzugs nur vorsichtig im Angriffe gewesen war, so gedachte er jetzt die Gelegenheit zum Kampfe ohne Zögern zu benützen. Sofort stand, zumal da sein Generalstabschef Voigts-Rhetz dringend in diesem Sinne auf ihn wirkte, der Entschluß in ihm fest, die Oesterreicher am nächsten Morgen anzugreifen. Aber auch jetzt war ihm die Sachlage

noch nicht ganz klar. Er meinte, er werde es nur mit drei oder vier feindlichen Armeecorps, also etwa mit der Hälfte des Feindes zu thun haben. Mit denen glaubte er selbst fertig werden zu können, wenn er sein Heer zusammen mit der ihm unterstehenden Elbearmee aufbiete. Sofort wurden Befehle erlassen, dahingehend, daß seine Divisionen am frühen Morgen des 3. Juli aufzubrechen und die Oesterreicher zu fassen hätten; denn nichts fürchtete er mehr, als daß ihm der Feind über die Elbe entweiche. Die andere Hälfte des österreichischen Heeres vermutete er gegen Josephstadt in der Nähe des Kronprinzen. Damit ihm aber diese Macht nicht in die Flanke falle, sandte er Botschaft an den Kronprinzen mit der Bitte, „mit dem Gardecorps oder mehr" aufzubrechen und diese östliche Hälfte der Oesterreicher zu beschäftigen. All das wurde von ihm aus eigener Initiative beschlossen, und erst nachdem die Befehle ausgeschickt waren, sandte er seinen Generalstabschef, General Voigts-Rhetz, in des Königs Hauptquartier nach Jitschin, um ihm Kunde zu geben von seinem Entschlusse.

Es war nach 10 Uhr nachts, als der General in Jitschin anlangte. Der König schickte ihn zu Moltke, und freudig empfing dieser die Nachricht, die allen seinen Zweifeln ein Ende machte. Mit einem „Gott sei Dank!" sprang er aus dem Bette und eilte sofort zum Könige. Moltke prüfte die Sachlage und die Anordnungen des Prinzen und fand sie zum Teile zweckentsprechend, zum Teile aber unvollständig. Der Prinz dachte, es sei genügend, wenn der Kronprinz mit einem oder zwei Corps „zur Sicherung seines (Friedrich Karls) linken Flügels in der Direktion auf Josephstadt auf dem rechten Elbeufer vorgehe"; Moltke aber erkannte, daß der nächste Tag eine Hauptschlacht bringen werde, und dann genügte es nicht, wenn der Kronprinz bloß mit einem Teile seines Heeres zur Hilfe heranrückte; leicht konnte sich unterdessen Benedek mit überlegenen Massen auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl werfen und ihr eine Niederlage beibringen. Moltke entwarf denn sofort einen umfassenderen Plan. Die Schlacht sollte *mit allen Kräften* geschlagen werden, und deshalb hatte sich der Kronprinz *mit seiner gesamten Macht* auf die rechte Flanke der Oester-

reicher zu werfen; in dieser höchsten Anspannung der Kräfte mußte sich das Schicksal der kämpfenden Heere entscheiden.

Es war ein großer Augenblick, als Moltke zu Jitschin in der Mitternachtsstunde beim König eintrat, der sich bereits auf seinem Feldbette zur Ruhe gelegt hatte. Nicht länger als zehn Minuten dauerte die Verhandlung, bei der sonst niemand anwesend war. Nach Moltkes kurzer Darlegung erklärte der König sich einverstanden, daß alle drei Armeen zur Schlacht aufzubieten seien. Sofort wurden die notwendigen Befehle ausgefertigt. Es war spät — und des Kronprinzen Hauptquartier war vier Meilen entfernt. Selbst die höchste Vorsicht bot nicht unbedingte Bürgschaft dafür, daß die Weisung noch am frühen Morgen bei ihm eintreffen müsse. Ein Zufall konnte wollen, daß der Kronprinz zu spät aufbrach; seine Truppen, deren vorderste Abteilungen fünf Stunden brauchten, um rechtzeitig auf dem Schlachtfelde anzukommen, konnten durch ein unvorhergesehenes Hindernis oder durch ein Corps der Oesterreicher einige Zeit lang aufgehalten werden. War es also nicht geraten, den Angriff Friedrich Karls etwa auf den 4. Juli zu verschieben? Dann aber konnten die Oesterreicher schon ausgewichen sein, und für Preußen war die rasche Beendigung des Krieges wichtig; denn schon am 1. Juli war angekündigt worden, der französische Botschafter Benedetti werde im Hauptquartier eintreffen; die Einmischung Napoleons stand also in Sicht. Der Kronprinz und sein Generalstabschef Blumenthal mußten das Möglichste leisten; der höchste Preis sollte durch den höchsten Einsatz gewonnen werden. Der Kronprinz, so lautete der Befehl, habe „Anordnungen zu treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können und dabei so bald als möglich einzugreifen". Zwei Wege führten von Jitschin, dem Hauptquartier des Königs, zu dem des Kronprinzen nach Königinhof. Der weitere ging über Kamienetz, das Quartier des Prinzen Friedrich Karl, und durch die Truppen seiner Armee. General Voigts-Rhetz nahm deshalb eine Abschrift des Befehls mit, als er zu seinem Feldherrn zurückritt, und schickte ihn dann von Kamienetz nach

Königinhof. Unsicherer, dem Feinde näher, war der kürzere Weg, den ein guter Reiter in zwei Stunden zurücklegen kann. Oberstlieutenant Graf Finckenstein, Flügeladjutant des Königs, wurde zu diesem Ritte ausersehen. Zwei Uhr nachts war es, als er den Brief erhielt. Es hätte aber einiger Zeit bedurft, um die Pferde der ihm zugeteilten Bedeckungsmannschaft zu satteln; so lange aber wollte er, da er die Wichtigkeit des Auftrages kannte, nicht warten; von einem einzigen Reitknecht geleitet, trat er den Ritt in tiefer Nacht an. Später, als die Jahreszeit vermuten ließ, brach das Morgengrauen des trüben, nebligen Tages an. Er mußte sich an einem und dem anderen Kreuzweg durchfragen. Zuerst traf er Vorposten des Armeecorps Bonins, dem er gleichzeitig den Befehl überbrachte, sich bereit zu halten, um rechtzeitig mit seinen Truppen gegen die Bistritz zu ziehen. Gegen 4 Uhr langte er glücklich im Hauptquartier des Kronprinzen an. Dieser hatte früher, als er nach Mitternacht die Botschaft des Prinzen Friedrich Karl erhalten hatte, unter ihrem ersten Eindrucke mit der ganzen Wärme seines Temperaments und im glücklichen Impulse des Augenblicks ausgerufen: „Ich werde den Prinzen Friedrich Karl nicht mit Teilen, sondern mit meiner ganzen Armee unterstützen!“ Dann aber mußte er doch wieder bedenken, daß Blumenthal an demselben Tage seitens Moltkes die bestimmte Weisung erhalten hatte, vorläufig mit dem Uebergang über die Elbe innezuhalten [1]). Durfte sich der Kronprinz nun so weit von der bestimmten Anordnung des Königs entfernen? Als aber Finckenstein jetzt den Befehl vorwies, der Kronprinz habe ungesäumt zur Schlacht aufzubrechen, konnte jeder Zweifel darüber verstummen, ob die Oesterreicher wirklich so nahe wären und die Schlacht anböten. Nicht einen Augenblick zögerte er, seine Pflicht in dem gebotenen vollen Ausmaße zu thun: sämtlichen Corps wurde der Befehl zum sofortigen Aufbruche gegeben.

* * *

[1]) Die ganze Spannung des Augenblicks und die für Blumenthal bestehende Schwierigkeit, den geänderten Dispositionen des Hauptquartiers zu entsprechen, ist trefflich geschildert bei Verdy, „Im Hauptquartier der II. Armee“, S. 136.

Noch bevor sich Benedek endgültig zur Annahme der Schlacht entschlossen hatte, ließ er die Stellung der Preußen sorgsam erkunden. Bei dem Rückzuge aus der Stellung von Dubenetz in die von Königgrätz hatte die Fühlung mit dem Feinde auch für die Oesterreicher aufgehört, zur Zufriedenheit des Hauptquartiers, da man eine Verfolgung durch die Preußen bei der Verwirrung des Abmarsches verhindern wollte. Um 2 Uhr nachmittags des 1. Juli erging denn der Befehl an die feindwärts lagernden Abteilungen, nach allen Richtungen die Stellung der Preußen zu erkunden. Die ausgesendeten Offizierspatrouillen brachten zahlreiche Meldungen über die Annäherung des Feindes; sie erblickten in der Richtung des Anmarsches des Prinzen Friedrich Karl, bloß eine bis zwei Meilen entfernt, große Lager Fußvolk. In der Richtung des Heeres des Kronprinzen, das noch weiter entfernt stand, hatte die österreichische Kavalleriedivision Thurn und Taxis ausschwärmen zu lassen; wie die Dinge lagen, hing von ihrer Wachsamkeit am Tage der Schlacht die Sicherheit des rechten Flügels der Armee ab. Aber gerade hier wurde der Dienst, wie wir sehen werden, nicht mit der notwendigen Umsicht versehen. Merkwürdigerweise wurden von dieser Division aus die meisten Ritte gegen Osten unternommen, in der Richtung, wo man bei Skalitz mit dem Feinde gekämpft hatte; gegen Königinhof, wo der Kronprinz thatsächlich lag, stieß man nur nebenher, nicht einmal bis Josephstadt, vor [1]). Und doch war diese Festung ein Luginsland gegen den Feind zu; ihr Kom-

[1]) Das Wiener Kriegsarchiv enthält unter 1866, 7, 47 ein Schriftstück: „Auszug aus den Patrouillen- und Vorposten-Rapporten am 2. Juli" (Datum: Lager bei Trotina am 2. Juli 1866, 7 Uhr abends), aus dem dies deutlich hervorgeht. Der Befehl des Armeekommandanten an die Division Thurn und Taxis lautete: „Die Kavalleriedivision hat sogleich Offizierspatrouillen sowohl auf dem rechten als auf dem linken Elbeufer gegen Josephstadt, auf dem linken noch überdies über Smiric, Jassena nach Wesselic und über Libric, Bohuslavic nach Krcin zu senden, um in diesen Richtungen den Feind aufzusuchen. Wenn die Patrouillen in den angegebenen Richtungen nicht auf den Feind stoßen, so haben sie in den festgesetzten Endpunkten sich bei den Ortsbewohnern Kenntnis der Stellung, Bewegung und Stärke des Feindes in jener Gegend zu verschaffen. Die gewonnenen Nachrichten sind dem Armeekommando zu melden." Es liegt nahe, zu bemerken, daß dieser Befehl nicht Endpunkte für die Kette hätte bestimmen, sondern anordnen sollen, bis an den Feind heranzupatrouillieren.

mandant fand es selbst auffallend, daß österreichische Patrouillen nicht bis zu ihm vorstießen. Indessen wurde am 1. und 2. Juli durch andere Kavallerieabteilungen festgestellt, daß das Heer des Kronprinzen noch immer an der Elbe lagere, wo es die Oesterreicher von den Höhen von Dubenetz aus gesehen hatten[1]). Das Hauptquartier war also so weit gut unterrichtet, daß es seine Anstalten sachgemäß treffen konnte.

Der Stimmung der Generäle und des Heeres ungewiß, berief Benedek sämtliche kommandierenden Generäle und Stabschefs für den 2. Juli mittags in sein Hauptquartier zu einer Besprechung. Es wurde nicht Kriegsrat gehalten, sondern lediglich der innere Dienst und die Aufrechterhaltung der Ordnung erörtert. Nichts ließ die schweren Sorgen erkennen, welche den Feldherrn in den letzten Tagen bewegt hatten; er sprach mit den Generälen so kurz und stramm wie je, als strenger Befehlshaber, als schneidiger Soldat. Die Generäle beklagten sich später, er habe sie wie während des ganzen Feldzuges so auch jetzt nicht über seine Absichten unterrichtet. Nur so viel sagte er, daß er der Armee in der von ihr eingenommenen festen Stellung mehrere Tage Ruhe gönnen werde. Generalmajor Edelsheim, dessen Reiter ihm die Annäherung des Heeres des Prinzen Friedrich Karl gemeldet hatten, wandte sofort ein, die Armee werde schwerlich die erwartete Ruhe finden, da sie vermutlich noch an diesem Tage oder am nächsten Morgen angegriffen werde. Benedek nahm den Einspruch des jüngsten der anwesenden Generäle — Edelsheim war erst vierzig Jahre alt — halb unwillig, halb scherzhaft entgegen; so ein junger Mensch, meinte er, habe immer eigene Gedanken. Aber er schärfte

[1]) So besonders durch Meldungen des Festungskommandanten in Josephstadt und durch Oberlieutenant Baron Ditfurth vom 10. Kürassierregiment (Kavalleriedivision Coudenhove): „Ich erstatte die gehorsamste Meldung, daß nördlich von Königinhof an beiden Seiten der Trautenauer Straße der Feind in beiläufiger Stärke eines Armeecorps bivouakiert. Zwischen Neudorf und Werdek lagert Kavallerie und Artillerie. Man bemerkt daselbst auch einen aufmarschierten Train. Zwischen Komar und Rettendorf bivouakiert Infanterie und dehnt sich bis Gradlitz aus. . . . ." Kriegsarchiv 1866, 7, 18. Der vortreffliche Hauptbericht des Barons Ditfurth ist im Anhange XXIII a abgedruckt. Vgl. auch 7, 37, von der Kavalleriedivision Holstein. Andere wichtige Nachrichten siehe im Anhange Nr. XXV. Aus ihnen geht hervor, daß die Kavallerie eifrig rekognoszierte.

daraufhin sämtlichen Kommandanten noch einmal die Vornahme weitreichender Rekognoszierungen ein.

Benedek hätte besser gethan, die Defensivschlacht, die er anzunehmen gedachte, mit den Generälen eingehend zu besprechen. War er doch, wie sein kurz darauf, halb vier Uhr nachmittags, an den Kaiser entsendetes Telegramm beweist, entschlossen, sich vor Königgrätz den Preußen zur Schlacht zu stellen. Anhaltend beschäftigte die Wahl des Kampfplatzes ihn und seinen Generalstab. Man würde Benedek unter Gebühr schätzen, wollte man annehmen, daß ihm nicht die naheliegenden Bedenken aufgestiegen seien, wie sie nach der Schlacht von aller Welt geäußert wurden. Die gewissenhafte Strenge aber, mit der Benedek das von ihm nach der Niederlage gegebene Versprechen, nichts zu seiner Rechtfertigung zu veröffentlichen, erfüllte, verhinderte ihn, sich über diese Verhältnisse auszusprechen. Aber allmählich sind die ihn bestimmenden Motive bekannt geworden. Der Hauptvorwurf, der ihn später traf, ist der, daß er die Entscheidungsschlacht mit der Elbe im Rücken annahm und sich der Gefahren nicht bewußt wurde, die damit dem Rückzuge drohten. Moltke und das amtliche österreichische Geschichtswerk über den Krieg sind in diesem Punkte einig, und vor allem fällt das Gewicht der ersteren Autorität schwer in die Wagschale. Doch unterscheiden sich diese zwei Urteile in der Bezeichnung der Oertlichkeit, wo die Schlacht — östlich hinter der Elbe — hätte geliefert werden sollen.

Moltke hielt, wie wir wissen, unter den obwaltenden Verhältnissen die Stellung hinter der Elbe mit den beiden Festungen Königgrätz und Josephstadt in den Flanken für die beste von Benedek zu wählende Position und er machte sich eigentlich darauf gefaßt, ihn dort angreifen zu müssen. Er selbst aber setzt die Mittel auseinander, die er zur Bekämpfung der Oesterreicher in dieser Stellung angewendet hätte. Er konnte, da das Heer des Kronprinzen gleichfalls östlich von der Elbe stand, Benedek in die rechte Flanke fallen, oder er konnte seine Stellung dadurch umgehen, daß er südlich von Königgrätz mit einem der Heere über die Elbe ging und die Oesterreicher von der Hauptstadt abzudrängen drohte. Es leuchtet ein, wie bedenklich gerade

dieſes letztere Mißgeſchick für ſie hätte ſein müſſen. Vielleicht befürchtete dies Benedek, wollte ſich die Straße nach Wien frei halten und wagte es deshalb nicht, ſich auf einem nördlich gelegenen Schlachtfelde zu ſchlagen. Auch gab es zwiſchen Joſephſtadt und Königgrätz hinter der Elbe für ſeine Bewegungen parallel zum Fluſſe nur ſchlechte Kommunikationen — all das mag auf ſeinen Entſchluß eingewirkt haben.

Anderer Anſicht als Moltke iſt das öſterreichiſche Generalſtabswerk, deſſen Urteil dahin geht, Benedek hätte das Heer, wie ihm auch von Oberſtlieutenant v. Beck geraten worden war, hinter das deckende Knie der Elbe bei Pardubitz führen ſollen, von wo die Flußübergänge mit Vorteil verteidigt werden konnten. Thatſächlich erwog man im Hauptquartier noch am 2. Juli einen Schlachtplan ſolcher Art, wie denn auch gerade dieſe Armeeſtellung in der Landesbeſchreibungskarte als beſonders vorteilhaft eingezeichnet war. Ein Beweis hiefür iſt, daß noch am Mittag des 2. Juli Oberſt v. Tegetthoff und Hauptmann Du Nord abgeſendet wurden, um den augenblicklichen Zuſtand des Terrains in der Gegend ſüdöſtlich von Pardubitz zu rekognoszieren. Spät abends heimkehrend, erſtattete Tegetthoff Bericht, der jedoch von keinem Einfluß mehr ſein konnte; denn mittlerweile war der endgültige Beſchluß gefaßt worden, dem Feinde vor der Elbe ſtandzuhalten; Krismanič entwarf ſonach die Weiſungen, welche die Kampfſtellung mit den Höhen von Chlum und Lipa im Centrum beſtimmten; von 11 Uhr nachts iſt die Schlachtdispoſition datiert. Thatſächlich bot der Hügelkranz, der ſich zwei bis drei Stunden weſtlich von der Elbe hindehnt, manche taktiſche Vorteile. Er ſperrte die Anmarſchſtraßen der Preußen ſo vollſtändig, daß von einer Umgehung dieſer Stellung nicht die Rede ſein konnte. Ein ideales Schlachtfeld, auf dem ein Heer überhaupt nicht beſiegt werden kann, wird ſich ſchwerlich finden laſſen, zumal nicht für eine Armee von 200 000 Mann, welche ſich in einer Linie von zwei Meilen hindehnt. Bezeichnend iſt, daß man in der umfangreichen Litteratur über die Frage, ob Benedek ein geeignetes Schlachtfeld ausgewählt habe, bei den öſterreichiſchen Beurteilern häufig auf herben und höhniſchen Tadel trifft, während von den Gegnern manches zu Gunſten Benedeks vorgebracht wird.

Vor der Front der österreichischen Stellung floß parallel mit der Elbe einer ihrer Zuflüsse, die Bistritz. Dieser Wasserlauf, damals durch Regengüsse stark angeschwollen und mit sumpfigen Ufern umgeben, war an sich ein beachtenswertes Hindernis für den Feind. An der rechten Flanke des österreichischen Heeres entlang floß ein anderer Bach, die Trotina, die senkrecht zur Elbe ihrer Mündung zueilt. Diese beiden Gewässer deckten die Stellung der Oesterreicher in der größeren Hälfte ihres drei Stunden lang sich hinziehenden Bogens. Nur an einer Stelle befindet sich zwischen der Bistritz und der Trotina ein nicht von Gewässern geschützter Raum in der Breite von einer Stunde — und das war im Verlaufe der Schlacht das Thor, durch welches der Kronprinz mit seinem Heere eindrang und die Entscheidung brachte. Aber nicht unmittelbar hinter jenen Flüßchen suchten die Oesterreicher Deckung, sondern erst auf dem halbkreisförmigen Höhenkranz, der sich hinter ihnen erstreckt. Der Reihe nach sind dies die Anhöhen von Prschim und Problus auf dem linken Flügel, von Lipa und Chlum im Centrum und von Maslowied und Horschenowes zur Rechten. Prinz Friedrich Karl mußte also zuerst die Bistritz überschreiten und die Oesterreicher dann, wenn ihre Reihen erschüttert werden sollten, oben auf den Hügeln aufsuchen. Benedek zog aus den bisherigen Kämpfen den Schluß, daß die Oesterreicher ihre Taktik aufgeben müßten. Nichts mehr von der Stoßkraft der Bajonette, nichts mehr von dem wilden Drauflosgehen auf die Mündungen der Hinterlader! Er wollte eine Defensivschlacht schlagen und den Gegner zwingen, sich auf die österreichischen Batterien zu werfen. Der Infanterie hatte er bereits den Befehl gegeben, auf die moralisch erschütternde Wirkung des feindlichen Schnellfeuers durch abteilungsweise abgegebene, rasch aufeinander folgende Salven zu antworten. Seine Artillerie war der preußischen überlegen; deshalb wählte er eben diese Stellung, in welcher sie sich zu vorzüglicher Wirksamkeit entwickeln, wo seine Regimenter in gedeckter Position dem feindlichen Angriffe begegnen konnten. Krismanič fühlte sich auch dadurch beruhigt, weil auf der Landesbeschreibungskarte die Anhöhen von Chlum gleichfalls als vorzügliche Schlachtstellung bezeichnet waren. Die

Hügel selbst erheben sich an der höchsten Stelle etwa zu 80 bis 100 Meter, an anderen Punkten bilden sie nur sanfte Schwellungen von 40—50 Meter. Aber es kommt im Feuergefechte nicht auf die Mächtigkeit eines Berges an, wenn man seine Eignung zur Verteidigungsstellung prüft; es handelt sich vielmehr nur um einen glatten, ausschußfreien Hang, so daß die ganze Senkung, auf welcher der Feind etwa heranrückt, bestrichen werden kann. Thatsächlich macht die Stellung der Oesterreicher, wenn man sie von einem feindwärts gelegenen, etwas entfernten Punkte betrachtet, einen bastionartigen Eindruck; der auf den Hügeln von Lipa Stehende dagegen sieht fast allenthalben über eine sanfte, glatte Böschung über die Bistritz hinüber gegen Sadowa, von wo die Preußen angreifen mußten.

Die Straße von Jitschin, auf welcher Prinz Friedrich Karl seine Armee heranzuführen hatte, stößt bei Sadowa auf die Bistritz und führt dann die Anhöhe hinauf zu den Stellungen, in denen die Oesterreicher lagerten. Oben auf den Hügeln konzentrierte nun Benedek seine Batterien. Die Höhe von Lipa ist wie geschaffen zur Aufnahme von Geschützen, die den heranmarschierenden Feind wegfegen sollen. Sie ist längs der Straße ganz kahl, die Geschosse bestreichen hier hindernislos den Abhang; dazu ist sie 3000 Schritte von der Brücke von Sadowa entfernt, also so bequem gelegen, daß kein Geschoß des Achtpfünders fehlen mußte. Dabei waren die österreichischen Batterien geradezu in Stockwerken aufgestellt, da die Höhe von Chlum die von Lipa noch um beinahe 30 Meter überragt und auch hier oben Geschütze standen. Nicht allein die Brücke von Sadowa, auch der gegenüberliegende Rand des Bistritzthales konnte noch von den weitreichenden österreichischen Geschossen erreicht werden. Die Artillerieoffiziere hatten am 1. und 2. Juli Zeit, die Entfernungen zwischen ihrem Standpunkte und ihren Zielpunkten genau auszumessen; sie markierten sorgfältig die Distanzen durch Bäume oder Gebäude und trafen so in der Schlacht genau in das gesteckte Ziel. Fast alle Batterien erhielten ihre Handmagazine, und vor- wie seitwärts von ihnen wurden Jägergräben angebracht, die eine bis zwei Compagnien in geschützter Stellung aufzunehmen hatten zur Abwehr von

heranschleichenden feindlichen Plänklern. Bis zum Morgen des Schlachttages selbst wurde noch an dem Ausbau der Schanzen gearbeitet. Unermüdlich ritt Erzherzog Wilhelm, der Artilleriechef der Armee, in den letzten 48 Stunden alle Positionen ab und bezeichnete die Stellungen für die Geschützlinien. Seine jahrelange Fürsorge für die Ausbildung der Artillerie lohnte sich in der Schlacht von Königgrätz, diese Waffe bedeckte sich an dem Unglückstage mit Ruhm.

Das waren die Höhen, welche die Truppen Friedrich Karls hätten erstürmen sollen und die sie auch nicht erstürmen konnten. So wurde das österreichische Centrum wirklich während der Schlacht die feste Burg der Stellung. Hier standen zwei Corps, rechts das 3. unter Erzherzog Ernst, links das 10. unter Gablenz.

Auf dem linken Flügel sollten in erster Linie die Sachsen die Verteidigung übernehmen; zu ihrer Unterstützung wurde das 8. österreichische Corps beordert, früher unter Erzherzog Leopold, jetzt unter General Weber. Die ursprüngliche Schlachtdisposition wies dem linken Flügel die Höhe von Tresowitz und Popowitz an, gerade in der Verlängerung des furchtbaren österreichischen Centrums; Kronprinz Albert aber wählte die etwas rückwärts befindlichen Hügel von Prschim und Problus, er erbat sich hiezu früh morgens die Bewilligung Benedeks und focht hier mutig, wenn auch erfolglos, bis in die Nachmittagsstunden des blutigen Tages.

Weit unsicherer — und hier setzt der Tadel gegen Benedeks Anordnungen am heftigsten und offenbar mit Recht ein — war die Position auf dem rechten Flügel. Hier hatte Benedek die Wahl zwischen zwei Aufstellungen. Denn hier ziehen parallel hintereinander zwei gesonderte Höhenzüge; er konnte den einen oder den anderen mit seiner mächtigen Artillerie besetzen lassen und auf dem Plateau sein Fußvolk aufstellen. Von der vorderen, dem Feinde näheren Höhe von Horschenowes und Maslowied übersieht man auf weite Strecken die Anmarschlinien des Feindes; auf dem höchsten Punkte stehen einsam zwei mächtige Linden, die stundenweit sichtbar sind. Der rückwärtige Höhenzug ist nur durch eine schmale Senkung von dem vorderen getrennt, welch letzterer somit den Ausblick sperrt. Den heranrückenden Feind kann man also nur von den vorspringenden Hügeln ge-

wahren und aufs Korn nehmen. In der Schlachtdisposition nun, welche die Befehlshaber des 2. und 4. Corps, Graf Thun und Graf Festetics, erhielten, wurde ihnen der niedrigere rückwärtige Hügelrand zwischen Chlum und Nedielischt als Standort angewiesen. Den ganzen Tag vorher hatten die Genietruppen daran gearbeitet, hier durch Schanzen dem Angriffe des Feindes zu begegnen. Dem Geniechef der Armee, Oberst Baron Pidoll, konnten die Nachteile der Oertlichkeit nicht entgehen. Er meldete auch am 2. Juli des Morgens ins Hauptquartier, daß er zwischen den Höhen von Chlum und Nedielischt den Platz für fünf Batterien ermittelt und deren Bau habe beginnen lassen; die Stellung werde aber durch jene von Maslowied beherrscht und sei besonders auf dem rechten Flügel nicht gut zu nennen. Oberst Pidoll begnügte sich mit dem Ausdrucke dieser Bedenken, führte aber den ihm gewordenen Auftrag aus. Dabei wählte er für diese Batterien zum Teile eine üble Lage; eine derselben lag nicht auf dem Höhenrande selbst, sondern weiter vorne in der Senkung; hinter den Schanzen lief ein tiefer Hohlweg, der bei raschem Rückzug für Roß und Wagen verderblich sein mußte — thatsächlich schanzten die Genietruppen für die diese Geschütze bedienenden Kanoniere das Grab.

Das Centrum und der linke Flügel blickten über die Bistritz hinüber mit der Front nach Westen, um dem Heere des Prinzen Friedrich Karl zu begegnen; der rechte Flügel war fast rechtwinklig zurückgebogen, um dem Anmarsche des Kronprinzen, der von Norden zu erwarten war, die Stirne zu bieten. In der Front der Oesterreicher standen im ganzen sechs Armeecorps; die beiden leichten Reiterdivisionen deckten die Flanken, Edelsheim zur Linken, Thurn und Taxis zur Rechten. Der letzteren oblag es, in der Richtung auszulugen, in der die Armee des preußischen Kronprinzen erwartet werden mußte, und am Abend des 2. Juli erging nun schon das zweite Mal an den Prinzen von Thurn und Taxis der Auftrag, sich über die Stellung des Feindes Gewißheit zu verschaffen[1]). — In der

[1]) Daher um 11 Uhr nachts der Rekognoszierungsritt des Rittmeisters Varga. Vgl. die von Herrn FML. Varga herrührende Mitteilung im Anhang Nr. XXIII.

Spitze des Winkels, den der rechte Flügel mit dem übrigen Heere bildete, lag das Dorf Lipa. Hier, im natürlichen Mittelpunkt seiner Heeresmassen, auf der Höhe südlich des Dorfes, nahm Benedek selbst mit seinem Stabe Aufstellung, und von hier aus verfolgte er bis gegen 3 Uhr nachmittags den Verlauf der Schlacht.

Hinter der Gefechtslinie hielten die Reserven. Der Kranz der Hügel, auf deren Vorderseite die Batterien standen, flacht sich nach innen allmählich zu ebenem Gelände ab, und in diesem befanden sich die zwei Reservecorps wie die drei Divisionen schwerer Kavallerie, dem Winke des Feldherrn gehorsam, um vorzubrechen und etwa die Entscheidung herbeizuführen. Neben ihnen stand die Geschützreserve, die im Verlaufe des Kampfes teils zur Verstärkung der vorderen Batterien benützt wurde, teils den Rückzug aufs trefflichste deckte. Im Centrum standen 44000 Mann und 134 Geschütze, auf dem linken Flügel 51000 Mann und 140 Geschütze, auf dem rechten Flügel 55000 Mann, 176 Geschütze — für die Reserve wurden noch immer mehr als 47000 Mann Infanterie, 11400 Reiter und 320 Geschütze bereit gehalten. Solch eine ansehnliche Reserve hatte acht Tage vorher bei Custoza am Nachmittag das Centrum der Italiener durchbrochen; ähnliches schwebte Benedek bei seinen Anordnungen vor.

Es entsprach der Auffassung des Feldzeugmeisters von dem Ernste der Lage, daß er in der Schlachtdisposition schon im allgemeinen die Richtung bezeichnen ließ, in welcher im Falle der Niederlage der Rückzug zu suchen wäre. Daran mußte gedacht werden, da die Elbe im Rücken zur höchsten Vorsicht mahnte. Wohl deckte die Festung Königgrätz den Abmarsch, aber es mußte vermieden werden, daß sich die flüchtende Armee durch die Festung bewege; leicht hätte der Feind zugleich in das Bollwerk eindringen können, deshalb wurden nördlich von Königgrätz außer der bei Lochenitz bereits stehenden festen Brücke noch vier Pontonbrücken geschlagen. Südlich von der Festung gab es bei Bukowina und Opatowitz zwei feste und zwei schnell geschlagene Uebergänge. Selbst mit Abrechnung der zwei Uebergänge in der Festung gab es also neun Brücken — eine an-

sehnliche Zahl für einen geordneten Marsch; eine fliehende Armee freilich eilt in Unordnung auf den Fluß zu und ein Truppenteil verlegt dem anderen die Straße. Benedek wollte im Falle einer Niederlage nicht über Pardubitz nach Wien, sondern über Hohenmauth nach Osten gegen Olmütz marschieren. Hier konnte die Armee noch einmal gesammelt werden, um dem Feinde den Weg zur Hauptstadt zu verlegen. Wohl wäre es besser gewesen, wenn die Armee auf ihrem Rückzuge nicht einen Fluß im Rücken gehabt hätte; doch hat man anderseits mit Recht hervorgehoben, daß die Anzahl von Schlachten, in denen sowohl Sieger wie Besiegte mit einem Flusse hinter sich kämpften, größer ist als die der umgekehrten Fälle. Allerdings wagt es klugerweise in der Regel nur der Stärkere, den Gegner hinter einem Flusse aufzusuchen und sich der damit verknüpften Gefahr auszusetzen; dies hätte Benedek bedenken und jede Art von Vorsicht walten lassen sollen. Denn er fühlte schon vor der Schlacht den Flügelschlag der Weltgeschichte mit dunklen Schwingen sein Haupt umrauschen, an den vollen Sieg der österreichischen Waffen glaubte er nicht mehr. Ein und der andere Kampf, vielleicht sogar der Zusammenstoß an der Bistritz, konnte wohl zu einem guten Ausgange führen, aber dann hätte der 3. Juli den Krieg sicher nicht beendet.

Die Dispositionen zur Schlacht, die noch Krismanič ausarbeitete, sagten nichts über die Absichten Benedeks, nichts über die Anlage der Schlacht, sondern setzten nur die Stellung der einzelnen Heeresteile fest. Ganz anders handelte, wie wir wissen, Moltke während aller seiner Feldzüge. Er durchhauchte die Unterbefehlshaber mit dem Gedanken, den er verfolgte, zeigte ihnen klar seine Absichten und überließ es ihnen, die notwendigen Mittel zur Durchführung zu ergreifen. Niemals tritt dieser Gegensatz deutlicher hervor als in den Anordnungen zur Schlacht von Königgrätz. Freilich befand sich Benedek in der Defensive und überließ es dadurch dem Feinde, den Angriffspunkt und den Gang der Schlacht zu bestimmen. Moltke führte seine drei Armeen konzentrisch in weiten Abständen gegen die österreichische Stellung, um sie zu umfassen, ohne daß der Feind wissen konnte, wo die Haupteinbruchsstellen des preußischen An-

griffes sein würden; die Oesterreicher standen dicht zusammengedrängt, mit starken Reserven, deren richtige Verwendung vom Augenblicke abhing. Diese enge „Zusammenpackung" der Oesterreicher, die Schulter an Schulter kämpfen sollten, stand so recht im Gegensatze zu dem Schlachtplane Moltkes, der sie von allen Seiten fassen und schlagen wollte [1]). Die Oesterreicher verfügten über 215000 Mann an streitbaren Truppen, die Preußen über 221000 Mann; aber nicht der geringe Unterschied der Zahl, sondern die moralischen Momente, Zuversicht auf die bessere Waffe und die bessere Führung gaben den Ausschlag. Singend und jubelnd zogen manche der österreichischen Regimenter des Vormittags auf den Kampfplatz, aber jener größere Teil der Truppen, der bereits eine Niederlage hinter sich hatte, besaß nicht mehr den erwünschten Kampfesmut. Die Offiziere thaten durchwegs ihre Schuldigkeit, indessen herrschte doch unter ihnen vielfach nur resignierte Pflichttreue, da sie die Ueberlegenheit des preußischen Schnellfeuers empfanden. Dieses Gefühl und zumal seine unerschrockene Bethätigung ehrt den Träger mehr noch als Thaten, die in freudiger Siegeshoffnung unternommen werden; aber zur höchsten Anspannung aller Kräfte, zu eisernem Standhalten in der Katastrophe, um das Schicksal etwa doch noch zu wenden, reicht dieser Antrieb nicht aus. In den Spitzen der Armee, im Generalstab, herrschten verworrene Zustände, und Benedeks letzte Worte an seine Gemahlin in der Frühe des 3. Juli beweisen, daß der Feldherr selbst an sich und seinem Schicksal irre geworden war. „Wenn mein altes Glück mich nicht ganz verläßt, kann's zum guten Ende führen, kommt es jedoch anders, dann sage ich in Demut ‚wie Gott will'. Du, mein Kaiser und Oesterreich werdet meine allerletzten Gedanken und Gefühle beherrschen. Bin ruhig und gefaßt, und wenn erst die Kanonen in rechter Nähe donnern werden, wird mir wohl werden."

[1]) Vgl. die treffende Kritik der österreichischen Schlachtstellung bei Schlichting, „Moltke und Benedek" S. 113.

VII. Buch.

Königgrätz. Vor der Entscheidung.

Der Morgen des 3. Juli brach unter strömendem Regen an. In den Niederungen der Bistritz und der Trotina lag dichter Nebel, in den tief durchweichten Straßen konnten sich die Kolonnen der beiden Armeen, welche in ihre Kampfesstellungen einrückten, nur mühsam fortbewegen. In den ersten Stunden der Schlacht war es für die Führer nur während kurzer Augenblicke möglich, die Linien der Feinde zu überblicken. Mittags noch zog sich dichter Nebel, mit Pulverdampf gemischt, über die Felder hin, erst nachmittags lichtete sich das Gewölk und die sinkende Sonne beleuchtete mit wagrechten Strahlen Sieg und Flucht.

Prinz Friedrich Karl, von Ungeduld erfüllt, den Kampf zu eröffnen, hatte seine Truppen schon in der dritten Morgenstunde aus ihren Lagern aufbrechen lassen. Sein Heer bewegte sich von Milowitz an in breiten Kolonnen mühevoll quer durch bebaute Felder vorwärts, jeden Augenblick gewärtig, auf den Feind zu stoßen und sich zur Schlacht zu stellen. Möglich war es ja, daß Benedek ihm entgegenzog und daß sich die Heere, beide mit der Absicht eines Angriffskampfes, noch vor der Bistritz begegneten. So ging es durch triefendes Getreide und über andere Kulturen langsam vorwärts; die Truppen, die nur zwei bis drei Stunden geruht hatten, marschierten schlaftrunken und fröstelnd. Den äußersten linken Flügel bildete die 7. Division

unter General Franſecky, die an dieſem Tage eine ſelbſtändige Aufgabe zu löſen hatte. Sie bildete nämlich, ſo lange die Armee des Kronprinzen noch ferne war, die äußerſte linke Spitze der anrückenden Armee und hatte hier die Oeſterreicher bis zur Ankunft des Kronprinzen hinzuhalten. Außerdem hatte Prinz Friedrich Karl fünf Diviſionen unter ſeinem unmittelbaren Oberbefehl. Weit nach rechts marſchierte die Elbearmee unter General Herwarth v. Bittenfeld über Smidar gegen Nechanitz an der Biſtritz. Sie hatte den Feind in der Flanke zu faſſen und das Centrum, auf welches vorerſt der Stoß der öſterreichiſchen Hauptarmee treffen konnte, baldigſt zu entlaſten. Deshalb waren die drei Diviſionen Herwarths ſchon um ½2 Uhr aufgebrochen, um den weiten Weg zu der Stellung der Oeſterreicher bis zu derſelben Stunde zu durchmeſſen wie das Heer des Prinzen Friedrich Karl. Zwiſchen 6 und 7 Uhr erreichten die preußiſchen Kolonnen die Anhöhen, welche die Biſtritz im Weſten begleiten und parallel mit den Hügeln von Chlum und Lipa hinziehen, auf denen die Oeſterreicher lagerten [1]).

Zu derſelben Zeit rückten die öſterreichiſchen Heeresabteilungen in die Schlachtſtellungen ein, welche ihnen der letzte Armeebefehl angewieſen hatte. Prinz Friedrich Karl ſtieß gerade auf das öſterreichiſche Centrum; auf den Anhöhen, die ſich vor ihm erhoben, hatte ſich das 10. Corps unter FML. Gablenz und rechts von ihm das 3. Corps unter Erzherzog Ernſt aufzuſtellen. Da Benedek nicht die Abſicht hegte, den Uebergang über die Biſtritz aufs äußerſte zu verteidigen, ſo ließen jene Corpsbefehlshaber nur drei Brigaden, etwa 20000 Mann, an den Brücken ſtehen. Sie erhielten den Befehl, den Feind nur ſo lange hinzuhalten, bis er einen ernſtlichen Angriff unternehme. Möglich war es ja, daß er nur rekognoszierte und ſich das letzte Wort für einen anderen Tag vorbehielt. Sollten von ſeiner Seite größere Infanteriemaſſen entwickelt werden, ſo

[1]) Eine zuſammenfaſſende Darſtellung der Schlacht gibt Max Jähns in dem Buche „Die Schlacht von Königgrätz“ (Leipzig 1876). Da das Werk von einem preußiſchen Offizier ausdrücklich „zum zehnjährigen Gedenktage des Sieges“ geſchrieben iſt, ſo verherrlicht es im Weſen die Waffenthaten ſeines Heeres. Doch gibt es trotz dieſer allzuſehr hervortretenden Tendenz einen guten Ueberblick.

hatten sich die Oesterreicher vor ihnen auf die Höhen zurückzuziehen. Diese zu erstürmen sollte die harte Arbeit der Preußen sein.

Prinz Friedrich Karl, unkundig der Stärke der Truppen, welche die Bistritz-Uebergänge verteidigten, zog vorerst Kavallerie und reitende Artillerie vor, um zu versuchen, ob die Brücken auf den ersten Anlauf zu nehmen seien. Die Reiter sprengten in ruhigem Trab hinab, die Trompeten schmetterten zum Angriff — die Oesterreicher hatten sie herankommen lassen; jetzt demaskierten sie ihre Geschütze und donnerten den Reitern entgegen. Diese zogen sich auf die Hauptmacht zurück. Es war zwischen 7 und ½8 Uhr, als diese Schüsse fielen; preußische Batterien fuhren auf und der stärker werdende Geschützdonner war für die Abteilungen beider Heere das Zeichen, sich bereit zu halten zum entscheidenden Kampfe. Die Schlacht hatte ihren Anfang genommen.

Angriff des Heeres des Prinzen Friedrich Karl auf die erste Linie der Oesterreicher; deren freiwillige Räumung.

Sogleich schritt Prinz Friedrich Karl zu umfassenderem Angriff. Weitere Batterien wurden vorgezogen, das Fußvolk hielt sich zum Sturme bereit. Bequemer wäre es gewesen, zu warten, um dem Kronprinzen Zeit zu gewähren, auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Aber der Prinz mußte in Rechnung ziehen, daß Benedek ihm am Ende nicht standhalten werde; vielleicht wich dieser, während seine Vortruppen die Preußen an der Bistritz beschäftigten, über die Elbe zurück. Der preußische Feldherr jedoch wollte ihn angreifen und festhalten, damit er nicht entgleite und die Entscheidung nicht hinausschiebe. Wohl konnte der Prinz annehmen, daß er stundenlang allein mit den Oesterreichern kämpfen müsse, bevor der Kronprinz heranzukommen vermochte; selbst sein eigener rechter Flügel, die Armee Herwarths, konnte sich erst gegen Mittag zu vollem Angriffe entwickeln. Allerdings, wenn Prinz Friedrich Karl gewußt hätte, daß ihm und Herwarth an der Bistritz 200000 Oesterreicher gegenüber-

ſtanden, ſo wären gewiß Bedenken in ihm aufgeſtiegen. Aber er kannte die Stärke des Gegners nicht genau und ſo ſchritt er ſofort mit einem kräftigen Stoße zur Entſcheidung.

Kurz darauf, um 8 Uhr morgens, kam König Wilhelm zu Wagen auf dem Schlachtfelde an. Er glaubte, bevor er des Feindes anſichtig wurde, nicht recht daran, daß Benedek ihm vor der Elbe ſtandhalten werde; ſeiner Umgebung war am Tage vorher aufgetragen worden, ſich lediglich zu einer Fahrt ins Lager des Kronprinzen bereit zu halten, und erſt ſpät nachts wurde, wie wir wiſſen, eine große Schlacht erwogen und beſchloſſen [1]). Als der König mit ſeinem ſtattlichen Gefolge die Höhe erreichte, ſandte eine der öſterreichiſchen Batterien ihre Geſchoſſe gegen die ihn umgebende Reiterſchar. Zwanzig Schritte vor dem König fiel eine Granate ins Korn, zerſprang und warf das Erdreich in die Höhe. Die Pferde bäumten ſich, der König aber ſagte ruhig zu der ihn umdrängenden Umgebung: „Das danke ich Ihnen, meine Herren!“ Ein Flügeladjutant forderte das Gefolge auf, ſich etwas zu zerſtreuen. Ein zweites, ein drittes Geſchoß folgte, und dieſes ſchlug in eine Schwadron Ulanen. Es war alſo blutiger Ernſt. Der König billigte die Maßregeln des Prinzen und befahl die Fortſetzung des Angriffs auf die Biſtritz-Linie. — Bald darauf begab ſich der König auf den das Biſtritzthal überhöhenden Roskoſchberg, auf dem er dann durch ſechs Stunden die Schlacht leitete.

Die öſterreichiſchen Brigaden in den Ortſchaften unten an der Biſtritz ſtanden unter einem Hagel von Granaten. Verſtärkung wurde ihnen abgeſchlagen, weil es nicht in der Abſicht der Befehlshaber im Centrum, Erzherzog Ernſt und Gablenz, liegen konnte, ſich unten mit aller Kraft einzuſetzen. Die Hauptmacht der Oeſterreicher auf den Anhöhen rührte ſich nicht, die mächtigen Batterien auf den Höhen von Chlum und Lipa ſchwiegen noch, um abzuwarten, bis die preußiſche Infanterie in ihren Schußbereich kam. Als Prinz Friedrich Karl annahm, die Oeſterreicher an der Biſtritz ſeien mürbe geſchoſſen, ſandte er drei von ſeinen fünf Diviſionen in den Kampf, die übrigen zurückbehaltend. Dieſe letzteren, das 3. Corps, die Brandenburger, 28000 Mann Infanterie, zuſammen mit dem Kavalleriecorps, das gleichfalls weiter rückwärts oben hielt, bildeten ſeine Reſerve: mit ihr hatte er, falls Benedek einen Rückſtoß unternahm, den feindlichen Anprall auszuhalten. Mit jedem Schritte wurde das Wagnis des Angriffes größer.

Sobald die preußiſche Infanterie gegen die Oeſterreicher mit

---

[1]) So kam es, daß der König in der Frühe Stiefel ohne Sporen anlegte; dies wurde erſt bemerkt, als er zu Pferd ſteigen wollte. Von einem Reitknecht wurden raſch Sporen zum Anſchnallen entliehen. Ein ſchlimmes Vorzeichen für abergläubiſche Gemüter — welcher Hohn, wenn dies dem Beſiegten widerfahren wäre!

mehr als doppelter Uebermacht vorging, sahen die Befehlshaber der letzteren den Augenblick gekommen, in welchem sie, den Absichten Benedeks entsprechend, das Gefecht abbrechen mußten.

Besetzung des Holawaldes durch die Preußen. Scheitern des weiteren Angriffs.

Nun hatten die Preußen die erste Verteidigungslinie der Oesterreicher in den Händen. Massen ihrer Infanterie überschritten die Bistritz auf den Brücken oder durchwateten mit einiger Mühe den Fluß. Bald waren die Dörfer von der Infanterie besetzt, und gleichzeitig mit ihnen rückte die Divisionsartillerie vor, welche sich vorwärts der Bistritz die Stellen aussuchte, um von hier aus die zweite Linie der Oesterreicher zu beschießen. Aber jetzt war der Moment gekommen, da sich die Vorteile der Stellung zeigten, in welcher die Hauptbatterien der Oesterreicher in Thätigkeit traten. Von der Höhe herab sausten und prasselten die Hohlgeschosse in die Dörfer, und mit ihrem furchtbaren Munde verkündeten die mit jeder Minute zahlreicher werdenden Geschütze, daß sich oben ein Feind aufgestellt habe, jetzt erst bereit zum Kampfe auf Leben und Tod. Nichtsdestoweniger drangen die preußischen Truppen gegen das mörderische Centrum der Oesterreicher vor und thatsächlich eroberten sie noch das Gehölz, welches ihm vorlag, den Holawald, wenn auch nach tapferem Widerstande des Gegners. Das war aber für viele Stunden der letzte Erfolg des preußischen Centrums.

Der Kampf um den Holawald.

Das Gehölz lag gerade vor der Front der preußischen Division Horn, die es sich zum Ziele erkor. General Werder aber, der rechts davon stand, schloß sich dieser Vorwärtsbewegung nicht an. Nicht daß dieser tapfere Befehlshaber, der im Jahre 1871 die Linie der Lisaine und damit Süddeutschland ruhmvoll gegen die vielfache Uebermacht Bourbakis verteidigte, sich oder seine Truppen geschont hätte. Aber vor ihnen lag keine Deckung, vor ihnen erhob sich glatt und kahl die Anhöhe, auf welcher bei Langenhof die Batterien des Corps Gablenz standen, und auf dieser schiefen Fläche führten die Achtpfünder der Oesterreicher einen solchen Hexentanz auf, daß es Wahn-

witz gewesen wäre, sich mitten hinein zu werfen. Granate auf Granate bohrte sich in die Stellungen der Preußen hinein, welche hinter Dörfern, Büschen, Bodenwellen eine wenn auch notdürftige Deckung suchten. Ungeduldig, den Tod fortwährend vor Augen, standen die Bataillone; aber General v. Werder verbot aufs strengste jedes Vorstürmen; er wußte, daß die Seinen sonst wie Aehren unter der Sichel des Schnitters niedergemäht würden.

General Horn aber führte seine Division in das Gehölz, das auch der Wald von Sadowa genannt wird, hinein, um den Weg zu den feindlichen Batterien zu finden. Der Südrand des Waldes war durch starke Verhaue in Verteidigungszustand gesetzt und dahinter lagen österreichische Jäger, welche das Rückzugsgefecht zu führen hatten. Sie entledigten sich dieser Aufgabe der großen Uebermacht gegenüber als tüchtige Soldaten. Im Vordringen wurden die Preußen durch das tückische Unterholz, hinter dem die Jäger lagen und schossen, in Unordnung gebracht; die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs versagte hier. Endlich aber hatten die Preußen, tapfer vordringend, den vorderen Saum des Waldes erreicht. Vor ihnen zogen sich die österreichischen Jäger geordnet die Anhöhe hinauf.

Kaum aber traten die ersten Abteilungen der Preußen aus dem Walde heraus, so wurden sie von den österreichischen Batterien mit einem Hagel von Geschossen überschüttet; so lange sich die Gegner im Walde Aug' in Auge maßen, hatten ja die Geschütze auf den Höhen schweigen müssen. Jetzt aber schritten sie wieder zur Arbeit, und nun durchfegten die Granaten den Wald von Sadowa mit blutiger Geschäftigkeit; dem Tode geweiht waren die Kämpfer, welche die Lichtungen durchschritten. Mit dem Zischen der Kugeln und dem betäubenden Donner mischte sich das Krachen und Poltern zerschlagener Bäume, herabstürzender Aeste, die zersplitternd auf die Soldaten hinabflogen. Oft wichen die Bataillone aus einer dem Feuer besonders ausgesetzten Stelle, aber sie sammelten sich doch wieder und hielten standhaft aus. Dabei waren sie durchnäßt und hungerten, da sie seit 2 Uhr auf den Beinen waren. Von der Besetzung des Waldes an, also von 10 Uhr ab, vermochten die Preußen auf diesem Teile des Schlachtfeldes durch fünf Stunden keine Fortschritte mehr zu machen. Es war unmöglich für sie, auch nur einen Fußbreit Bodens vor dem Walde zu gewinnen. Was diese Divisionen im Sturme zu leisten vermochten, bewiesen sie vier Jahre später in blutigen Kämpfen. Aber der österreichische Feldherr hatte eine gute Stellung gewählt und sie

so trefflich benützt, daß er hier den besten Bataillonen der Welt standhalten konnte. Durch einen Stirnangriff waren die Höhen von Chlum, Lipa und Langenhof nicht zu nehmen, und sie wurden auch von dieser Seite her nicht erobert. Wie sorgsam der Vorteil der Stellung von den Verteidigern benützt wurde, erfuhr die preußische Artillerie. In der Linie von Chlum bis Tresowitz standen im Höhepunkt des Kampfes im ganzen 160 österreichische Geschütze, stockwerkförmig übereinander aufgerichtet. Für die Preußen handelte es sich nun darum, eine annähernd gleiche Anzahl von Batterien über die Bistritz hinüberzubringen, mit ihnen noch Munitionskarren, Lazaretwagen und anderes Rüstzeug. Die Brücken an der Bistritz waren daher oft viertelstundenlang verstopft. Zurückgehende Abteilungen — denn nicht alle vermochten im nervenzerreißenden Granatfeuer auszuharren — Verwundete, welche hinter die Bistritz getragen wurden, die eigenen Bataillone hemmten das Vorgehen. Die Geschützkraft des preußischen Centrums mit 132 Kanonen stand den 160 österreichischen an sich nicht gar weit nach; aber der größere Teil der preußischen Batterien konnte trotz verzweifelter Anstrengungen nicht vor die Bistritz gezogen werden. Denn die preußischen Pioniere erfüllten ihre Aufgabe, feste Uebergänge über die Bistritz herzustellen, ganz unzureichend. Nun aber hätte nur ein gleichzeitiges Vorgehen aller Geschütze von Erfolg sein können; so wie sie aber mühsam und nur zur Hälfte wirksam gegen die glänzende Artillerie der Oesterreicher herangebracht wurden, vermochte ihr Feuer weder die feindlichen Geschütze zum Schweigen zu bringen und noch weniger die in guter Deckung aufgestellten und nur zum kleinen Teil sichtbaren Regimenter der Corps Gablenz und Erzherzog Ernst auf den Höhen zu erschüttern. Dagegen standen die preußischen Abteilungen bei Sadowa „im wirksamsten Ertrage" der österreichischen Geschützmassen.

Während die Artillerieschlacht an der Bistritz tobte, standen die Heerführer auf den überragenden Punkten der Thalhügel, mit höchster Spannung auf ihre Scharen hinunterblickend. Auf dem Roskoschberg befanden sich die Hauptquartiere des Königs und des Prinzen Friedrich Karl; äußerlich ruhig, aber verdüsterten Gemüts sahen diese Heerführer nun, wie ihre braven

Truppen sich fruchtlos im Walde abmühten, wie bei jedem Hervortreten aus ihm ihr Blut vergeblich dahinfloß. Sie blickten nach rechts und links, ob nicht auf den Flügeln des Heeres eine Wendung sichtbar wäre.

Auf der Rechten stiegen Rauchwolken auf — das war der Punkt, wo General Herwarth v. Bittenfeld mit der Elbearmee die Bistritz bei Nechanitz überschritt. Dort wiederholte sich das Schauspiel, das eben geschildert wurde: die Sachsen verteidigten die Bistritzbrücke mit verhaltener Kraft und zogen sich fechtend auf die Höhen von Problus und Prschim zurück. Eine einzige Brücke führte in Nechanitz über den Fluß, und es war ein schweres Versäumnis, daß die Führer der Elbearmee nicht rasch Pontonbrücken schlagen ließen. So wurde es Mittag, bis zwei ihrer Divisionen über die Bistritz geführt waren. Ueberhaupt ging General Herwarth methodisch vor, als ob er die linke Flanke der Oesterreicher in weitem Bogen umfassen wolle. Erst um Mittag begann er mit besserem Erfolge die Arbeit, mit der sich im Centrum Prinz Friedrich Karl und die Seinen unter den Augen des Königs vergebens abmühten.

Und auf der Linken des preußischen Heeres? Umsonst spähten die Fernrohre der Generalstabsoffiziere nach Nordost, woher der Kronprinz erwartet wurde. Keine Spur war zu sehen, kein Bote meldete seine Ankunft. Die Hügel im Nordosten lagen so friedlich da, daß es unmöglich schien, hinter ihnen die Helme der preußischen Grenadiere zu vermuten.

Benedeks Absicht eines Offensivstoßes im Centrum. Eigenmächtiger Angriff seiner Generäle auf dem rechten Flügel.

Der bisherige Gang der Schlacht erfüllte den österreichischen Feldherrn mit Beruhigung, denn bis Mittag errangen die Preußen gegenüber der zwei bis drei Stunden umfassenden Stellung der Oesterreicher nirgends einen nennenswerten Erfolg. Benedeks erster Berater war jetzt nicht mehr Krismanić, sondern Generalmajor Baumgarten. Erst am Morgen des Schlachttages traf diesen die Berufung ins Hauptquartier, das sich seit zwei

Tagen in der Prager Vorstadt von Königgrätz befand. Als er in den Frühstunden dahin ritt, wußte er noch nicht, welche Bestimmung seiner harre; dabei hörte er, als er sich der Festung näherte, hinter sich bereits die ersten, noch vereinzelten Kanonenschüsse der beginnenden Schlacht. Bei Benedek eintretend, machte er ihn auf das noch entfernte Feuer aufmerksam; der Armeekommandant, aufhorchend, vernahm nun gleichfalls die fernen Schüsse — von Sadowa bis Königgrätz sind drei bis vier Wegstunden — setzte sich um 7½ Uhr zu Pferd und ritt mit seinem Gefolge aufs Schlachtfeld. So erfuhr Baumgarten erst nach Beginn des Kampfes von seiner Aufgabe und Krismanič mußte jetzt vernehmen, daß ihm die Geschäfte eines Generalstabschefs, die er thatsächlich geführt hatte, abgenommen seien. Baumgarten erbat sich darauf die Disposition zur Schlacht, die er noch nicht erhalten hatte[1]); im Reiten prüfte er das Befohlene und erwog, was zu geschehen habe. Krismanič, der sich im Gefolge Benedeks befand, gab ihm verdüstert die gewünschten Aufschlüsse; von hoher Wichtigkeit war, daß er mitteilen konnte, die Armee des Kronprinzen befinde sich nach den letzten Meldungen des Vortages noch bei Königinhof, zwei bis drei Meilen vom Schlachtfelde entfernt[2]). Man war sich im Hauptquartier Benedeks somit klar darüber, daß man es auch mit dem anderen preußischen Teilheere zu thun bekommen werde, daß aber in den nächsten Stunden nur die Armee des Prinzen Friedrich Karl zu bekämpfen sei. Das war eine freundliche Aussicht, denn vielleicht gelang es, vorerst gegen die letztere einen entscheidenden Schlag zu führen. Als das Hauptquartier dann an den österreichischen Reserven vorüberkam und der Geschützdonner von der Bistritz her immer stärker wurde, faßte, wie es scheint, Benedek den Plan, sich vorerst mit voller Kraft gegen Friedrich Karl zu wenden. Er gab nämlich den beiden Reservecorps den Befehl, weiter gegen die Bistritz hin bis an die rückwärtige Seite jener Höhen zu rücken, auf denen die Oesterreicher eben

[1]) Sie war um 2 Uhr von Königgrätz zu den Corps gesendet worden, er aber schon früh vom 3. Corps weggeritten.

[2]) So nach der Mitteilung General Baumgartens an den Verfasser. Er hob ausdrücklich hervor, man habe Benedek und Krismanič Unrecht gethan, wenn man ihnen die Unkenntnis dieser wichtigen Thatsache zumutete.

dem feindlichen Vormarsche die Stirne boten; sobald die Preußen ermüdet waren, wollte er die Reserven vorbrechen und den Tag entscheiden lassen. Unterdessen aber mußten, damit dieser Plan gelinge, die beiden österreichischen Flügel zähe standhalten und mit ihren eigenen Kräften den Feind abwehren. Von der Artilleriereserve machte aber Benedek zum Teil jetzt schon Gebrauch: die Hälfte wurde auf die Höhe von Chlum aufgeboten, wo sie auffuhr; die übrigen Batterien behielt er zu seiner freien Verfügung. Als der Feldzeugmeister an den Reserven vorüberritt, begrüßten ihn die Truppen mit stürmischen Hurrahrufen, freudig erregt, daß sie endlich unter den Augen des Feldherrn kämpfen würden. Die Regimentskapellen stimmten die Volkshymne an, und auf seinem Ritte zur Höhe von Lipa setzten sich die Freudenrufe und die Töne der kriegerischen Musik ununterbrochen fort. Oben um 9 Uhr angelangt, gewahrte Benedek dann den günstigen Fortgang der Schlacht. General Baumgarten erbat sich die Erlaubnis, die Stellung am rechten Flügel besichtigen zu dürfen. Schweigend verfolgte Krismanić die Schlacht, das Hauptquartier mehrmals in weitem Bogen umreitend, wie wenn er eine feindliche Kugel suche. Aber so verworren die Verhältnisse im Allgemeinen auch waren, so stand die Schlacht am Vormittag doch günstig. Denn zu den Füßen des österreichischen Hauptquartiers sah man die Armee des Prinzen Friedrich Karl in mühevollem Ringen, ohne daß sie von dem Walde von Sadowa nach vorwärts einen Schritt weit Boden gewinnen konnte.

Aber von rechts her, wo der Anmarsch des Kronprinzen zu erwarten war, kam dem Armeekommandanten bald eine befremdende Kunde. Was sich hier vollzog, führte die Entscheidung des Tages herbei. Selten verstrickten sich Schuld und Unglück so seltsam wie bei der Niederlage des rechten österreichischen Flügels: mutiges, aber eigenmächtiges Handeln der Unterbefehlshaber vereitelte die Dispositionen des Heerführers, und er besaß nicht die Schnellkraft des Geistes, um bei veränderter Kampfeslage den rettenden Entschluß zu fassen.

Die Befehlshaber des 4. und des 2. Corps, Graf Festetics und Graf Thun, hatten, wie wir wissen, den Auftrag, die niedrige Bodenschwellung zwischen Chlum und Nedielischt zu be-

setzen und, während das Hauptheer mit der Front nach Westen kämpfte, den von Norden zu erwartenden Angriff des Kronprinzen abzuhalten. Ihre Truppen rückten denn auch in der Frühe in diese Stellungen ein, zwischen die Schanzen, welche zur Aufnahme von Batterien errichtet waren. Aber als sie ankamen, erblickten sie vor sich einen überragenden Höhenzug, der ihnen die Aussicht versperrte. Das Plateau von Maslowied und die stattliche Höhe von Horschenowes sind thatsächlich bessere Stellungen, als die ihnen angewiesen worden waren; von ihnen aus besitzt man einen weiten Fernblick nach Norden, und so zogen es die beiden Generäle vor, ihre Truppen nach diesen vorderen Höhen zu schieben. Als nun Genieoberst Pidoll mit Oberst Neuber gegen 9 Uhr zu den von ihm aufgeworfenen Schanzen ritt, fand er sie leer von den Truppen, für deren Sicherung sie von ihm gebaut waren. Dieselbe Beobachtung machte General Baumgarten, der, wie erzählt wurde, die Stellung zu besichtigen kam. Nur gegen den Swiepwald zu, im Westen, sah er österreichische Truppen, die in Nebel oder Rauch gehüllt waren. Auf diese Meldungen hin wurde Benedek unruhig und er sendete den Oberstlieutenant Grafen Falkenhayn ab, um die beiden Corps zurückzurufen. Doch hätte das Verhalten der beiden Generäle keinen Nachteil gebracht — eher umgekehrt — wenn sie nicht noch weiter eigenmächtig vorgegangen wären. Kampfeslustig griffen sie nach eigener Wahl in die Schlacht ein; während sie nämlich zur Hut gegen Norden, wider den Kronprinzen bestimmt waren, nahmen sie das Heer des Prinzen Friedrich Karl aufs Korn, kehrten den größten Teil ihrer Bataillone gegen diesen westlichen Feind, vernachlässigten darob ihre Aufgabe und erleichterten der am Mittag heranmarschierenden zweiten preußischen Armee die Erreichung ihres Zieles: sie drang gerade in den Rücken des auf eigene Faust operierenden rechten österreichischen Flügels.

Die beiden österreichischen Generäle fühlten sich durch die Armee Friedrich Karls angezogen, dort lockte die Division Franseky zum Angriffe.

Der Kampf um den Swiepwald.

General Franſecky wußte ſehr wohl, daß es notwendig ſei, die Oeſterreicher an dieſer Seite ſo lange hinzuhalten, bis der Kronprinz zur Stelle war. Mit bewunderungswürdiger Kühnheit trug er deshalb mit ſeinen 12 000 Mann durch mehrere Stunden die Laſt des überlegenen feindlichen Angriffs, ja er lenkte ihn durch waghalſiges Vordringen auf ſich. Ihm gebührt denn auch der Ruhm, mehr als ein anderer zum Siege beigetragen zu haben. In der Frühe ſandte er dem nächſten Corps des Kronprinzen, der Garde, die dringende Bitte um Beſchleunigung des Marſches; gleichzeitig warf er ſich auf den rechten Flügel der Oeſterreicher und griff ſie ſelbſt im Swiepwalde an. Noch bevor das Corps Feſtetics bei Chlum aufmarſchiert war, ſchlug er deſſen Brigade Brandenſtein aus dieſem vorgeſchobenen Waldhügel hinaus. Das war es, was die Generäle Feſtetics und Thun zum eigenmächtigen Angriffe reizte.

Eroberung des Swiepwaldes durch die Preußen.

In dem Walde ſtanden in der Frühe die öſterreichiſchen Vortruppen, Bataillone der Brigaden Brandenſtein vom 4. und Appiano vom 3. Corps. Die Oeſterreicher waren eines raſchen Angriffes nicht gewärtig und wußten nicht, von welcher Richtung der Hauptſtoß drohte. Appiano ließ daher kurz vor der Entfaltung des Gefechtes 2 Bataillone in die Hauptſtellung zurückziehen. So konnten Franſeckys 4 vordere Bataillone die Oeſterreicher aus dem Walde hinauswerfen, aber ſofort entwickelte Brandenſtein gegen ſie die 7 Bataillone ſeiner Brigade, dem Gegner den Boden aufs neue ſtreitig machend. Der Swiepwald iſt auf einer Anhöhe gelegen und von Schluchten durchzogen, hinter welchen bald die Oeſterreicher, bald die Preußen in gedeckten Stellungen kämpften. In dem durchſchnittenen Terrain, bei dem Pulverrauch, war der Ausblick beſchränkt, ſo daß ſich in dem wütenden Waldgefechte mitunter Abteilungen des eigenen Heeres anſchoſſen. — Beſonders tapfer wehrten die öſterreichiſchen Jäger den Preußen das Vordringen; grauen Geſpenſtern gleich huſchten ſie von Baum zu Baum, verſchwanden hinter Geſtrüpp und tauchten dann wieder auf. Große Scheite geklafterten Holzes waren aufgeſchichtet und wurden zur Deckung benützt. Vordringende Abteilungen ſahen ſich ſomit zeitweilig im Rücken angegriffen, und einmal war General Franſecky, dem das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen wurde, hart

daran, gefangen zu werden. Wo aber das Unterholz verschwand und sich eine Lichtung öffnete, wütete das Zündnadelgeschoß in den österreichischen Reihen, und das Schnellfeuer übte eine schreckliche Wirkung: bald lagen die Leichen der Oesterreicher im Walde haufenweise aufgeschichtet. — Allgemach führte Franseckỳ 8 von seinen 12 Bataillonen vorwärts, mit denen es ihm gelang, die Oesterreicher aus dem Walde hinauszudrängen. — General Brandenstein selbst fiel und mit ihm eine Reihe seiner Offiziere; die Ungarn vom 12. und auch das 26. Regiment, aus sonst nicht zuverlässigen Italienern bestehend, hatten sich gut geschlagen. Nicht bloß der Forst, auch das weiter vorwärts liegende Dorf Cistowes fiel den Preußen in die Hände.

Sobald der Wald von Verteidigern leer war, überschütteten ihn aber die österreichischen Batterien des rechten Flügels mit einem verheerenden Feuer. Der Sieg hatte die Division Franseckỳs begeistert, aber furchtbarer als der hitzige Nahkampf war das Stillstehen im Donner der Geschütze. Bald jedoch sollten die tapferen Bataillone es noch mit den neuen Gegnern zu thun haben.

Unwillig sah Graf Festetics, der Befehlshaber des 4. Corps, wie die eine seiner Brigaden zertrümmert aus dem Walde herauskam, und er faßte den Entschluß, ihn dem Feinde wieder zu entreißen. Festetics, ein tapferer Soldat und von aristokratischem Selbstgefühle getragen, setzte sich somit über die Anordnungen der Heeresleitung hinweg, die ihm seine Stellung vorgeschrieben hatte; er that dies, obwohl er den Preußen den Aufenthalt im Swiepwalde auch schon durch seine Artillerie arg verleiden lassen konnte, da der Forst gerade im Bereiche seiner Batterien lag, genau so wie der Holawald im Geschützertrage des Corps Gablenz. Wohl ließ Festetics den Forst zuerst von seinen Geschossen durchfegen; dann aber gab er den Befehl zum Sturme. Gleich zu Beginn des Kampfes jedoch, um ½10 Uhr, riß eine Kanonenkugel dem General die Spitze eines Fußes weg und sein Generalstabschef Oberst Görtz wurde getötet. FML. v. Mollinary, der Adlatus des Grafen [1]), übernahm den Oberbefehl und leitete von Chlum aus den Sturm; zugleich ließ er den Befehlshaber des 2. Corps, FML. Grafen Thun, bitten, ihn bei dem Angriffe zu unterstützen.

Vergebens waren also die Erfahrungen der ersten Tage des Krieges; Sieg und Ruhm lockten im Swiepwalde zum

[1]) Jeder Corpsbefehlshaber der österreichischen Armee hatte einen Adlatus, Stellvertreter.

Greifen nahe und kampfesluſtige Bataillone des rechten Flügels, ja ſelbſt des Centrums ſtürzten hinein, um an der Arbeit und dem Erfolge teilzunehmen. Für den öſterreichiſchen Offizier iſt der Maria-Thereſien-Orden, der nur auf Grund einer aus eigenem Antriebe erfolgten tapferen That errungen werden kann, der Sporn zur höchſten Anſtrengung, und wie im Gefechte zu Skalitz, ſo war es auch am Tage von Königgrätz ein Wald, in deſſen Angriff ſich die öſterreichiſchen Bataillone verſtrickten und erſchöpften [1]).

Dieſer Kampf zwiſchen 10 und 12 Uhr vormittags war nur eine Epiſode im Wogen der Feldſchlacht, aber er bereitete die Kataſtrophe vor, da die durch ihn zerriſſenen Bataillone des öſterreichiſchen rechten Flügels Kraft und Atem verſchwendeten und deshalb am Nachmittag bei der Abwehr des Kronprinzen verſagen mußten.

Vergeblicher Sturm der Oeſterreicher gegen den Swiepwald.

So unternahmen denn die aufgebotenen Brigaden des 4. Corps den Sturm. Auch dieſes Mal unterblieben, wie in der Regel bei den Stößen der Oeſterreicher in dieſem Kriege, die notwendigen Vorbereitungen; kein Flankenangriff wurde angeordnet; in geſchloſſenen Linien richtete links die Brigade Fleiſchhacker, rechts die Brigade Poeckh die Spitzen ihrer Bajonette gegen die Süd- und Südoſtſeite des Waldes. Am Sturme beteiligten ſich 13 Bataillone. Franſecky, die Gefahr vorausſehend, zog die 4 Bataillone, die er noch in Reſerve hatte, in den Wald; 2 Bataillone ſchickte ihm die 8. Diviſion zu Hilfe, ſo daß die Preußen jetzt ebenſoviele, aber ſtärkere Bataillone zählten als ihre Gegner. (Die preußiſchen Bataillone hatten 1000, die öſterreichiſchen 8—900 Mann.) Es war nun das Schickſal der Oeſterreicher, daß ihre wiederholten Stöße immer vereinzelt unternommen wurden, ſo daß ſich ihre Ueberzahl am rechten Flügel anfänglich fruchtlos zerſplitterte. Wie immer ſtießen die Oeſterreicher in dichten, maſſigen Kolonnen vor, ein treffliches Ziel für die einſchlagenden Geſchoſſe. Die preußiſchen Abteilungen aber, durch den bisherigen Kampf zerriſſen und auseinander gekommen, fochten jede auf eigene Fauſt. Ihre Generäle konnten in den Waldgefechten

[1]) Vgl. übrigens das milde und entſchuldigende Urteil, das Moltke in dem Geſpräche mit dem Verfaſſer über die öſterreichiſchen Generäle des rechten Flügels fällte (Anhang Nr. XIII). Ueber ihr Verhalten gibt Nr. XXV dieſes Anhanges weitere Aufklärung.

keinen Ueberblick gewinnen, aber die Offiziere, sich selbst überlassen, setzten Kraft und Ehrgeiz darein, ihre Abteilungen tapfer standhalten zu lassen. Die preußischen Truppen wußten, daß sie sich bis zur Ankunft des Kronprinzen halten müßten, und dieser Vorsatz verlieh ihrem Widerstand den zähen Charakter.

Zum erstenmal zeigte es sich jetzt in der Schlacht, daß an einigen österreichischen Regimentern die Niederlagen der letzten Tage nicht spurlos vorübergegangen waren. Die Brigade Fleischhacker bestand aus einem Kärntener Bataillon und zwei Banater Regimentern (Magyaren, Serben, Deutschen, Rumänen), die zuerst das Dorf Cistowes in Besitz nahmen. Ganz verschieden war das Verhalten der Stürmenden. Einige Abteilungen des 61. Regiments erwiesen sich als schwer lenksam; andere Bataillone warfen sich in der unglücklichen taktischen Form der dichten Divisionskolonnen gegen den Feind und verbluteten dabei.

Ganz anders die 4 zum Sturm aufgebotenen Bataillone der Brigade Poeckh, denen sich 2 andere Bataillone anschlossen. Unter Hurrah- und Eljénrufen und klingendem Spiel warfen sich die Siebenbürger des Regiments 51 (Rumänen und Magyaren) in den feueratmenden Wald, und so unwiderstehlich war ihr Vorstoß, daß sie die Preußen kraftvoll vor sich hertrieben und sie bis an den entgegengesetzten Rand zurückwarfen; ermattet vom bisherigen Kampfe, vermochten diese den frischen Truppen des Angreifers nicht zu widerstehen. Aber Fransecky hatte, wie erzählt, seine letzten 4 Bataillone von Norden in den Wald hineingeführt, und diese drangen gerade in die rechte Flanke und in den Rücken der mutig vorstürmenden Oesterreicher. Eine furchtbare Katastrophe brach über die siegesfrohen Truppen herein, mörderisch war die Wirkung des feindlichen Feuers. Oberst Poeckh, sämtliche Stabsoffiziere und Adjutanten des Regiments, bis auf einen, und zahlreiche Mannschaft blieben auf dem Platze; wer sich rettete, hatte Mühe, sich durch die Angreifer durchzuschlagen, um fliehend den Ausgang des Waldes wieder zu gewinnen. Von 4000 Mann des ersten Treffens der Brigade Poeckh konnten nur 1800 gerettet werden, die größere Hälfte war tot und verwundet, über 1000 Gefangene blieben in den Händen der Preußen, für welche der Einbruch ihrer Reserve die Rettung war.

Die Niederlage der Oesterreicher wurde, wie auch sonst in diesem Kriege, hervorgerufen und verschärft durch ihre bereits geschilderte Fechtart. Die Ueberlegenheit des preußischen Hinterladers gegenüber ihrem Gewehr und noch mehr die unglückliche Form, in der die Stürme unternommen wurden, war die Ursache ihres Mißgeschickes. Die Oesterreicher fochten in Divisionsmassenkolonnen: von den 6 Compagnien jedes Bataillons standen je 2 (eine Division) hintereinander, so daß drei dicht gedrängte Vierecke dem feindlichen Feuer entgegentraten. Zwischen den

Diviſionen aber durfte reglementmäßig nur ein Zwiſchenraum von drei Schritten ſein, in der Abſicht, durch den Stoß der Maſſenkolonnen den Feind niederzuwerfen. In unbeweglichen, ſtarren Formen ſtürzten ſich die Oeſterreicher in den Kampf; die Offiziere konnten ſomit keine Selbſtthätigkeit entwickeln, ſondern hatten lediglich die Aufgabe, den Soldaten mit dem Säbel in der Fauſt voranzugehen. Die Preußen dagegen legten den größten Wert auf die Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit der einzelnen Compagnien, die von den Offizieren womöglich in die Flanke des Feindes gelenkt wurden und durch ihr Schnellfeuer Tod und Verwirrung in deſſen dicht gedrängte Reihen trugen. Das war das Bild, welches zumal die Kämpfe von Skalitz und im Swiepwalde darboten.

Wohl hatte Benedek kurz vor der Schlacht bei Königgrätz eine Inſtruktion erlaſſen, in der er (offenbar durch die erſten unglücklichen Erfahrungen gewarnt) den Offizieren vorſchrieb, gleichfalls unter Benützung des Terrains zuerſt ein Feuergefecht zu unterhalten und dann erſt vorzuſtürmen; aber es iſt begreiflich, daß die Armee nicht wenige Tage vor der Schlacht eine neue Taktik annehmen und alles vergeſſen konnte, was ihr durch Jahre auf allen Exerzierplätzen eingeprägt worden war.

Im Gegenteil, die Soldaten ſahen, ſobald ſie die Wirkung des Zündnadelgewehrs kennen gelernt hatten, mit Geringſchätzung auf ihre Vorderlader, ſie griffen nur murrend, auf ausdrücklichen Befehl der Offiziere, zu der Feuerwaffe und waren lediglich bemüht, dem Feind ſo raſch wie möglich mit dem Bajonett an den Leib zu kommen.

In der Diviſion Franſecky zeichnete ſich das 27. Regiment durch beſondere Unerſchrockenheit und Hingebung aus. Deſſen damaliger Oberſt, v. Zychlinski, entwarf ſpäter folgende Schilderung der öſterreichiſchen Maſſenſtöße [1]): „Von Ciſtowes herauf führen Wegſchluchten, und durch ſie rückten die öſterreichiſchen Bataillone heran, die Offiziere tapfer voraus. Eine einzige Compagnie von uns unter Hauptmann Buddenbrock richtete ſolche Verheerung unter ihnen an, daß die Oeſterreicher den

[1]) So die Mitteilung des Herrn v. Zychlinski, nachmaligen Generals, an den Verfaſſer.

Graben bald füllten. Die späteren hätten gar nicht vorwärts kommen können. Die Frontangriffe der Oesterreicher machten auf uns den Eindruck, als ob sie sich vor uns produzieren wollten. Wir sahen sie geradenwegs stürmen, selbst wenn sie durch eine einfache Umgehung ihren Zweck erreichen konnten."

Nach diesem vergeblichen Sturme waren drei der Brigaden des vorderen österreichischen Corps nahezu verbraucht, von seinen 28 Bataillonen waren 19 überwunden, mit ihnen 5 von anderen Heereskörpern.

FML. v. Mollinary wollte nach diesen Erfahrungen seine letzten Kräfte nicht gleichfalls aufs Spiel setzen, aber nach seiner Ansicht sollten die bisherigen Anstrengungen nicht vergeblich gewesen sein. Nach seiner Niederlage wiederholte er bei dem 2. Corps sein Ersuchen um Hilfe, in der an sich richtigen Ueberzeugung, der neue Gewaltstoß müsse den Swiepwald von dem Feinde säubern.

Um diese Zeit aber erhielt er von Benedek einen wichtigen Befehl — Oberstlieutenant Graf Falkenhayn[1]) traf bei ihm ein,

---

[1]) Bericht des Grafen Falkenhayn im Wiener Kriegsarchiv 7, 180. Dieser Bericht wie der des Majors v. Sacken sind die Hauptquellen für die Vorgänge im österreichischen Hauptquartier. — Dankenswerte Ergänzungen boten dem Verfasser die mündlichen Mitteilungen dieser sachkundigen Thatzeugen. Beide Berichte sind im Anhange, Nr. XVII und XVIII, abgedruckt. Sie sind selbstverständlich zuverlässig, nur, wie das in Schlachtberichten häufig der Fall ist, in den Zeitangaben ungenau, in denen sie sich, wie in einigen Nebenpunkten, auch widersprechen. Maßgebend aber ist, daß die beiden Offiziere klar angeben, welcher ihrer den rechten Flügel warnenden Ordonnanzritte vor und welcher nach dem Einlangen des Telegramms des Festungskommandanten von Josephstadt stattfand, der Benedek das Anrücken des Kronprinzen meldete. Daß aber dieses Telegramm dem Feldzeugmeister erst gegen ½12 Uhr eingehändigt wurde, ist eine feststehende Thatsache — und darnach sind in meiner Darstellung die Thatsachen aneinandergereiht. — Auch das österreichische Generalstabswerk, sonst sehr genau und zuverlässig, widerspricht sich in den Zeitangaben. Es behauptet (III, S. 293), Benedek habe über das eigenmächtige Vorrücken des rechten Flügels wohl Zeichen des Mißfallens geäußert, den Angriff aber fortsetzen lassen. „Als die beiden Corps endlich gegen 12 Uhr zurückbeordert wurden, war dies zu spät." Indessen wird S. 310 ganz im Gegensatze hiezu erzählt, der Befehl zur Rückberufung des 4. Corps (durch den Grafen Falkenhayn) sei schon um 10 Uhr ergangen. Es ist aber zur gerechten Würdigung der österreichischen Heeresleitung sehr wichtig, festzustellen, wann das geschah. Man kann bestimmt sagen: vor dem Einlangen des Telegramms aus Josephstadt und während des Sturmes der Brigaden Fleischhacker und Poeckh auf den Swiepwald. Eine präzise Zeitangabe wäre gewagt. In dieser Auffassung wurde ich durch FML. Baumgarten

der, wie (S. 243) erzählt wurde, an das 4. Corps die Weisung überbrachte, von seinen Stößen gegen die Flanke der Armee des Prinzen Friedrich Karl abzulassen; denn die oberste Armeeleitung wußte schon am Vormittag, daß der rechte Flügel notwendig sein werde gegen den Einbruch des preußischen Kronprinzen. Diese Weisung lautete: „Das 4. Corps solle sich nicht verleiten lassen, vorzugehen, sondern stets auf die Einhaltung seiner ununterbrochenen Verbindung nach links mit dem 3. Corps bedacht sein — die Zeit zu einem Offensivstoß sei noch nicht gekommen." Das war klar und bestimmt, aber der Angriff war schon erfolgt und ein Teil der Truppen des Corps noch in das Gefecht verbissen. FML. v. Mollinary, vom Kampfeseifer ergriffen, konnte und wollte nicht zugestehen, daß seine Unternehmung fruchtlos endigen müsse, und eben noch hatte er den FML. Grafen Thun zu gleichem Beginnen angespornt. Sein Gedanke war, die linke Flanke der bisher allein kämpfenden Armee des Prinzen Friedrich Karl zu zertrümmern und so den Feind zum Weichen zu bringen — aber damit kehrte er freilich der von Norden her drohenden Gefahr geringschätzig den Rücken.

So fest verharrte Mollinary auf seiner Auffassung, daß er von der Weisung Benedeks abwich und dabei blieb, das Corps des Grafen Thun solle die von ihm begonnene Niederwerfung Franseckys vollenden. Er unterließ es, Thun von der Weisung des Armeekommandanten zu verständigen, setzte dem Grafen Falkenhayn seine Gründe auseinander und gab ihm zugleich eine schriftliche Meldung an Benedek, die lautete: „Ich bin mit dem 2. Corps in unmittelbarer Verbindung, vor dem 2. stehen wenige Feinde, ich habe daher das 2. Corps gebeten, durch einen Offensivstoß mich zu degagieren." [1]) Er stand also nicht ab, den ihm ausdrücklich untersagten Vorprall fortsetzen zu lassen.

---

bestärkt. — Der Einwendung Lettows II, S. 430 Anm. ist in der obigen Darstellung Rechnung getragen.

[1]) Diese Zeilen, mit unsicherer, doch deutlicher Handschrift, wahrscheinlich zu Pferde geschrieben, sind von 3/4 12 Uhr datiert (Wiener Kriegsarchiv). Diese Zeitangabe ist eine der wenigen vollständig sicheren, die über die Krisis der Schlacht aus dem österreichischen Lager stammen.

Diese seine Ansicht wurde von dem Grafen Thun geteilt, und dieser bot denn zwei frische Brigaden, Württemberg und Saffran, zur endlichen Eroberung des Waldes auf. Ungefähr zur Zeit, da sich dieser Gewittersturm über Franseckys bereits erschöpfte Bataillone entlud, um ½12 Uhr, kam diesem die Kunde, der Kronprinz sei im Anmarsche begriffen, und rasch verbreitete sie sich unter seinen Truppen, weit früher als König Wilhelm und sein Hauptquartier diese langersehnte Nachricht erhielten. Als der König nun besorgt einen Offizier zu Fransecky schickte, wie es um die Division stehe, antwortete der General: „Sagen Sie Seiner Majestät, die Division leide schwer, aber sie halte fest."

Allein der unerschrockene Befehlshaber hatte den Seinen doch zu viel zugemutet. Denn den 14 frischen Bataillonen des österreichischen 2. Corps, die jetzt gegen ihn heranrückten, hatte er nur erschöpfte, aus der taktischen Ordnung gekommene Abteilungen entgegenzustellen. So war er dem neuen Stoße doch nicht gewachsen und die Oesterreicher drangen trotz des verheerenden Feuers von Süden und Osten mutig in den Wald vor. Der Herzog von Württemberg unternahm den siegreichen Sturm gegen den Swiepwald gegen seine Ueberzeugung — einsichtiger als seine Vorgesetzten, erkannte er, daß das Corps Thun durch das Verlassen seiner Stellung die Flanke gegen den Kronprinzen preisgebe; aber da seine Gegenvorstellung keinen Eindruck machte, führte er mit der schon 1849 und 1859 bewiesenen Unerschrockenheit die Steiermärker vom 47. Regiment zum Sturme vor [1]). Das blutige Schauspiel des Waldgefechtes wiederholte sich, aber dieses Mal wurden die Preußen nach dem Westen des Forstes und aus demselben hinausgeworfen; sie konnten sich gegen die überlegene feindliche Macht nicht halten. Aber wenn auch der größte Teil des Forstes von den Oesterreichern erobert war, so hielt sich doch ein Teil der feindlichen Division an dem äußersten Rande der Waldbastion, und Fransecky, die Reihen abreitend, den feindlichen Kugeln ein stetes Ziel,

[1]) Oskar Teuber, „Feldzeugmeister Herzog von Württemberg", S. 171, nach Aufzeichnungen des Ordonnanzoffiziers des Herzogs, Steinitz. Vgl. auch das Buch von Magirus über denselben General.

rief den Magdeburgern zu: „Haltet aus, Leute, haltet aus! Der Kronprinz kommt! — Hier müssen wir stehen oder sterben.“ Indessen war es nur mehr ein verzweifeltes Ringen und das Schicksal der Verteidiger beinahe besiegelt. Denn gegen jene Kuppe richtete sich die Wut der Angreifer, und der Herzog von Württemberg ließ den Corpskommandanten bitten, ihm Unterstützung zu schicken. Thun zögerte nicht, ihm noch 3 Bataillone von der Brigade Thom nachzusenden.

So hallten denn durch den Swiepwald die Siegesklänge der österreichischen Regimentsmusiken; denn so viele Tausende auch hatten bluten müssen, die Angreifer waren nahe daran, Fransecky aus seiner letzten Zufluchtsstätte hinauszuwerfen. Stellenweise brachen sie sogar bereits auf der preußischen Seite des Waldes hervor. Die Division Fransecky hatte sich mit unübertrefflichem Mute geschlagen und 84 Offiziere und 2036 Mann verloren, den siebenten Teil ihrer Mannschaft; wohl reichte dieser Verlust nicht heran an den vieler österreichischer Abteilungen in diesem Kriege, aber ihr zähes Ausharren verdient deshalb hohe Anerkennung, weil sie, 19 Bataillone stark, thatsächlich durch Stunden ungefähr 50 österreichische Bataillone in Schach hielt. Nun harrte sie des letzten entscheidenden Stoßes des unermüdlichen Feindes — sie hätte ihm nicht widerstehen können.

— — — Da mit einem Male bemerkten die Preußen, daß ihre Gegner Halt machten; sie sahen, wie deren Offiziere, statt vorzugehen, die Ihrigen in dem Walde sammelten. Denn es war, wie wir gleich hören werden, an den Corpskommandanten Grafen Thun von seiten Benedeks der nun unabweisliche Befehl gekommen, vom Angriffe abzulassen, weil ein neuer Feind sich auf dieser Seite des Schlachtfeldes zeige. Den Truppen Franseckys leuchtete somit die Hoffnung auf, daß ihnen endlich durch die in der Frühe noch ferne Armee des Kronprinzen Erlösung nahe. Und noch ein Umstand bestärkte sie in dieser frohen Annahme; denn die österreichischen Geschütze, die bisher den Wald durchschüttert hatten, feuerten wohl noch mit der früheren Heftigkeit, aber nicht mehr gegen sie selbst: es war also klar, daß deren Geschosse nach einer anderen Richtung,

gegen einen neuen Feind gerichtet wurden. Hoffnungsbange Erwartung bemächtigte sich der preußischen Truppen am Rande des Waldes. Da sie nicht mehr angepackt und auch nicht mehr beschossen wurden, trat eine Kampfespause für sie ein. Zum Vorgehen waren sie freilich nicht mehr kräftig und geordnet genug — aber ein freudiges Aufatmen ging durch ihre Reihen, und ohne daß sie von ihren Kameraden etwas hörten oder sahen, so fühlten sie doch das Nahen der langersehnten Hilfe und immer fester wurde ihre Zuversicht: der Kronprinz kommt!

Benedek erhält die Nachricht vom Anmarsche des Kronprinzen und schiebt deshalb den Rückstoß im Centrum auf.

Nicht in dem blutigen Ringen um den Swiepwald lag während des Vormittags der Schwerpunkt der Schlacht: die Blicke König Wilhelms sowie Benedeks waren vielmehr nahezu unverwandt auf den Artilleriekampf im Centrum gerichtet, mit entgegengesetzten Gefühlen, da hier dem Vordringen des Heeres des Prinzen Friedrich Karl Halt geboten war. Dem österreichischen Führer war es unwillkommen, daß sich sein rechter Flügel hartnäckig in den Kampf mit Fransecky verbiß; denn er erwartete vom Anbeginn der Schlacht im Centrum die Entscheidung. Deshalb hatte er, wie (S. 242) erzählt wurde, nahezu seine ganze Reserve, zwei Armeecorps und zwei Kavalleriedivisionen, an den Fuß der Höhen von Lipa und Langenhof herangeschoben, um sie zu einem Durchbruche der feindlichen Mitte zur Hand zu haben; und diese Vorrückung war nach 11 Uhr beendet. Es war aber ein Großes, sich jetzt schon zu dem Schlage zu entschließen, der Sieg oder Vernichtung bringen konnte. Mächtig war der Antrieb zum Handeln für Benedek, aber ernste Bedenken lenkten seinen Sinn auch nach einer anderen Richtung. Durfte er es denn wagen, fast sein ganzes Heer gegen das preußische Centrum aufzubieten, während er zu seiner Rechten, wenn auch noch vom Schlachtfelde entfernt, eine ganze feindliche Armee wußte? Soeben wandte sich sein rechter Flügel, entgegen seiner Absicht und ohne sein Geheiß, wider den Prinzen Friedrich Karl, und wenn er dasselbe

Ziel auch seinen Reserven gab, wer bürgte ihm für die Sicherheit seiner östlichen Flanke? So begann denn schon in diesen Stunden ein eigentümliches Schwanken in der Führung der Schlacht. Sein jetziger Generalstabschef Baumgarten kehrte von seinem Ritte auf den rechten Flügel zurück (S. 243) und mahnte, man solle, da dieser abgeschwenkt war, ein Corps der Reserve dorthin dirigieren, um das dadurch entstandene „Loch in der Schlachtordnung" zu schließen. Aber freilich, wenn dies geschah, dann konnte ein Vorstoß in des Feindes Centrum nur mehr mit halben Kräften unternommen werden. Krismanič wendete zudem ein, es sei noch zu früh für die Verwendung der Reserven. Somit stand Benedek einen Augenblick lang unter dem Einflusse der Sorge für seine rechte Flanke, und vorerst auf Verteidigung bedacht, stimmte er Baumgarten zu: eines der Reservecorps, das Rammings, erhielt den Befehl, aus der Tiefe hinter den Höhen heraufzurücken und sich auf dem rechten Flügel zwischen Chlum und Nedielischt aufzustellen. Daraufhin glaubte Generalmajor Baumgarten diese Seite gesichert und erbat sich von dem Armeekommandanten die Erlaubnis, nach links hin sprengen zu dürfen, um auch hier die Stellung und den Gang der Schlacht zu überschauen.

Kaum aber war Baumgarten weggeritten, so bereute Benedek offenbar, daß er sich in seinem ursprünglichen Vorsatze habe irremachen lassen, und wie immer seinem Temperamente jählings folgend, gab er sofort Gegenordre und ließ Ramming anweisen, der begonnenen Bewegung Einhalt zu thun. Dieser General war, da sein Corps in der Tiefe hinter der österreichischen Höhenstellung stand, von Zeit zu Zeit auf die Höhe geritten, um die Schlacht zu überblicken; auch ihn fesselte vorwiegend das mächtige Artillerieduell im Centrum, auch er hielt dies für den entscheidenden Punkt und war es wohl zufrieden, daß er nicht nach rechts abzurücken, sondern sich bereit zu halten hatte, um zuletzt an dem großen Schlage im Centrum teilzunehmen. So hielten sich zwei Schlachtgedanken die Wage bei den österreichischen Generälen: Durchbruch des feindlichen Centrums oder Fürsorge für den unvorsichtig manövrierenden rechten Flügel.

Vormittags herrschte indessen noch der stolze Vorsatz vor, im entscheidenden Augenblicke von der Höhe von Lipa und Langenhof hinabzustürmen und sich auf die preußischen Divisionen an der Bistritz zu werfen, die durch das bisherige Geschützfeuer nicht unerschüttert geblieben sein konnten. Als Vorbereitung hiezu ließ Benedek — es war ungefähr 11 Uhr vormittags — einen Teil der Reservekavallerie von ihrem sicheren Standorte in der Tiefe auf die Höhe von Lipa heraufsprengen, um sie in eine sich etwa öffnende Lücke der feindlichen Schlachtordnung zu werfen. Die Brigade Windischgrätz (Division Coudenhove), aus zwei Kürassierregimentern und einem Ulanenregiment bestehend, marschierte auf dem vorderen Rande der Hochfläche auf und trat damit in den Gesichts- und Schußbereich des Feindes. Die Reiter rückten unter den Augen ihres Feldherrn mit dem die österreichische Kavallerie charakterisierenden schimmernden Glanze vor. „Nur ein gänzlich kaltes Herz," erzählt ein Augenzeuge, „hätte die tapferen Burschе felsenfest unter dem heftigen Feuer der weittragenden preußischen Geschütze so lange zu sehen vermocht, ohne von den Gefühlen der Teilnahme bewegt zu sein." Aber auch die preußischen Divisionen des Centrums rührten sich nicht von der Stelle, wiewohl sie in ganz anderer Weise dem Feuer ausgesetzt waren, als die Oesterreicher auf den Anhöhen. Sah man doch von oben die Bäume des Waldes von Sadowa niederbrechen unter den genau auftreffenden Granaten; man sah ebenso die Achtpfünder jeden Augenblick bis in die Infanteriemassen hineinspringen, die jenseits des Waldes aufgehäuft waren. Gegen Mittag gab Benedek dem Prinzen von Holstein, dem Befehlshaber der anderen Kavalleriedivision, die Weisung, das Terrain zum Vorbrechen zu rekognoszieren. Wenige Minuten, nachdem der Prinz den Befehl erhalten hatte, der die Siegeshoffnung des Feldherrn erkennen ließ, traf die Kunde ein, nach welcher die Gefahr, gleich einem noch weit entfernten Gewitter, gegen die rechte Flanke heraufzog. Bisher war Benedek mehr für seinen linken Flügel besorgt gewesen, wo die Preußen bereits mit den Sachsen im Kampfe standen. Denn noch war, wie er glauben konnte, die den zerschmetternden Blitz mit sich führende Wolke in weiter Ferne

von seiner Rechten, aber sie nahte: ein Telegramm des Festungskommandanten von Josephstadt traf ein, welches mitteilte, daß Kolonnen von der Armee des Kronprinzen an der Festung vorbeizögen, offenbar um gegen die rechte Flanke des österreichischen Heeres vorzudringen.

Das Telegramm aus Josephstadt.

Es ist nicht ohne Interesse, festzustellen, wieso es kam, daß nicht aufklärende Kavallerie, sondern der Telegraph es war, der diese Kunde brachte.

Am Abend vorher hatte nämlich Prinz Thurn und Taxis, Befehlshaber der 2. leichten Kavalleriedivision, die den äußersten rechten Flügel der Armee deckte, dem wiederholten Auftrage Benedeks folgend, einen Rekognoszierungsritt machen lassen [1]). Rittmeister Varga brach mit 30 Mann um 11 Uhr nachts auf und ritt nordwärts. Zu Salney und zu Jaromir an der Elbe stießen seine Husaren am frühen Morgen bereits mit feindlicher Kavallerie zusammen; er machte einige Gefangene und erfuhr von ihnen, daß sie zur Armee des Kronprinzen gehörten und gegen Chlum zu marschierten, von wo er bereits — es waren offenbar die gegen den Swiepwald feuernden österreichischen Geschütze — Kanonendonner hörte. Verfolgt von stärkeren Abteilungen, warf er sich in die Festung Josephstadt und telegraphierte von hier an Taxis die wichtige Kunde; der Sicherheit wegen sandte er mit ihr auch einen Offizier und einen Kadetten ab. Diese letzteren Meldungen aber kamen, da beide gefangen genommen wurden, nicht ins österreichische Lager, ebensowenig das an den Prinzen gerichtete Telegramm. Der Festungskommandant aber sah, durch Varga aufmerksam gemacht, von den Wällen den Vorbeimarsch feindlichen Fußvolkes, und so telegraphierte er nach Königgrätz in das Hauptquartier die bedeutungsvolle Kunde: das 5. preußische Corps rücke von Gradlitz gegen die rechte Flanke der österreichischen Armee; dieses Telegramm, nach Königgrätz gesendet, wurde von da durch einen Boten in das Hauptquartier Benedeks gebracht, der es etwa um 11½ Uhr vormittags erhielt.

Der Feldherr kann, wo er nicht selbst anwesend ist, nur sehen mit den Augen seiner Untergebenen, nur hören, was sie ihm melden. Im österreichischen Hauptquartier war es auf-

[1]) Siehe die Mitteilung des Rittmeisters (späteren Feldmarschallleutenants) Varga im Anhange Nr. XXIII.

gefallen, daß man es bisher nur mit den Armeen Friedrich Karls und Herwarths zu thun habe; Oberst Tegetthoff, der Leiter des Nachrichtenbureaus, stellte mit seinen Offizieren fest, daß keiner der Gefangenen die Nummern eines dem Kronprinzen untergebenen Regiments trage. Die Wichtigkeit der Nachricht aus Josephstadt sprang somit in die Augen. Gerade jetzt kehrte Generalmajor Baumgarten von seinem Rekognoszierungsritte gegen die linke Seite des Schlachtfeldes zurück; dabei war er am Corps Ramming vorbeigekommen und gewahrte zu seiner Ueberraschung, daß dieses nicht, wie er Benedek vorgeschlagen hatte, auf den rechten Flügel abrückte, sondern infolge des vom Feldzeugmeister erteilten Gegenbefehls in seiner Stellung verblieb. Unmutig eilte er auf die Höhe von Lipa, und hier hörte er, daß seine Ahnung richtig gewesen war: der Kronprinz nahte, das Corps Ramming aber wäre zu seiner Abwehr sehr am Platze gewesen[1]).

Noch konnte man übrigens die volle Tragweite des telegraphischen Berichtes nicht abschätzen, schon deshalb nicht, da er

[1]) General Baumgarten gab über diese Ereignisse dem Verfasser folgenden Bericht: „Ich ritt gegen den linken Flügel, und zwar bis zu einer Anhöhe, von der ich mir den Ueberblick verschaffte. Zurückkehrend ritt ich beim 6. Corps vorbei, ruhig, ohne Uebereilung. Da sah ich dieses Reservecorps, welches auf den rechten Flügel dirigiert war, in einer kreisartigen Bewegung, wie Truppen, die vormarschiert sind und wieder in ihre Stellung zurückkehren. Ich konnte mir das nicht erklären und sprengte auf einen Offizier los mit der Frage, weshalb der Befehl, auf die Höhe von Chlum zu rücken, nicht befolgt werde. Ich erhielt zur Antwort, der Befehl sei contremandiert worden. Ich erschrak darüber, da ich für den rechten Flügel fürchtete; das Blut wich mir aus dem Gesicht; hätte man mir zur Ader gelassen, so hätte man keinen Tropfen Blutes gefunden. Denn auch die Gefangenen, die wir verhörten, sagten aus, daß der Feind die Ankunft des Kronprinzen von Norden her gegen unseren rechten Flügel erwartete. Ich eilte auf die Höhe von Lipa und hier fand ich meine Befürchtungen bestätigt. Benedek griff in die Tasche, machte darin eine Faust und holte das ganz zerknitterte Telegramm des Festungskommandanten von Josephstadt hervor, in dem der Anmarsch des preußischen 5. Corps gemeldet wurde. Ich machte nun Benedek Vorwürfe, weil er den Befehl zurückgenommen hatte, er jedoch meinte, man könne die Reserven wieder in Bewegung setzen. Aber ich entgegnete: ‚Man kann 50 Bataillone nicht so leicht wie Schachfiguren in Bewegung setzen‘, und fügte hinzu: ‚Es ist zu spät!‘ Und thatsächlich konnte die spätere Aufbietung der Reserven den Verlust der Schlacht nicht mehr verhindern.“ — In diese Erzählung spielen, wie man sieht, die Schatten der kommenden Ereignisse stark hinein. Doch ist sie von großem Interesse, da der spätere FML. Baumgarten denselben Bericht immer wieder, verschiedenen Zeugen gegenüber, gab.

nur von dem Anmarsche eines preußischen Corps, des 5., meldete; indessen mußte sogleich einer jener Entschlüsse gefaßt werden, die das Schicksal von Heeren und Staaten bestimmen und dem Feldherrn Ruhm oder Schmach bringen für immer.

Zwei Möglichkeiten lagen vor Benedek. Die eine bestand darin, jetzt seine Reserven ins Feuer zu schicken, sofort Reiterei und Fußvolk, ein bis zwei frische Armeecorps, auf die Höhen von Horschenowes dem Kronprinzen entgegenzuwerfen, um sich dessen Corps vom Leibe zu halten. Unterdessen konnte der Kampf im Swiepwalde von seinem 4. und 2. Corps siegreich zu Ende geführt werden. Aehnlich hatte am Tage von Waterloo Napoleon gehandelt, als er sich mit Wellington maß und ihm Blüchers Anmarsch gemeldet wurde. Er sandte diesem letzteren zwei Kavalleriedivisionen zur Rekognoszierung entgegen und beauftragte zugleich das Corps Lobau, auf dem Höhenzuge an der Dyle Stellung zu nehmen und, koste es was immer, dem Feinde Halt zu gebieten; unterdessen wollte er selbst durch Gewaltstöße mit Wellington ein Ende machen. Wohl alle späteren Beurteiler Benedeks sprachen ihren Tadel darüber aus, daß er nicht ebenso handelte, sondern, die heranrückende Macht unterschätzend, sich von ihr überraschen und überwältigen ließ[1]).

Benedek wählte nämlich den anderen sich ihm darbietenden Weg. Er hatte, wie wir wissen, in der Schlachtdisposition seinem rechten Flügel befohlen, sich auf der mehr rückwärts gelegenen Anhöhe, östlich von Chlum, aufzustellen, und er schrieb es nur dem Ungehorsam seiner Generäle zu, daß die Abwehr des Kronprinzen vernachlässigt war; denn er hatte ihnen schon durch Oberstlieutenant Grafen Falkenhayn seine Mißbilligung aussprechen lassen. Nun kehrte er vorerst zu dem Plane einer reinen Defensivschlacht zurück und sandte seinem rechten Flügel den erneuerten Befehl, den Swiepwald, in den er einge-

[1]) So besonders das österreichische Generalstabswerk. Aber es muß erwogen werden, ob die Oesterreicher noch Zeit für diese Vorwärtsbewegung gehabt hätten. Denn das Telegramm aus Josephstadt langte nicht vor ½12 Uhr an (eher etwas später), und die vordere Höhe von Horschenowes wurde vom Kronprinzen schon kurz nach 1 Uhr besetzt. Die kriegsgeschichtliche Litteratur spricht sich über diesen Umstand nicht aus.

drungen war, sofort zu räumen, sich zurückzuziehen und sich zwischen den bei Chlum, Nedielischt und Sendraschitz angelegten Schanzen aufzustellen. Die vorderen Höhen von Horschenowes gab er also preis. Dabei vertraute er darauf, daß zwei, wenngleich zum Teil verbrauchte Armeecorps den Feind stundenlang hinhalten könnten.

Seine Reserven aber sparte er noch immer, es sich für später vorbehaltend, sie vielleicht doch noch zum Durchbruch des feindlichen Centrums zu verwenden; vorerst wollte er die Entwicklung der Schlacht abwarten und ausspähen, ob er sie nicht anderswo zur Verteidigung notwendig habe. Das war ein Schlachtgedanke, der, wenn mit Konsequenz durchgeführt, mit Erfolg gekrönt zu werden verdiente. Aber freilich, Benedek schwankte in der Verwendung der Reservecorps so oft und so lange, daß man den schneidigen General aus den italienischen Kriegen an diesem Tage in ihm nicht mehr erkannte.

Mehrere Offiziere wurden beauftragt, die entscheidenden Befehle zum rechten Flügel zu bringen. Aber die Aufnahme, welche die bestimmten Weisungen des Armeekommandanten bei den Generälen Thun und Mollinary fanden, war sehr merkwürdig. Diese glaubten sich nämlich in ihrem Siegeslaufe im Swiepwalde gehemmt und der erstere erfüllte die Ordre nur widerstrebend, der andere erhob gegen sie Einspruch und verschob ihre Vollstreckung. Durch diese Unterhandlungen und Verzögerungen verging dann eine wichtige Frist; hier ist eine der Ursachen der hereinbrechenden Katastrophe zu suchen. Es verstrich etwa eine Stunde, bis Mollinary seinem Corps den Befehl erteilte, die ihm von dem Armeekommandanten angewiesene Stellung einzunehmen.

Zögernde Ausführung der Befehle Benedeks.

Auf die äußerste rechte Flanke, zu der Kavalleriedivision des Prinzen von Thurn und Taxis, sandte Benedek den Obersten Tegetthoff mit dem Auftrage, Taxis solle sich dem Corps Thun zur Verfügung stellen, um dem Feinde das Vordringen zu wehren. Zu Mollinary und Thun wurde Major v. Sacken geschickt: sie sollen allsogleich den Swiepwald räumen, die Truppen sammeln und in die

angewiesenen Stellungen rücken; dem Grafen Thun wurde zudem befohlen, eine Stellung an der Elbe zu nehmen, dort einen „Defensivhaken" zu bilden und den Weg zu den Brücken zu verteidigen. So ungeduldig aber war man im Hauptquartier geworden, daß unmittelbar darauf ein zweiter Offizier, Oberstlieutenant Graf Falkenhayn, mit demselben Auftrage zu Mollinary geschickt wurde, damit nicht neue Einwendungen erhoben würden — eine Vorsorge, die beweist, Benedek habe die Gefahr mit nichten unterschätzt.

Major Sacken traf FML. v. Mollinary nördlich von Chlum und entledigte sich hier seines Auftrags[1]). Dieser General, dessen militärische Fähigkeiten übrigens allgemein anerkannt wurden, fand, daß Benedek die Lage nicht richtig erfasse. Er war vielmehr der Ansicht, es wäre viel klüger und schneidiger, den im Swiepwald errungenen Vorteil auszubeuten und die Armee des Prinzen Friedrich Karl von rechts her aufzurollen. Man sieht also, wie vortrefflich Fransecky seine Rolle spielte; seine Division zog, einem Blitzableiter gleich, das ganze Feuer der österreichischen Corps des rechten Flügels auf sich; sie packte den Feind mit solcher Kraft an der Stirnseite, daß er die Blöße an seiner Flanke nicht beachtete. So gewiß war Mollinary seiner Sache, daß er, bevor er den Befehl Benedeks ausführte, selbst auf die Höhe von Lipa zu ihm ritt, um Einspruch gegen seine Anordnungen zu erheben. Er dachte offenbar, jetzt sei die ganze brave Meute gegen Fransecky losgelassen, und so müßte er endlich doch niedergerungen werden. Bei Benedek angelangt, riet und bat er, mit seinem und dem 2. Corps diese Aufgabe vollführen zu dürfen; Fransecky bilde den linken Flügel des feindlichen Hauptheeres; sei der zerschmettert, so sei der Tag gewonnen. Benedek, der die Sachlage anders auffaßte, wies Mollinary auf die Nachrichten vom Anmarsche des Kronprinzen hin und lehnte seinen Vorschlag ab. Noch gab sich Mollinary nicht zufrieden — er wendete ein, man könne zum Schutze gegen den erst anrückenden Feind die Reserven aufbieten, könne also das 1. und 6. Corps dem Kronprinzen entgegenwerfen. Erst dem bestimmten Nein des Feldzeugmeisters mußte er sich fügen und er gab den Seinigen den Befehl, sich östlich von Chlum aufzustellen.

Viel auffallender ist, daß auch FML. Graf Thun noch immer keine Ahnung hatte, daß die Spitzen der Armee des Kronprinzen um

---

[1]) Hier ist ein, wenn auch nebensächlicher Widerspruch zwischen den Berichten Sackens und Falkenhayns (Anhang Nr. XVII und XVIII) zu verzeichnen. Der erstere erzählt, er habe die Ordre persönlich Mollinary überbracht; der letztere dagegen, er habe, Sacken treffend, zugleich mit diesem den General aufgesucht — beide Offiziere hätten Mollinary nicht gefunden und den Auftrag an dessen Generalstabschef abgegeben. Da aber auch Mollinary („Oesterreichs Kämpfe" III, S. 311 Anm.) berichtet, ein Generalstabsmajor (also Sacken) habe ihm mündlich den Befehl überbracht, so liegt wohl ein Irrtum des damaligen Oberstlieutenants Grafen Falkenhayn vor. Dieser kam thatsächlich später als Sacken, und da war Mollinary, wie Graf Falkenhayn berichtet, schon auf die Höhe von Lipa zu Benedek geritten.

diese Zeit — zwischen 12 und 1 Uhr mittags — sich im Rücken seiner im Swiepwalde kämpfenden Truppen ausbreiteten; er hatte ja seine Vortruppen dem Kronprinzen am nächsten stehen. Als Major Sacken ihm die Ordre Benedeks überbrachte, nannte er es unbegreiflich, daß man schon wieder zurückgehen, wieder zur Defensive greifen solle — vorwärts gegen den Swiepwald zu schien ihm der Sieg zu winken. Aber Graf Thun hatte nicht viel Zeit zu räsonnieren, denn gerade um diese Zeit wurden die Kanonenschüsse hörbar, mit denen sich die Geschütze des Kronprinzen ankündigten; Sacken hörte noch, als er von dem Grafen Thun wegsprengte, diese Grüße, die der neue Feind dem Angriffe seines Fußvolks vorausendete. Da fühlte Thun selbst, es sei die höchste Zeit, sich zu besinnen, auf daß der Kronprinz ihn nicht etwa von den Elbebrücken abschneide und ihm den Rückzug verlege. Er sandte den im Walde kämpfenden Truppen endlich den Befehl, umzukehren; in der Ahnung des Unheils sagte der Herzog von Württemberg (vgl. oben S. 251), dieser Weisung gehorchend, zu seinen Offizieren: „Sehen Sie, jetzt dürfte es zu spät sein!"

So wurde der Befehl Benedeks von seinem rechten Flügel mit der verhängnisvollen Verspätung einer Stunde vollzogen — erst zwischen 12 und 1 Uhr begannen die Truppen mit der Räumung des Swiepwaldes; hart mitgenommen schon durch den bisherigen Kampf, machten sie endlich Front wider den Kronprinzen. Mollinarys Gedanke war allerdings kühn ersonnen und zeigte, daß er sich ein richtiges Bild von der feindlichen Stellung machte; wenn man schon der Armee Friedrich Karls einen Schlag versetzen wollte, so mußte es wirklich von ihrer empfindlichsten Seite her, von der Flanke aus durch den Swiepwald, und nicht durch einen Vorstoß gerade gegen die Bistritz geschehen; der Kronprinz wieder konnte unterdessen durch die Reserven ferne gehalten werden. Aber wäre sein Plan auch der beste gewesen, so wirkte dieses Verhandeln und Zögern doch unglücklich, unheilvoller selbst als die Ausführung eines fehlerhaft gedachten Auftrages.

Eine Reihe von Umständen, zufällig zusammenwirkend, brachten es mit sich, daß die österreichischen Heerführer das Eingreifen des Kronprinzen in die Schlacht etwa zwei Stunden früher erfuhren, als die Thatsache König Wilhelm und Moltke fühlbar wurde. So waren diese noch von schwerer, immer steigender Sorge gedrückt, ob sie an der Bistritz würden standhalten können; Benedek aber wußte bereits, daß er die Schlacht nicht

bloß gegen einen Teil der feindlichen Streitkräfte werde durchkämpfen müssen. So war denn sein Arm, der schon zum Schlage gegen das feindliche Centrum ausgeholt hatte, gelähmt; ihm schien es Verwegenheit, seine Reserven gerade jetzt gegen den Prinzen Friedrich Karl zu führen. Nur wenn der preußische Kronprinz noch eine zeitlang dem Schlachtfelde fern blieb, konnte der Gewaltstoß gegen Sadowa gewagt werden.

Anmarsch des Heeres des preußischen Kronprinzen.

Aber weshalb hätte der Kronprinz nicht kommen sollen? Der heiße Atem der Schlacht mußte bei dem furchtbaren Kanonendonner auf Meilen vernehmbar sein und die Marschkolonnen der Preußen zu fieberhafter Eile beflügeln. Der Kronprinz mußte wissen und er wußte auch, daß die Preußen unter Friedrich Karl, etwa 124000 Mann stark, der Gesamtmacht der Oesterreicher gegenüberstanden; wenn er nicht wenigstens mit einem Teile seiner 97000 Krieger in den Kampf eingriff, war alles verloren. Und wie der Feldherr und sein Stab, so brannten Offiziere und Truppen vor Begierde, rechtzeitig auf dem Felde der Entscheidung anzulangen.

In vollem Maße erfüllten der Kronprinz und sein Heer ihre Pflicht. Wieder zeigte es sich hier wie so oft im Kriege, daß der Angreifer den unschätzbaren Vorteil genießt, seine Kolonnen nach freiem Entschlusse auf den ihm günstig scheinenden Punkt werfen zu können; wer sich dagegen verteidigt, muß spähen und sorgen, wo ihn der Feind treffen will, und gar oft verfehlt er es, sich gerade dort zu schützen, von wo die Gefahr heraufzieht. Dem Kronprinzen und Blumenthal stand das Bild der Schlacht, wenn auch nur in großen Umrissen, klar vor der Seele: Prinz Friedrich Karl gegen die Mitte der Oesterreicher, sie selbst hatten in deren Flanke zu erscheinen, und dies so schnell, so unerwartet wie möglich.

Die Avantgarde des Gardecorps befehligte General v. Alvensleben, und dieser erhielt nach ½9 Uhr als der erste die Aufforderung Franseckys, zu seiner Unterstützung herbeizukommen;

sofort beschloß er, dem Aufmarsche der Armee voranzueilen. Dem Kronprinzen ließ er melden, wohin die Soldatenpflicht ihn rufe[1]). Nach vorwärts sandte er eilends einen Offizier, um dem General Fransecky sagen zu lassen, er werde etwa um ½12 Uhr hinter ihm als Reserve erscheinen. Der Kronprinz blieb hinter dem Führer seiner Avantgarde nicht zurück. Bei Königinhof hatte er die Garde vor sich defilieren lassen; dann eilte er mit seiner Begleitung den Truppen voran und begab sich dorthin, wohin er in diesen heißen Stunden gehörte, zu den Vortruppen, um sie zu unaufhaltsamem Vorrücken zu befeuern. Tief durchweicht waren die Wege durch den strömenden Regen, und nur mühsam konnte sich die Artillerie in dem hohen, sich um die Räder wickelnden Getreide fortbewegen; oft hinderte sie den Marsch des Fußvolkes, das, vergehend vor Ungeduld, die Stockung verwünschte. Stellenweise, um Zeit zu gewinnen, ging der Marsch querfeldein über Feld und Rain.

Als der Kronprinz um 11¼ Uhr mit den vorderen drei Divisionen die Höhe von Chotieborek erreichte, gewahrte er im Südwesten endlich die Linie der bereits tobenden Schlacht. Von hier aus sieht man ziemlich deutlich bis gegen die Bistritz hin, dort, wo die preußischen Bataillone noch erfolglos mit den Oesterreichern rangen. Zwar war die kämpfende Infanterie nicht sichtbar; aber das unaufhörliche Aufblitzen der Kanonen zeigte die Richtung der Geschützstellungen; dort also öffneten sich die Feuerschlünde, deren Donner ihn zur Eile getrieben hatte. Brennende Gebäude, deren Rauch an dem trüben, regnerischen Tage den Boden bedeckte und sich nur stellenweise aufflammend erhob, bezeichneten den Punkt, wo die Schlacht zum Stehen kam und Vernichtung schuf, denn auf dem Höhepunkte der Schlacht, am Nachmittag, zählte man vom Hauptquartier des Königs aus zwölf brennende Dörfer. Am Swiepwald endlich erkannte man das Zurückweichen der preußischen Linien. Eile war notwendig. Blumenthal wandte sich zum Kronprinzen und sagte zu ihm: „Das ist die Entscheidungsschlacht!“

Während der Kronprinz und sein Stab gegen rechts hin,

[1]) Bremen, „Fransecky“ S. 360.

im Südwesten, diesen Eindruck empfingen, war gerade vor ihrer Front, also im Süden, geringe Bewegung bemerkbar. In dieser Richtung waren ihrem Marsche die oft genannten Höhen von Horschenowes und Maslowied vorgelagert, auf welchen sie den rechten Flügel der Oesterreicher vermuteten. Dieser Flügel war, so dachten sie, bisher unbeschäftigt, und sie wollten ihm Arbeit schaffen. Jetzt, in der trüben Färbung des düsteren Tages, erschien der Höhenzug mit dem Dorfe Chlum an der Ecke wie ein mächtiger, dem weiteren Vorschreiten quer sich vorlegender Wall. Oesterreichisches Fußvolk war nicht sichtbar, aber oben standen Batterien, welche ihr Feuer gegen Westen, also gegen das preußische Centrum richteten.

Auf der Höhe von Chotieborek wurden dann die Befehle zum Angriff erteilt. Es kam der Umgebung des Kronprinzen in den Sinn, daß diese Schlacht an die von Waterloo erinnere. Aehnlich stand damals Blücher mit seinem Gneisenau bei der Kapelle St. Lambert und überblickte von ferne das Schlachtfeld, auf dem Wellington den Franzosen widerstand; so gab er denn Befehl, sich auf Napoleons erschöpfte Truppen zu werfen. Aber Blücher kam erst des Abends, seine Vortruppen um halb fünf Uhr nachmittags, sein Gros, als sich die Schatten des heißen Sommertages vom 18. Juni 1815 bereits verlängerten; der Kronprinz aber hatte schon zu Mittag die Gewichte der Entscheidung dieser denkwürdigen Schlacht in der Hand.

Im eilenden Anmarsche waren jedoch erst drei Divisionen seiner Armee zur Stelle, nämlich das 6. Armeecorps unter dem General v. Mutius (11. und 12. Division) und die 1. Gardedivision unter dem General Hiller v. Gärtringen; die übrigen Heeresabteilungen waren in langen Kolonnen noch auf dem Marsche [1]). Den drei vorderen Divisionen wurde die drohende

[1]) Eigentlich marschierten die Preußen mit drei Corps an der Front und mit einem (Corps Steinmetz) in der Reserve: rechts westlich das 1. Corps Bonin, in der Mitte die Garde, links am äußersten Flügel des Heeres das 6. Corps Mutius. Aber das 1. Corps war noch um mehrere Stunden zurück und erschien erst um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde. Sein Befehlshaber, General v. Bonin, ließ spät aufbrechen und hätte dadurch beinahe wie zu Trautenau eine Niederlage herbeigeführt. Die 2. Gardedivision folgte wohl unmittelbar der 1. nach, aber verfügbar waren jetzt doch nur die 1. Gardedivision und das 6. Corps. Das Reservecorps

Höhe von Horschenowes zum Ziele angewiesen. Dort oben gewahrte man Geschütze und auf dem Gipfel der Hügelreihe einen mächtigen Baum. Erst später, als die Preußen hinaufdrangen, sahen sie, daß es zwei prächtige Linden waren, die ein großes Kruzifix beschatteten. Dieser Punkt wurde der Garde als Marschziel und Angriffspunkt bestimmt. Unterdessen hatten die 11. und 12. Division längs der Trotina gegen die Elbebrücken selbst mit aller Macht zu drücken, um den Oesterreichern den Rückweg zu verlegen. „Meine ganze Aufgabe," so erzählt der Kronprinz in seinem Tagebuche, „hatte ich gleich beim Betreten des Plateaus, namentlich bei Zizelowes haltend, darin erkannt, des Feindes rechte Flanke zu fassen und ihn hier aufzurollen. Dies rief ich auch den einzelnen Kolonnen, während sie an mir vorüberdefilierten, zu, und manche derbe Antwort aus dem Gliede heraus bewies mir, daß ich verstanden ward." [1])

So senkten sich denn die preußischen Bataillone von den sanften Anhöhen hernieder, um eine halbe Stunde lang die Thalniederung zu überschreiten, welche von der Lindenhöhe von Horschenowes beherrscht ist. Granatfeuer schlug ihnen entgegen; die Batterien, welche bisher gegen Westen, in den Swiepwald gefeuert hatten, wurden gegen den neuen Feind gerichtet. Um 11 Uhr 40 Minuten fiel gegen den Kronprinzen der erste Schuß. Jeden Augenblick, so gewärtigten die Befehlshaber, müßten die Bajonette langgeordneter Schlachtlinien aufblitzen, konnten sich die Massen des österreichischen Fußvolkes entwickeln, um sie aufzuhalten und ihre vorwärtsdrängenden Kolonnen den Abhang hinabzustürzen.

(General v. Steinmetz) hatte den Auftrag, zu folgen und sich bei Chotieborek als Hauptreserve der Armee aufzustellen. Letztere wurde in der Schlacht nicht mehr gebraucht.

[1]) Prinz Hohenlohe-Ingelfingen berichtet in den „Preußischen Jahrbüchern" (1889, IV. Band), der Kronprinz habe ihm auf der Höhe von Chotieborek gesagt: „Fritz Karl (Friedrich Karl) geht's nicht gut. Er braucht Hilfe. Ich habe zwei Wege: entweder ich marschiere zu ihm, ihn zu unterstützen, dann komme ich aber zu spät. Darum schlage ich lieber den anderen Weg ein und greife geradeaus an. Sehen Sie diese Baumgruppe über Horschenowes? Sie bildet den rechten Flügel des Feindes. Sie wird rechts gelassen. Ich will den Hund in den Schwanz kneifen." Vgl. die lebendige Schilderung in des Grafen Fred Frankenberg „Kriegstagebüchern" S. 49.

— — — Aber der Feind stand dort nicht. Jene herrliche Stellung war nahezu leer; sie glich einer Festung ohne Besatzung, einem Thermopylä ohne Verteidiger.

FML. Graf Thun hatte allerdings, wie wir wissen (S. 243), in den ersten Stunden des Vormittags die Bedeutung der Lindenhöhe richtig erfaßt, seine Truppen dorthin vorgeschoben und Geschütze hinaufschaffen lassen. Dann aber hatte er, angelockt durch das weithin schallende Feuer im Centrum, seine Regimenter zum großen Teil nach links geführt; dort rauften sie eben jetzt mit rühmenswertem Mute mit den braven Magdeburgern und Altmärkern Franseckys um den Swiepwald und säuberten Teil auf Teil des blutgedüngten Forstes von den Preußen. Sirenenartig hatte der Kanonendonner zuerst das 4. Corps und dann zweieinhalb Brigaden des Corps Thun nach links gezogen. Graf Thun und sein Generalstab überhörten oder mißachteten alle Meldungen, welche Kunde brachten von feindlichen Truppenbewegungen aus Norden. Es wäre Unrecht, wollte man der österreichischen Kavallerie etwa Pflichtversäumnis im Aufklärungsdienste vorwerfen. Rechts von dem Corps Thun stand die leichte Kavalleriedivision Prinz Thurn und Taxis, vier Regimenter stark. Von ihr war Major Lederer zur Beobachtung des Raumes im Norden vorgesendet und dieser meldete um $^3/_4$9 und $^1/_2$10 Uhr ganz sachgemäß das Heranrücken feindlicher Streitkräfte, vorerst preußischer Kavallerie. Auf die Kunde hievon wollte Prinz Thurn und Taxis ihnen entgegenrücken, um sie aufzuhalten. Statt jedoch seinem ersten Impulse zu folgen, fragte er zuerst bei Benedek an, ob er ihm die Erlaubnis hiezu erteile. Es scheint, daß diese Meldung das Hauptquartier etwa gleichzeitig mit dem Telegramm aus Josephstadt erreichte. Benedek nun, der unwillig mitansah, daß auf seinem rechten Flügel sein Plan einer Defensivschlacht stetig gekreuzt wurde, verbot dem Prinzen „jede Kriegführung auf eigene Faust"; er bestand, wie wir wissen, darauf, daß die Preußen stehenden Fußes erwartet wurden, und dehnte diese Weisung unglücklicherweise auch auf seine Kavallerie aus [1]). Rätselhaft ist dabei, daß Graf Thun so gar nichts von

[1]) Diese Vorgänge sind jetzt durch Oberst L. Baron Wattmann, „Bemerkungen über Kavallerie und deren Führung" (Wien 1900, 1. Heft

dem Anrücken der Preußen merkte. Zu seinem Corps gehörte das 6. Ulanenregiment, und nach der damals geltenden Feldinstruktion hatte jedes Corps den Raum vor sich auf eine Meile Entfernung aufzuklären. Dem Grafen Thun widerfuhr eben das Unheil, das nicht selten über eine in der Front in einen Kampf verwickelte Armee hereinbricht; förmlich hypnotisiert vom Pulverdampf, Kriegsgetümmel und Kanonendonner, vernachlässigen ihre Führer die Seitenhut und alles, was rechts oder links von ihnen vorgeht, lassen den Feind in die unbewehrte Flanke bringen, und erschreckt auffahrend unterliegen sie dann dem ersten Stoße des Gegners. — — — Das war auch das schwere Verschulden der Generäle auf dem rechten österreichischen Flügel.

Den preußischen Truppen war leicht und freudig ums Herz, als sie unter Führung des Generals v. Hiller die beherrschende Lindenhöhe fast ohne Widerstand besetzten. Sie hatten gemeint, sie würden das Thor zur Stellung der Oesterreicher mit höchster Gewaltanstrengung sprengen müssen, und sie fanden es angelweit offen. Von den 59 Bataillonen, welche den rechten österreichischen Flügel bildeten, waren 46 allgemach in den Swiepwald geführt worden, und eben waren noch drei von der Brigade Thom zum letzten Stoße dahin befehligt. Diese alle standen mit der Front nach Westen — der breite Eingang zwischen der Bistritz und der Trotina, durch den der Kronprinz vorbrach, war also nur von 10 Bataillonen des 2. Corps gehütet; von diesen aber stand nicht ein einziges auf der Höhe von Horschenowes selbst, und erst auf deren Abhang gegen die Trotina zu, also nicht gegen die Garde, hielten 5 Bataillone. Diese letzteren mußten der Uebermacht der 11. und 12. preußischen Division weichen und ebenso wurden die wenigen Compagnien, die im Dorfe Horschenowes lagen, rasch überwältigt. Allerdings feuerten die Batterien der Oesterreicher mit gutem Erfolge gegen den andringenden Feind, und wie er selbst später bezeugte, trafen sie ihr Ziel Schuß auf Schuß. Aber Artillerie ist ohne die Hut

S. 53) und durch das anonym erschienene, durchaus verläßliche Buch „Emerich Prinz Thurn und Taxis" (Wien 1901, S. 93) vollständig aufgehellt. Eine Analyse aller Zeugenaussagen findet der Leser im Anhange XXV dieses Bandes unter dem Titel: „Der rechte österreichische Flügel in der Schlacht bei Königgrätz."

durch Fußvolk eine empfindliche Waffe; vor den Plänklerschwärmen der Garde mußte sie um 1 Uhr die Höhen räumen und ihr nach rasselten die preußischen Geschütze. Als die Preußen oben anlangten, sahen sie, wie sich eine Kolonne aus dem Swiepwalde heranbewegte, um die Flanke des österreichischen Heeres endlich doch zu decken. Es war die einzige geschlossene Truppe, die, so weit das Auge reichte, nach Südwest und Süden zu sehen war. Es waren die Truppen, die — wie wir soeben gehört haben — dem Befehle Benedeks gehorchend, den Wald verließen, um in die Stellung Chlum-Nedielischt zu rücken. Alsbald stürzte sich preußische Reiterei auf sie, aber kräftig widerstanden die Oesterreicher; eine Decharge und die Dragoner wurden zur Umkehr genötigt, ihr Kommandant Oberstlieutenant v. Heinichen fiel. Die erste Ueberrumpelung gelang nicht und die Preußen mußten sich ordnungsmäßig entwickeln, um den rechten Flügel der Oesterreicher, der sich nach der Weisung Benedeks weiter rückwärts zum Kampfe stellte, zu durchbrechen.

Die Höhe von Horschenowes war also genommen und der Kronprinz wie sein Stab nahmen, wie Verdy bezeugt, an, damit sei der Tag entschieden; die Oesterreicher schienen sich hinter die Elbe zurückzuziehen. Es sollte sich aber zeigen, daß die Oesterreicher die Absicht hatten, die Linie Chlum-Nedielischt, ihre eigentliche Verteidigungsstellung, zu beziehen und hier standzuhalten.

Denn dorthin rückten eben die Truppen des Corps Mollinary ab, und Benedek, besorgt darüber, ob seine Befehle endlich vom rechten Flügel befolgt worden seien, verließ kurz nach 1 Uhr mit seinem ganzen Stabe die Höhe von Lipa, um sich dorthin zu begeben. Im Centrum standen die Dinge vortrefflich; man sah, wie den Preußen durch die unermüdlich arbeitende österreichische Artillerie auf das härteste zugesetzt wurde. Benedek überzeugte sich, indem er bis Nedielischt ritt, daß seine Truppen jetzt endlich die ihnen angewiesene Stellung einnahmen. In Chlum gab er auch den Befehl, einige Bäume zu fällen, um die bereits angelegten Verhaue zu ergänzen[1]). Er konnte von

[1]) Vgl. über diesen Ritt den Bericht des Korrespondenten der „Times" und die Schrift „Der Nebel von Chlum" S. 56. Dieses Büchlein, von dem

da, so ist hier die Gestaltung des Bodens, nicht bis gegen Horschenowes sehen, wo die Preußen sich eben zum Angriffe auf seinen rechten Flügel anschickten; aber Geschützdonner tönte von dort her. Benedek nun, erwägend, wie fest sich sein Centrum hielt, war der Ansicht, daß sich seine Linien auf der Rechten unter dem Schutze ihrer Batterien durch geraume Zeit des feindlichen Ansturms würden erwehren können. Unmöglich war es nicht, standzuhalten; und wenn er mit Bestimmtheit gewußt hätte, was heute bekannt ist, daß erst drei preußische Divisionen (etwa 40000 Mann) zum Angriff aufmarschiert waren, so hätte er seine beiden Armeecorps, die etwas mehr zählten, für eine ausreichende Verteidigungsmacht gehalten.

Bedrängte Lage der preußischen ersten Armee.

Unterdessen befand sich das preußische Centrum, das durch die feindlichen Artilleriemassen am Rande des Waldes von Sadowa festgehalten wurde, in einer drangvollen Lage. Zeitweise schien es unmöglich und unerträglich, die braven Soldaten, die in stummer Unthätigkeit von den Höhen das Verderben auf sich herabspeien lassen mußten, im Bereiche der feindlichen Geschosse zu belassen. Wohl war kurz vor Mittag von seiten des Kronprinzen die Kunde angelangt, seine Armee sei im Anmarsche begriffen, und Moltke hatte daraufhin an den rechten Flügel einen Befehl zu gleichzeitigem kräftigen Vordringen abgeschickt; aber dann wartete man durch zwei Stunden vergeblich auf das Eingreifen des Kronprinzen in die Schlacht, ja keine Nachricht kam, daß er auch wirklich herannahe. Es wurden denn in der Umgebung des Königs Stimmen laut, die meinten, es sei unabweisbar, den Raum vor der Bistritz zu verlassen und sich auf den rückwärts ansteigenden Höhen aufzustellen. So gut sich auch die Truppen hielten, so hatten sie doch zeitweise die Empfindung einer verlorenen Sache. Im preußischen Lager befand sich der

österreichischen Major Em. Schuppanzigh herrührend, ist voll gehässiger und ungerechter Urteile und kann nur benützt werden, wo der Verfasser, der dem 4. Corps angehörte, über das von ihm Gesehene berichtet.

Schlachtenmaler Fritz Schulz, der später unter anderem erzählte: „Was in meinem Gesichtskreis lag, gab mir immer mehr die schmerzliche Ueberzeugung: die Schlacht ist für die erste Armee verloren! Ich gestehe, daß mich um diese Stunde eine Stimmung ergriff, wie ich sie ähnlich nur am Sterbebette meiner Lieben bei dem letzten Scheiden empfunden habe. . . .“ Der König verließ zeitweise die Höhe von Dub, ritt gegen die Bistritz und den Swiepwald, und dabei traf er eine versprengte Abteilung, welche sich dem furchtbaren Kampfe im Walde entzogen hatte. Der König fuhr die Schar ungnädig an und befahl den Offizieren, denen er seine Unzufriedenheit in starken Worten zu erkennen gab, sie sofort wieder ins Gefecht zu führen. In dieser gedrückten Stimmung richteten sich im Hauptquartier aller Augen auf den Chef des Generalstabs. Moltke rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß der Kronprinz um Mittag in die Schlacht eingreifen müsse, und konnte sich nicht erklären, daß keine Kunde von ihm kam; doch bewahrte er seine Ruhe[1]). Auf des Messers Schneide stand, wie Bismarck fühlte, sein und seines Staates Schicksal. Wie er später erzählte, gewahrte er zu dieser Zeit, daß Moltke keine Cigarren mehr habe, und er bot ihm seine eigene Tasche an, in der sich die letzten zwei Stück befanden; er nahm es als gutes Zeichen, daß Moltke sie ruhig prüfte und kaltblütig die bessere wegnahm. Vormittags hatte der König Moltke gefragt, was er von dem Verlaufe des Kampfes halte, und dieser antwortete zuversichtlich: „Eure Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug.“ Es hatte jetzt den Anschein, als ob er sich mit dieser Voraussagung zu viel vermessen hätte.

Man konnte sich nicht darüber täuschen, daß den drei Divisionen der vorderen Linie sowie der seitwärts kämpfenden Division Fransecky allgemach die Kräfte ausgingen. Wohl er-

[1]) Es ist immerhin auffallend, daß für den Ordonnanzdienst zwischen dem Heere Friedrich Karls und dem des Kronprinzen nicht besser gesorgt wurde. Das Hauptquartier des Königs mit dem des Prinzen Friedrich Karl zählte mehr als 200 Reiter; die zahlreichen Offiziere hätten für diesen Zweck verwendet werden können. Wenn infolge dieser mangelhaften Verbindung die Schlacht eine üble Wendung genommen hätte, so wäre dem preußischen Generalstab der Tadel über dieses Versäumnis nicht erspart worden.

litten die weitgedehnten preußischen Linien im Centrum nur einen Verlust von vier Prozent ihres Standes, und eine gute Truppe fühlt, wenn sie selbst das Feuergefecht unterhält, solche Verluste nicht zu schwer. Aber die Soldaten mußten unthätig stehen und sahen dabei von Zeit zu Zeit Granaten einschlagen und ein Glied wegreißen. Man sah viele bleiche Gesichter, wenn auch Stabsoffiziere öfters die Reihen abritten und durch Scherze die Stimmung kräftigten. Keine Truppe hätte sich besser halten können als die Pommern und Altmärker, aber man hatte keine Bürgschaft dafür, daß die müden, seit 2 Uhr marschierenden Soldaten, die des Morgens nur schwarzen Kaffee zu sich genommen hatten, unerschüttert einem feindlichen Massenstoß von der Höhe aus standhalten würden.

Aber sie durften nicht zurückgeführt werden. Man konnte höchstens in die vorderste Reihe die letzten Reserven schieben. Der König verfügte jedoch nur mehr über ein Armeecorps, und es war zu bedenken, ob dieser letzte Rückhalt schon aufgeboten werden dürfe. Indessen erhielt dieses Corps, die Brandenburger, den Befehl, gleichfalls über die Bistritz vorzugehen. Der König stand an der Brücke zu Sadowa, und stolz und freudig defilierten die Bataillone vor ihm. Prinz Friedrich Karl nun vermeinte nicht, daß auch diese frischen Truppen nur ein hinhaltendes Gefecht führen dürften; er trug sich mit der Absicht, sie zum Sturme zu führen. Er sprengte zu den Brandenburgern, deren Corps er im Frieden befehligte und die er in Schleswig-Holstein geführt hatte, und nannte sie „seine Freunde, auf die er fest baue". Sie hätten, wenn sie vorgeführt worden wären, den Weg bis zu den feindlichen Batterien, 2500 Schritte, zu durchmessen und das oben stehende Fußvolk zu durchbrechen gehabt. Aber die Probe auf solchen Opfermut wurde ihnen erspart. Denn Moltke, die Bewegung wahrnehmend, hielt es mit gutem Grunde für überflüssig, die Bataillone an den Höhen nutzlos zerschellen zu lassen, er ließ deshalb den Prinzen durch einen seiner Offiziere, Major v. Wartensleben, bestimmen, einen Gegenbefehl zu erlassen und seinen Truppen Halt zu gebieten. Und so wurden auch diese Abteilungen nur zur Verstärkung der vorderen, standhaltenden Linien verwendet. Moltkes Eingreifen

beweist seine hohe Einsicht; er ließ sich eben in seinem Plane, die feindliche Centralstellung nicht von vorne, sondern durch einen umfassenden Angriff der beiden Flügelarmeen zu erschüttern, nicht einen Augenblick irre machen; denn das Durchbringen war an dieser Stelle unmöglich. Manche preußische Abteilungen, von kühnen Offizieren geführt, versuchten früher und später auf eigene Faust einen Vorstoß. Besonders die österreichischen Batterien Groeben und Maistrelli, welche am Eingang des Dorfes Lipa vorgeschoben standen und unermüdlich Tod und Verderben hinabsandten, reizten zum Angriff. Einmal gelang es einer preußischen Abteilung, bis auf wenige hundert Schritte heranzukommen. In die Batterie des Oberlieutenants Maistrelli flogen die Geschosse des Hinterladers, aber die Kanoniere wichen nicht, und die Geschütze mit Büchsenkartätschen ladend, streckten sie die Preußen nieder und zwangen sie zum Rückzug. Diese Vorstöße hatten aber doch die Wirkung, daß sie die Aufmerksamkeit des österreichischen Hauptquartiers immer wieder auf diese Front und von der Seite ablenkten, an welcher der Kronprinz heranmarschierte. Unten aber begann ein Weichen der Linien. Das an die Division Fransecky sich anschließende 2. Corps war von General v. Schmidt befehligt, den lange nicht die Kaltblütigkeit des Königs und Moltkes beseelte. Er ließ mehrere Batterien, die schon über die Bistritz vorgegangen waren, wieder hinter den Fluß zurückkehren, und ebenso traten mit seiner Billigung fünf dem feindlichen Granatfeuer am meisten ausgesetzte Bataillone den Abmarsch an, um jenseits des Flusses eine neue Stellung zur Deckung des etwaigen allgemeinen Rückzuges zu nehmen. Dieser Abmarsch vom Kampfplatze war ein Zeichen der Unsicherheit, die also nicht bloß unter den Soldaten platzgriff [1]).

— — — Da mit einemmale heiterten sich die Gesichter in der Umgebung des Königs auf. „Während das Gefecht in der Front langsam fortbrannte," schrieb Moltke am nächsten Tag an seine Gattin, „wurde mit Spannung ausgeschaut, ob die Flügelarmeen erscheinen würden. Nun blitzte es auch von

[1]) Der ganze Vorgang wurde von Lettow II, 498 mit anerkennenswertester Offenheit zum erstenmal vollständig klargestellt.

dem hochgelegenen Dorfe Chlum herab aus solcher Entfernung, daß das Feuer nicht mehr gegen uns gerichtet sein konnte, und wir schlossen, daß der Kronprinz links im Anmarsche sein müsse." Endlich — um 1½ Uhr — kehrte General v. Voigts-Rhetz von einem Rekognoszierungsritte zurück und brachte die freudige Kunde: der Kronprinz sei bereits seit 12 Uhr auf die rechte Flanke der Oesterreicher gestoßen und bedränge sie mit aller Macht.

Letzte Siegeshoffnungen Benedeks.

Benedek und sein Stab gewahrten, wie sich im Centrum der Sieg auf ihre Seite neigte. Stolze Hoffnungen stiegen in ihm auf, und geblendet von dem erhebenden Anblick zu seinen Füßen, beachtete er eine zeitlang weniger das Zurückweichen seiner Linien auf dem rechten Flügel. Es lag in seiner Natur, daß er sich dem Eindrucke des Augenblicks hingab, und so fühlte er sich zeitweilig durch das Nahen des Kronprinzen befangen und gedrückt, dann aber tauchte diese Sorge wieder in seinem Bewußtsein unter und er trug sich mit dem Vorsatze, mit seinen Reserven das Heer des Prinzen Friedrich Karl über den Haufen zu rennen. Es gab einen Moment, wo seine Umgebung erwartete, das stehe unmittelbar bevor; denn er wendete sich plötzlich im Sattel um und sagte: „Niemand soll auch nur über eine einzige Batterie weiter verfügen; ich werde sie alle sogleich brauchen." Dennoch kam das entscheidende Wort nicht über seine Lippen.

Er war in die Schlacht mit dem dumpfen Gefühle gezogen, daß die Sache Oesterreichs verloren sei und daß es nur gelte, einen letzten verzweifelten Versuch der Rettung zu wagen, und dies drückte schwer auf ihn, auch als das Kriegsglück ihm wieder lächelte. Daher sein Schwanken — in den drei Stunden seit dem Eintreffen des Telegramms aus Josephstadt sprach und handelte er wie ein unschlüssiger Mann, der jeden Schritt nach vorwärts ängstlich bedenkt und geneigt ist, ihn sofort wieder zurück zu machen. Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß er seine Reserven weder nach vorne noch nach rechts ins Feuer

schickte; vielleicht glaubte er sie für nichts notwendiger zu haben als zur Deckung des Rückzugs.

In seiner Umgebung gab es manchen, der diese Unthätigkeit im stillen unbegreiflich schalt. Kampfeslust bewegte auch die Offiziere seiner beiden Corps im Centrum, Erzherzog Ernst und Gablenz, die schon fünf Stunden, ohne sich rühren zu dürfen, auf den Höhen von Lipa und Langenhof standen [1]). Als der Generalstabschef des Erzherzogs Ernst, Oberst Catty, zu gewahren glaubte, im feindlichen Centrum zeige sich eine Bewegung nach rückwärts, rief er „Hurrah!" und bestimmte seinen Corpskommandanten, zu Benedek zu schicken, um die Erlaubnis zu einem Vorstoße zu erhalten. Aber dieser versagte die Genehmigung und alle Regimenter blieben unbeweglich auf ihrem Platze.

Im Gegenteil — es scheint um diese Zeit eine Meldung von dem weniger günstigen Stande auf dem rechten Flügel im Hauptquartier eingetroffen zu sein [2]); außerdem flogen jetzt schon Granaten von rechts her über den Standort Benedeks hinweg, die das Nahen des Kronprinzen ankündigten; und wieder faßte Benedek, wie schon einmal am Vormittag, den Entschluß, eines der Reservecorps, Ramming, zur Verstärkung des rechten Flügels abrücken zu lassen. Also wieder der Gedanke der reinen Defensivschlacht. Major v. Sacken wurde mit diesem Auftrage zu FML. Ramming gesendet. Und wieder nahm dieser den Befehl befremdet und kopfschüttelnd auf; denn Ramming hielt, wie bereits erzählt wurde, die Offensive für angezeigt; er mochte sich lieber für den Durchbruch des preußischen Centrums verwenden lassen. Er erwiderte also Sacken, daß er sein Corps

[1]) Um 2½ Uhr nachmittags schickte Gablenz an Benedek folgenden Zettel: „Die Batterien wurden heute wiederholt und dringend angewiesen, langsam und nur gegen Batterien und wirkliche Massen des Gegners zu feuern; dies geschieht denn auch; das feindliche Feuer muß aber doch erwidert werden. Die Verluste an Infanterie sind im Verhältnisse zu der bisherigen Dauer des Kampfes auf meiner Seite geringe und die feindlichen Projektile schlagen oft mehrere hundert Schritte rückwärts in die Reserven ein. Die Batterien haben teilweise sehr namhafte Verluste. Wenn Ersatz von Geschützmunition schnell ankommen kann, so benötige ich keine Aushilfe an anderer Artillerie. Am 3. Juli 1866, 2½ Uhr nachm. Gablenz, FML." (Wiener Kriegsarchiv.)

[2]) Vgl. „Oesterreichs Kämpfe" III, S. 321.

langsam in der ihm bezeichneten Richtung in Bewegung setzen lasse; dem Befehle wolle er gehorchen, aber er bat den Major, dem Armeekommandanten seine gegenteilige Meinung darzulegen und ihn zu ersuchen, in seinem Sinne zu handeln. Als Sacken sich nun bei Benedek seines Auftrages entledigte, kam es zu nochmaliger Erwägung der Sachlage durch Benedek und seine Berater. Wieder war es Baumgarten, der davor warnte, sich auf die gewagte Unternehmung des Vorstoßes im Centrum einzulassen; das sei erst später, des Abends oder vielleicht am nächsten Morgen an der Zeit[1]). Und so unsicher war Benedek seiner Sache, so sehr entbehrten seine Entschlüsse der Helligkeit und Deutlichkeit, daß er sich in diesem Zwiespalte unter seinen Generälen zu nichts entscheiden konnte. Er hatte es Mollinary abgeschlagen, das Corps Ramming zur Abwehr des Kronprinzen aufzubieten; dann verfiel er doch auf den Gedanken, sich in dieser Weise die Flanke zu sichern, und jetzt ließ er sich noch einmal durch den Einspruch Rammings bestimmen, diese seine Karte nicht auszuspielen. Er erteilte diesem die Erlaubnis, in seiner Stellung stehen zu bleiben.

Es ist nun der schwere Vorwurf, der Benedek später immer gemacht wurde: er habe so lange gezögert, seine Reserven, 47 000 Gewehre und 11 400 Säbel, nach der einen oder nach der anderen Richtung auszugeben, bis die Partie zu Ende war. Diese ansehnliche Macht wurde erst eingesetzt, als seine Niederlage entschieden war; schwerlich wäre irgend eine That für seinen Ruf als Feldherr verderblicher gewesen als diese Unentschlossenheit.

Die Ungeduld, die sich darob in seinem Heere erhob, kam in einem plötzlichen Vorbrechen einer Abteilung seines Centrums zum Ausdrucke. Das Regiment Heß Nr. 49, dem Corps des Erzherzogs Ernst angehörend, das dem Holawalde gegenüberstand, wurde müde des langen Harrens, und Oberst Binder gab auf eigene Faust den Befehl zum Angriff (1½ Uhr); es gehört

[1]) Vgl. den Bericht des Majors v. Sacken im Anhange Nr. XVIII. Auch andere Augenzeugen bekunden, daß die Möglichkeit, es werde sich eine zweitägige Schlacht entwickeln, den General Baumgarten lebhaft beschäftigte.

zum Gepräge dieses Krieges, daß an jedem Schlachttage sich eine oder mehrere österreichische Abteilungen in fruchtlose Wagnisse stürzten. Das Feuer der feindlichen Geschütze schlug den vorbringenden Truppen entgegen, aber sie stürmten vorwärts und gelangten bis an den Rand des Holawaldes. Preußische Abteilungen warfen sich ihnen entgegen; andere drangen rasch in die Flanke des Regiments; ein kurzes Ringen entspann sich, und übel zugerichtet mußte es hinter die Geschützlinien zurückkehren.

Diese Episode änderte nichts an dem Stande der Schlacht; aber sie zeigte, daß ein Vorstoß der Oesterreicher zähen Widerstand gefunden hätte. Verhältnismäßig leicht wäre es gewesen, die Preußen aus dem Holawalde und über die Bistritz hinüberzuwerfen; ein Kampf auf Leben und Tod aber hätte sich um den Besitz der gegenüberliegenden Höhen entsponnen, wo die preußische Reserveartillerie, 80 Geschütze, bereit stand, die Oesterreicher so zu empfangen, wie diese den Anmarsch ihrer Gegner auf der Höhe von Lipa und Chlum erwartet hatten.

Das alles war zu bedenken. Wie wenn Benedek dies mit sich erwogen und, aus einem Selbstgespräche auffahrend, den Schlußgedanken laut ausgesprochen hätte, so warf er plötzlich, ohne sich an eine bestimmte Person zu wenden und auf die Reserven in seinem Rücken deutend, in seiner lauten, selbstgefälligen Sprechweise die Frage hin: „Na, lassen wir's los?" Niemand antwortete, niemand wagte durch ein Wort die schwere Verantwortung des Heerführers zu teilen. Die Vorsichtigeren mochten sich besorgt fragen, ob bei den unwillkommenen Meldungen vom rechten Flügel her der Einsatz bei solchem Angriffe nicht zu hoch sei [1]).

Das war der Höhepunkt des Erfolges, welchen Benedek an diesem Tage erlebte; das war das letzte Aufflammen seines kriegerischen Mutes, der letzte Siegeshoffnungsstrahl nach Tagen

[1]) Nach der Darstellung des bayrischen Militärbevollmächtigten im österreichischen Hauptquartier, Generals v. Malaisé, wäre auf eine derartige Frage Benedeks von seiner Umgebung eingewendet worden, es sei angezeigt, noch zu warten, bis sich der Pulverdampf und Nebel etwas verzogen hätten, worauf er mit dem Ausdrucke des Unwillens: „Nun meinetwegen!" nachgab.

düsterer Ahnungen. Denn unmittelbar darauf kam eine höchst unliebsame Kunde vom linken Flügel des österreichischen Heeres; der Kronprinz von Sachsen, der dort befehligte, teilte mit, daß er zum Rückzuge genötigt sei; und rascher, unvermittelter brach das Verderben auf dem rechten Flügel herein — ohne daß die Kunde davon Zeit gefunden hätte, zu Benedek zu gelangen, sah er mit einemmale das Centrum selbst in die Niederlage hineingerissen.

VIII. Buch.

Königgrätz. Die Entscheidung.

Moltkes leitender Gedanke erhellt aus seinen Thaten in Böhmen und in Frankreich: er liebte es, die Heere von verschiedenen Seiten gegen den Feind zu führen und ihre Vereinigung vor und während der Schlacht vollziehen zu lassen. Die österreichischen Generäle dagegen hielten bei Königgrätz die Massen vorsichtig zusammen, aber sie unterließen es, sie zur Geltung zu bringen. Die preußischen Heere standen in der Frühe vor der Schlacht in einem Halbkreise von fünf Meilen Weite auseinander und wurden energisch gegen den Mittelpunkt zusammengezogen. Durch diese den Feind umspannenden Bewegungen wurden in Frankreich große Heere wie in einem Netze gefangen. Bei Königgrätz wurde der Kreis indessen nicht ganz geschlossen; die Vereinigung der preußischen Heere fand wohl im Herzen der österreichischen Kampfstellung statt, aber die geschlagene Armee vermochte sich noch der völligen Umklammerung zu entziehen [1]).

Von den beiden preußischen Flügelarmeen wurde der Sieg errungen. Zuerst warf der preußische rechte Flügel, die Elbearmee unter General Herwarth v. Bittenfeld, die ihr entgegenstehenden Oesterreicher und Sachsen nieder; so zwang sie schon um ½3 Uhr den Kronprinzen von Sachsen zum Rückzug. Aber nicht dieser Schlag führte die Katastrophe des österreichischen

[1]) Moltke schrieb am Tage nach dem Siege an seine Gattin: „Die Absicht war, die feindliche Armee gegen die Elbe zu werfen, sie von beiden befestigten Uebergängen (Josephstadt und Königgrätz) abzuschneiden und wenn möglich ganz zu vernichten."

Heeres herbei — und deshalb kann der Kampf an einer späteren Stelle zur Darstellung gelangen.

Von dem preußischen Kronprinzen kam auf der anderen Seite die Entscheidung: die Garde zerschmetterte nicht bloß den ihr gegenüberstehenden rechten Flügel, sondern setzte ihren Siegeslauf bis an das österreichische Centrum fort und führte die Zerschlagung der unglücklichen Armee herbei.

Einbruch des preußischen Kronprinzen in den rechten österreichischen Flügel. Eroberung von Chlum.

Kurze Zeit nach 1 Uhr besetzten, wie erzählt wurde, die Vortruppen des Kronprinzen fast ohne Widerstand die Lindenhöhe ober Horschenowes. Preußische Geschütze fuhren in der beherrschenden Position auf und deckten den rasch fortgesetzten Vormarsch. Der Garde wurde der Kirchturm von Chlum zum Ziel gesetzt, das 6. Corps (die 11. und 12. Division) drang gegen Nedielischt und die Elbe vor. So mußte die erstere auf das Corps Mollinary, die letztere auf das des Grafen Thun stoßen.

Es war ein Glück, daß Graf Thun sich endlich nach 12 Uhr entschlossen hatte, dem Befehle des Feldzeugmeisters zu gehorchen. Denn seine im Swiepwalde zerstreut fechtenden Brigaden Württemberg und Saffran hatten wohl eine Stunde bis zu ihrer neuen Stellung an der Elbe zu marschieren — schwer leidend durch das Geschützfeuer in ihrer linken Flanke, belästigt auch durch einen Angriff preußischer Reiterei. Später noch gab Mollinary seinen vier Brigaden die Dispositionen zum Abmarsche; aber nur drei derselben kamen noch dazu, sich mit der Front gegen die Armee des Kronprinzen aufzustellen; die vierte dagegen unter General Fleischhacker, die den Rückzug verspätet begann, verfehlte die Richtung und geriet nebst dem 7. Husarenregiment in Gefahr, abgeschnitten zu werden. In dieser Verfassung versuchten diese beiden Corps, deren Bataillone zu zwei Drittteilen schon schwer durch den Kampf im Swiepwalde gelitten hatten, den drei frischen Divisionen des Kronprinzen (anderthalb Armeecorps) den Weg zu verlegen.

Das war der entscheidende Augenblick der Schlacht; aber, wie es bei Flankenangriffen fast immer geschieht, nur der Angreifende wußte, daß jetzt der Kampf auf Leben und Tod, daß Triumph oder völliges Unheil herannahe; der Verteidiger kennt die Wucht des feindlichen Stoßes nicht, so daß schon die Ueberraschung für ihn verderblich ist.

So kann man jetzt nicht mehr von Kampf und Widerstand oder von einer entwickelten Schlacht sprechen; unwiderstehliches, alles niederwerfendes Vorbrechen der Preußen und die Niederlage der Oesterreicher drängten sich in einen kurzen Zeitraum zusammen.

Graf Thun befand sich in einer besseren Lage als das Corps Mollinary, denn er verfügte noch über anderthalb frische Brigaden und über die Reiterdivision des Prinzen Thurn und Taxis [1]). Aber er versuchte keinen Widerstand und befahl den ruhmlosen Rückzug. Die Brücken an der Elbe übten auf ihn allzugroße Anziehungskraft, und er führte sein Corps, dem Schwärme preußischer Infanterie folgten, ohne weiteres zu den Uebergängen. Die Brigade Henriquez, von Schleswig-Holstein her die schwarz-gelbe zubenannt, die von Kampfeslust brannte und bisher noch gar nicht gefochten hatte, wurde schon um 2½ Uhr über die Brücken bei Lochenitz zurückbeordert, die übrigen Truppen marschierten zwischen 3 und 4 Uhr bei Predmerschitz über die Elbe. Widerwillig folgte der Herzog von Württemberg mit seiner Brigade dem Befehl zum Rückzug; er fand den Tod nicht, den er bei einem Rückzugsgefechte gegen preußische Reiter suchte. Die Division Thurn und Taxis deckte den Abmarsch; die Palffy-Husaren hieben noch nachfolgende preußische Kavallerie zusammen, dann zogen sie dem 2. Corps nach. So verließen 25000 Oesterreicher das Schlachtfeld, lediglich Rückzugsgefechte liefernd, kräftig verfolgt von den Preußen. Von jetzt ab konnten die preußische 11. und 12. Division ohne Widerstand in die Rückzugslinie des Hauptheeres bringen — es war fast ein Wunder, daß dieses noch den Weg zur Elbe fand.

[1]) Ueber das Verhältnis des 2. und 4. Corps siehe genauer Anhang Nr. XXV.

Aber das hatte wenig zu sagen gegenüber dem verhängnisvollen Einbruche der Garde in das Corps Mollinary — unaufhaltsam drang ihre 1. Division unter General Hiller v. Gärtringen durch den rechten österreichischen Flügel bis in das Centrum. Offiziere und Mannschaften wußten aus dem stundenlangen Kanonendonner, dem sie gefolgt waren, wie hart ihre Kameraden allein mit den Oesterreichern kämpften. Sie kannten ihre Aufgabe und von ihrem ferneren Vormarsche haben Freunde wie Gegner später mit Bewunderung gesprochen. Vor sich hatten sie eine befestigte Linie des Feindes, dieselbe, die Benedek eine Stunde früher besichtigt hatte. Chlum selbst, schon zum österreichischen Centrum gehörend, war durch die Brigade Appiano vom 3. Corps besetzt — daran schlossen sich die am Vortage aufgeworfenen Batterieschanzen, zwischen denen Teile des 4. Corps standen. Auf diese Schlachtlinie baute Benedek — aber wenn er gehofft hatte, auch hier werde die Artillerie den Feind aufhalten, so irrte er sich. Das Aergste aber war, daß das österreichische Fußvolk hier der vorstürmenden Garde nicht einen Augenblick widerstand; indem es ihrem Stoße fast ohne Widerstand wich, drangen die preußischen Tirailleure in die Schanzen, eroberten einen Teil der Geschütze und wurden mit unheimlicher Schnelligkeit Sieger an dem empfindlichsten Punkte der österreichischen Schlachtordnung.

Eroberung der Schanzen östlich von Chlum.

Entscheidend war, daß das kriegerische Feuer der Preußen durch ihre bisherigen Siege entflammt war, während ein Teil des kaiserlichen Heeres, zumal einige ungarische Regimenter, durch die erlittenen Niederlagen niedergedrückt waren. Dies war auch in der Brigade des Erzherzogs Joseph der Fall; der Erzherzog, ein tapferer Mann, dem an diesem Tage drei Pferde unter dem Leib erschossen wurden, mußte verwundet das Unheil mitansehen. Die Regimenter Schmerling Nr. 67 (Slowaken) und Steininger Nr. 68 (Magyaren) leisteten, nachdem sie einige Salven empfangen und einige hundert Mann verloren hatten, keinen Widerstand mehr. Vergebens waren die Zurufe der verzweifelnden Offiziere, von denen viele, unter ihnen die beiden Oberste der angegriffenen Regimenter, fallen. Auch die dahinter stehenden Truppen der Brigade Brandenstein verlassen den Schauplatz und die armen Kanoniere in den Schanzen sehen sich von der

deckenden Infanterie im Stich gelassen [1]). Wohl wehren sie sich bis zum letzten Augenblick mit Kartätschenschüssen, aber die feindlichen Plänkler schleichen durch die Getreidewellen heran; sie wollen mit den Geschützen rasch herausbrechen und davoneilen, werden aber mit einem Kugelhagel überschüttet, der die Bespannung niederreißt; anderen Geschützabteilungen, die sich noch retteten, wurde der Hohlweg verderblich, der sich von Chlum nach Nedielischt hinzieht, und so gingen 22 österreichische Kanonen verloren. Doch auch jetzt noch war Rettung möglich. Denn hinter diesem Kampfplatze stand noch die unberührte Hälfte der Geschützreserve der Armee, 64 Kanonen, welche, wie oben erzählt, von Benedek für die letzte Entscheidung zu seiner eigenen Verwendung zurückbehalten worden waren. Ihr Befehlshaber, Oberstlieutenant Hofbauer, sieht die beginnende Flucht und erkennt, daß die zwingende Notwendigkeit gekommen sei, über den ihm gewordenen Befehl hinauszugehen [2]). Mit Feuereifer nehmen seine Leute den Auftrag hin, an die Arbeit zu gehen; nach vorwärts, hart hinter die verlorenen Schanzen rasseln die frischen Batterien. Aber mitten durch sie weichen die österreichischen Bataillone zurück. Vergebens rufen Hofbauer und seine Offiziere ihnen zu, standzuhalten und gemeinsam die Feinde zu empfangen. Die fliehenden Magyaren und Slowaken von der Brigade Erzherzog Joseph verstehen diese Rufe nicht oder wollen sie nicht verstehen, und wenn diese Batterien nicht dasselbe Schicksal erleiden sollen wie die Geschütze in den verlorenen Schanzen, so müssen sie ohne Aufenthalt zurück. Aber nur bis zur nächsten Anhöhe bei dem Dorfe Sweti weicht die Artillerie zurück, hier bildet sie eine imposante Geschützlinie und hemmt durch längere Zeit das Vordringen der Preußen. Hier sammeln sich auch wieder einige Bataillone der Brigade und halten ruhig stand; es war nur der erste Eindruck des plötzlich hinter einer Anhöhe auftauchenden Feindes und seines Schnellfeuers, der sie erschüttert hatte.

Das war das Werk der links vorrückenden Gardebrigade Obernitz, und zur selben Zeit stürmte die Brigade Kessel, von General Hiller selbst geführt, gegen Chlum, den Schlüssel des österreichischen Centrums. Wie sich ein starker Mann im Gedränge mit den Ellenbogen Raum schafft, so warf die Garde die Truppen des Erzherzogs Joseph seitwärts, nach Südosten, und sie erreichte so das österreichische Centrum nicht in

---

[1]) Die Preußen brachen zwischen Schanze 2 und 3 durch (siehe die Karte des Schlachtfeldes).

[2]) Vgl. den Aufsatz „Panik und Pflichttreue in der Schlacht bei Königgrätz" („Oesterr. militärische Zeitschrift" 1866, III. Band, S. 120 ff.). Dessen Angaben werden bestätigt durch die Berichte der Batteriekommandanten. Siehe die Berichte im Wiener Kriegsarchiv 1866, 7, 137 j und 1866, 7, 137 b.

dessen Front, sondern von der jetzt unbehüteten rechten Flanke aus. Während Benedek sich hier noch von zwei Corps gedeckt glaubte, war Graf Thun bereits mit dem 2. Corps zu den Elbebrücken abmarschiert, Mollinary aber sah seine flüchtigen Regimenter gegen die Straße fluten, die auf Königgrätz zuführt. Chlum wurde also nicht dort angegriffen, wo es befestigt worden war und wo Geschütze (Schanze Nr. 4) standen, sondern von Osten her, wo es fast unbewehrt geblieben war. Die östliche Spitze des österreichischen Centrums wurde somit von der Garde überfallen, während dessen Masse noch durch den Angriff des Heeres des Prinzen Friedrich Karl wie durch den Blick des Schlangenbeschwörers gefesselt war. Auch General Appiano, der bei Chlum befehligte, hatte seine Truppen mit der Front nach Westen, eben gegen den Prinzen Friedrich Karl, aufgestellt, von wo er in der Frühe angegriffen worden und von wo durch sechs Stunden eine furchtbare Kanonade hörbar war; so kam es, daß sein 46. Regiment durch den Ueberfall überrascht wurde und fast kampflos das Dorf verlor — damit brach die Katastrophe über die kaiserliche Armee herein.

Eroberung von Chlum.

General Appiano hatte mit einem Teile seiner Truppen in der Früh im Swiepwalde an dem Gefechte gegen Franseck teilgenommen und stand noch immer mit der Front gegen diesen Feind; zeitweise hatten einzelne seiner Bataillone bis 2 Uhr nachmittags ein Feuergefecht in dieser Richtung zu unterhalten. Sein persönlicher Mut war erprobt, da er, unterdessen seine auf dem Boden liegenden und feuernden Truppen durchreitend, mit voller Ruhe befehligte. Er gehörte zu den unerbittlich strengen Offizieren, denen nach dem Jahre 1849 die Aufgabe zufiel, unter den ungarischen Truppen, die sich der Revolution angeschlossen hatten, Gehorsam und Mannszucht wieder herzustellen. Bei Chlum befehligte er das 4. Jägerbataillon (Mährer), dann die Regimenter Sachsen-Meiningen Nr. 46 und Erzherzog Heinrich Nr. 62, beide aus Magyaren bestehend. Jetzt beachtete er ausschließlich den Feind, der ihm bisher lästig gewesen war, das Heer des Prinzen Friedrich Karl; und da er zudem gegen Osten die Schanzenreihe wußte, die sich bis zur Elbe hindehnte, kümmerte er sich nicht um die Vorgänge in dieser Richtung; dort hielten ja, wie er auch jetzt noch annahm, Regimenter des Corps Mollinary.

Indessen wurde von 1 Uhr an Chlum bereits heftig auch von den Batterien des Kronprinzen, von Horschenowes aus, beschossen.

Auch von dort her nahte also ein Feind, aber der General — dies ist freilich eine Unbegreiflichkeit — hatte nur den Angriff des Heeres des Prinzen Friedrich Karl im Sinn und vernachlässigte darob seine Flanke und seinen Rücken. Um die Masse seiner Brigade zudem gegen das von beiden feindlichen Armeen kommende Feuer zu schützen — Chlum liegt eben im Winkel des Hakens, den das österreichische Heer bildete — führte er sein Gros etwas seitwärts in eine gedeckte Stellung und ließ in und bei Chlum selbst nur zwei Bataillone des 46. Regiments zurück. Die übrigen stellte er 800 Schritte südwestlich von Chlum auf, hinter der Position also, die er zu verteidigen hatte. Hier hielt er selbst mit seinem Stabe, dem Feuer des Feindes wohl unerreichbar, aber unvermögend, von hier aus das Dorf auch nur zu sehen. Erstaunt gehorchten die Offiziere dieser Anordnung. Von den drei Bataillonen des 46. Regiments behielt er das 1. bei sich, das 3. wurde in Chlum selbst gelassen, das 2. südöstlich von dem Orte an einen Hohlweg gelehnt, und hier befand sich auch der Oberst des Regiments, Slawecky. Des Unheils Gipfel war, daß sich die drei Bataillone gegenseitig nicht sahen, also nicht unterstützen konnten.

Da nun Appiano so weit rückwärts stand, konnte er nicht sehen, daß das 4. Corps aus den Schanzen an seiner rechten Front gewichen war; schon näherte sich, wovon er keine Ahnung hatte, die von der preußischen Garde getragene Schlacht. Offiziere des 46. Regiments eilten zur Nordspitze von Chlum, sahen die Bataillone des 4. österreichischen Corps gegen die Elbe weichen und die Feinde ihnen nachdrängen, sie sahen, wie die Spitzen der Helme der Garde sich Chlum näherten, dann wieder eine zeitlang hinter Bodenwellen verschwanden; sie machten deshalb Oberst Slawecky aufmerksam, es sei sofort ein Angriff zu erwarten. Der Oberst hatte leider ein kurzes Gesicht und wies die Mahnenden mit den Worten ab: „Meine Herren, Sie sind Schwarzseher!“

Das war eine Täuschung des Unglücklichen. Denn bald darauf brachen die feindlichen Bataillone hinter dem schützenden Getreide hervor und warfen sich gleichzeitig auf Chlum und auf das Bataillon des Obersten am Hohlwege. Hier gab es keinen eigentlichen Kampf, keine Gegenwehr, sondern einen Kugelschauer, der sich auf die Oesterreicher ergoß und den Oberst wie die Mehrzahl der Offiziere niederstreckte, ein Auffahren der Erschreckten, Getümmel und Flucht, Zusammenbrechen der einen, Waffenstrecken der anderen.

Dasselbe Schicksal ereilte zur gleichen Zeit das Bataillon im Dorfe selbst. Ahnungslos, wie wenn sämtliche Befehlshaber an dieser Stelle in Dumpfheit versunken gewesen wären, hatte Oberstlieutenant Schimmelpenning die Seinigen an der Westseite hinter der aufgeführten Verschanzung aufgestellt, weil ja in jener Richtung seit Stunden das Getöse der Artillerieschlacht von der Bistritz her zu hören war. Aber von Osten brach ungestüm ein Gardebataillon in das Dorf ein. Schimmelpenning machte noch eine Anstrengung, sein Bataillon an den Feind zu führen; da fällt auch er durch eine feindliche Kugel. Einzelne Compagnien suchen sich zu

sammeln und sich nach Süden durchzuschlagen; aber die einen fallen, die anderen werfen die Waffen weg und geben sich gefangen.

Sodann wird auch das entfernter stehende 1. Bataillon des Regiments ins Verderben mitgerissen. Major v. Noack sieht den Kampf nicht, aber er hört Gewehrfeuer und Trommelwirbel und führt denn pflichtgetreu die Seinigen aus ihrer gedeckten Stellung zu Hilfe und in den Kampf. Sie eilen die Anhöhen gegen Chlum heran, das frische Bataillon konnte das Gefecht vielleicht noch zum Stehen bringen — Appiano mußte ja zuletzt dann sein zweites Regiment in die Kampflinie werfen — in diesem Augenblick aber, es war wie ein Verhängnis, stürmt eine Wolke österreichischer Reiter von Westen her. Sie stürzen sich in wilder Eile auf den nördlichen Teil von Chlum und prallen vor dem preußischen Gewehrfeuer zurück; umkehrend werfen sie sich mit verhängten Zügeln auf das Bataillon Noack, reiten durch und zerstäuben es, während sie selbst im Hohlweg Pferde und Leute liegen lassen. „Die Ulanen kamen und gingen wie eine Windsbraut," so erzählt einer der verwundeten Offiziere des 46. Regiments, „ihre Bahn bezeichneten unsere und ihre Toten — das war die Hilfe, die sie uns gebracht." Es waren aber nicht Ulanen, wie viele der Niedergerittenen meinten, sondern das 7. Husarenregiment, welches, wie erzählt wurde, am Swiepwalde gestanden hatte und ebenso wie die Brigade Fleischhacker durch den siegreichen Vormarsch der Garde abgeschnitten war; jetzt bahnte es sich mit dem Säbel in der Faust den Weg. Dies gelang ihm, denn nachdem es über das österreichische Bataillon hinweggebraust war, ritt es nordwärts um Chlum herum. Hier stieß es gerade auf den preußischen Kronprinzen und sein Gefolge und war nahe daran, ihn hinter seinen kämpfenden Truppen gefangen zu nehmen; aber ein nahes preußisches Bataillon versetzte den Reitern einige Gewehrsalven, so warfen sie sich denn nach Süden und schlugen sich tapfer durch. Sie retteten sich wohl, aber das niedergerittene österreichische Bataillon zahlte den Preis [1]).

Das war das Schicksal des schlecht geführten 46. Regiments. Die Verlustliste weist 13 Offiziere und 405 Mann tot, 20 Offiziere und 216 Mann verwundet auf. Außerdem aber fielen 16 Offiziere und 1440 Mann unverwundet in Gefangenschaft, und diese erschreckende Ziffer zeigt, daß die Truppe gegen die andringenden Preußen nicht kaltblütig gefochten hatte; kaum ein Drittel des Regiments fand sich am Tage nach der Schlacht wieder zusammen [2]).

---

[1]) Von diesen Reitern und der Gefahr, die sie dem Kronprinzen brachten, erzählt dessen Tagebuch.

[2]) Die obige Darstellung beruht auf dem Aufsatze des Hauptmanns Christofek im 46. Regiment: „Das Regiment Sachsen-Meiningen" in der „Oesterr. milit. Zeitschrift" 1867, IV. Bd. S. 215—231 und auf den „Rückblicken auf den Krieg 1866". Von J(ohann) N(osinić). S. 71—86. — Ganz neues Licht fällt jedoch nachträglich auf das Verhalten des 46. Regiments durch das 1901 erschienene Buch des österreichischen Hauptmanns A. Kienast, „Die Legion Klapka" (S. 125 Anm. 368, 369, 372). Er erzählt aus amtlichen österreichischen Quellen, daß, als 14 Tage nach der Schlacht bei Königgrätz

Am längsten hielt sich Hauptmann Ruff mit einer Abteilung über dem Hohlwege (er glaubte, er lehne sich noch an das 4. Corps, das aber schon gewichen war); eine halbe Stunde lang focht er mit dem übermächtigen Gegner, bis auch er und seine Schar die Waffen strecken mußten. Als die Offiziere sie übergaben, sagte ihnen der preußische Oberst v. Obernitz: „Meine Herren, Sie haben sich brav geschlagen, jedoch zu lange in der Stellung aufgehalten."

General Appiano aber verdiente weder solches Lob noch diesen ehrenvollen Tadel; denn er machte keine Anstrengung, mit seinen übrigen Bataillonen Chlum zurückzuerobern. Er begnügte sich mit dem Versuche, Rosberschitz zu erreichen und zu verteidigen, aber bald gab er auch dieses Vorhaben auf und ging gegen Königgrätz zurück; auf dem Rückzuge wurde er selbst verwundet.

Nach der Eroberung von Chlum verfolgten die Preußen die Brigade Appiano noch ein Stück; sie trieben auch die Brigade Brandenstein vor sich her[1]) und eroberten schließlich das Dorf Rosberschitz. Damit aber war durch das etwa 32000 Mann starke Gardecorps das österreichische Heer wie durch einen Keil entzwei gespalten, sein Centrum zertrümmert; die Geschosse der Garde erreichten bereits die erstaunt auffahrenden Kolonnen der Reserve, deren Generäle vor der anfangs unerklärlichen Thatsache standen, daß die österreichische Schlachtlinie durchbrochen war, bevor die Reserven zum Schutze aufgeboten werden konnten.

---

die Werber Klapkas im Lager der gefangenen Ungarn erschienen, sich nach ihrer Ansprache sofort vier Fünftel der anwesenden Soldaten des 46. Regiments anwerben ließen; Kienast rechnet sie zu den bereits vor dem Feldzuge korrumpierten Ungarn. Von den 14—1500 Gefangenen des Regiments traten 8—900 in die Legion ein — so viel als aus allen anderen 22 ungarischen Regimentern zusammengenommen. Aus diesen Umständen erklärt sich der rasche Verlust von Chlum wohl noch besser als aus den oben angeführten Umständen.

[1]) Mollinary sagt in seiner Gefechtsrelation (Kriegsarchiv 1866, 7, 177½): „Am linken Flügel (des 4. Corps) ging das erste Treffen der Brigade Brandenstein gegen den Feind entschlossen vor, mußte jedoch vor dessen überlegenem Feuer, welches enorme Verluste verursachte, und nachdem zwei Bataillonskommandanten gefallen waren, der Generalstabschef Oberstlieutenant Gareis schwer verwundet war, zurückweichen."

Benedek erhält die Kunde von der Eroberung Chlums.

Während General v. Hiller durch sein verwegenes Vordringen in das Herz des österreichischen Heeres die Schlacht entschied, war das österreichische Hauptquartier noch ohne Kunde von dem Verluste Chlums. Ein Zufall aber wollte, daß der Oberst des Generalstabes Neuber um diese Zeit auf das Dorf zuritt, um dort statt seines müden Pferdes ein anderes, für ihn bereitstehendes zu besteigen. Zu seiner Ueberraschung wurde er mit Kugeln begrüßt und fliehende österreichische Reiter brachen aus dem Dorfe. Er sprengte zum Hauptquartier, aber um hier nicht Schrecken zu erregen, sagte er Benedek kurz, er habe eine Meldung unter vier Augen zu erstatten. „Wir haben keine Geheimnisse," erwiderte der Armeekommandant. Darauf Neuber: „Dann habe ich zu melden, daß die Preußen Chlum besetzt haben." Für eine „Dummheit" erklärte der in seinen Ausdrücken nicht wählerische Armeekommandant diese Kunde und zeigte seine Geringschätzung auch damit, daß er noch einen Befehl diktierte, bevor er sich selbst von dem Furchtbaren überzeugte.

„Wie ein Blitzschlag," so erzählt ein Generalstabsoffizier, „durchzuckten die Worte Neubers alle Glieder des Stabes, nur Benedek, der nach dem Urteile eines scharfen Beobachters an diesem Tage keine Nerven zu haben schien, blieb völlig ruhig und sagte wegwerfend: ‚Ach, plauschen S' nicht'. Aber auf die wiederholte Versicherung, der Feind sei in dem hinter dem Standorte des Hauptquartiers gelegenen und diesem nur durch eine Terrainwelle verdeckten Chlum, befahl Benedek dem FML. Baumgarten, hinzureiten und nachzusehen, was dies ‚für eine Dummheit' sei. Aber als besinne er sich plötzlich, warf Benedek selbst sein Pferd herum und galoppierte, von seiner Suite gefolgt, gen Chlum zu. Sobald man über die erste Terrainfalte hinweg und in Sicht der ersten Häuschen kam, prasselten auch schon Schwärme von kleinen Projektilen an dem Stabe vorüber oder schlugen in denselben ein." [1]) „Mit dem ihm eigenen Ungestüm," so erzählt noch unter dem Eindrucke der Ereignisse der Korrespondent der ‚Times', „galoppierte Benedek sogleich der ihm bezeichneten Stelle zu, um die zur Vertreibung der Gegner erforder-

[1]) So in dem Artikel der „Neuen Freien Presse" vom 4. Juli 1881. Vgl. die eigene Erzählung Oberst Neubers im Anhange Nr. XX.

lichen Befehle zu erteilen und deren Ausführung selbst zu überwachen. Von seinem ganzen Stabe gefolgt, sprengte er in der Richtung zwischen Chlum und den Truppen. Schneller als ich es niederzuschreiben vermag, sank Prinz Esterhazy vom Pferde, sein Schlachtroß war unter ihm erschossen; Graf Grünne erhielt eine, wie man sagt, tödliche Wunde; Baron Henikſteins englische Stute wurde schwer verwundet. ... Der Schlüssel der Position war in den Händen des Feindes und Schrecken war auf jedem Antlitz ausgeprägt. Nur Benedek blieb gefaßt und ruhig, während er hinwegritt, um einige Reserven herbeizuholen und die verlorene Position wieder zu nehmen." Einen Augenblick lang war die Lage des Armeekommandanten und seines Gefolges bei diesem Rekognoszierungsritte verzweifelt. Denn aus dem preußischen Kugelhagel zurückeilend, gerieten sie in das Feuer der österreichischen Batterien. Sobald nämlich die Geschosse der Garde aus Chlum die Reserve erreichten — es stand dort die Reiterdivision Prinz Holstein — setzte sich eine Kavalleriebatterie gegen sie ins Feuer. Ein furchtbarer Shrapnelhagel von dieser Seite, Granaten von Chlum her nahmen den Feldzeugmeister und seinen Stab in die Mitte. Aber Rittmeister Fürst aus dem Gefolge Benedeks sprengte unerschrocken durch die Shrapnelladungen auf die österreichische Batterie zu und brachte ihr Feuer zum Verstummen.

Das Verderben war hereingebrochen, aber es schien dem unerschrockenen Armeekommandanten nicht unabwendbar. Vielleicht hätte er, wenn die Lage vollständig zu überblicken gewesen wäre, am besten gethan, den allgemeinen Rückzug der Armee anzuordnen, die beiden Reservecorps lediglich als Rückhut zu benützen, die Reiterei zu gleichem Zwecke vorzuziehen, bloß um den Feind zurückzuhalten und zu retten, was zu retten war. Aber zu plötzlich war die Katastrophe eingetreten und gewaltige Massen standen ihm noch zur Verfügung; mit einer Art wilden Zornes beschloß er deshalb, die Preußen aus Chlum hinauszuwerfen und die Schlacht wiederherzustellen. Nicht allein er dachte so; mehrere Offiziere des Hauptquartiers, Hauptmann du Nord, der sein Pferd verloren hatte, und andere eilten zu den nächststehenden Bataillonen und führten sie zum Sturme auf Chlum vor. Ebenso handelte Oberst Alexander Benedek, der die zunächst stehende Brigade des 3. Corps (52. und 78. Regiment) befehligte; Oberst Catty, Generalstabschef des Corps, bereitete den Gegenangriff vor. Denn von diesem Heeresteile war bloß die eine Brigade Appiano bei Chlum überwunden;

unbegreiflich schien das Ereignis, und mit den Verwünschungen gegen General Appiano vermischte sich bei diesen beherzten Männern der Vorsatz, mit ihren Leibern die Lücke in der Schlachtordnung auszufüllen.

Benedek selbst machte, sobald er aus dem Kreuzfeuer der Batterien herausgesprengt war, den Versuch, mit einem in der Nähe stehenden Bataillon Chlum zu nehmen. Zugleich sandte er zu dem Corps Ramming rasch nacheinander durch mehrere Offiziere den Befehl, sich ohne Verzug auf Chlum zu stürzen und den Ort mit stürmender Hand zu nehmen. Der erste, der diesen Auftrag ausrichtete, war Hauptmann Woinovits, den Baumgarten mit der gleichen Sendung betraute. Der Feldzeugmeister selbst führte Abteilungen des 3. Corps zum Angriffe vor. Das Schicksal wollte, daß um diesen Punkt zumeist ungarische Truppen standen, deren Verhalten nun ganz ungleich war. Als Benedek eines dieser Bataillone mit feurigen Worten ansprach, tönten ihm wohl Eljenrufe entgegen, aber Schrecken lähmte bereits die Glieder und diese Truppe versagte vollständig. Andere Abteilungen aber folgten seinem Befehle, und während der schon auf vielen anderen Schlachtfeldern bewährte Oberst-Brigadier Alexander Benedek schwer verwundet wurde, eilte der Feldzeugmeister, des Kugelregens nicht achtend, durch die vordersten Schlachtreihen — er war wieder der tapfere Offizier von 1848 und wie damals befeuerte er die Truppen zu Todesverachtung.

Der erste dieser Rückstöße schien von Erfolg begleitet zu sein. Zunächst dem Dorfe Chlum stand ein Bataillon des 52. Regiments, mit der Front gegen das Heer des Prinzen Friedrich Karl, den Rücken gegen das Dorf. Augenblicklich macht das Bataillon Kehrt und stürmt auf Chlum zu. Eine seiner Divisionen, zwei Compagnien, wird mit schweren Verlusten abgewiesen, ihr Führer Hauptmann Marinič fällt verwundet; die beiden anderen aber dringen in das Dorf ein, stürmen sogar bis an dessen anderes Ende, allein zuletzt werden sie von der Uebermacht erdrückt, zersprengt oder gefangen genommen.

Chlum hatte sich indessen immer mehr mit Preußen gefüllt. Die bisherigen Erfolge der Garde waren durch ihre 1. Division errungen, jetzt rückte auch die 2. in die Schlachtordnung ein

und sie überschüttete das 52. Regiment mit einem furchtbaren Geschoßhagel. Darauf bringt die Garde nach, setzt ihren schier unvergleichlichen Siegeszug fort und erreicht Gehölz und Dorf Lipa. Ihre Massen umfassen und erdrücken die sich mit Hingebung verteidigenden Ungarn und Kroaten vom 78. Regimente; die Schneidigkeit und klare Gefechtsführung auf der einen wird der Verzweiflung auf der anderen Seite Herr. Jetzt macht Oberst Catty, einer der tapfersten Offiziere der österreichischen Armee, den Versuch, das Dorf zurückzuerobern. So viel er Truppen zusammenraffen konnte, führt er zum Sturme vor. In tiefen Kolonnen, in welchen das Massenfeuer frißt, unternehmen sie einen ihrer wilden Sturmangriffe und dringen bis auf hundert Schritte an den Feind, der sie kaltblütig erwartet. Oberst Catty fällt schwer verwundet und die vorderen Reihen der Oesterreicher liegen fast Mann für Mann zerschmettert am Boden. Die übrigen müssen zurück und so sind die Preußen gegen 3½ Uhr Herren der österreichischen Centrumsstellung Chlum und Lipa; sie haben somit die Rückzugsstraße, die auf Königgrätz führt, erreicht und stehen im Rücken des österreichischen Centrums, das in der Front das Heer des Prinzen Friedrich Karl so lange aufgehalten hatte.

So muß denn das Fußvolk des Centrums, wenn es nicht abgeschnitten werden will, auf den Rückzug bedacht sein. Das 10. Corps unter Gablenz und die Trümmer des 3. Corps ziehen ab, anfangs noch in guter Ordnung. Sie verdanken es ihrer trefflichen Artillerie, daß dies noch möglich ist, denn durch sie wird die Verfolgung gehemmt. Dieselben Batterien, die bisher stundenlang die Armee Friedrich Karls in Schach gehalten hatten, sehen sich von Chlum her angegriffen, müssen ihre Front ändern und feuern gegen die alles vor sich niederwerfende Garde.

Die Batterie der Toten.

Damals opferte sich Hauptmann v. d. Groeben mit seiner Kavalleriebatterie für die Seinigen. Schon als die Preußen aus Chlum herausdrangen, erkannte Groeben die Gefahr, die der Artillerie des 3. Corps vom Rücken her drohte. Die Gardefüsiliere, eine weite Schützenkette bildend, drangen nämlich gegen die Batterien heran,

welche nur zwei Compagnien Fußvolk zur Deckung hatten. Da beschloß der heldenmütige Offizier, sich mit seinen acht Geschützen dem Feinde entgegenzuwerfen, obwohl er sichtbarlich verloren war, da die Schwärme des Feindes nur wenige hundert Schritte weit entfernt ihr Feuer abgaben. Er läßt also die Front verkehren und fährt den Preußen bis auf 200 Schritte entgegen, protzt ab und empfängt sie mit Kartätschen. So gewinnen die anderen Batterien Zeit, sich in Sicherheit zu bringen, und ausschließlich gegen *seine* Geschütze richtet sich das feindliche Schnellfeuer. Seine Kanoniere feuerten so lange, als es Hände zur Bedienung gab; sie thaten ihre Pflicht und starben. Als nahezu alle am Boden lagen, sprang noch Führer Schunk vom Pferde, riß die Zündschnur von einer bereits geladenen Kanone und gab so den letzten Kartätschenschuß ab. Er und Lieutenant Merkel waren die einzigen noch Aufrechten; sie warfen sich auf einen Munitionswagen und sprengten mit ihm, von Kugeln verfolgt, ins Freie [1]). Die Preußen fanden außer Groeben noch einen Offizier und 52 Mann tot oder verwundet, teils auf den Kanonen, teils auf den hingestreckten Pferden. Es war ein ergreifender Anblick, und die später vorüberziehenden Sieger, auch der Kronprinz, zollten den Tapferen durch Entblößen des Hauptes den Tribut ihrer Bewunderung. Dem Hauptmann v. d. Groeben wurde das Maria-Theresia-Kreuz aufs Grab gelegt. — Das war aber nicht die einzige „Batterie der Toten" auf dem Schlachtfelde von Königgrätz; denn auch bei Lipa wehrte sich eine derselben unter dem Hauptmann Kühn so lange, bis Bespannung und Mannschaft niedergestreckt waren; auf 50 Schritte feuerte noch ein von drei Kanonieren bedientes Geschütz den letzten Schuß ab, und der Bericht des preußischen Generalstabs meldet darüber: „Zehn österreichische Achtpfünder gingen hier ruhmvoll verloren." [2])

Vergeblicher Rückstoß des österreichischen Reservecorps Ramming gegen Chlum.

Endlich traten auch die österreichischen Reserven in den Kampf, um mit einer verzweifelten Anstrengung die Schlacht wiederherzustellen. Sie waren so lange gespart worden, bis die

---

[1]) Vgl. den Bericht des Lieutenants Merkel im Kriegsarchiv 1866, 7, 112. Die Namen der Gefallenen sind fast durchwegs deutsch. Merkel relationiert mit soldatischer Kürze: „Nachdem das Feuer gänzlich verstummt und *niemand mehr kampffähig in der Batterie war*, verließ der Gefertigte mit dem Führer Jakob Schunk die Batterie."

[2]) Der preußische General Boguslawski sagt in den „Taktischen Folgerungen aus dem Kriege von 1870–71": „Wir behaupten, daß die Offiziere der als erste Waffe betrachteten französischen Artillerie in taktischer Hinsicht bedeutend weniger, im großen wie en détail, wie die österreichischen 1866 leisteten, vor deren Verhalten man nur den Hut abnehmen kann."

Schlachtlinie durchbrochen war, jetzt vermochten sie das Schicksal des Tages nicht mehr zu wenden. Mehrere Offiziere, von Benedek und Baumgarten abgesendet, sprengten in höchster Eile zu Ramming mit dem Auftrage, das verlorene Chlum den Preußen wieder zu entreißen. Ramming hatte sich gerade bereitgehalten, das 4. Corps zu unterstützen, wie er früher angewiesen worden war; aber die drängendere Gefahr wies auf Chlum hin und er entwickelte bedächtig seine Truppen zum Angriffe auf diesen Ort. Während er die Brigade Rosenzweig vormarschieren ließ, erschien Benedek selbst in begreiflicher Ungeduld, um Ramming zu äußerster Anspannung der Kräfte anzuspornen; vielleicht gelang diesem, was ihm selbst mit der Brigade Alexander Benedek mißglückt war. Ramming befahl sonach den Brigaden Rosenzweig und Waldstätten, die Dörfer Rosberschitz und Chlum zu nehmen. Den Angriff bereitete eine furchtbare Kanonade vor, welche von den österreichischen Batterien gegen die Dörfer eröffnet wurde, deren ärmliche Gassen sich alsbald mit brennenden Trümmern bedeckten. Dort war unterdessen die Artillerie des Gardecorps nachgerückt, welche sich mit Mühe unter dem Feuer des Gegners aufstellte. Es fehlte nicht viel und die Garde wäre überwältigt worden.

Sturm der Regimenter Deutschmeister und Gondrecourt gegen Rosberschitz und Chlum.

Als Hauptmann Woinovits im Namen Baumgartens den Sturm gegen Chlum verlangte, überraschte ihn Ramming mit der Frage: „Wer ist General Baumgarten?“ — so unbekannt war es geblieben, daß dieser am Morgen der Schlacht die Pflichten eines Generalstabschefs übernommen hatte. Auch Woinovits wußte dies nur im allgemeinen und er antwortete, seines Wissens teile sich Baumgarten mit General Krismanič in die operativen Geschäfte. Darauf Ramming: „Ich habe zwar vom Armeekommandanten Befehl, das 4. Corps zu unterstützen, indessen, Chlum ist vom Feinde besetzt, ich greife es an.“ Woinovits beobachtete nun, wie sich auf Anordnung Rammings die Linien des 6. Corps mit lobenswerter Präzision, aber etwas methodisch entwickelten, und da jede Minute das Unheil näher brachte, erlaubte er sich die Bemerkung: „Excellenz, es ist Gefahr im Verzug,“ worauf Ramming scharf antwortete: „Nun, ich muß doch das Gefecht vorbereiten.“

Schon kam jetzt der zweite von Benedek gesendete Offizier, und die Brigade Rosenzweig schritt ans Werk. General Rosenzweig zog das 17. Jägerbataillon und das Regiment Hoch- und Deutschmeister in das erste Treffen. Ungestüm drangen die Jäger und das Wiener Regiment, das an diesem unglücklichen Tage seiner Vaterstadt alle Ehre machte, gegen Rosberschitz vor. Von allen Seiten umfaßten sie das Dorf und hielten, wie das Werk des preußischen Generalstabes erzählt, „mit großer Zähigkeit die äußerste Steigerung des Kleingewehrfeuers aus". So brachen sie sich bis zum Rande des Dorfes Bahn [1]). Hier rissen die Vordermänner im feindlichen Feuer die von den Preußen in Eile errichtete Verrammlung nieder, dann drangen sie unter tausendstimmigem Hurrah mit gefällten Bajonetten in den Ort ein, während aus allen Fenstern und Dachluken ein fürchterliches Feuer auf sie niederging. Vergebens warfen sich ihnen Bataillone des 2. Garderegiments entgegen; sie schlugen die Preußen aus den Gassen hinaus und verfolgten sie bis unter die Kanonen gegen Chlum; hier brachte Oberstlieutenant Walbersee (der Bruder des späteren Generalfeldmarschalls) die Weichenden zum Stehen, indem er die Fahne seines Bataillons aufpflanzte und erklärte, keinen Schritt mehr zurückzugehen. Erst vor Chlum machten die Deutschmeister Halt. Auch die preußische Artillerie wurde durch die feindlichen Schützen so arg zugerichtet, daß Prinz Hohenlohe, der die Geschütze hier befehligte, sich genötigt sah, Chlum zu räumen und sich hinter dem Ort aufzustellen.

Jetzt ließ General Rosenzweig die Deutschmeister in Rosberschitz stehen, damit sie sich ausschnaufen und neu ordnen könnten, und zog das Regiment Gondrecourt Nr. 55, Ruthenen, vor; er forderte die letzteren auf, Chlum so tapfer zu nehmen wie ihre Kameraden Rosberschitz. Die Lage der 1. Gardedivision war äußerst schwierig; General Hiller, der an diesem Tage mit den Seinigen das Entscheidendste geleistet hatte, befürchtete bereits, er werde Chlum nicht halten können, denn schon erreichten die Spitzen der österreichischen Bajonette die Kirche des Ortes. Drei preußische Geschütze und 300 Gefangene befanden sich in den Händen der beiden stürmenden Regimenter; Prinz Anton von Hohenzollern, durch zwei Kugeln schwer verwundet, fällt in ihre Gefangenschaft und die den Ruthenen nachdrängenden Deutschmeister bereiten sich aufs neue zum Sturme gegen den Feind vor.

Nun aber kam der mühsam kämpfenden Garde die ersehnte Hilfe. Bis jetzt hatte außer ihr vom Heere des Kronprinzen nur noch das 6. Armeecorps in die Schlacht eingegriffen, während sich General Bonin, der Commandeur des 1. Corps, ebenso

[1]) Die Deutschmeister verloren beim Sturme die gute Laune nicht, und einer von ihnen rief, als beim Vorrücken eine Stockung eintrat: „Halt's enk, Leut'ln (haltet euch, Leute), nur alleweil vorwärts! Alle bleib'n mer nöt, und wann mer a alle bleib'n, so san mer do a schöne G'sellschaft."

wie bei Trautenau viel Zeit gelassen hatte — sein Stab hatte den Kanonendonner für das Rollen eines entfernten Gewitters gehalten. Endlich aber traf auch seine Avantgarde auf dem Kampfplatze ein, und wie die Tritte dieser frischen Bataillone im Rücken der Garde erklangen, winkte den Preußen der unentreißbare Sieg. Vom Corps Bonin sprengte Major v. Sommerfeld her, dem Generallieutenant v. Hiller freudig mit den Worten entgegenritt: „Gott sei Dank, da kommt ihr!“ Als der Major ihm meldete, daß ihm stärkere Abteilungen folgten, rief er aus: „Nun kann noch alles gut werden.“ Da traf ihn ein Granatsplitter in die Brust, daß er, lautlos aus dem Sattel sinkend, in den Armen der Seinigen verschied.

Immer stärkere preußische Massen entwickelten sich nun auf den Höhen von Chlum und die sich heranwälzenden übrigen Brigaden des Corps Ramming gerieten in einen fürchterlichen Hagel von Geschossen, der ihre Reihen unbarmherzig lichtete und ihr Vordringen hemmte. Die Preußen gingen zum Angriff über und, blutige Vergeltung an den Regimentern Gondrecourt und Deutschmeister übend, entrissen sie ihnen die gewonnenen Stellungen wie die erstrittenen Trophäen und einen Teil der Gefangenen. Prinz Anton von Hohenzollern, aus der Gefangenschaft befreit, starb einige Wochen darauf an seinen Wunden. Die Preußen auf den Höhen hatten jetzt die beherrschenden Stellungen inne; zudem waren die Corps Mollinary und Thun bereits abgezogen, und so fielen den österreichischen Reserven auch die Bataillone in die Flanke, welche das Corps Thun zum Abzuge genötigt hatten.

Wohl entsprachen diese glänzenden Erfolge der Truppen des Kronprinzen den verständigen Dispositionen zum Angriffe; aber im Fortschreiten des Sieges entzogen sich die vorne kämpfenden Abteilungen durchaus seiner Führung. Es ist eine von seinen Begleitern verbürgte Thatsache, daß sein Stab von den Wendungen des Kampfes wie von seiner Ausdehnung immer erst erfuhr, wenn der Kronprinz seinen vorderen Truppen folgte und die eroberten Dörfer, die gewonnenen Trophäen erblickte. Die Unterbefehlshaber handelten aus eigener Initiative und mit hinreißender Frische. Dagegen war der Meldungsdienst mangel-

haft organisiert und nur das Kriegsglück verdeckte Uebelstände, welche bei weniger glänzendem Erfolge verderblich hätten wirken können.

Hier aber muß die Schilderung dessen, was der Sieg des preußischen Kronprinzen erzielte, unterbrochen werden; denn gleichzeitig errang auch General Herwarth v. Bittenfeld auf der anderen Seite des Schlachtfeldes mit der preußischen Elbearmee einen großen Erfolg, und erst dem Zusammenwirken der beiden Flügelarmeen verdankt der Tag von Königgrätz sein Gepräge.

Gleichzeitige Niederlage des linken österreichischen Flügels.

Was auf dem linken Flügel des österreichischen Heeres vorging, brauchte bisher nur gestreift zu werden; denn der Kampf, den der Kronprinz von Sachsen leitete, war, abseits von dem Zusammenstoß bei Chlum und Lipa, eine Schlacht für sich. Nirgends auf dem weiten Plane entwickelten sich die Dinge übersichtlicher als dort, ohne die überraschenden Verwicklungen und dramatischen Zwischenfälle, welche den Kampf in der Mitte und auf dem rechten Flügel auszeichneten.

Kronprinz Albert von Sachsen verfügte über seine eigenen Truppen, dann über das 8. österreichische Corps, das nach der Abreise des Erzherzogs Leopold von dem General Weber befehligt wurde, und über die leichte Reiterdivision des Generals v. Edelsheim. Vor der Stellung dieser Heeresabteilungen floß die Bistritz, über welche hier ein einziger bequemer Uebergang möglich ist, der durch Festhaltung des Ortes Nechanitz leicht verteidigt werden konnte. Aber den Befehlen Benedeks zufolge wurde Nechanitz ebenso wie die Bistritz-Dörfer im Norden nur von schwachen Vortruppen besetzt und beim ersten schärferen Angriffe geräumt. Die Truppen zogen sich auf die Hügel und in die Wälder von Ober- und Niederprschim und besaßen überdies weiter rückwärts in der sie überragenden Höhe von Problus einen weiteren festen Stützpunkt. Starke Batterien krönten diese Höhen und beherrschten die Straßen und Gelände, auf denen der Feind anrücken und angreifen mußte. Auch hier

entschied das Kriegsglück für die Preußen, nur konnten sie hier nicht verhindern, daß sich der Rückzug des Gegners in Ordnung vollzog.

General Herwarth v. Bittenfeld hatte Mühe, seine drei Divisionen über die Bistritz zu führen, über welche ihm nur eine Brücke zur Verfügung stand. Da eine Division 1¼ bis 1½ Stunde bedarf, um ein Defilé zu durchschreiten, so dauerte es einige Stunden, bevor der General zwei derselben auf dem linken Bistritzufer entwickeln und die Austro-Sachsen wirkungsvoll fassen konnte. Endlich gegen Mittag hatte er auch genug Artillerie hinübergebracht, postierte seine Batterien beim Schlosse Hradek, gegenüber dem Südende der feindlichen Stellung, andere auf der Höhe von Lubno, und während der Geschützkampf auf 4000 Schritte, also ohne große Wirkung geführt wurde, ordnete er sein Fußvolk zum Angriffe. Die starke Stellung des Gegners durch einen Stirnangriff in der Richtung von Nechanitz nach Problus zu bezwingen, schien zu schwierig. Er beschloß daher, ihn rechts und links durch je eine Division zu umfassen und zwischen diesen zu zerdrücken. In dieser Weise entwickelten sich die 14. und 15. Division (Münster und Canstein) zum Angriff. Die 16. Division (Etzel) kam nicht mehr ins Gefecht.

Auf der Höhe von Problus, wo der Kronprinz von Sachsen mit seinem Gefolge stand, konnte man genau sehen, wie sich die geschlossenen Massen der Preußen auseinanderzogen, sich in einen weiten dünnen Halbkreis formierten und jetzt konzentrisch gegen die Stellung der Oesterreicher und Sachsen vordrangen. Die Preußen zu erwarten, bis sie wieder enger geschlossen waren, empfahl sich nicht. Der Kronprinz versuchte daher, einen Gegenstoß zu führen, und sandte vorerst seine Leibbrigade gegen Südwest, um den Halbkreis zu durchbrechen. Aber die Kraft dieser vereinzelten Abteilung erwies sich als zu gering, und so beschloß der Kronprinz auf den Rat Edelsheims [1]), mit vier Brigaden den Hauptkampf aufzunehmen, die Mitte der feindlichen Angreifer mit Macht zu treffen und die Preußen zur Bistritz zurückzuwerfen. Edelsheim erbot sich, gleichzeitig mit vier österreichischen und zwei sächsischen Reiterregimentern gegen die äußerste rechte Flanke der Preußen vorzubringen und ihre Rückzugslinie zu bedrohen.

So rückte denn um 1½ Uhr von der Höhe von Prschim eine starke Front der Austro-Sachsen gegen Süden hinab. Rechts die zwei sächsischen Brigaden, in der Mitte die österreichische Brigade Schulz, links die des Obersten Roth (ehemals Fragnern). Diese vordringende Schlachtreihe traf auf die Abteilungen der preußischen Division Canstein. Die Sachsen warfen sich energisch auf ihre Gegner und trieben sie glücklich vor sich her; sie entrissen den Preußen das der Höhe vorliegende Wäldchen mit der Fasanerie. Aber dieser glückverheißende

[1]) So nach Edelsheims Bericht im Kriegsarchiv 1866, 7, 87½.

Beginn erwies sich nicht von nachhaltiger Bedeutung. Denn im Centrum, wo die Brigade Schulz angriff, fiel die Entscheidung verhängnisvoll für die Oesterreicher aus. Deren 8. Corps hatte bei Skalitz unglücklich gefochten, und dieser Eindruck wirkte auch beim nächsten Kampfe zum Teile nach. Wohl drang das Regiment Nobili Nr. 74, aus Tschechen bestehend, unter Führung des Generals Schulz in den Wald ein, aber ihnen führte Oberst v. Gayl die Rheinländer vom 68. Regiment entgegen; die Oesterreicher halten den von einem kurzen Feuergefecht eingeleiteten Gegenstoß nicht aus und lösen sich eilends in wilder Flucht auf. In den fassungslos zurückströmenden Haufen wütet der Hinterlader, der stets den flüchtigen Bataillonen am verderblichsten ist. Unglücklicherweise reißt Nobili-Infanterie das mährische Regiment Gerstner Nr. 8 in die Verwirrung mit sich fort. General Schulz, der an der Spitze seiner Brigade in den Wald geritten war, fällt, tödlich verwundet, von seinem gleichfalls zusammenbrechenden Pferde, schleppt sich nach dem Dorfe Oberprschim und wird hier von einer zweiten Kugel zum Tode niedergestreckt. Der flüchtige Schwall wirft sich auf die Sachsen, das nächste Regiment derselben erschütternd; aber ein Bataillon desselben hält kaltblütig stand, läßt die fliehende Brigade vorüberziehen, ohne zurückzuweichen; ein anderes sächsisches Jägerbataillon, das sich in diesem kritischen Augenblicke mit klingendem Spiele den verfolgenden Preußen entgegenwirft, hemmt die stürmische Verfolgung, und die beiden sächsischen Brigaden können sich ruhig zu den Dörfern zurückziehen. Erfolglos war auch der Angriff der österreichischen Brigade Roth; und da General Canstein an der Spitze der Preußen gewahrte, daß mit der Flucht des Regiments Nobili das Centrum der feindlichen Schlachtreihe durchbrochen war, beschloß er, seinen Sieg zu verfolgen. Er sammelt sieben Bataillone und drängt der fliehenden Brigade Schulz nach. Ein Bataillon des Regiments Gerstner hat sich nach Oberprschim geworfen und empfängt die Preußen hier mit rühmenswertem Mute. Es wahrt die Ehre seiner Fahne und beweist, daß es ohne sein Verschulden in die Flucht hineingezogen wurde. Die Preußen müssen den Ort unter schweren Verlusten an Offizieren und Mannschaft erstürmen; Haus für Haus wird ihnen von den tapferen Verteidigern bestritten. Erst als deren Hälfte tot oder verwundet ist, fällt Oberprschim in die Hände der Preußen, welche den Boden mit den Leibern der Verteidiger bedeckt finden. Auch Niederprschim, wohin sich die Sachsen zurückgezogen haben, wird nach einem für beide Teile verlustvollen Kampfe von den Preußen erobert und damit sind wichtige Positionen dem österreichisch-sächsischen Heere entrissen.

Der Kronprinz, von seinem erhöhten Standorte den unglücklichen Verlauf der Dinge verfolgend, sieht, wie sich seine Truppen gegen die Höhe von Problus zurückziehen müssen, wo sie sich in guter Haltung aufstellen. Auch Edelsheim, der sich gegen die rechte Flanke der Preußen gewandt hat, vermochte keine Fortschritte zu machen; vorsichtigerweise hatten die Gegner die Straße, welche zwischen Wäldern in ihren Rücken führt, mit Fußvolk und Geschütz

verlegt, so daß die Reiter nicht durchzudringen vermochten [1]). Der Kronprinz besaß zwar noch in Problus einen festen Stützpunkt, aber es war zweifelhaft, ob er ihn mit seinen geschwächten Truppen erfolgreich verteidigen könnte. Von den österreichischen Brigaden war nur mehr eine in vollem Maße kampffähig, auch die Sachsen hatten starke Verluste erlitten.

Die Preußen, ihre konzentrische Vorrückung fortsetzend, dringen unterdessen von drei Seiten vor. Während des Kampfes der Division Canstein hatte auch die Division Münster den ihr vorgezeichneten Weg durchmessen und war am Fuße der Höhen angekommen; mit entfalteten Fahnen und klingendem Spiel, in der vollen Pracht entwickelter Schlachtordnung drangen diese Schlachthaufen heran [2]).

Unter diesen Umständen entschloß sich der Kronprinz um ½3 Uhr, die Schlacht abzubrechen und unter Zurücklassung einer starken Nachhut, sowie unter dem Schutze seiner Artillerie den Rückzug anzutreten. Man konnte, als diese Wendung eintrat, von Problus aus gewahren, daß sich auch der rechte Flügel des österreichischen Heeres rückwärts zog — um diese Zeit griff der Kronprinz von Preußen gerade die Corps Mollinary und Thun an und kurz darauf fiel Chlum in die Hände der Preußen. Thatsächlich aber wurde der Kampf zuerst am linken Flügel aufgegeben und das Centrum des Heeres focht damals noch mit gutem Erfolge seinen Geschützkampf mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl durch. Die vom Kronprinzen zum Rückzug gegebenen Dispositionen wurden im allgemeinen eingehalten; in guter Ordnung zog sich die Hauptmasse seiner Truppen nach Osten gegen die Elbe.

Von unten her konnten die preußischen Generäle nicht sehen, daß das Plateau von Problus von den Verteidigern zum großen Teile geräumt wurde. Die Batterien auf den Höhen hatten den Auftrag, auszuharren und die Preußen mit Granaten zu überschütten. Ebenso blieben in Problus drei sächsische Bataillone unter General v. Carlowitz zurück, mit dem Auftrage, den Rückzug zu decken und das Dorf erst nach hartnäckigem Widerstande aufzugeben. Die Preußen mußten, um die Höhe zu erreichen, zum Teile über eine offene schiefe Fläche heranrücken, und während dieses Marsches schlugen die Kugeln der österreichischen und sächsischen Batterien Lücken in ihre Glieder. Aber die Truppen ließen sich in ihrem strammen Anmarsch durch nichts anfechten. In wahrhaft imponierender Haltung, so bezeugt der

[1]) Dieser Umgehungsversuch Edelsheims fand auf der Straße nach Techlowitz und Radikowitz statt. Nur kleinere preußische Abteilungen standen hier, aber schon bei Jitschin hatte es sich gezeigt, daß seine Kavallerie nicht wie 1859 Fußvolk über den Haufen reiten konnte, zumal solches, das mit Hinterladern bewaffnet war; zudem wurde Edelsheim durch einen bestimmten Befehl Benedeks in das schon weichende Centrum abberufen.

[2]) Die Division Münster bestand aus der 27. und der 28. Brigade. Der Angriff der letzteren unter Generalmajor Hiller ist in klassischer Weise in dem vielbesprochenen Buche von Fritz Hönig, „Untersuchungen über die Taktik der Zukunft" (4. Auflage, Berlin 1894), geschildert, dessen 1. Auflage den Titel „Zwei Brigaden" führte.

sächsische Schlachtbericht, fand das Vorrücken dieser Bataillone gegen Problus statt.

Endlich erreichten sie das Dorf und um dasselbe entspann sich ein blutiger Kampf. General Carlowitz mit einem Teile der Verteidiger fällt und erst nach hartnäckigem Ringen räumte die Nachhut der Sachsen Problus und rückte in guter Ordnung, wiewohl dezimiert, den übrigen Kolonnen nach. Diese befanden sich, da sie einen genügenden Vorsprung besaßen, in Sicherheit und wurden von den Preußen nicht verfolgt. Die Oesterreicher verloren 94 Offiziere, 2858 Mann, die Sachsen 59 Offiziere, 1489 Mann; davon fielen 575 Oesterreicher und 90 Sachsen unverwundet in die Hände der Preußen. Die Sieger verloren an diesem Flügel 72 Offiziere und 1575 Mann. Mit gerechtem Stolze weisen die Sachsen auf die geringe Zahl der von ihnen gefangen Zurückgelassenen hin, als Zeichen der unter ihnen herrschenden Mannszucht.

So hatte die preußische Elbearmee ihre Aufgabe erfüllt, aber da sie sich nicht gegen das Centrum wendete und ihren Sieg nicht ausnützte, so war ihr Erfolg nicht ausschlaggebend — er war nicht entscheidend genug, um die Oesterreicher zu verhindern, sich geordnet hinter die Elbe zurückzuziehen.

Vorrücken der Armee des Prinzen Friedrich Karl.

Gegen 3 Uhr war durch den gleichzeitigen Sieg der beiden preußischen Flügelarmeen der Tag entschieden. Im Hauptquartiere des Königs gewahrte man um 2½ Uhr, daß die mächtigen österreichischen Batterien des Centrums die Richtung änderten und sich gegen den neuen Feind, die Armee des Kronprinzen, wandten. Dann verstummten sie ganz; sie fuhren ab oder brachen, wenn sie sich opfermutig gegen die Garde wendeten, unter deren Feuer zusammen. So war denn die feuerspeiende Centrumsfront nicht mehr zu fürchten. Aber erst um 3 Uhr 40 Minuten gab der König den Truppen an der Bistritz Befehl, zum Angriffe auf die Höhen von Lipa und Langenhof vorzugehen. Als die Preußen unter hellem Jubel oben anlangten, waren die Corps Erzherzog Ernst und Gablenz bereits auf dem Rückzuge gegen die Elbe begriffen, die Linien dieses Fußvolkes kaum mehr in der Ferne sichtbar. Jetzt war der Moment gekommen, Kavallerie den flüchtigen Scharen nachzuwerfen. Prinz Friedrich Karl ritt selbst hinter die Bistritz, wo seine Reiter-

regimenter standen, und befahl den ungeduldig Harrenden, eilends vorzugehen. Von allen Seiten umfaßte das Verderben das geschlagene österreichische Heer und kein sorgender Geist waltete über den unglücklichen Truppen. Wenn sich nicht alles zu einem entsetzlichen Knäuel verwirren, wenn insbesondere die Elbe im Rücken des Heeres nicht seinen Untergang hervorrufen sollte, mußte den noch in leidlicher Ordnung zurückweichenden Corps und Brigaden die Richtung des Marsches angegeben, das Durcheinandersprengen der Reiterei, die Vermengung von Geschützen und Fußvolk verhindert werden. Benedek aber, statt die Befehle abzusenden, eilte von einem Punkte des Schlachtfeldes zum anderen, stürzte sich zuerst selbst auf Chlum und ritt, nachdem er das Corps Ramming zum Kampfe aufgeboten hatte, zum Corps Gablenz, der eigene Bote der Niederlage; dieses Corps konnte, wie erzählt, nichts anderes thun, als sich dem Rückzuge anschließen.

In einem Halbkreise war das österreichische Heer noch um 2 Uhr gestanden, aber dieser Bogen war eine Stunde später in der Mitte zersprengt und an beiden Seiten eingedrückt. Das Gardecorps war es, das ihn zerschnitt, und gleichzeitig wurden die Flanken des österreichischen Heeres durch die beiden siegreichen preußischen Flügel zusammen- und gegen den Durchmesser zurückgepreßt. Den Durchmesser bildete die Heerstraße von Sadowa nach Königgrätz, und auf dieser Straße wie gegen sie zu drängten sich die weichenden Regimenter: es war die einzige Oeffnung des sich zusammenziehenden Netzes. Sobald aber die sich stauenden Massen einander begegneten, mußte eine vollständige Verwirrung eintreten, mußten sich alle Bande taktischer Ordnung lösen. Aus der geordneten Pracht einer stolzen Armee wurde ein Trümmerhaufen von Menschen, Geschützen, Pferden.

Der Rückzug wälzte sich gerade auf die österreichischen Reserven, die noch im Kampfe um Chlum standen, und diese gerieten bei ihrer Entwicklung zum Gefechte durch die rückwärts eilenden Truppen der Corps Erzherzog Ernst und Gablenz in Verwirrung.

Die halbkreisförmige Stellung, die Flügel etwas gegen die Elbe zurückgebogen, war von den österreichischen Heerführern in

der Absicht gewählt worden, um den Rückzug gegen den Fluß unter keinen Umständen zu verlieren — und dieser Zweck wurde allerdings erreicht. Aber sowie der Halbkreis an einem einzigen Punkte durchbrochen war, spielten die Geschütze und das Kleingewehrfeuer des Feindes im Rücken geradezu aller Heeresteile. Von der Höhe von Chlum aus metzelte das Feuer der Sieger nur so in den zurückflutenden Scharen der Oesterreicher; ein preußischer Offizier erzählte, er habe seinen Truppen selbst Einhalt geboten, um dem Morden ein Ende zu machen. Die einhauende Kavallerie hatte somit wie der Aehrenleser dem Schnitter zu folgen.

Um diese Zeit waren die beiden Flügelstützpunkte des Halbkreises in den Händen der Preußen: Problus war von den Sachsen geräumt; Sendraschitz und Nedielischt hatte das 6. preußische Corps schon längst den Truppen Thuns entrissen. Doch waltete ein großer Unterschied zwischen den beiden Flügeln; links zogen sich die Sachsen kämpfend in guter Ordnung zurück, von der Reiterei Edelsheims gedeckt; rechts aber hatte FML. Graf Thun, ohne viel zu fechten, das Schlachtfeld verlassen. Kräftig drängte das preußische 6. Corps nach, so daß der Rückzug der Oesterreicher von der Kavalleriedivision des Prinzen Thurn und Taxis mit Aufopferung gedeckt werden mußte. Die Preußen, auf dem äußersten rechten Flügel des Feindes keinen Gegner mehr sehend, drangen vor und schoben ihre Batterien und ihr Fußvolk in die bedrohlichste Nähe des österreichischen Centrums, seine Rückzugslinie unaufhörlich mit Geschütz bestreichend. So vollführte das geschlagene Heer seinen Abmarsch zuerst im Feuer der Geschütze von Chlum und diesen enteilend an den Batterien des 6. preußischen Corps entlang — was Wunder, daß unter solchen Umständen auch das Herz braver Männer erzitterte und sich die Ordnung in den Massen lockerte.

Benedek, in das Wirrsal hineingerissen und von den meisten seiner Offiziere getrennt, konnte nur mehr daran denken, für seine weichenden Truppen den Abzug zu erkämpfen. Von vorne, von Westen, brach schon die verfolgende Reiterei des Prinzen Friedrich Karl vor, rechts preßte die Garde von Chlum her und

links die Elbearmee von Problus gegen das geschlagene Heer. Raum mußte geschaffen werden in dieser erstickenden Enge, und so bot der Feldzeugmeister seine letzten Reserven auf, um den Feind durch Gegenstöße zurückzuhalten. Zwei schwere Kavalleriedivisionen, Holstein und Coudenhove, hatte er zur Hand, und er warf sie der verfolgenden Reiterei entgegen. Gleichzeitig aber, um das Vorbrechen des Feindes von den Seiten her zu verhindern, wurde das 1. Corps unter General Gondrecourt, dem Nachfolger des Grafen Clam-Gallas, zum Sturme gegen Chlum und Problus befehligt. Die Hoffnung, daß die Dörfer genommen werden könnten, lag so weit hinter Benedek als irgend einer seiner Jugendträume; aber die Straße nach Königgrätz und die Wiesenflächen zu ihren Seiten mußten, wenn auch neue Opfer fielen, für den Rückzug der Infanterie und für den Kampf der Reiterei freigehalten werden.

Die österreichische Kavallerie hemmt die Verfolgung.

An diesem Tage des Unheils, an dem der Monarchie der Habsburger die Herrschaft in Deutschland entrissen wurde, häuften sich Schuld und unverdientes Unglück für Oesterreich, aber auch ein Glücksfall blieb nicht aus, der das äußerste Verderben hintanhielt. Als nämlich Prinz Friedrich Karl, vor Begierde glühend, den Oesterreichern mit seiner Reiterei alles heimzuzahlen, was sein Heer im Centrum in der eigentlich verlorenen Artillerieschlacht an der Bistritz erduldet hatte, den Befehl an sein Reitercorps erteilte, über den Fluß gegen Königgrätz zu eilen, fand er zu seinem Unwillen, daß nur die Hälfte dieser Reiterreserven zur Hand war; die andere hatte ihr Befehlshaber, Prinz Albrecht von Preußen, infolge eines Mißverständnisses auf den rechten Flügel zur Elbearmee geschickt, wo sie überflüssig war. Somit standen noch die verbleibenden zwei Brigaden, vereint mit zwei Regimentern anderer Corps, zusammen etwa sechs Regimenter, zur Verfügung, übergenug, um in die Flucht eines furchtsamen Feindes Entsetzen zu tragen, ungenügend aber, wenn die österreichische Reiterei, ihres alten Ruhmes eingedenk, auch nach verlorener Schlacht ihre Pflicht that. Die Kavallerie des Kron-

prinzen aber war noch weit entfernt vom Kampfplatze, denn der Kronprinz, dem alles daran lag, mit so viel Artillerie und Fußvolk als möglich rasch in die Schlacht einzugreifen, hatte seine geschlossene Kavalleriemasse an das Ende seines stundenlangen Heerzuges gesetzt.

Gleichviel! So wurden denn die beiden preußischen Brigaden, die zur Hand waren, zur Verfolgung aufgeboten. „Eine prächtige Schlange," so schildert ein preußischer Offizier, „wand sich die von Friedrich Karl geführte Kavalleriedivision durch die Intervalle der preußischen Bataillone, entfaltete sich dann und stürzte dem Feinde nach." Von diesem Augenblick an fand an verschiedenen Punkten des Blachfeldes, das sich zwischen Streschetitz und Chlum ausbreitet, eine Reihe von Zusammenstößen statt, die größte Kavallerieschlacht, welche seit dem Tage von Liebertwolkwitz (14. Oktober 1813) in Europa geliefert worden; gegen 5000 Reiter fochten auf jeder Seite[1]). In einem weiten Halbkreise auf den eroberten Höhen stand die preußische Armee als Zeugin des großartigen Schauspieles.

---

[1]) Dieser Reiterkampf ist der am schwersten zu schildernde Teil der Schlacht von Königgrätz. Die Angaben der österreichischen und der preußischen Berichterstatter stehen hiebei oft in einem geradezu unlöslichen Gegensatze. Ueber diesen Punkt sind auch die beiden Generalstabswerke unzuverlässig; beide verschweigen die Niederlage einzelner Regimenter. Größere Objektivität bewahrt die Schrift von Barthold v. Quistorp, preußischem Oberstlieutenant, „Der große Kavalleriekampf bei Streschetitz". Man kann annehmen, daß Quistorp gewiß in keinem Punkte der preußischen Reiterei Unrecht thut. Diese Darstellung eines Gegners ist für die österreichische Kavallerie sehr ehrenvoll — besonders die Anmerkungen, welche den Text begleiten. Nach Quistorp kamen unmittelbar ins Gefecht 34 preußische und 39½ österreichische Eskadronen; eine österreichische Eskadron zählte etwa 120, eine preußische 150 Reiter. — Vgl. auch (Fritz Hönig) „Die Kavalleriedivision als Schlachtkörper" (Berlin 1884), S. 11, 65 und „Sadowa". Étude de la bataille au point de la vue de l'emploi de la cavallerie. (Paris, Charles-Lavanzelle.)

Neuere Untersuchungen haben übrigens mit voller Bestimmtheit festgestellt, daß die früher gegen den österreichischen General Grafen Coudenhove erhobenen Vorwürfe (so auch bei Lettow II, S. 504) unberechtigt sind. Dieser attakierte aus eigenem Entschlusse, nicht erst auf Befehl Benedeks, und gab vollständig sachgemäße Befehle. Dies geht klar aus dem Buche hervor: „FML. Graf Karl Coudenhove" (Wien 1901), besonders aus dem Berichte des Generals an Benedek vom 9. August 1866 (S. 82). Vollste Bestätigung findet sich in den instruktiven Artikeln eines Augenzeugen, des Oberlieutenants Baron Ditfurth, in der Wiener „Reichswehr", 30. Nov. und 12. Dez. 1900 und 1. März 1901. Vgl. auch das Wiener „Fremdenblatt" vom 24. Nov. und 1. Dez. 1900.

Die Reiterschlacht bei Streschetitz.

Benedek verfügte an dieser Stelle über zwei schwere Kavalleriedivisionen, Prinz Holstein und Graf Coudenhove. Er sprengte zuerst selbst zu Holstein, während er dem letzteren durch Rittmeister v. Wersebe den Befehl zum Angriffe auf die feindliche Reiterei erteilte. Prinz Holstein war ein ebenso tapferer als in den Formen tadelloser Offizier; als nun Benedek ihm die gleiche Weisung gab, erhob er sich mit der sanftmütigen Höflichkeit, die den unerschrockenen Mann auch im Kugelhagel nicht verließ, aus dem Sattel, wies gegen Westen, von wo die Truppen des Prinzen Friedrich Karl heranrückten, und dann nach Norden, wo man die Massen des Kronprinzen sich entwickeln sah, und fragte mit einer fast zierlichen Handbewegung nach den beiden Richtungen: „Hier steht der Feind und dort steht der Feind — wo befehlen Excellenz, daß ich attackiere?“ Als Benedek ihm die Richtung bezeichnete, salutierte er, wandte sich und stürzte sich mit seinen Kürassieren in den Feind.

Ungefähr zur selben Zeit erhielt Graf Coudenhove, der sich mit seiner Kavalleriedivision schon dem Rückzuge des abmarschierenden Fußvolkes angeschlossen hatte, durch den Oberlieutenant Baron Ditfurth die Meldung, preußische Kavallerie zeige sich, um den Oesterreichern nachzusetzen. Daraufhin gab's kein Zögern: Coudenhove ließ die Seinigen Kehrt machen und gleich darauf maßen sie sich in kraftvollen Attacken mit dem Feind.

Die preußische Kavalleriebrigade Groeben erreichte das österreichische Fußvolk, als sich dessen 1. Corps noch um die Eroberung Chlums abmühte. Mit ihren vordersten sechs Eskadronen überfiel sie dessen letzte Bataillone; diese lockerten sich und eine Abteilung begann bereits zu parlamentieren. Da sprengte rechtzeitig von der Division Holstein die Brigade Schindlöcker den Preußen entgegen. Voran die Stadion-Kürassiere — sie trieben den Vortrab der preußischen Reiterei auf ihr Gros zurück, und vereint mit Kaiser- und Nikolaus-Husaren warfen sie in einem unaufhaltsamen Stoße auch dieses, bis ein wilder Schwarm von ein paar tausend Reitern an die preußische Infanterie und dann längs derselben hinbrauste. Diese nun feuerte mit Macht in die Verfolger; aber wiewohl mancher Reiter vom Pferde sank, ließen die Oesterreicher nicht nach. In die Flanke ihrer Kürassiere brach nun das pommersche Ulanenregiment Nr. 4, das gerade auf dem Schlachtfelde ankam und, wie es das Jagen gewahrte, sich schwadronenweise in den Strom warf. Aber der größte Teil der österreichischen Kürassiere ritt in der früheren Richtung weiter, mit ihnen die zuhauenden Ulanen, ein wildes Getümmel, so lange fortstürmend, bis die Spitze der Kürassiere wieder auf 60 oder 80 Schritte auf preußisches Fußvolk stieß. Nieder sank im Gewehrfeuer ihr Vortrab; endlich kehrten die Kürassiere um, mit dem Bewußtsein, den Vorstoß der feindlichen Reiterei gebrochen zu haben, und sie entzogen sich in einem großen Bogen dem Gewehrfeuer, nur schwach von einigen Ulanenschwadronen gefolgt.

Noch in der letzten Wendung dieses Kampfes neue Zusammenstöße. Die österreichische Brigade Solms wurde auf die Brigade Herzog von Mecklenburg losgelassen. Zuerst sprengten österreichische Ferdinand-Kürassiere heran, schwachen Abteilungen wild nachjagend, so daß sie, zu weit vordringend, in einen Hagel feindlichen Gewehrfeuers gerieten und zu gut einem Drittel von den Pferden geschossen wurden; ihr Oberst befahl die Umkehr der übrigen. Ihnen jagten verfolgend einige Schwadronen Zieten-Husaren nach, denen sich wieder die österreichischen Hessen-Kürassiere entgegenwarfen. Deren Oberst, Graf Thun, hielt im Kanonendonner und Knattern des Gewehrfeuers eine kurze, schneidige Ansprache, dann ging es in scharfem Galopp durch feindliches Feuer hindurch über Sumpf und Graben hinüber, an der mörderisch feuernden Infanterie entlang. Unter deren Geschossen fielen mit Ausnahme des Rittmeisters sämtliche Offiziere der rechts reitenden Eskadron, aber unaufhaltsam ging es vorwärts, fest geschlossen, wie es Reiterpflicht ist auch im feindlichen Feuer. So trafen sie zuerst auf drei Eskadronen Zieten-Husaren, welche im ersten Stoß geworfen wurden, dann auf Dragoner und endlich auf das 4. preußische Ulanenregiment, welches ihnen bei ihrem scharfen Ritt in Flanke und Rücken brach. Gleichwertige Gegner stießen da aufeinander. Der preußische General Hann von Weyhern durchbrach an der Spitze seiner Ulanen die Mauer der Kürassiere, ein wildes Gemetzel begann, Säbel und Lanzen kreuzten sich, und als das Wirrsal sich löste, als sich die Kämpfenden um ihre Standarten sammelten, schrieben sich beide Teile den Sieg zu, mit besserem Rechte, wie es scheint, die Preußen; aber die österreichischen Kürassiere sprengten doch in dichter Masse zurück, nur von mäßigen Schwärmen gefolgt, die ihnen keinen Schaden zufügten.

Das war der Kampf der österreichischen Reiterdivision Prinz Holstein, die sich in Sieg und Niederlage sagen konnte, daß sie die Verfolgung durch die preußische Kavallerie gehemmt hatte, denn hinter dieser Wolke von österreichischen Reitern setzte das Fußvolk seinen Rückzug fort und gewann einen wertvollen Vorsprung.

Ganz ebenso wild und mit wechselndem Erfolge wurde links vor ihr bei Problus von der österreichischen Division Coudenhove gestritten, die mit gleichem Mute, aber mit noch größeren Verlusten focht. Hier griff dann auch die preußische Kavalleriedivision Alvensleben in den Kampf ein. Wechselvoller noch war hier das Reitergefecht. Zusammenstöße und Flucht, siegreiches Vordringen eines Regiments und Zurücksprengen vor neu anrückenden Gegnern folgten rasch aufeinander. Eingeleitet wurde es durch die von Coudenhove befohlene Attake der Brigade Windischgrätz, bei der die österreichischen Wrangelkürassiere und das preußische 3. Dragonerregiment den blutigen Zusammenstoß eröffneten. Kaum hatte der Kampf stattgefunden und gerade gab Coudenhove den notwendigen Befehl zum Sammeln, da erschien Benedek bei ihm und stellte ihn mit leidenschaftlichen Worten und allzustrenge zur Rede, weil eine Lockerung der Ordnung sichtbar war. Unmöglich aber kann nach einem Reiterkampfe, und selbst wenn er siegreich endet, eine gewisse Auflösung

der Reihen vermieden werden. Mußte doch einmal die preußische Batterie Caspari wahllos auf Freund und Feind schießen, um sich vor dem Ueberrittenwerden zu schützen.

Die schönen Karten, die der preußische Oberstlieutenant Quistorp später von diesen Reiterkämpfen entwarf, sind ein Ehrendenkmal für die österreichische Kavallerie; sie zeigen an zahlreichen Stellen ihr siegreiches Vordringen bis an die feindlichen Batterien, mitunter selbst durch sie und über sie hinaus, so daß Salven des Kleingewehrs den Sieger doch zum Zurückfluten nötigten; nirgends aber fand ein Vordringen der preußischen Kavallerie bis zu den Linien der Infanteriebrigade Abele statt, der letzten des Corps Gondrecourt, welche den Rückzug der übrigen deckte. Die kühne That der österreichischen Alexander-Ulanen, die am äußersten linken Flügel kämpften, verdient besondere Erwähnung. Sie hieben zuerst das 1. Gardedragonerregiment zusammen, drangen in die Batterie Caspari, jagten ihre Bedeckung vor sich her, bereiteten mehreren Schwadronen des 5. preußischen Husarenregiments dasselbe Schicksal und hieben sich, ins feindliche Feuer vordringend, so lange mit preußischer Reiterei herum, bis ein beträchtlicher Teil von ihnen niedergestochen oder durch das Feuer der Infanteriebataillone niedergestreckt war.

König Wilhelm, mit seiner Infanterie bis an den Schauplatz dieser Kämpfe herankommend, überblickte von den eroberten Höhen das Schauspiel. Während des Reiterkampfes gab es einen Augenblick, in dem ein Schwarm jener österreichischen Ulanen, die sich so mannhaft geschlagen hatten, im Feuer des Angriffs, verfolgend und verfolgt, bis auf 400 Schritte gegen seinen Standort eindrang. Schon machten sich die Offiziere des Königs und seine Stabswache bereit zum Handgemenge, als ein dichter Kugelhagel aus den vorgeschobenen Bataillonen in die Reihe der Ulanen schmetterte — was nicht stürzte, prallte rasch gegen die österreichischen Linien zurück.

So hemmte die österreichische Reiterei durch zahlreiche Totenopfer die Verfolgung. Wenn der König auch mit Befriedigung die gelichteten Schwadronen der österreichischen Division Coudenhove nach dem verlustvollen Vorprall in das Gewehrfeuer in dichten Schwärmen zurückfluten sah, wenn er infolge dessen auch den Eindruck eines großen Erfolges seiner Kavallerie behielt, so konnten sich die österreichischen Reitergeneräle doch mit besserem Rechte sagen, daß sie und nicht die verfolgenden Preußen ihren Zweck erreicht hatten. Wohl waren einzelne ihrer Abteilungen geworfen worden, und jeder

Erfolg, den andere errangen, mußte kurzatmig bleiben, weil die Gegner Schutz bei dem nahen Fußvolk fanden. Aber das Ziel war erreicht: an diesem Tage ließ sich keine preußische Eskadron mehr im Rücken des fliehenden Heeres sehen. So tapfer auch beide Teile fochten, so gebührt den österreichischen Reitern der größere Ruhm, daß sie sich durch den grausigen Anblick einer Niederlage den Mut nicht erschüttern ließen.

Letzter Angriff der Oesterreicher (1. Corps) auf Chlum.

Aber die Enge des Schlachtfeldes wurde auch jetzt wieder den Oesterreichern verderblich. Denn von Sieg oder Niederlage zurücksprengend, mußten sich ihre Reiterschwadronen immer wieder zurück auf das eigene 1. Armeecorps werfen, welches unterdessen in einen Kampf um Chlum verwickelt war. Dessen Bataillone wurden auf diese Weise getrennt, verwirrt und damit die Auflösung des geschlagenen Heeres beschleunigt.

Dieser letzte Angriff auf Chlum war der klägliche Schlußakt des großen Trauerspiels der kaiserlichen Armee. Er fand gleichzeitig mit dem großen Reiterkampfe statt. Denn Benedek wollte, wie wir wissen, den beiden preußischen Flügelarmeen, die seinem Heere nachdrängten, einen Stoß versetzen, um der Verfolgung zu wehren; deshalb befahl er dem letzten seiner Corps, mit einer Brigade gegen Problus zu stürmen; drei wurden nochmals wider Chlum aufgeboten; die Brigade Abele blieb als Reserve hinter der Kavallerie. Die Truppen gehorchten und stürmten, jedoch bloß, um mit blutigen Köpfen zurückgewiesen zu werden. Die Brigade Piret, der sich sächsische Abteilungen anschlossen, wurde bei Problus durch die Uebermacht der Elbearmee leicht abgeschüttelt. Dagegen setzten die Brigaden Poschacher, Leiningen und Ringelsheim gegen Chlum mit voller Wucht ein. Hier griff der Corpskommandant, Graf Gondrecourt, zu der Taktik, die Truppen sich nicht erst zum Angriffe in die Breite entwickeln, sondern sie in tiefen Kolonnen stürmen zu lassen. Es waren konzentrierte Gewalthaufen von geringer Breite, massig zusammengedrängt, so daß sie förmlich zur Schlachtbank geführt wurden. Sei es, daß Gondrecourt keine

Vorstellung besaß, wie unter solchen Umständen das Schnellfeuer wüte, sei es, daß er, schon aus dem dänischen Kriege als kühner Losgeher bekannt, die Absicht hegte, durch das absolute Gewicht der Sturmkolonnen den Feind zu erschüttern: kurz, das Unheil der österreichischen Stoßtaktik wurde durch eine Schlächterei gekrönt, wie sie selbst in diesem Kriege unerhört war[1]). Die Truppen hielten sich brav, und in prächtiger Haltung, mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag ging es die Höhe von Chlum hinan. Bis auf 300 Schritte ließen die Preußen sie herankommen, dann wurde Schnellfeuer kommandiert. Von der Brigade Poschacher, der „eisernen", fielen sofort alle berittenen Offiziere, unter ihnen der Befehlshaber, der den Tod fand. Die Bataillone stutzten, aber auf den lauten Zuruf der Offiziere gingen sie noch 100 Schritte vor. Dann wieder ein Stocken; noch schlugen die Tambours zum Sturme: nun aber lösten sich die Haufen zu regelloser Flucht, ihnen nach die unaufhörlich feuernden Preußen. Das Gemetzel kostete, obwohl es nur 20 Minuten dauerte, von den 18600 Mann der drei Brigaden nicht weniger als 150 Offiziere und 5800 Mann Tote und Verwundete. Kein Wunder, daß die Truppen verzagten, daß sich viele zur Erde warfen und gefangen gaben; 2800 Mann fielen so den Preußen in die Hände. Das Corps büßte im ganzen von 26000 Streitbaren 10000 Mann in der Schlacht ein, den vierten Teil der Verluste des gesamten österreichischen Heeres. Auch in den Vernichtungsschlachten barbarischer Zeiten, so bemerkt ein Augenzeuge, wurden schwerlich je in so kurzer Zeit gleich fürchterliche Hekatomben gebracht.

[1]) Graf Gondrecourt war eine harte, aufbrausende Natur, im Jähzorn bedrohte er selbst Offiziere mit Schlägen. Auf dem Rückzuge nach Wien ergriff er in einem Wortwechsel mit einem Hauptmann eine Zaunlatte und holte mit ihr gegen den Offizier aus. Dieser zog den Säbel, drang auf den General ein und drohte ihn niederzuschlagen, wenn er sich nicht mäßige. Der Hauptmann wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, zu mehrjähriger Festungsstrafe verurteilt, jedoch begnadigt, mußte aber den Abschied nehmen. Wegen dieses und ähnlicher Streiche wurde Gondrecourt später pensioniert. Es sieht dem Grafen gleich, daß er den Beweis liefern wollte, man könne durch Massenopfer der vorderen Reihe eine tiefe Kolonne zum Siege auch im Schnellfeuer führen.

Unvollkommene Ausnützung des Sieges. Tapferer Widerstand der österreichischen Artillerie.

Während der Reiterschlacht und der letzten Zuckungen der österreichischen Infanterie rückte das Fußvolk des Prinzen Friedrich Karl auf die Höhen, auf die es bis 3 Uhr sehnsüchtig hinaufgeblickt hatte. Als es oben anlangte, als König Wilhelm an seiner Spitze die Flucht der Oesterreicher sah, da brach unermeßlicher Jubel los. Mit den Truppen eilte der König bis ins Feuer der den Rückzug deckenden österreichischen Batterien; wieder platzten hart neben ihm Granaten, und als er trotz der Bitten Bismarcks, sich nicht unnütz dem Feuer auszusetzen, nicht von der Stelle wich, gab der Minister dem Pferde des Königs von rückwärts einen Schlag, so daß es ihn in Sicherheit brachte. Auf den Höhen von Lipa und Langenhof trafen sich dann die Heere des Königs und des Kronprinzen. Begeistert begrüßten sich die Kameraden, des Lobes voll vor allem über die Division Franseky, die aufs tapferste gekämpft hatte, um die Vereinigung zu ermöglichen. „Der Nebel, der bisher dick über dem blutigen Ehrenfelde gelagert hatte," so erzählt Oberst v. Zychlinski, der Mitstreiter Franseckys, „zerriß, und plötzlich sah man in weitem, nach Süden sich öffnendem Bogen die ganze preußische Armee, Brigade neben Brigade, Bataillon neben Bataillon aufmarschiert. Prinz Friedrich Karl erschien mit seiner Suite, gleich darauf der König, von endlosem Jubel der Truppen empfangen. Mir stürzten die Thränen in die Augen, daß es mir vergönnt worden, diesen Moment zu erleben. So ist es gewiß vielen ergangen." Als der Kronprinz und Friedrich Karl sich begegneten, sanken sie sich stolz und bewegt in die Arme. Das spätere Wiedersehen des Königs und des Kronprinzen ist oft geschildert worden; der ehrfurchtsvolle Handkuß des Sohnes, die Freude des Vaters, der ihm ankündigte, er habe ihm schon wegen seiner früheren Siege bei Nachod und Skalitz den Orden pour le mérite verliehen. Auch im Siege verleugnete sich in dem Kronprinzen nicht die schlichte Menschlichkeit. In diesem großen Augenblicke ergriff ihn die Erinnerung an einen Sohn,

den er kurz vorher im Knabenalter verloren hatte. „Siege ersetzen nicht den Verlust eines Kindes," schrieb er unmittelbar darauf in sein Tagebuch, „vielmehr bricht der bohrende Schmerz unter solchen gewaltigen Eindrücken sich erst recht Bahn."

Benedek verließ das Schlachtfeld erst, als alle seine Corps abgezogen waren und die Brigade Abele vom 1. Corps die letzte geordnete Infanterietruppe blieb, welche den kämpfenden Reiterscharen als Rückhalt diente. Nie hatte er in seinen Feldzügen kühner dem Tode ins Antlitz geschaut. Er wurde später gefragt, ob er eine feindliche Kugel gesucht habe; er verneinte es mit den Worten: „Ich habe gar nicht an mich gedacht, meine Gedanken waren nur mit meinen Soldaten." Er suchte das dichteste Getümmel auf, aber unterdessen blieb das Heer führerlos, brach die furchtbarste Verwirrung herein. Als das Regiment Wrangel-Kürassiere in dem Reiterkampf durch massenweise einschlagende Geschosse in Unordnung geriet, ritt der Feldherr selbst durch seine Reihen, brachte die Reiter zum Stehen und befahl ihnen einen neuen Angriff. Wenige Schritte von ihm riß ein Hohlgeschoß den Oberst des Regiments, Grafen Erbach, vom Pferde, und Benedeks treuer Adjutant, Müller, den er wie seinen Sohn liebte, sank, während er gerade Benedek auf dessen Geheiß die Karte des Schlachtfeldes zur Orientierung vorhielt, schwer verwundet zu Boden — Benedek hielt ihn für tot. Unterdessen aber waren die Befehlshaber der zur Elbe eilenden Corps in Verzweiflung, denn es fehlten die Weisungen über die Richtung des Rückzuges, über die Lage der zu benützenden Brücken. Während Benedek sich ins Getümmel stürzte, eilten, ihn suchend, die Adjutanten seiner Unterbefehlshaber auf dem Schlachtfelde umher. So schickte der Kronprinz von Sachsen um Weisungen; Major v. Sacken, der den Ort der am Vortage geschlagenen Brücken in seine Karte eingezeichnet hatte, gab die notwendige Auskunft über ihre Lage. Krismanič diktierte rasch die Dispositionen zum Rückzuge für die Sachsen und das 8. Corps, die von Oberstlieutenant Graf Falkenhayn befördert wurden. Weiter kam er nicht, denn an jeder Stelle, wo er den harrenden Offizieren die Befehle erteilen sollte, schlugen die Kugeln ein. Es wäre auch zu spät gewesen, Ord-

nung in den Rückzug zu bringen, die Massen wälzten sich führerlos zur Elbe.

Dennoch kam es bei Königgrätz nicht wie bei Metz und Sedan zur Umzingelung des besiegten Heeres. Die Ursache davon lag zum Teile in dem Zögern der Sieger, welche die Größe des Erfolges nicht zu ermessen vermochten; das Verdienst daran gebührt an erster Stelle der Hingebung der österreichischen Artillerie. Im Rückzuge hielten die Batteriekommandanten immer wieder stand, ob sie nun den Auftrag hiezu hatten oder nicht, und hemmten die Verfolgung. Zumal die Armeegeschützreserve that jetzt ihr Bestes. Oberstlieutenant v. Hofbauer hatte, wie erzählt wurde, seine zu ihr gehörenden Batterien nicht auf die Höhe von Chlum rücken lassen können, da er von der Infanterie im Stiche gelassen wurde. Aber rückwärts zwischen Wschestar und Sweti fand er eine geeignete Stellung; ihm schlossen sich Geschütze des 4. und des 6. Corps an, und diese Batterie von 60—70 Geschützen harrte aus, lenkte die Geschütze des Feindes auf sich und deckte das Vorbeifluten des österreichischen Heeres, so gut sie konnte; und wenn ihre heldenmütige Haltung die Flucht des Fußvolks auch nicht aufzuhalten vermochte, so rettete sie es doch vor völligem Verderben. Es bekämpfte sich hiebei die Tapferkeit der preußischen Infanterieschwärme, welche im Kartätschenfeuer in einzelne Batterien drangen, die Mannschaft niederschossen und Geschütze wegschleppten, mit dem Heldenmute der Kanoniere, die sich von ihrem Fußvolk, mit Ausnahme einzelner Bataillone der Brigade Erzherzog Joseph, verlassen sahen, sich aber doch so lange hielten als möglich. Wenn der Feind schon zu nahe drängte, rasselten die Batterien zu der nächsten Anhöhe zurück, hielten hier wieder stand und thaten ihre Pflicht bis zum Ende. Benedek, der sich überall auf dem Schlachtfelde zeigte, wo Gefahr war, erschien auch hier mit seinem arg zusammengeschmolzenen Stabe[1]). Als das Fußvolk trotz seiner Mahnungen nicht

[1]) Das österreichische Hauptquartier zählte in der Frühe gegen 300 Berittene, Offiziere, Stabsdragoner, Diener ꝛc. Um 4 Uhr nachmittags befanden sich von allen nur mehr folgende Personen bei Benedek: Oberstlieutenant Müller, sein Flügeladjutant, FML. Henikstein, GM. Baumgarten, GM. Krismanić, der sächsische General Senfft, Oberst Križ; vom General-

zum Stehen zu bringen war, sandte er im höchsten Grimme einen seiner Adjutanten zu der nächsten Batterie mit dem Auftrage, die eigene Infanterie mit Kartätschenladungen zum Halten zu zwingen; der rasende Befehl wurde aber, wie natürlich, nicht vollzogen. Er ritt dann durch seine Geschützlinie und belobte die Haltung der Kanoniere. Schon waren etliche Geschütze von den nachdringenden Preußen erobert worden, er gab also einigen Reiterscharen den Befehl, die Verfolger zu attakieren. Auf Hofbauer, der die Geschützlinie befehligte, zukommend, ließ er sich von ihm das Ehrenwort geben, daß er ausharren wolle bis zum letzten Schusse. Dieses Gelöbnis wurde treulich gehalten; so oft Offiziere die Meldung erstatteten, sie hätten keine Munition mehr, forderte Hofbauer von ihnen den Handschlag, daß ihr Pulverkasten leer sei bis zur Neige, dann erst gestattete er den Abzug. Er selbst blieb, bis er verwundet vom Felde der Ehre weggetragen wurde.

Als das Schlachtfeld endlich geräumt werden mußte, bildeten die zurückweichenden Batterien einige tausend Schritte vor Königgrätz noch einmal einen Ring und unterhielten gegen das verfolgende Heer eine starke Kanonade, hinter deren Pulverwolken die Sieger geordnete Infanteriemassen vermuteten. Thatsächlich hielt aber hier nur mehr eine Kavalleriedivision, die für den letzten Notfall zurückbehalten worden, unter General Zaitschek in fester Haltung, während das übrige Heer über die Elbe ging. Von einer ihrer Batterien gab Prinz Albrecht zu Solms gegen 9 Uhr abends den letzten Kanonenschuß ab — so teilte er kurz darauf seinem Bruder mit, der die Schlacht im preußischen Heere mitkämpfte. Durch viele adelige Familien Deutschlands ging derselbe Riß; standen sich doch die deutschen Stämme insgesamt in Waffen gegenüber.

Diesen kräftigen Widerstand gewahrten der König und Moltke bei ihrem Rundritt über das eroberte Schlachtfeld, und das war der Hauptgrund, weshalb eine eigentliche Verfolgung

---

stab noch Major Sacken, die Hauptleute Watteck und Woinovits, die Oberlieutenants Hofmeister und Weigelsberg; endlich die Ordonnanzoffiziere Rittmeister Klein und Wersebe, Hauptmann Partsch und Oberlieutenant Esterhazy. So nach der Aufzeichnung eines dieser Offiziere.

nicht unternommen wurde. Darin zeigte sich die preußische Heeresleitung von 1866 kleiner als die Führer bei Waterloo, wo Gneisenau „mit dem letzten Hauch an Mann und Roß" die ganze Nacht hindurch den Franzosen nachjagte, so daß sie zersprengt wurden und eine Widerstandsschlacht vor Paris nicht mehr möglich war; kleiner auch als im Kriege von 1870, wo Moltke die Umzingelung der feindlichen Heere erzielte. Und dabei verfügten die Sieger von Königgrätz über starke, noch ungebrauchte Abteilungen. Denn von der Elbearmee war ein ganzes Drittel, die Division Etzel, nicht ins Gefecht gekommen; vom Heere des Kronprinzen ebenso das Corps Steinmetz und die Kavalleriedivision Hartmann; dem 6. Corps des Kronprinzen ferner stand — nach dem frühen Abzuge des Grafen Thun — eigentlich kein Feind mehr gegenüber und es befand sich auf der Rückzugslinie der österreichischen Armee. Thatsächlich schickte der Kronprinz auch den Generälen Steinmetz und Hartmann um 4½ Uhr den Befehl zur Verfolgung und der erstere begann die Vorrückung; sie hätten bei scharfem Nachdrängen einen Teil der Oesterreicher zur Kapitulation zwingen können.

Doch dieses Aergste wurde der geschlagenen Armee erspart. Denn nach dem Siege gerieten die preußischen Heerhaufen, die von einem meilenweiten Halbrund her alle konzentrisch gegen Lipa und Chlum vorgedrungen waren, auf diesen Höhen so wirr durcheinander, daß sich in dem allgemeinen Freudentaumel alle Ordnung löste: es war das Widerspiel des Verhängnisses auf der österreichischen Seite. Zudem waren die Kräfte der Armee Friedrich Karls, die seit 2 Uhr früh marschiert und im Feuer gestanden war, erschöpft, und dies empfanden auch der König und Moltke. Wohl meinten Schmeichler, die dem Sieger niemals fehlen: „Beweggründe des Herzens" hätten König Wilhelm abgehalten, Oesterreich den Todesstoß zu versetzen; indessen wäre er wohl der Erste gewesen, der diese kindliche Annahme abgewiesen hätte, da sein Sieg nie vollständig genug sein durfte. Die Wahrheit ist vielmehr, daß die obersten preußischen Heerführer unter dem Eindrucke des langdauernden, lange zweifelhaften Kampfes an der Bistritz standen, so daß sie ihrem Heere nicht mehr die Schnellkraft zu einer neuen Anstrengung zu-

trauten. Es war menschlich begreiflich, daß der König und die beiden Prinzen nach dem Siege in der Freude des Herzens den Wunsch hatten, sich zu begegnen und sich ihren Truppen zu zeigen. Der König und der Kronprinz ritten denn, von den Ihrigen mit Begeisterung begrüßt, in patriarchalischer Weise auf dem Schlachtfelde umher. Dem Sieger wird in der Kriegsgeschichte so manches nachgesehen, was sich mit der strengen Auffassung des Krieges nicht verträgt; dem Besiegten dagegen werden alle seine Fehler und jede Abspannung nachgerechnet. Indessen ist festzuhalten, daß der Kronprinz einen klaren Befehl zur Verfolgung gab — es lag nicht an ihm, daß er nicht befolgt wurde.

Wieso dies kam, ist nur zum Teile aufgeklärt. Aus dem Hauptquartier des Königs wurde nämlich nur der Elbearmee die Verfolgung aufgetragen; an die übrigen Truppenteile dagegen erging um 6½ Uhr abends in demselben Befehl eine Weisung, die nichts davon enthielt, sondern vorschrieb: „Morgen wird im allgemeinen geruht und werden nur die zur Bequemlichkeit und Wiedervereinigung der Truppen nötigen Märsche ausgeführt.“ Diese Anordnung nun wurde von den Truppenführern der ersten wie der zweiten Armee, besonders im Corps Steinmetz, dahin aufgefaßt, daß sie Halt machen sollten, also als Gegenbefehl zu der früheren Weisung des Kronprinzen [1]). Von der Elbearmee wurde General Etzel zwar ausdrücklich zur Ausnützung des Sieges vorgeschickt, allein er ging der Kavalleriedivision Edelsheim, die hier den Rückzug deckte, so wenig energisch an den Leib, daß die Sachsen ungestört abziehen konnten [2]).

---

[1]) Vgl. Kirchbach, „Die Teilnahme des 5. Armeecorps an den kriegerischen Ereignissen gegen Oesterreich 1866“. (Berlin 1868.)

[2]) Aus dem preußischen Generalstabswerke geht wohl hervor, daß Moltke den um 6½ Uhr erlassenen Befehl wirklich in der Absicht gab, dem Heere Ruhe zu schenken. Indessen ließ er (in dem Gespräche mit dem Verfasser, vgl. Anhang Nr. XIII) die Auffassung nicht gelten, daß seine Anordnung etwa ein Gegenbefehl gegenüber der Weisung des Kronprinzen gewesen sei. — Steinmetz mit dem 5. Corps und Generallieutenant Prondzynski vom 6. hielten es aber offenbar, wenn das ganze übrige Heer stillestand, für allzu kühn, allein mit den Oesterreichern anzubinden. — General Hartmann wieder erhielt, wie mir von einer durch ihn unterrichteten Persönlichkeit mitgeteilt wird, den Befehl des Kronprinzen überhaupt nicht. (Vgl. die 1898 erschienenen lesenswerten Briefe Hartmanns

Alles muß gelernt werden, auch die Ausnützung des Sieges. Darin wurden die preußischen Heerführer erst nach den Lehrjahren von 1864 und 1866 Meister. Bismarck gab in einem 1894 geschriebenen Briefe ein treffendes Bild dieser Sachlage; eine der Scenen schildert er folgendermaßen: „Ich sah das 6. und andere Kürassierregimenter rückwärts vorbeimarschieren und hatte innerlich den Eindruck, daß wir unsere Manövergewohnheiten auf die große Schlacht übertrügen, wo Hahn in Ruh' geblasen wird, wenn das Manöver seinen programmmäßigen Abschluß gefunden hat." Freilich wirkte hier ein wichtiger Umstand mit: am Abend wurde Moltke, offenbar im Rückschlage gegen die mächtige Anstrengung, von Fieber ergriffen und von seinen Offizieren in einem Wagen nach Jitschin zurückgebracht, wo er sich des Nachts über erholte; aber noch die Befehle der nächsten zwei Tage lassen die Klarheit und den Geist der Initiative seiner sonstigen Weisungen vermissen; der erste Befehl zum Weitermarsch am 4. Juli war so wenig zweckentsprechend, daß er infolge der Vorstellungen Blumenthals abgeändert werden mußte [1]).

Verwirrung und Flucht.

Aber die Oesterreicher hatten dessen nur geringen Gewinn, denn was nicht die feindlichen Kugeln bewirkten, vollendete der Zusammenbruch der Ordnung in ihren Reihen. Zumal die Infanterie als Hauptwaffe erlag diesem Verhängnisse. Sie bestand aus demselben Menschenstoff wie die anderen Truppen; aber während die letzteren stolz waren auf ihre Waffen und sich dem Feinde gleich, selbst überlegen fühlten — und bei der Artillerie war das unbestreitbar der Fall — mißtraute das Fußvolk

---

aus dem Feldzuge von 1866.) — General Etzel endlich scheint von der obersten Heeresleitung eines Versäumnisses für schuldig befunden worden zu sein, denn er erhielt 1870, obwohl noch im Dienste, kein Kommando. (Vgl. Bernhardi, „Tagebücher" VII, S. 318.) — Genauere Nachforschungen über diese Verhältnisse sind von Lettow (II. Bd. S. 509) angestellt. Vgl. auch Generallieutenant v. Quistorp im „Militärwochenblatt" August 1899.

[1]) Vgl. Verdy, „Im Hauptquartier der II. Armee", S. 202.

seiner Feuerwaffe, seiner Taktik, seinen Führern und zuletzt sich selbst. Wenn es zum Sturm und Angriff ging, da erwachte die Kampfeslust der meisten Regimenter, und sie stürzten sich opfermutig ins Feuer. Aber damit war ihre Kraft verbraucht; nach abgewiesenem Angriffe bemächtigte sich ihrer dumpfer Gleichmut und sie wendeten sich in voller Auflösung nach rückwärts. Sie waren gewiß nicht weniger kampfestüchtig als ihre Gegner, denn sie hatten das Gegenteil in den ersten Tagen des Feldzuges voll bewiesen. Dies gilt von allen Nationalitäten, die Italiener ausgenommen, die nur mehr widerwillig unter den österreichischen Fahnen dienten. Auch bei den Magyaren stellte sich die Ermattung erst nach den Niederlagen von Nachod und Skalitz ein, und bei ihnen, deren Väter und Brüder in der Heimat gegen eine unbeliebte Regierung den Kampf um die alte Selbständigkeit Ungarns führten, war die Erinnerung an die Rebellion von 1849 nicht ganz erloschen, so daß sich, aber erst nach den ersten Niederlagen, ein Sinken der Kampfeslust bemerklich machte. Aber wohlgemerkt, auch dies war nur bei der ungarischen Infanterie der Fall, und leider gerade bei der, welche die Höhe von Chlum hätte verteidigen sollen, während sich die Husarenregimenter ausnahmslos vortrefflich schlugen. Es war also nirgends Untreue im Spiel, sondern auf das Fußvolk wirkte vorwiegend der psychologische Eindruck, daß es sich für eine verlorene Sache einsetze [1]). Dieses Gesamtgefühl durchbrach nach der Niederlage alle Schranken der Mannszucht und es war im Grunde berechtigt; denn eine Staats- und Heeresleitung, welche die Kampfesregeln der Stoßtaktik vorschrieb, die lediglich auf Einhaltung dieser Formen drang und die geistige Mitarbeit der Offiziere niederhielt, die so unglücklich war in der Auswahl der Führer der Armee, konnte nicht auf andere Früchte rechnen. Unter ähnlichen Umständen löste sich auch bei den Preußen nach Jena, bei den Franzosen nach Wörth alle Disciplin. Versuche einzelner Generäle, wie Gablenz, die Truppen zu sammeln, mißlangen; Benedek gab noch der ausharrenden Kavalleriedivision

[1]) Vgl. übrigens die Versuche preußischer Emissäre, die Treue der ungarischen Soldaten zu erschüttern, bei Kienast, „Die Legion Klapka", S. 103—106, 127, 135, 159.

Zaitschek den Befehl zum Rückzug und ließ sich dann von der allgemeinen Flucht zur Elbe treiben.

Die Corps, die zuerst das Schlachtfeld verlassen hatten, hielten verhältnismäßig am besten zusammen. Der preußische Kronprinz war zuerst auf den rechten Flügel der Oesterreicher gestoßen, welcher der Elbe am nächsten stand, und so zogen denn das 2. und das 4. Corps am frühesten über die Brücken, und zwar nördlich von Königgrätz. Dort waren neben der bestehenden festen noch vier Kriegsbrücken geschlagen, und da der Abzug der Oesterreicher verhältnismäßig früh stattfand, konnte hier etwa ein Viertel der gesamten Armee ohne Fährnis in Sicherheit gelangen.

Zunächst waren dann die Truppen des Kronprinzen über das österreichische Centrum hergefallen, und dessen Corps, das 3. und das 10., hatten, um bis zur Elbe zu gelangen, einen dreistündigen Marsch zurückzulegen, bei dem sie vom feindlichen Feuer flankiert wurden. Außerdem aber fluteten die zuletzt in den Kampf gekommenen österreichischen Reservecorps fluchtartig in sie hinein; da nämlich die Preußen in den Flanken standen und ein excentrisches Ausweichen für die Besiegten nicht möglich war, so drängte sich alles aus der dräuenden Gefahr gegen die Hauptverkehrsader und auf Königgrätz zu, also gegen einen schmalen Ausgang. In solche Abteilungen, die anfangs noch geordnet marschierten, preßten sich zurückgehende Massen, und auch erstere wurden dadurch in wirre Haufen auseinander gerissen. Dazwischen die zurücksprengende Kavallerie, die sich schonungslos den Weg bahnte und selbst über Verbandplätze hinwegbrauste. Das Chaos brach herein, und obwohl der Feind nicht drängte, wälzten sich mehr als 100000 Menschen mit Tausenden von Fuhrwerken, „schwerfließender Lava vergleichbar", gegen die Festung Königgrätz.

Flüchtige Massen weichen in der dem Stoße entgegengesetzten Richtung aus, und nur Mannszucht kann den Wirkungen dieses physikalischen Gesetzes eine Schranke setzen. Daß dies möglich war, beweist das Verhalten der sächsischen Truppen; nur einzelne losgetrennte Abteilungen ließen sich von der Flut fortreißen und zerstäuben; im ganzen marschierten die Sachsen

in guter taktischer Ordnung. Sie wußten sich, wenn auch gleichfalls im Besitze einer schlechteren Waffe, sachgemäß geführt, hoffnungslose Stürme waren ihnen bei der Einsicht ihrer Führer erspart geblieben, ihre bessere Schulbildung näherte sie geistig und menschlich ihren Offizieren. Auch hatten sie thatsächlich weniger Verluste erlitten als die meisten österreichischen Abteilungen. So zogen sie, wenn auch in drei Gruppen zerteilt, an verschiedenen Stellen über die Elbe und fest geschlossen kamen sie in Olmütz an.

So viel liegt in der Erziehung zu geistiger Selbständigkeit. Diese Eigenschaft aber war in den letzten Generationen in Oesterreich nicht gepflegt, nur ausschließlich stummer Gehorsam und strenger Formendienst gefordert worden. Schwer strafte sich so der Geist des Regierungssystems an der besiegten Armee.

Glücklich waren noch diejenigen Truppen, welche südwärts von Königgrätz gegen die Elbebrücken geschoben wurden. Dort gab es zwei feste und zwei Kriegsbrücken; entfernter bei Pardubitz weitere Uebergänge. Doch die Lage der Brücken war den meisten unbekannt, und wenn auch hie und da Pioniere als Wegweiser aufgestellt waren, so irrten doch Tausende auf dem die Elbe begleitenden Eisenbahndamm weiter und kamen verzweifelnd an einer unrichtigen Stelle zum Flusse; rücksichtslos brach durch sie Kavallerie, um sich den Weg zu bahnen, und mitunter stürzten sich Reiter und Fußgänger sinnlos in die Fluten, Verfolgung fürchtend. Viele Tote bedeckten den Fluß, aber die Massen benützten doch die Brücken und das ärgste Unheil war vermieden.

Fürchterlich aber war die Verwirrung unter denjenigen, die sich von der scheinbar schützenden Festung angezogen fühlten. Denn der Stadt Königgrätz ist eine Stunde breit das Ueberschwemmungsgebiet der Elbe vorgelagert, das eigentlich ihr stärkstes Bollwerk war. Der Kommandant von Königgrätz, Generalmajor Weigl, hatte bei der ungünstigen Wendung der Schlacht wie natürlich die Schleusen schließen und die Wasser spannen lassen, so daß die Festung fast unnahbar war. Nun strömten 50—60000 Menschen, mit ihnen ein großer Teil der

Artillerie und zahlreiches Fuhrwerk, gegen diesen Raum, und sie gerieten, vorwärts geschoben, auf die schmalen Dammwege zwischen den Morästen. Mühsam bewegten sie sich vorwärts; zuletzt aber führten leider alle Zugänge zu dem einen Damme mit der Hauptstraße, der bald mit Wagen und Menschen verstopft war. Zu allem Unglück hatte der Festungskommandant, dem Reglement entsprechend, die Thore schließen lassen, denn schon am 1. Juli meldete er ins Hauptquartier, er könne infolge der Truppendurchzüge nicht mehr die Verantwortung für den Dienst übernehmen; thatsächlich hatte Benedek am 2. Juli den Durchzug strenge verboten[1]). Die Nacht brach herein und die flüchtigen Truppen befanden sich, da sie nicht vorwärts und nicht rückwärts konnten, in einer schrecklichen Lage. Tausende ergreifen den verzweifelten Ausweg, den Morast zu durchwaten, und manche gelangen so ans andere Ufer. Viele aber finden im Wasser einen qualvollen Tod, über sie eilen rücksichtslos die folgenden, die Zertretenen als Brücke benützend. In dem furchtbaren Ringen ums Leben werden Geschütze und Wagen, selbst mit Verwundeten, ins Wasser geworfen; an den Rändern des Dammes überschlagen sich im Dunkel und Gedränge Pferde, ihre Reiter und was sich in der Nähe befindet in das nasse Grab mit sich reißend. Der Schrecken stieg auf den höchsten Grad, als die vordersten, denen es gelungen war, sich durchzukämpfen und die Palissaden zu überklettern, an den Mauern der Festung anlangten und hier die Gewehre ausschossen. Die Menge, ohne Berechnung und Besinnung, wird von der Furcht ergriffen, der Feind stehe bereits jenseits der Elbe und empfange das fliehende Heer mit Gewehrfeuer. Vergebens bemühen sich Offiziere, Ordnung in das Chaos zu bringen, in der Panik gleiten ihre Zurufe wirkungslos von den Soldaten ab. Kommandorufe, höhnisches Lachen zur Antwort, das Heulen der Verwundeten, die von stürzenden Wagen zerquetscht werden, erschüttern die Luft. Jedes Gefühl der Menschlichkeit schwindet; wer sich hilfesuchend anklammert, wird zurückgestoßen. Endlich gegen 10½ Uhr nachts überzeugt sich der Festungskommandant,

[1]) Vgl. Anhang Nr. XXI.

was schon mehrere Stunden früher hätte geschehen müssen, daß nicht Feinde, sondern das um Rettung flehende eigene Heer vor der Elbe stehe. Er läßt also die Thore öffnen, vor allem für die Artillerie, so daß 250—300 Geschütze gerettet wurden; aber massenhaft blieben noch verlassene Kanonen zurück, die zum Teile am nächsten Tage gerettet, zum Teile mühelos vom Sieger aufgelesen wurden. Dann folgte stundenlang der Trümmerhaufen eines Heeres; diese bleichen, mutlosen Menschen wären nicht mehr fähig gewesen, sich zur Wehre zu setzen.

* * *

Benedek hatte zwischen 5 und 6 Uhr abends mit den letzten geschlossenen Abteilungen das Schlachtfeld verlassen und ritt, von wenigen Offizieren seines Stabes und einer Eskadron Ulanen begleitet, bei Bukowina, südlich von dem Wirrsal, ungefährdet über eine der Elbebrücken. Er wußte nichts von dem Entsetzen zu seiner Linken und versuchte in seiner Art, durch derbe Worte seine Umgebung aufzurichten; aber was ihm früher als unbeugsamer Mut ausgelegt wurde, erschien jetzt wie Gefühllosigkeit. So gelangte er im Dunkel in das hochgelegene Neu-Königgrätz, wo er an einem Wirtshaustische mit seinem zusammengeschmolzenen Stabe Platz nahm. Das Glas Wein, welches den schweigenden, in Schmerz versunkenen Männern vorgesetzt wurde, blieb unberührt, bis Benedek das seinige erhob und sagte: „Denken wir an die vielen braven Kameraden, die heute nutzlos gefallen sind," und dabei fielen zwei schwere Tropfen aus seinen Augen auf die ungedeckte Tischplatte. Düster erhob er sich dann mit seinem Gefolge und erreichte in tiefer Nacht das Städtchen Holitz.

Der moralische Eindruck der wilden Flucht durch die Elbe war beinahe größer als der, den die furchtbaren Verluste der Schlacht hervorgerufen hatten. Die kaiserliche Armee verlor 330 Offiziere und 5328 Mann an Toten, 43 Offiziere und 7367 Mann an Vermißten — und da letztere wohl fast ausnahmslos gefallen sind, so blieben auf dem Felde etwa 13000 Oesterreicher. Dazu wurden 738 Offiziere und 16127 Mann verwundet, von denen etwa die größere Hälfte,

im ganzen 9300 Oesterreicher, in preußische Gefangenschaft geriet. Außerdem fielen 202 Offiziere und 12677 Mann unverwundet in die Hände des Siegers. Die Sachsen verloren an Toten 15 Offiziere und 536 Mann, an Verwundeten 40 Offiziere und 900 Mann, an unverwundet Gefangenen 3 Offiziere und 87 Mann, so daß als Gesamtverlust der besiegten Armee 44393 Mann ausgewiesen werden.

Verhältnismäßig gering war der Verlust der Sieger; sie bezifferten ihn mit 360 Offizieren und 8812 Mann, darunter 100 Offiziere und 1835 Mann tot[1]). Die Verluste der Verbündeten an Verwundeten waren diesmal doppelt so groß wie die der Preußen, dagegen blieben sechsmal so viel von ihnen tot und vermißt. Unheilvoll war, daß Oesterreich noch nicht der Genfer Konvention beigetreten war, so daß seine Aerzte, wenn sie nicht als Gefangene gelten sollten, vom Schlachtfelde abziehen mußten; zudem aber sammelt der Sieger auf allen Schlachtfeldern zuerst die eigenen Verwundeten, während von den Besiegten unterdessen ein Teil verblutet und verschmachtet.

Für ein Jahrhundert, so sagte später Fürst Bismarck, sei durch die Schlacht bei Königgrätz die deutsche Uhr richtig gestellt worden. Mit diesem Tage war der Krieg entschieden, denn Oesterreich, aus allen Wunden blutend, konnte nur schwer und langsam genesen. Man kann es aber den österreichischen Offizieren nicht verdenken, wenn unter ihnen trotz alledem die Ueberlieferung besteht: nur durch einen Zufall sei ihrem Heere am 3. Juli 1866 der Sieg entrissen worden. Denn der preußische Kronprinz hätte mit seiner Armee nur zwei Stunden später eintreffen sollen und der König hätte an der Bistritz eine völlige Niederlage erleiden müssen. Diese Ueberzeugung hat für das Selbstgefühl der Besiegten etwas Tröstendes, aber sie hält einer strengen Prüfung schwerlich Stich. Denn es ist eher ein Zu-

[1]) Die Preußen gaben die Anzahl der eigenen Gefangenen im ganzen Kriege nicht an; diesmal war sie natürlich ganz geringfügig.

fall zu nennen, daß Moltke und Prinz Friedrich Karl nicht schon um 12 Uhr die Ankunft des Kronprinzen erfuhren, da sich doch dessen vordere drei Divisionen schon nach 11 Uhr zum Angriffe auf die Lindenhöhe entwickelten. Der von dem Kronprinzen ins Hauptquartier des Königs abgesendete Offizier, der die Meldung von seiner Ankunft bringen sollte, verspätete sich, und dadurch wurde König Wilhelm die Qual zweistündigen Wartens bereitet; aber sein Zögern wie sein Kommen änderte schließlich nichts am Stande der Schlacht. Die Armee Friedrich Karls war am Mittag stark genug, einem österreichischen Vorstoße Widerstand zu leisten; ihr Schicksal wäre nur dann besiegelt gewesen, wenn der rechte und der linke österreichische Flügel standgehalten und wenn das Centrum die Stoßkraft besessen hätte, das ihm gegenüberstehende Heer zu durchbrechen. Aber die preußischen Flügelarmeen waren siegreich, und Benedek traute seinem Heere jene Kraft nicht mehr zu; begreiflich aber, daß die österreichischen Offiziere ihre Armee höher schätzen als damals der unglückliche Feldherr. Uebrigens kann sich niemand unterwinden, über die möglichen Wechselfälle des Krieges ein endgültiges Urteil zu fällen; es ist schwer zu sagen, was ein genialer Heerführer an Stelle Benedeks mit seinen 60000 Mann Reserven geleistet hätte. Moltke selbst *wünschte* das Vorbringen des österreichischen Centrums von den Höhen gegen Sadowa, denn er war überzeugt, daß es das Heer Friedrich Karls nicht überwältigen konnte — unterdessen mußte der Kronprinz den Feind im Rücken fassen, und je weiter die Oesterreicher sich im Vorbringen von ihrer Rückzugslinie und von der Elbe entfernten, desto entsetzlicher mußte dann ihre Niederlage sein. Und gewiß ist, daß die 80000 bis 90000 Mann des Prinzen Friedrich Karl, zumal in der Verteidigung, das österreichische Heer an der Bistritz stundenlang hinhalten konnten; die Thaten Franseckys bürgen für die Widerstandskraft der anderen fünf Divisionen. Noch am Abend der Schlacht trat Moltke bei Sadowa auf einen Kreis von Offizieren zu, durch den Sieg lebhaft erregt und mitteilsamer als sonst. „Ich bin," sagte er unter anderem, „mit den Erfolgen der Schlacht nicht vollkommen zufrieden. Ich hätte gewünscht, die Oesterreicher wären hier bei

Sadowa vorgedrungen, dann hätten wir sie vollständig wie in einer Mausefalle gehabt." [1])

Einzelne Schlachten werden oft durch das entschieden, was man den Zufall nennt; aber die Ueberlegenheit des preußischen Heeres und insbesondere seiner Führer war so groß, daß auch im Falle des Rückzugs des Heeres des Prinzen Friedrich Karl der Krieg nicht zu Gunsten Oesterreichs entschieden und der 3. Juli nicht der letzte Tag des Kampfes um die Oberherrschaft in Deutschland gewesen wäre. Die Männer, die vor dem Kriege die preußische Politik geschmiedet hatten, besaßen eine starke Empfindung dafür, was sie der Armee verdankten; auch ihr inneres Regiment wurde durch sie gerettet. Als die preußischen Generäle dem Fürsten Bismarck zu seinem 70. Geburtstage Glück wünschten, erzählte er ihnen zum Danke, daß Kriegsminister Roon ihm nach der Krisis der Schlacht zugerufen habe: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!"

Im Verlaufe dieser Schlacht lag eine dramatische Gewalt wie nur in den größten Trauerspielen. Die Vorkämpfer auf beiden Teilen standen unter dem Eindrucke der ehernen Notwendigkeit, welche Sieg und Niederlage verteilte: die preußischen Heerführer hielten nach dem bisherigen Verlaufe des Krieges den Erfolg für nahezu sicher, Benedek ahnte das Schlimmste — doch wie wenn sein Glück ihn narren wollte, vertauschte es durch Stunden die Rollen und würfelte die Lose durcheinander, um sie schließlich so zu werfen, wie es von vornherein beschieden war.

Ehrenvoll war auch vom österreichischen Heere gestritten worden. Das war für Oesterreich nicht ein Tag wie Roßbach für Frankreich, Jena für Preußen. Nicht übermütig wurde das Schlachtenglück herausgefordert, nicht feige zurückgewichen, es war vielmehr ein Ausringen der Kräfte, und als der eine Teil niedergeworfen war, fühlte sich der Sieger so wund und matt, daß er nicht mehr zum tödlichen Streiche ausholen konnte. Zwei waffenstarke Mächte standen einander gegenüber; es war kein

[1]) So erzählt Werder, „Erlebnisse eines Johanniterritters auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen" (Halle 1867).

Zufall gewesen, daß Oesterreich dem protestantischen Norden die Herrschaft in Deutschland so lange hatte streitig machen können. Jetzt aber war die Entscheidung endgültig und durch keine weitere Anstrengung mehr abzuwenden; denn die Auflösung des österreichischen Heeres nach der Niederlage war durch innere Ursachen herbeigeführt worden. In der Flucht zur Elbe kam das System der Bevormundung zu Fall, welches in Oesterreich freie Geistesarbeit und auf sich selbst gestellte Thatkraft gelähmt hatte. Diese Erkenntnis war die Frucht der Niederlage und sie hielt auch den Rachegedanken nieder. Zu deutlich traten die tieferen Zusammenhänge zu Tage: so ganz konnte Oesterreich nur durch Oesterreich besiegt werden.

IX. Buch.

Eingreifen Kaiser Napoleons. Fortsetzung des Krieges.

Die erste Nachricht von der Niederlage der Nordarmee gelangte an Kaiser Franz Joseph durch ein Telegramm des Festungskommandanten von Königgrätz, in welchem am Abend das Zurückfluten österreichischer Abteilungen gegen die Festung gemeldet wurde[1]). Eine lange und bange Nacht verstrich, bis von Benedek selbst Kunde eintraf. In dieser schmerzlichen Lage zeigte der Kaiser die feste Haltung, welche die Herrscher seines Hauses auch in den größten Unglücksfällen bewahrten. Der Schlaf floh sein Lager, aber nicht einen Augenblick ließ er sich von seinem Kummer übermannen. In derselben Nacht um 2 Uhr begab er sich auf den Bahnhof, um seinen Gast und Bundesgenossen, König Johann von Sachsen, bei seiner Ankunft in Wien zu begrüßen. Beust, der sich im Gefolge des Königs befand, war ergriffen über die tiefe Bläße, in die das Antlitz des Herrschers getaucht war, aber er fand sein Auftreten so stramm militärisch wie je. Lichterglanz und Blumenduft erfüllten zu Ehren der Ankunft des Königs die Halle; schmerzlich stach dagegen die traurige Kunde von der Niederlage von

[1]) Das Telegramm lautete: „Ganze Corps en débandade in und um die Festung — übersteigen alle Palissadierungen, schwimmen durch die Gräben und Elbe — erklettern die Hauptumfassungsmauern — Verteidigung ganz lahmgelegt. Bitte um Befehl. Auf Befehl Sr. kaiserlichen Hoheit Erzherzog Ernst an Se. Majestät und an den Kriegsminister telegraphiert in Chiffern. 1866 um 7¼ Uhr abends." (Wiener Kriegsarchiv.)

Königgrätz ab, die der König aus dem Munde seines Bundesgenossen erfuhr.

Frühmorgens um 4½ Uhr erhielt der Kaiser von Benedek selbst Nachricht; es war das zu Holitz auf der Flucht niedergeschriebene Telegramm [1]). Trostlos war sein Inhalt; die ersten Worte schon klangen wie eine Anklage, denn der Feldzeugmeister berief sich auf die kummervollen Prophezeiungen, durch welche er drei Tage vorher den Kaiser erschreckt hatte. Nun waren die schlimmsten Erwartungen übertroffen. Benedek sprach Zweifel darüber aus, ob er die Armee überhaupt noch werde sammeln können. Das Heer flüchtete also in voller Auflösung gegen Olmütz und es war zu befürchten, daß es auch hier dem Feinde nicht widerstehen könne.

Es gab jetzt eine einzige Hoffnung: man mußte daran denken, die siegreiche Südarmee unter Erzherzog Albrecht aus

---

[1]) Das Telegramm lautet nach dem im Wiener Kriegsarchiv befindlichen Original:

„Armeehauptquartier Holitz, 3. Juli, 10 Uhr, geheim. Vorgestern schon besorgte Katastrophe der Armee heute vollständig eingetreten. Nach mehr als fünfstündigem brillantem Kampfe der ganzen Armee und der Sachsen, in teilweise verschanzter Stellung von Königgrätz, mit Centrum Lipa, gelang es dem Feinde, sich unbemerkt in Chlum festzusetzen. Regenwetter hielt den Pulverdampf am Boden, so daß er jede bestimmte Aussicht unmöglich machte, bei Chlum blieb unvermutet eine Lücke in der Stellung.

Plötzlich von dort aus in Flanke und Rücken beschossen, wankten die nächsten Truppen, allmählich griff an vielen Punkten eine unaufhaltsame Panik um sich, und alle Anstrengungen, dem Rückzuge Einhalt zu thun, waren vergebens.

Derselbe erfolgte anfangs langsam, die Auflösung nahm aber zu, und ganz ungeordnet zog sich alles über die Kriegsbrücken der Elbe sowie nach Pardubitz zurück.

Verluste noch gar nicht zu übersehen, aber gewiß unendlich groß.

Erzherzog Wilhelm erhielt bei Chlum Streifschuß am Kopfe, wurde zwischen Königgrätz und Pardubitz verbunden und fuhr mit Bahn zurück. FML. Graf Festetics verlor einen Fuß, Generalstabsoberst Catty soll gefallen sein, Görtz, dann Oberst Graf Erbach tot. Aus meiner Suite: Flügeladjutant Müller tot, Grünne schwer verwundet, General Baron Senfft kontusioniert, Oberlieutenant Fürst Esterhazy Pferd unter dem Leibe verloren, selbst kontusioniert, FML. Henikstein Pferd unter dem Leibe verwundet, Rittmeister Wersebe Pferd unter dem Leibe erschossen und das Schicksal von noch vier anderen Offizieren mir nicht bekannt.

Werde nun trachten, die Armee zu sammeln; drängt der Feind, so wird dies kaum möglich sein, führe alles womöglich nach Olmütz und werde Detail-Gefechtsrelationen sobald als möglich erstatten.

Benedek."

Italien abzuberufen und sie den Preußen entgegenzuwerfen. Das war möglich, wenn Venetien ohne Zögern aufgegeben wurde. Dazu war man, wie wir uns erinnern, eigentlich schon vor dem Kriege bereit gewesen. Um Kaiser Napoleons Neutralität und diplomatische Unterstützung zu gewinnen, war mit ihm der merkwürdige Vertrag vom 12. Juni geschlossen worden und darin die bindende Zusage gemacht, daß Venetien nach dem Kriege auf jeden Fall an Italien abgetreten werden solle, auch dann, wenn den Fahnen Oesterreichs der Sieg beschieden wäre. Bloß um der Ehre zu genügen, stellte man in den Blachfeldern des Südens und in dessen Festungen eine Heeresmacht von 130000 Mann auf und entblößte dadurch das Herz des Reiches. Jetzt, da die Preußen die österreichische Nordarmee vor sich hertrieben, erwachte zu Wien das Bewußtsein des begangenen Fehlers. Schon am 30. Juni wurde die sofortige Abtretung Venetiens ins Auge gefaßt[1]); am 1. Juli wurde Erzherzog Albrecht beauftragt, mit Vorsicht zu operieren und sich in keine weitreichenden Unternehmungen einzulassen.

Am 2. Juli erging an Napoleon das Ersuchen, einen Waffenstillstand in Italien zu vermitteln. Napoleon, der sich damit zum Schiedsrichter angerufen sah und der sich beunruhigt fühlte über Preußens gewaltiges Vordringen, ging auf den Vorschlag ein. Er formulierte am 3. Juli die Bedingungen seines Dazwischentretens: wenn ihm Venetien sofort ohne Bedingung und Einschränkung übergeben werde, so wolle er die Rolle des Vermittlers übernehmen und einen Waffenstillstand sowohl mit Italien wie mit Preußen erwirken. In diesem Zeitpunkt hoffte Napoleon noch, auf Preußen durch sein Dazwischentreten einen tiefen Eindruck zu machen; er sah die weit aussehenden, viel verschlungenen Pläne reifen, welche er vor dem Kriege hegte.

Das alles ward mit einem Schlage anders, als am 4. Juli die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz eintraf. Nun war das Antlitz der Welt verändert. Jetzt standen sich nicht mehr zwei kampfbereite Heere in Böhmen gegenüber, zwischen die

[1]) Ein Artikel der „Presse" kündigte schon am 2. Juli an, daß die Südarmee nach Böhmen gezogen werden solle.

Napoleon treten konnte, ohne selbst das Schwert ziehen zu müssen. Jetzt konnte nur ein französisches Heer den Vormarsch der Preußen gegen Wien hemmen.

An demselben Tage faßte das Wiener Kabinett den formellen Beschluß, Venetien sofort und ohne jeden Vorbehalt an Napoleon abzutreten. Bei der wichtigen Besprechung waren außer dem Kaiser und Esterhazy auch König Johann von Sachsen und Beust anwesend; Graf Mensdorff nahm nicht daran teil, denn er war bereits zur Armee nach Böhmen abgereist, um womöglich einen Waffenstillstand mit Preußen zu erzielen. Gleichzeitig erging an Erzherzog Albrecht der Befehl, alle Vorbereitungen zur Räumung Italiens und zum Abmarsche des Heeres gegen die Donau zu treffen. Jetzt freilich blieb Oesterreich kaum ein anderer Entschluß offen, und es war vielleicht zweckentsprechend, zugleich Napoleons Stolz zu schmeicheln; aber viel Weh hätte man dem Reiche ersparen können, wenn vor dem Kriege der geradlinige Weg der Versöhnung mit Italien gewählt worden wäre.

Napoleon rechnete ursprünglich auf die Ueberlegenheit Oesterreichs, deshalb hatte er, um dessen Macht nicht zu sehr anwachsen zu lassen, den Angriff Preußens durch die italienische Hilfe gestärkt [1]). Nimmer hätte er vermutet, daß Oesterreich so schnell, so ganz zu Boden geworfen würde. Das durchkreuzte seine Pläne, jetzt konnte er nicht als Retter Preußens auftreten und von ihm als Preis Gebiete am Rhein heischen. Er selbst war betäubt von dem Schlage, der Oesterreich betroffen. Immer hatte er es vermieden, dem mächtigen Zuge der Nachbarvölker nach staatlicher Einheit entgegenzuwirken; jetzt sah er sich gegen seine Neigung und gegen das von ihm in Europa verkündete Nationalitätenprinzip genötigt, dem aufstrebenden Deutschland die ersehnte Einigung zu verwehren.

Vorerst war er denn zum Eingreifen bereit und er stellte dem Fürsten Metternich seine ernste Vermittlung in Aussicht. In dieser Absicht bestärkte ihn sein Minister des Aeußeren,

[1]) Rouher sagte am 16. März 1867 im gesetzgebenden Körper: „Es war förmlich eine Voraussetzung, daß Oesterreich Sieger bleiben und daß Preußen seine Unklugheiten bezahlen, um einen hohen Preis bezahlen müßte."

Drouyn de Lhuys. Dieser hatte ihn früher gewarnt, Preußens ehrgeizige Pläne zu nähren, und er suchte ihn vor dem Kriege für eine weniger abenteuerliche, konservative Politik zu bestimmen. Ihm, dem sattelfesten französischen Diplomaten, galt es als Axiom, daß Frankreich die Entstehung eines einigen Deutschlands mit aller Macht verhindern müsse; die Verträge müßten geschützt, Oesterreich erhalten werden. In diesem Sinne wurden noch in der Nacht zum 5. Juli Telegramme an die Könige von Preußen und Italien abgesendet, in denen der Kaiser die überraschende Meldung machte, Oesterreich habe Venetien an ihn abgetreten und seine Vermittlung angenommen; daran schloß sich die Mahnung, Waffenstillstand zu schließen, um weiteres Blutvergießen zu verhüten. In demselben Sinne wurde im „Moniteur" am 5. Juli eine offizielle Mitteilung veröffentlicht, welche den Franzosen dieselbe große Neuigkeit verkündete. Schon das war eindringlich genug, denn Preußen mußte befürchten, Napoleon werde seinem Willen nötigenfalls mit den Waffen Nachdruck verleihen. Aber Drouyn ging noch weiter. Er schlug dem Kaiser sofortige militärische Rüstungen vor; ein Heer von 80—100000 Mann sollte an der Grenze gesammelt werden, um den Wünschen Frankreichs Gehör zu erzwingen. Zu diesem Zwecke, das war sein Rat, seien die Kammern einzuberufen und von ihnen ein Kredit von 500 Millionen Francs zu verlangen; außerdem solle der französische Botschafter in Berlin, Benedetti, sich sofort in das Lager König Wilhelms begeben, um seinen Vormarsch gegen Wien zu hemmen. So gerüstet konnte Frankreich mit seinen Forderungen hervortreten und, wenn Preußen sich vergrößerte, eine Gebietserweiterung am Rhein erzwingen.

Das war ohne Frage die Konsequenz dessen, was der Kaiser vor dem Kriege erdacht und betrieben hatte. Da er nun einmal den Krieg anstiften half, um die deutschen Mächte zu schwächen, so waren die von Drouyn de Lhuys bezeichneten Mittel die einzig richtigen, sonst blieb Frankreich auf halbem Wege stehen. Auch war der Kaiser einen Augenblick lang zu dieser großzügigen Politik bereit. Er richtete an den Botschafter Fürsten Metternich ein Schreiben, in welchem er die Absendung

einer Flotte in das Adriatische Meer zusagte, um Italien zur Einstellung seines Angriffes zu veranlassen [1]). Oesterreich konnte jetzt neue Hoffnungen schöpfen. Denn seine vereinigte Süd- und Nordarmee war eine ansehnliche Macht, und wenn Frankreich dazu noch ein Heer am Rhein aufstellte, so konnte Preußen genötigt werden, auf die volle Ausnützung seines Sieges zu verzichten.

Indessen, und das ist bereits bei der Schilderung der Verhältnisse am Hofe Napoleons dargelegt worden, dies alles entsprach nicht den Absichten einer einflußreichen Partei in Paris. Die konservative Politik Drouyns wurde von ihr heftig bekämpft. Prinz Napoleon, dann der Staatsminister Rouher und La Valette, der Minister des Innern, hielten es für verkehrt, sich dem ehernen Gange der Dinge entgegenzustellen, um den Aufschwung der deutschen und der italienischen Nation zu verhindern. Nach ihrer Ansicht hatte Oesterreich keine Zukunft und es verdiente keine; denn wenn sich das Nationalitätenprinzip Bahn brach, so mußte sich dieses Reich in seine Bestandteile auflösen. Beim Prinzen Napoleon, dem Schwiegersohne König Viktor Emanuels, kam zu der Vorliebe für diese Doktrin die Neigung für Italien. Schon vor dem Kriege drängten diese Männer den Kaiser zu einem Bündnisse mit Preußen und Italien. Dies zu erreichen war ihnen nicht gelungen, aber sie wollten wenigstens jetzt einen Zusammenstoß zwischen Frankreich und den beiden Verbündeten verhindern.

Dieser Gegensatz kam in der Besprechung am Abend des 5. Juli zum Ausdrucke, bei der anfangs außer dem Kaiser und seiner Gemahlin noch Drouyn de Lhuys und Rouher anwesend waren. Drouyn hielt Vortrag, und da sich, wie es heißt, Rouher zurückhielt, war schon alles im Sinne des Ministers des Aeußeren beschlossen, auch das Dekret festgestellt, welches am nächsten Tage im „Moniteur" erscheinen sollte, um eine außerordentliche Sitzung der Kammer einzuberufen — als sich der nicht zur Besprechung geladene La Valette anmelden ließ [2]).

[1]) Gramont, „L'Allemagne nouvelle", S. 327. — Am 11. Juli erging von Wien an Tegetthoff die Weisung, zum Empfange der französischen Flotte bereit zu sein.

[2]) Rothan, „Affaire du Luxembourg", S. 43, nach Mitteilungen La Valettes.

Seiner eindringlichen Beredsamkeit gelang es, Napoleon wankend zu machen. Vorerst warnte La Valette davor, dem jungen italienischen Staate die Demütigung zu bereiten, mit seinem Heere vor den Thoren Venedigs und Veronas Halt machen zu müssen. König Viktor Emanuel sei den Ratschlägen des Kaisers gefolgt, als er den Bund mit Preußen schloß; es gehe also nicht an, ihn jetzt durch Drohungen von der übernommenen Bundespflicht abzuhalten. Wie, wenn Italien die Schriftstücke veröffentlichte, welche zeigen würden, daß Napoleon zu dem Vertrage vom 8. April geraten hatte? — Diese Einwendung La Valettes war zu erwägen. Aber sie war eigentlich nicht stichhaltig; denn Frankreich mußte vor allem den eigenen Vorteil suchen und finden und die Rücksicht auf das stets gehegte Italien hatte endlich zu schweigen. Da Italien zudem Venedig ohne weiteren Schwertstreich aus den Händen Napoleons erhielt, so war der Kaiser dem Grundgedanken seiner italienischen Politik treu geblieben. Der Kaiser zog sich nach diesen ersten Vorstellungen La Valettes mit der Kaiserin und Drouyn de Lhuys in sein Kabinett zurück und erklärte beim Heraustreten, es habe bei seiner ersten Entschließung sein Bewenden. Trotzdem La Valette seine Einwendungen erneuerte, entfernte sich Drouyn de Lhuys in der Meinung, der Kaiser sei bei seinem Entschlusse geblieben; der Minister erwartete demnach, daß der „Moniteur" am anderen Morgen das von ihm entworfene Dekret bringen werde.

In der Nacht aber traten seine Gegner noch einmal an den Kaiser heran. Drouyn de Lhuys erfuhr später, daß Prinz Napoleon seine Anstrengungen mit denen La Valettes und Rouhers vereinigt habe. Nachdrücklich stellten sie dem Kaiser vor, daß sein Minister des Aeußern Frankreich in einen unabsehbaren Krieg zu verwickeln drohe. Von Oesterreich sprachen sie nach dessen Niederlage mit äußerster Geringschätzung; in den Augen des Prinzen Napoleon war dieser altmodische Staat zum Zerfalle reif und für Frankreich kein geeigneter Bundesgenosse. So gelang es ihnen, den Kaiser umzustimmen, der denn auch den Befehl erteilte, das Dekret nicht zu veröffentlichen. Prinz Napoleon ging noch weiter, er gab dem Grafen Seherr-Thoß, einem ungarischen Emigranten, der sich bei ihm verabschiedete,

um sich in das Lager König Wilhelms zu begeben, den Auftrag, Bismarck vor einem voreiligen Frieden oder Waffenstillstand zu warnen. Oesterreich, so sagte der Prinz, sei im Unglücke geschmeidig, im Glücke rachsüchtig; wenn es nicht niedergeworfen werde, so werde es zu günstiger Zeit schwere Vergeltung üben. Prinz Napoleon war so kurzsichtig, Oesterreich auch jetzt noch für den Hauptgegner Frankreichs zu halten [1]).

Schwer ist das Erstaunen Drouyns zu beschreiben, als er am nächsten Morgen den „Moniteur" in die Hand nahm. Er ließ Dalloz, den Direktor des Blattes, zu sich berufen und fragte ihn unwillig, warum er dem ihm gewordenen Auftrage nicht nachgekommen sei. Er war tief verletzt, als er hörte, der Kaiser habe des Nachts einen Gegenbefehl gegeben. Es war nicht die Absicht Drouyns gewesen, die Dinge auf die Spitze zu treiben und zum Kriege zu drängen, aber er gedachte Preußen einzuschüchtern und nahm an, daß die Drohungen Frankreichs es zum Nachgeben bestimmen würden. Der Kaiser hatte es dann, so berechnete er, immer in der Hand, weiter vorzugehen oder stehen zu bleiben. Es schien ihm ausgeschlossen, daß Preußen es gleichzeitig auf einen Krieg mit Frankreich und mit Oesterreich werde ankommen lassen. Wenn es auch nach der Ansicht Drouyns zu kühn gewesen wäre, von dem Sieger die preußischen Rheinlande zu fordern, so konnte doch eine Entschädigung in Belgien, in der bayrischen Pfalz oder in Rheinhessen gesucht werden, da Bayern und die beiden Hessen mit Preußen im Kriege standen. Wenn dies alles nicht gelang, so konnte wenigstens die Entstehung eines deutschen Reiches an der Grenze Frankreichs verhindert werden. Zahlreich waren somit die günstigen Aussichten, die sich für Frankreich ergaben; kräftige Hände hätten in diesem kritischen Augenblicke manches erreichen und noch mehr verhindern können.

Als der Kriegsminister Marschall Randon hörte, daß der Kaiser sich von den Vorschlägen Drouyn de Lhuys' abgewendet habe, soll er ausgerufen haben: „Wir sind es, die bei Sadowa geschlagen wurden!" Denn er traf schon die Vorbereitungen,

[1]) Vgl. Kienast, „Die Legion Klapka", S. 109.

um eine kräftige Aktion zu unterstützen: für die erste militärische Demonstration wollte man die Corps von Paris und Lyon, sowie die Truppen aus dem Lager von Chalons verwenden. Zugleich wurde im Kriegsministerium durch Miribel ein Mobilisierungsplan ausgearbeitet, um eine Armee von 140 000 Mann am Rhein und eine zweite von 110000 Mann bei Lyon zusammenzuziehen; die letztere zu beliebiger Benützung gegen Preußen oder gegen Italien. Der Entwurf wurde dem Kaiser vorgelegt, aber dieser war indessen von den militärischen Plänen abgekommen und legte ihn beiseite [1]). Wohl gab sich der Kriegsminister einer großen Täuschung hin, wenn er annahm, er könne binnen vier Wochen 450 000 Mann (was einer Feldarmee von 250—300 000 Mann entspräche) auf die Beine bringen; es waren dies ebenso imaginäre Ziffern wie die, mit denen Kriegsminister Leboeuf im Jahre 1870 den Kaiser und sein Land irreführen sollte. Frankreich konnte, wenn es losschlagen wollte, im Jahre 1866 gewiß keine größere Armee aufstellen als 1859 — eher weniger — und das waren ungefähr 150 000 Mann gewesen. Aber auch dies konnte erst nach vielen Wochen ins Werk gesetzt werden. Der Minister des Aeußern hatte es indessen nicht auf einen Krieg, sondern auf eine militärische Demonstration abgesehen; und die dachte er sich sehr einfach. Es lag freilich viel Ueberhebung in dem Gespräche, das er mit Randon damals geführt haben soll. Der Kriegsminister nannte eine hohe Zahl von Truppen, über die er verfüge. „400 000 Mann!" rief Drouyn, „das ist zu viel; 40 000 Mann genügen. Die Feldhüter würden genügen."

Uebrigens stand das Problem so, ob Preußen es wagen durfte, den Krieg gegen drei Fronten, Frankreich, Oesterreich

[1]) „Mémoires du Maréchal Randon," II, S. 148. Marschall Randon verteidigte sich gegen die Anklage, Frankreich habe nach Sadowa kein Heer aufstellen können, durch eine im April 1867 verfaßte Denkschrift, in welcher er den Nachweis führen wollte, Frankreich habe damals 450 000 Mann zur Verfügung gehabt. Er verteilte diese Schrift unter seinen Freunden und ließ sie nach dem Sturze des Kaiserreichs im Oktober 1870 veröffentlichen. Sie ist abgedruckt in seinen Memoiren, II, S. 219—241. Drouyn ließ zur Verteidigung seiner Politik von Pradier-Fodéré die Schrift „Documents pour l'histoire contemporaine" veröffentlichen. Die von Napoleon inspirierte Gegenschrift von Lachapelle ist bei Rothan, „La politique française", S. 226, angeführt und benützt.

und Süddeutschland, zu führen. Es besaß freilich die beste Schußwaffe, und eben noch verkündigten die „Times“: „Needle gun is king“ — König ist das Zündnadelgewehr. Groß war die moralische Wirkung dieser Thatsache auf Europa, auf das französische Heer und auf Kaiser Napoleon. Ueber die Stimmung der beiden maßgebenden Männer in der Umgebung König Wilhelms belehren ihre eigenen Aussprüche, die so entgegengesetzt lauten, daß schon daraus die Schwierigkeit des Falles erhellt. Als Bismarck in der Sitzung des Reichstages vom 16. Januar 1874 wegen der Aufbietung der Klapkaschen Legion gegen Oesterreich angegriffen wurde, rechtfertigte er sich mit dem Hinweise, er habe alle kriegsrechtlich zulässigen Mittel anwenden müssen, um Oesterreich zum Frieden zu nötigen, da Napoleon mit seiner Einmischung drohte. „Wenn Frankreich auch,“ so fuhr Bismarck fort, „damals sehr wenig Truppen hatte, so hätte doch ein geringer Zusatz von französischen Truppen hingereicht, um aus den zahlreichen süddeutschen Truppenmassen, die ein sehr gutes, aber nicht organisiertes Material darstellten, eine recht tüchtige Armee zu machen, die uns sofort in die Lage gebracht hätte, Berlin zu decken und alle unsere Erfolge in Oesterreich aufzugeben.“ Anders dagegen Moltke. In der Reichstagsrede vom 3. April 1867 sagte er: „Wir waren nach Königgrätz stärker als vorher und standen mit 664 000 Mann unter den Waffen.“ Er war, wie noch später erzählt werden soll, im August 1866 der Meinung, das preußische Heer sei im Notfalle Frankreich und Oesterreich gleichzeitig gewachsen.

So standen die Dinge für Kaiser Napoleon. Gewiß wäre es möglich und ratsam gewesen, sich der Einmischung in die Verhältnisse Deutschlands zu enthalten und dem Spiele der lebendigen Kräfte in diesem Lande die künftige Gestaltung der Nation zu überlassen. Das wäre für ihn die klügste Politik gewesen, der Friede zwischen den beiden mächtigen und gebildeten Nationen konnte dadurch auf die Dauer begründet werden. Ein Herrscher aus altem Geschlechte konnte so denken und handeln; das Ansehen des Zaren in seinem Lande erfuhr keinen Eintrag dadurch, daß er den Kriegen von 1866 und 1870 mit gekreuzten Armen zusah. Napoleon III. fühlte selbst, daß es für Frank-

reich am ersprießlichsten und würdigsten wäre, wenn er so vorginge. Aber seine Lage gestattete ihm auf die Dauer nicht diese gerechte und menschliche Politik, denn er hatte mit dem durch die Siege Preußens aufgestachelten Ehrgeiz seines Landes zu rechnen und er besaß zuletzt keine andere Wahl, als den Kampf aufzunehmen. Er schwankte bis zum Jahre 1870 zwischen den beiden politischen Methoden, und in diesem Zwiespalte der Meinungen zerschellte die Herrschaft seines Hauses.

Es erschütterte den Kaiser tief, als schon seine erste Maßregel, durch welche Oesterreich Luft bekommen sollte, vollständig mißlang. Anfangs, als die Franzosen erfuhren, Venetien sei an Kaiser Napoleon abgetreten, erblickte die Nation darin ein Zeichen ihres gewaltigen Ansehens in Europa, und Paris strahlte am Abende des 6. Juli zur Feier des Ereignisses in festlicher Beleuchtung. Aber mit tiefem Unmute wurde die Kunde in Italien aufgenommen; denn die Aufforderung Napoleons an König Viktor Emanuel, mit seinen Heeren am Mincio und am Po Halt zu machen, war eine anmaßende Einmischung in die Kriegführung des Landes; Heer und Volk empfanden es als Beleidigung, daß Napoleon die Vormundschaft über Italien in Anspruch nahm. Hoch rauschte der Unwille auf, und der König hätte, wenn er sich dem Willen des Kaisers der Franzosen gefügt hätte, seine Krone aufs Spiel gesetzt. Sogar der ewig schwankende La Marmora hielt es für unmöglich, Bundesverrat an Preußen zu üben und Venedig als Geschenk aus den Händen Napoleons anzunehmen. Ministerpräsident war damals Ricasoli, der nicht umsonst „der stolze Baron" genannt wurde. Als der französische Gesandte Malaret heftig auf Waffenstillstand drang, entgegnete er mit der ihm eigenen trockenen Festigkeit, ob Malaret etwa beabsichtige, ihn einzuschüchtern. Malaret, der den ihm von Paris gesandten Instruktionen nicht entnehmen konnte, ob Napoleon zum Aeußersten entschlossen wäre, fühlte, daß er zu weit gegangen sei[1]). Ricasoli hielt ihm entgegen, daß Italien gebunden sei, die Waffen nicht früher niederzulegen als sein Alliierter, und er ließ sich auch durch die Vorspiege-

[1]) Vgl. die Depeschen Malarets bei Harcourt, S. 276. Näheres aus den Akten bei Sybel, Band V, S. 223 ff.

lungen des französischen Gesandten nicht täuschen, der mit viel Verwegenheit behauptete, der Kaiser sei der Zustimmung Preußens zum Abschlusse eines Waffenstillstandes sicher. Der Kaiser habe ihn belogen, brauste König Viktor Emanuel auf, als er Bernhardi von diesen Vorspiegelungen Frankreichs in Kenntnis setzte. Auf das schärfste wies der Minister des Aeußern, Visconti Venosta, im Ministerrate die Zumutung zurück, Preußen in diesem Augenblicke im Stiche zu lassen; niemals, so sagte er, werde er auf „eine solche Schweinerei" eingehen. Vergebens ließ Napoleon nochmals drohend erklären, Venetien sei französisches Eigentum und die Provinz dürfe von italienischen Truppen nicht betreten werden. Nicht früher beruhigte sich die aufgeregte öffentliche Meinung Italiens, bis General Cialdini den Befehl erhielt, den Po zu überschreiten und auf Padua loszugehen. Trotzdem ein französischer Kommissär erschien, um im Namen des Kaisers von Venedig Besitz zu ergreifen, rückten die Italiener, da das österreichische Heer unterdessen den Weg nach Norden einschlug, immer weiter in Venetien vor. Die Pariser, die kurz vorher noch stolz auf die Politik des Kaisers gewesen waren, überschütteten ihn jetzt mit Spott: Napoleon war nicht mächtig genug, um dem Bräutigam den Eintritt in die Brautkammer zu verwehren, Venetien wurde ohne Schwierigkeiten von den Italienern in Besitz genommen.

* * *

Im Hauptquartier König Wilhelms war vorerst nichts von den „patriotischen Beklemmungen" bekannt, unter denen das Kabinett Napoleons III. litt. Bis Königgrätz hatte Bismarck die französische Diplomatie hinzuhalten gewußt; aber kaum war die Schlacht geschlagen, so traf, und zwar in der Nacht zum 5. Juli, das halb drohende Telegramm des Kaisers ein, welches anzeigte, er habe die Vermittlung zwischen den Kämpfenden übernommen und er halte einen Waffenstillstand für geboten. Tief war der Eindruck dieses Schrittes im preußischen Hauptquartier. Was die Feinde Bismarcks als die notwendige Folge seiner Politik vorausgesagt hatten, schien jetzt einzutreten: Preußen war in Gefahr, zugleich an der Donau und am Rhein

für seinen Bestand kämpfen zu müssen. Die Tage nach der Schlacht von Königgrätz waren demnach für den König und seine Minister eine Zeit ernster Sorge. Die bedächtigen Männer rechneten noch immer mit der Möglichkeit eines Umschlages des Kriegsglücks [1]). Unterdessen aber schärfte Bismarck eine Waffe, die dazu dienen sollte, Oesterreich zu baldigem Nachgeben zu zwingen. Nach einer Unterredung General Klapkas mit Bismarck, die um Mitte Juni stattfand, waren mehrere seiner Offiziere nach Schlesien gereist, um Zeit und Gelegenheit für die Werbung einer Legion ungarischer Aufständischer abzuwarten. Der General selbst kehrte vorerst nach Brüssel, seinem Wohnorte, zurück. Von Bismarck gerufen, kam er am 3. Juli in Horschitz, dem Hauptquartier des Königs, an. Tags darauf empfing ihn Bismarck und teilte ihm mit, daß mit der Aufstellung einer Legion Ernst zu machen sei. Der Ministerpräsident sprach die Ueberzeugung aus, daß es noch zu ernsten Kämpfen kommen werde: nicht die Zertrümmerung Oesterreichs sei sein Ziel, dieses müsse aber zu raschem Friedensschlusse gezwungen werden. Die ungarischen Gefangenen, so wurde Klapka in Aussicht gestellt, sollten nach den schlesischen Festungen geschafft und hier seinen Werbern jeder Vorschub geleistet werden. Nach Sammlung einiger tausend Mann wollte Klapka den Einfall in Ungarn versuchen; er gedachte zu zeigen, daß die Ungarn nicht bloß Worte machten [2]).

---

[1]) Vgl. die Berichte Schneiders, des Vorlesers König Wilhelms, im „Staatsanzeiger", die später im Separatabdrucke erschienen. Auch aus seinem Buche „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms" (I, S. 255) geht hervor, daß man damals im Hauptquartier noch oft von unglücklichen Chancen sprach.

[2]) Einige Tage später empfing Bismarck einen der Gefährten Klapkas, den Grafen Seherr-Thoß, durch den er, wie (Band I, 2. Buch) erzählt wurde, früher schon die Verbindung mit den ungarischen Emigranten aufrecht hielt. Seherr-Thoß zog sich dann eine zeitlang von ihm zurück, da er Bismarck mißtraute Zu ihm sagte der Minister jetzt: „Sie haben mich auch für einen Junker, einen Reaktionär gehalten. Der Schein trügt. Beim Könige wurde ich von allen Seiten als verkappter Demokrat verdächtigt. Ich konnte sein volles Vertrauen nur gewinnen, indem ich zeigte, daß ich auch vor der Kammer nicht zurückschrecke, um die Armeereorganisation durchzuführen, ohne welche der Krieg unmöglich und selbst die Sicherheit des Staates gefährdet war. Dieser Kampf kostet mich jedoch meine Nerven, meine Lebenskraft! Aber besiegt habe ich alle! alle!" rief er in prächtigem Zorn, mit der Hand heftig auf den Tisch schlagend, und nannte drei weibliche Namen, deren Trägerinnen ihm besonders viel Aergernis bereitet zu haben scheinen.

Die Ausnützung des Sieges von Königgrätz ging in den ersten Tagen nicht energisch vor sich; weder am Abend des 3. Juli noch in den nächsten zwei Tagen kam es irgendwo zur Verfolgung des Feindes. Nicht bloß die Masse der Infanterie, auch die gesamte Reiterei blieb vorerst diesseits der Elbe, und so entging es den Preußen, wie hart das österreichische Heer durch die Niederlage hergenommen war. Erst am 5. Juli überschritten ihre Vortruppen die Elbe, die Masse des Heeres folgte am nächsten Tage. Man war überrascht, daß die Oesterreicher keine Miene machten, mit der Nachhut die Elbelinie zu verteidigen; nur mit Vorsicht wurde der Fluß überschritten. Damit gewannen die Oesterreicher einen Vorsprung von zwei Tagen. So wenig klar war man sich über die Verluste des besiegten Heeres, daß erst Lieutenant Wrangel am Nachmittag des 4. Juli beim Ritte gegen Königgrätz den Wust von zerbrochenen Wagen und gestürzten Kanonen zu Gesicht bekam, der sich bei der Flucht der Oesterreicher vor den Wällen aufgehäuft hatte. Auf eigene Faust forderte Wrangel die Festung zur Uebergabe auf. Dies wie das spätere Eingreifen des Kronprinzen blieb jedoch ohne Erfolg. Das einzige, was von der Armeeleitung sogleich nach dem Siege verfügt wurde, war die Besitznahme von Prag mit seinen reichen Hilfsmitteln.

Erst die genaueren Meldungen der ausgesandten Vortruppen zeigten dem preußischen Hauptquartier, daß das österreichische Heer das Schlachtfeld in voller Auflösung verlassen hatte. Nun galt es, entscheidende Maßregeln zu treffen zur Ausnützung des Sieges. In dem am 6. Juli gefaßten Plane fand die preußische Heerführung die Sicherheit des Entschlusses wieder. Moltke schlug dem Könige den unverzüglichen Marsch gegen Wien vor. Allerdings konnte das Heer Benedeks, welches gegen Osten, nach Olmütz ausgewichen war, nicht unberücksichtigt bleiben. Deshalb wurde die preußische Armee geteilt: der Kronprinz wurde mit seinem Heere Benedek nachgesendet und sollte ihm bis Olmütz auf den Fersen bleiben, die Armee des Prinzen Friedrich Karl aber und die Elbearmee hatten sofort die Straßen nach Wien einzuschlagen. Es verstimmte den Prinzen Friedrich Karl tief, wie der Herzog von Koburg berichtet, daß sein Heer

in der Schlacht bei Königgrätz nahezu unthätig bleiben mußte und daß sein Vetter die Lorbeeren des Tages geerntet hatte; nun winkte ihm die Möglichkeit, den entscheidenden Schlag an der Donau zu führen. Diese Trennung der Heere war nicht ganz gefahrlos, wofern die österreichische Armee noch fähig war, zum Angriffe überzugehen; denn das Heer Benedeks war an Zahl dem Kronprinzen namhaft überlegen. Der Kronprinz sollte, falls er zurückweichen mußte, den Rückzug gegen Schlesien, und zwar zur Grafschaft Glatz nehmen; dann konnte ihm das Heer des Prinzen Friedrich Karl zu Hilfe kommen und die Oesterreicher gerieten somit zwischen zwei Feuer. Es ist dies ein Plan zur Umfassung und Einschließung des Feindes, wie er im französischen Kriege zweimal durchgeführt wurde und seine Vernichtung zur Folge hatte. Wohl stand Benedek damit zwischen beiden Heeren und hatte den Vorteil der inneren Linien für sich. Aber das moralische Uebergewicht war bei den Preußen, und es war in diesem Zeitpunkte höchstens noch mit vereinzelten Erfolgen der Oesterreicher zu rechnen. Der Vormarsch der preußischen Armeen, am 7. Juli beginnend, erfolgte mit einer Schnelligkeit, die in Europa Staunen erregte, und es fehlte im Hauptquartier nicht an Stimmen, die es bedenklich fanden, daß das Heer ohne Rücksicht auf die durch Napoleon bedrohten Rheinlande in das Herz der österreichischen Monarchie eindringe. Aber Moltke und Bismarck dachten anders, denn je näher sie Wien kamen, desto höher konnte der endgültige Siegespreis sein. Nur mußte es Bismarck verstehen, Napoleon auch jetzt noch hinzuhalten und ihm die militärische Einmischung als überflüssig und gefährlich erscheinen zu lassen. Deshalb wurde das Telegramm Napoleons vom 5. Juli sofort in verbindlichen Wendungen beantwortet. Noch an demselben Tage erklärte König Wilhelm, daß Preußen die Vermittlung Napoleons annehme. Zugleich stellte der König nähere Mitteilungen über die Bedingungen in Aussicht, unter denen er, Italiens Zustimmung vorausgesetzt, Waffenstillstand bewilligen könne. Napoleon fühlte sich, während ihm aus Italien unwillkommene Meldungen von dem Trotze des jungen Königreiches zukamen, durch das kluge Entgegenkommen Preußens besänftigt. Am

7. Juli sendete König Wilhelm dann von Pardubitz aus den Prinzen Reuß nach Paris, um den Kaiser über die Höhe seiner Ansprüche zu beruhigen. Prinz Reuß hatte zu begründen, weshalb Preußen nicht sofort Waffenstillstand schließe: es müsse zuerst wissen, was Oesterreich beim Friedensschlusse bewilligen werde, sonst seien die Früchte des Sieges in Frage gestellt. Als Ziele Preußens wurden im allgemeinen bezeichnet: Austritt Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde und Vergrößerung Preußens in Norddeutschland zur Verbindung seiner getrennten Gebietsteile.

Damit konnte sich Frankreich immerhin befreunden, so daß jetzt auch Raum gegeben war für die Einwirkung des Botschafters Grafen v. d. Goltz auf den Kaiser. Und selten erfüllte ein Diplomat seine Aufgabe gewandter und glücklicher als er. Noch am 8. Juli mußte er besorgt an Bismarck melden, daß Drouyn de Lhuys in jeder Weise gegen Preußen schüre und vereint mit Metternich die offene Unterstützung Oesterreichs verlange. Die Lage war kritisch. Dann liefen von Tag zu Tag günstigere Nachrichten aus Paris ein, aber nie schwand bis zum letzten Augenblicke die Sorge vor einer bewaffneten Intervention Frankreichs; von der Mitte des Juli an gewannen indessen der König und Bismarck die Ueberzeugung von der tastenden Unsicherheit Napoleons und seiner schier fatalistischen Ergebung in die Wendung der Dinge.

Die Schwäche der Politik Napoleons kann nur durch die schwere, seinen Körper und seine Entschlußkraft lähmende Krankheit erklärt werden. Von allen Seiten stürmten Ratschläge auf ihn ein. Die öffentliche Meinung Frankreichs forderte, man solle Preußen in seinem Siegeslaufe Halt gebieten. Er selbst wandte sich fragend und forschend an jedermann, der in diesen Tagen nach St. Cloud kam. Fürst Metternich und mehr noch seine geistreiche Frau ließen es an nichts fehlen, ihn zu Rüstungen zu Gunsten Oesterreichs zu bewegen; die Fürstin rührte die Kaiserin zu Thränen durch ihre Schilderungen des unglücklichen Schicksals Kaiser Franz Josephs. Auf der anderen Seite war Goltz unaufhörlich bemüht, dem französischen Herrscherpaare die Ueberzeugung beizubringen, das siegreiche Preußen werde die

Ehrliebe Napoleons und Frankreichs niemals verletzen [1]). Aber Goltz fand die Kaiserin auf seiten Oesterreichs. Als sie ihn am 9. Juli empfing, überhäufte sie ihn mit Vorwürfen über den Uebermut, den Preußen als Sieger zeige; er war betroffen über die Feindseligkeit, mit der sie ihn behandelte. Indessen blieb seine Entgegnung nicht ohne Wirkung. Dieser kluge Mann mit den häßlichen Gesichtszügen, dem rotblonden Haar, den kleinen durchdringenden Augen hatte für den Kaiser stets eine achtungsvolle Ergebenheit, für die Kaiserin eine geradezu leidenschaftliche Verehrung geäußert, die der schönen Frau schmeichelte und das allgemeine Hofgespräch bildete. Er verstand es auch dadurch, sich am Hofe Gehör zu verschaffen, weil er zuweilen über die waghalsige Politik Bismarcks tadelnde Worte fallen ließ und andeutete, daß er dereinst berufen sein könnte, die Fehler des Ministers als sein Nachfolger gutzumachen. In solchem Sinne erklärte er in diesen Tagen Napoleon mit vieler Gewandtheit, daß er persönlich die Ansprüche Frankreichs auf eine Gebietserweiterung für gerechtfertigt halte. So verbreitete er über die preußischen Absichten eine für den Kaiser angenehme Dämmerung.

Bei der Kaiserin fand Goltz keine Stütze, um so mehr beim Prinzen Napoleon, bei Rouher und La Valette. So dauerte am Hofe der die Sache des Landes aufs tiefste schädigende Parteikampf fort. Es grenzt an Konspiration, wie die Gegner des geschäftsführenden Ministers Drouyn de Lhuys mit Goltz und dem italienischen Gesandten wider ihn zusammenstanden. Sie führten die Sache der Verbündeten beim Kaiser, sie unterrichteten Goltz, bevor er bei Napoleon Audienz nahm, über die Stimmung des Kaisers, über den Widerstand, den sie dem Minister des Aeußern im Kabinett leisteten. Die Sentimentalität, mit welcher sich Prinz Napoleon des Schoßkindes der französischen Politik, Italiens, annahm, war geradezu unfranzösisch. Es war Selbsttäuschung, wenn er und Kaiser

[1]) Ueber die Thätigkeit Goltz' und die Vorgänge am Hofe Napoleons brachte erst Sybel durch die Benützung des preußischen Staatsarchivs volles Licht. Dieser Abschnitt seines Werkes ist eine wichtige Bereicherung der Kenntnis der neueren Geschichte. Doch muß die obige Darstellung von seiner Auffassung vielfach abweichen.

Napoleon von der italienischen Nation Dankbarkeit für diese Schonung erhofften, da ein Volk sich schließlich, wenn seine Lebensbedingungen es fordern, auch gegen seine Befreier wenden muß. Die Briefe, die Prinz Napoleon am 12. und am 14. Juli an den Kaiser richtete[1]), zeigen die Verzerrung richtiger Gedanken zum Ideologischen. Denn der Prinz erkannte zwar ganz richtig die Notwendigkeit der Bildung eines deutschen und eines italienischen Einheitsstaates, aber er übertrieb die Schätzung des Nationalitätenprinzips und nannte in diesem Zusammenhange Oesterreich einen „Kadaver", mit dem Frankreich sich nicht verbinden dürfe. Diese Konsequenzmacherei verrückte die Thatsachen, die Gegner Oesterreichs unterschätzten eben die Lebenskraft dieses Staates. Drouyn hielt es dagegen nicht an der Zeit, Oesterreich gerade jetzt einen „Tendenzprozeß" wegen der von ihm vertretenen veralteten Grundsätze zu machen. Und wenn sich auch Rouher, der ein positiver Kopf war, solcher Uebertreibungen nicht schuldig machte, so glaubte doch auch er durch friedliche Aussprache mit Preußen ein kleines Stückchen deutschen Bodens, jedenfalls aber belgisches Gebiet für Frankreich gewinnen zu können. Kaiser Napoleon hegte Achtung vor der Kraft und Bildung des deutschen Volkes; „es ist die Rasse der Zukunft", soll er mehr als einmal gesagt haben. Wenn Napoleon III. die Kraft besessen hätte, die französische Politik nach seinen eigenen Ideen zu lenken, so wäre er dem Entscheidungskampfe mit Deutschland ausgewichen. Aber die Eitelkeit der Franzosen forderte von ihm eine Vergrößerung des Landes. So kam er auf den Gedanken, kraft des Nationalitätenprinzips, das er anerkannte, die Entschädigung Frankreichs in Belgien zu suchen. Rätselhaft ist nur, warum er mit diesen Forderungen an Preußen erst herantrat, als der Waffenstillstand mit Oesterreich bereits abgeschlossen war. Kam er erst damals zur Erkenntnis, daß seine Dynastie ohne neue Eroberungen bedroht sei? Oder wollte er Preußen zuerst durch gute Dienste verpflichten? Wahrscheinlich das letztere. Ihm entging

[1]) Diese und andere Dokumente wurden nach dem Sturze des Kaiserreichs abgedruckt in den „Papiers et correspondances de la famille impériale" (Paris 1871). Danach auch im Anhange bei Rothan u. a. O.

aber, daß die ehern einherschreitende Politik Bismarcks sich auf die veraltete Schuld einer zweifelhaften Dankbarkeit nicht mehr besinnen werde. Auch war er gerade in diesen Tagen von dem schmerzlichen Leiden heimgesucht, das auch seinen Geist tief niederdrückte. So verlor er nicht bloß die Klarheit des Urteils, sondern auch, was in seiner Lage als Usurpator fast ebenso wichtig war, die Würde der Haltung. Er wies Drouyns Drängen ein zweites Mal und jetzt endgültig zurück: in den Beratungen und Gesprächen mit seinen Ministern trat die Krisis ein. „Das ganze System des 4. Juli," sagte Napoleon, „hat auf einer Täuschung beruht; wir müssen eilen, es zu verlassen." Am 10. und 11. Juli trat diese Wendung ein. In der darauf folgenden Unterhandlung mit den Gesandten Preußens und Oesterreichs gestand er mit unbegreiflicher Schwäche, er sei ohnmächtig, in die Geschicke Europas kraftvoll einzugreifen.

Die Nacht nach der Schlacht von Königgrätz verstrich dem österreichischen Heere schreckensvoll. In Feld und Wald lagerten die Abteilungen bunt und ohne Ordnung durcheinander. Spät warfen sich die ermatteten Truppen zur Nachtruhe nieder. Die einzelnen Abteilungen schossen ihre geladenen Gewehre aus, und das fortwährende, fast die ganze Nacht hindurch andauernde Knattern des Kleingewehrfeuers schreckte die nächsten Truppen immer wieder aus der Ruhe und verursachte mehr als einmal bange Flucht. Zum Glücke drängten die Preußen nirgends nach. So atmete das Heer am nächsten Tage auf, und sogleich ging der Generalstab an seine Pflicht, die Armee wieder notdürftig zu ordnen und zu sammeln. Dies gelang am 4. und 5. Juli, und im ganzen und großen wurden die vorgeschriebenen Dispositionen eingehalten. Doch wurde der Marsch vielfach durch den Train gehemmt und die meisten Abteilungen zogen ohne taktische Ordnung dahin, viele Soldaten entbehrten der Waffen, die sie auf der Flucht weggeworfen hatten. Indessen gab es auch Ausnahmen, und volle Anerkennung fand die stramme Haltung der Sachsen; diese Truppen marschierten so fest gefügt wie am

Tage vor der Schlacht, in der die Sachsen freilich die geringsten Verluste erlitten hatten. Auch sonst bewahrte das Heer in dieser Verwirrung die Manneszucht, welche die vielsprachigen Soldaten der Monarchie zu einem Ganzen vereinigt. Der Berichterstatter der „Times" fand es bemerkenswert, wie hungrige Soldaten verschiedener Volksstämme mit den Landleuten in aller Ordnung um Lebensmittel feilschten, deren sie dringend bedurften. Nichts war zu bemerken von einer Auflösung aller Bande der Ordnung, wie sie sich bei den geschlagenen französischen Heeren von 1870 zum Schrecken ihrer Offiziere und der Bevölkerung zeigte.

Am 4. Juli sandte Benedek, um einen Waffenstillstand zu erreichen, den Freiherrn von Gablenz in das Hauptquartier des Königs nach Horschitz. Da Gablenz keine Vollmacht zum Abschlusse besaß, wurde nicht mit ihm verhandelt, er erhielt bloß die Auskunft, der König sei bereit, den Oesterreichern gegen Uebergabe der Festungen Königgrätz, Josephstadt und Theresienstadt einen dreitägigen Waffenstillstand zu bewilligen. Am nächsten Tage traf Graf Mensdorff, vom Kaiser gesandt, im österreichischen Hauptquartier ein. „Mensdorffs Nähe," schreibt Roon am 8. Juli an seine Gemahlin, „deutet darauf hin, daß man unterhandeln und die Geneigtheit zu einer Konferenz mit Bismarck anschaulich machen will. Wir aber sind sehr spröde und thun, als merkten wir es nicht. Die französische Vermittlungswolke für eine wetterschwangere zu halten, überlassen wir Liebhabern ängstlicher Vorstellungen aus dem Geschlechte derer v. Piepmaier. Ich rechne, daß wir in vierzehn Tagen mit 130 000 Mann vor den Thoren von Wien stehen werden." Mensdorff nahm die Unterhandlungen wieder auf und Gablenz erhielt den Auftrag, die Uebergabe der drei Festungen gegen freien Abzug der Besatzung und Schonung des Kriegsmaterials zuzusagen, wofern ein achtwöchentlicher Waffenstillstand bewilligt werde. Auf diese Bedingungen konnte das preußische Hauptquartier nicht eingehen, denn man war hier bereits in Kenntnis von der Abberufung der Südarmee an die Donau und man durfte dem Erzherzog Albrecht nicht Zeit lassen, sein Heer heranzuziehen und mit der Nordarmee zu vereinigen. Gablenz

wurde deshalb nicht zum Könige vorgelassen und Moltke bezeichnete in seinem Auftrage den Vorschlag als unannehmbar.

Mensdorff, dem schon vor dem Kriege das Schicksal zu teil geworden war, daß seine Ratschläge nie gehört wurden, erkannte, daß das Heer in seinem gegenwärtigen Zustande nicht in der Lage sein werde, sich in dem befestigten Lager von Olmütz so weit zu sammeln, um dem Feinde wieder entgegentreten zu können. Er suchte deshalb Benedek zu bewegen, nicht nach Südosten gegen Olmütz auszuweichen, sondern das Heer unmittelbar nach Wien zur Verteidigung der Hauptstadt zu führen. Aber Benedek hielt dies für unmöglich, da er fürchtete, daß sich die Armee auf dem dreißig Meilen langen Wege vollständig auflösen werde; man müsse sie vielmehr irgendwo früher ordnen und mit Proviant und Munition versehen. Die Entfernung nach Olmütz nun ist etwas mehr als halb so groß wie die nach Wien. Indessen freilich war das Abbiegen nach dieser Festung nur dann von Wert, wenn man hoffen konnte, in Olmütz standzuhalten, sonst verzögerte man durch das Ausweichen nach Südosten den zuletzt doch notwendigen Rückzug hinter die Donau. Endlich vereinbarte man folgendes: sechs österreichische Infanteriecorps und die Sachsen sollten den Rückzug nach Olmütz fortsetzen, durch die Kavalleriedivision Thurn und Taxis gedeckt; ein Corps, das 10., wurde unmittelbar mittels Eisenbahn nach Wien gesendet, um die Schanzen nördlich von der Stadt zu besetzen; vier Kavalleriedivisionen hatten sich auf dem nächsten Wege langsam gegen Wien zurückzuziehen und dabei die nachdrängenden Preußen möglichst aufzuhalten. In dieser Weise bewegten sich in den nächsten Tagen die österreichischen Heerhaufen. Ihnen rückten die preußischen Armeen nach, so zwar, daß das Heer des Kronprinzen Benedek nach Olmütz folgte, während die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die Elbearmee unter General Herwarth über Brünn und Iglau unmittelbar auf Wien losrückten.

Die anfänglich langsame Verfolgung durch die preußische Armee brachte es mit sich, daß diese zwei Tage lang die Fühlung mit den Oesterreichern verlor. Erst am 7. Juli wurde, wie bereits erzählt, der preußische Vormarsch mit voller Kraft

aufgenommen. Die Reiterpatrouillen der Oesterreicher, welche die Nachhut der Nordarmee bildeten, schwärmten aus, beobachteten den Marsch der Preußen, entzogen sich aber jedem Angriffe. Ihnen auf den Fersen war die preußische Kavalleriedivision Hartmann. Bisher hatte die Kavallerie der Sieger infolge ihrer wenig zweckmäßigen Verwendung nicht die erwarteten Dienste geleistet. Hartmann wollte das Versäumnis nachholen. Er sammelte eine Abteilung von 700 Reitern aus den bestberittenen Leuten verschiedener Regimenter und einiges Feldgeschütz; diese Schar unter Oberstlieutenant Barnekow hatte in scharfem Ritte den Oesterreichern nachzusetzen. Noch am 7. Juli um 8½ Uhr abends erblickten sie die Wachtfeuer der Sachsen und Oesterreicher bei Zwittau. Zum Unglück hatten die Sachsen keine Vorposten aufgestellt, und so genügten einige Kanonenschüsse, um in dem ruhig lagernden Kolonnenmagazin und in dem Train eine furchtbare Verwirrung hervorzurufen; die Bedeckung des Trains wurde von den preußischen Reitern gefangen genommen. Wohl nötigte rasch aufgebotene Infanterie die Reiter zum Rückzuge; aber die beiden aufgeschreckten Corps mußten, eines Ueberfalles gewärtig, die ganze Nacht unter Waffen bleiben. Als Barnekow am nächsten Tage auf die Oesterreicher stieß, war er weniger glücklich. Bei Abtsdorf stellte sich ihm das 6. Ulanenregiment entgegen und warf seine Vorhut in scharfem Zusammenstoße auf das Gros zurück. Ebenso wurde der Vormarsch der preußischen Kavalleriebrigade Witzleben von der Nachhut der Division Thurn und Taxis bei Rudelsdorf aufgehalten. So hatten die Oesterreicher dank ihrer trefflichen Reiterei Ruhe; Steinmetz war ganz ergrimmt darüber, daß die beiden Unfälle seine Kavallerie „entmutigt und zaghaft" gemacht hätten. Die Oesterreicher konnten nun ihren Rückzug unbelästigt fortsetzen, zumal da ihre Kavallerie unermüdlich den beschwerlichen Nachtrabsdienst besorgte. Im Laufe des 11. Juli endlich war das österreichische Heer im Lager um Olmütz versammelt. Die Division Thurn und Taxis erhielt die Aufgabe, den Vorpostendienst gegen Norden zu übernehmen und fleißig bis nach Schlesien hin zu rekognoszieren. Sie schickte ihre Patrouillen so weit als möglich vorwärts

und störte den Postdienst zwischen der Armee des Kronprinzen und Schlesien. Bei Grulich gelang es ihren Reitern am 11. Juli, eine preußische Post abzufangen, aus deren Briefschaften Benedek erfuhr, daß nur die Armee des Kronprinzen ihm folge, während die Hauptmacht der Preußen auf Wien vorrücke[1]).

Dieselbe Aufgabe wie Thurn und Taxis gegen die Armee des Kronprinzen hatten die übrigen vier Kavalleriedivisionen gegen die des Prinzen Friedrich Karl zu lösen. Sie maßen sich in scharfen Scharmützeln bei Saar und Tischnowitz mit der nachdrängenden feindlichen Reiterei und zogen sich am 12. Juli hinter die Thaya zurück, den Grenzfluß zwischen Mähren und Niederösterreich.

* * *

Die Nachrichten, welche aus Paris in Wien anlangten, lauteten immer niederschlagender, so daß Oesterreich somit auf seine eigene Kraft angewiesen war. Auf dem Heere des Erzherzogs Albrecht beruhte die letzte Hoffnung des Staates. Der Erzherzog wurde am 10. Juli zum Oberbefehlshaber aller Truppen der Monarchie ernannt, und von da an kam ein einheitlicher fester Zug in die Bewegungen der Armeen in Nord und Süd. Der Erzherzog beschloß, die ganze vorhandene Heeresmacht hinter der Donau zu wirksamer Verteidigung des Stromes und der Hauptstadt zu versammeln. Schon am 9. Juli telegraphierte er dem Kaiser, es sei richtiger, die Armee Benedeks sofort gegen Wien ziehen zu lassen, um sie mit der Südarmee zu vereinigen. Hätte Frankreich seine Zusage erfüllt und Italien veranlaßt, am Po Halt zu machen, so hätte die gesamte österreichische Feldarmee in Italien gegen Norden gezogen werden können; so aber konnte man bloß 57 000 Mann dahin aufbieten.

Indessen drangen auch die Preußen nach der ersten Zögerung rüstig auf Wien vor. Dieser rasche Vormarsch hatte allerdings zur Folge, daß Magazine und Proviant nicht nach-

[1]) Bei dieser Gelegenheit wurde der später zu besprechende Brief Blumenthals an seine Gemahlin von den Oesterreichern aufgefangen.

folgen konnten; die Verpflegung der Truppen fand unter großen Schwierigkeiten statt; das eroberte Land mußte die Bedürfnisse der Sieger befriedigen. Durch die persönliche Berührung der preußischen Offiziere und Mannschaften mit den Bewohnern Böhmens und Mährens wurden indessen viele Vorurteile zerstört, die noch aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges gegen die Preußen herrschten[1]). Freilich brachten diese einen furchtbaren Gast mit. Am 9. Juli trat die Cholera in der Armee des Kronprinzen auf und verbreitete sich mit unheimlicher Schnelligkeit im Heere. Am 12. Juli besetzte Prinz Friedrich Karl Brünn, und tags darauf wurde das Hauptquartier des Königs dahin verlegt. Bürgermeister der Stadt war Karl Giskra, der Umgebung des Königs noch als Demokrat aus dem Jahre 1848 bekannt. Man war somit überrascht, einen Mann zu finden, dessen Umsicht und genaue Kenntnis der Verwaltung sowohl der Stadt wie dem Heere die größten Dienste leistete; die Beziehungen zwischen den Truppen und der Bevölkerung wurden musterhaft geordnet. In seiner Ansprache beim Einzuge des Königs hatte Giskra die treue Anhänglichkeit der Stadt an den Kaiser von Oesterreich betont, doch die unabweisliche Förderung der Bedürfnisse der Truppen in Aussicht gestellt. Der König sagte der Stadt Schonung zu, verband das jedoch mit einem scharfen Ausfalle gegen Kaiser Franz Joseph, durch den er, wie er behauptete, zum Kriege gezwungen worden sei.

Unterdessen drang der rechte Flügel des preußischen Heeres, die Elbearmee, über Iglau bis an die niederösterreichische Grenze vor und erreichte am 13. Juli den Grenzfluß, die Thaya. Znaim wurde besetzt, und die den Rückzug deckenden österreichischen Reiter nahmen hinter dem Flusse ihre beobachtende Aufstellung. Ein

[1]) Bismarck schrieb am 9. Juli aus Hohenmauth an seine Gemahlin: „Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein.“ In den damals von den Preußen besetzten Gegenden wird mit Anerkennung von der guten Haltung der Soldaten gesprochen.

wichtiger Abschnitt war damit erreicht. Die Truppen aber waren durch die starken Märsche sehr ermüdet. Dem Heere des Prinzen Friedrich Karl wurden deshalb am 13. und 14. Juli Ruhetage gegeben; am 15. sollte der Vormarsch wieder beginnen.

Während dieser Zeit hielt Benedek sein Heer bei Olmütz vereinigt und gönnte den ermüdeten Truppen einige Tage Rast. Die Abteilungen wurden geordnet und, soweit es notwendig war, aufs neue mit Waffen versehen. Er that alles, den Mut der Seinigen aufzurichten. Wieder hörte man von ihm die halb kecken, halb platten Soldatenwitze, die dem ehemals siegreichen General so gut gestanden hatten; jetzt freilich schienen sie seinen Offizieren schal und übel angebracht, da sie ihnen, wenn auch mit Unrecht, als Zeichen von Indolenz und Gleichgültigkeit erschienen. Von dem aber, was in seinem Innern vorging, wußten nur wenige; seiner Gattin eröffnete er sein ganzes Herz und aus den Briefen an sie atmet die edle Gesinnung, zu der er sich in seinem Unglück erhob. In dem Schreiben vom 13. Juli bittet er sie, nicht zu herb über Clam-Gallas und die anderen Generäle seiner Armee zu urteilen, erwähnt, wie ihm das Kommando der Nordarmee förmlich gegen seinen Willen aufgedrungen worden sei, und sagt dann: „Nach allem bisher Geschehenen bleibt mir — im Einklang mit meiner Gesinnung, Herz, Charakter und unbedingter Ergebenheit für meinen armen, schwergeprüften Kaiser — nichts anderes übrig, als mit Bescheidenheit und Seelenruhe das Verdammungsurteil der schriftstellerischen und der redenden Welt schweigend hinzunehmen. Will niemand anklagen, will mich gar nicht verteidigen, will nichts schreiben, will nichts reden zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung: nur meinem Kaiser werde ich, wenn ich noch dazu komme und er es wünscht, alles, alles sagen, was ich weiß und glaube. Bin mit mir, mit meinem Gewissen und mit meinem Herrgott im reinen; bin ein recht Gott ergebener Soldat."

Am liebsten wäre es Benedek gewesen, mit seinen sieben Corps in Olmütz bleiben zu dürfen; gleichzeitig hätte Erzherzog Albrecht mit etwa vier Corps Wien decken sollen; von diesen zwei

Punkten aus sollte man, so meinte er, dem Feinde die Spitze bieten. Deshalb erhob er mit Zustimmung des Kronprinzen von Sachsen in Wien Vorstellungen gegen den Befehl, an die Donau abzurücken. Er wendete ein, sein Heer sei durch den Marsch nach Olmütz erschöpft und werde durch den weiteren Rückzug noch mehr leiden, denn nur ein kleiner Teil der Armee könne mittels Eisenbahn abgesendet werden. Aber die Befehle aus Wien lauteten ganz bestimmt, er hatte unweigerlich zu gehorchen. So sandte er denn zwischen dem 11. und 15. Juli das 3. Corps sowie die Sachsen auf der Eisenbahn nach Wien. Aber nur das 3. Corps konnte die Bahn noch ungefährdet benützen, denn im preußischen Lager war man darauf bedacht, den Eisenbahntransport zu verhindern. Am 15. Juli wurde von hier aus eine Abteilung Reiter in Eilmärschen gegen die Bahnstrecke geschickt, welche sich von Olmütz längs der March nach Wien hinzieht. Bei der Station Göding erreichten die preußischen Reiter das Geleise, rissen die Schienen auf und sahen, kaum mit der Arbeit fertig, bereits einen Transportzug heranrollen. Dieser war indessen rechtzeitig gewarnt worden und eilte wieder gegen Olmütz zurück. Es war ein Teil der Sachsen, deren Armeecorps durch das rasche Eingreifen der Preußen getrennt wurde; ein Teil war auf der Eisenbahn bereits nach Wien abgegangen, der andere blieb mit der Nordarmee vereinigt. Benedek setzte sich indessen mit der Hauptmacht seiner Truppen in Bewegung, um längs der March auf Fußmärschen Wien zu erreichen. Aber durch seinen dreitägigen Aufenthalt in Olmütz war die Ausführung seines Planes erschwert worden; auch übertraf die Schnelligkeit des Vormarsches der Preußen wieder seine Voraussetzungen. Sein Heer wurde, wie wir wissen, von der Armee des Kronprinzen beobachtet, der ursprünglich nordwestlich von Olmütz zwischen den Oesterreichern und der Grafschaft Glatz stand. Der Generalstabschef des Kronprinzen, Blumenthal, fand jedoch, daß diese von Moltke vorgeschriebene Stellung allzu vorsichtig gewählt war. Auf seinen Rat rückte der Kronprinz den Oesterreichern härter an den Leib und verlegte sein Heer südlich von der Festung, so daß es den Abmarsch der Oesterreicher längs der March beobachten und selbst stören

konnte. Moltke gab zu dieſer ſtrategiſch wichtigen Bewegung ſeine Zuſtimmung, denn es war jetzt klar, daß die Oeſterreicher nicht mehr die Schlagkraft zum Angriffe auf den Kronprinzen beſaßen. Als Benedek nun von Olmütz aufbrach, mußte er gleich eine kurze Strecke ſüdlich von der Feſtung an der Armee des Kronprinzen vorbeimarſchieren. War ſelbſt dies gelungen, ſo ſtieß er bereits zwei bis drei Tagemärſche ſüdlicher auf die Spitzen der Armee des Prinzen Friedrich Karl, die, wie erwähnt, die March bei Göding erreicht hatten. Nur unter Kämpfen und ſchweren Verluſten konnte alſo die Nordarmee, wenn ſie ihren Marſch durch Mähren fortſetzte, nach Wien gelangen. Darauf machte Erzherzog Albrecht den Feldzeugmeiſter am 13. Juli telegraphiſch aufmerkſam und ſchärfte ihm ein, es komme alles darauf an, die Nordarmee ſo vollſtändig als möglich an die Donau zu verſetzen. Der Erzherzog wünſchte, Benedek ſolle lieber, bevor er ſich Verluſten ausſetze, nach Ungarn ausweichen und im Waagthal auf Preßburg losmarſchieren, um auf dieſem Umwege ſeine Vereinigung mit den Truppen an der Donau zu vollziehen. Aber Benedek wollte ſein Glück nochmals verſuchen; ſollte es ihn ganz im Stiche gelaſſen haben? Um ſechs bis acht Tage mußte ſich ſein Marſch verzögern, wenn er den Rückmarſch über Ungarn wählte, und er fürchtete, zur Entſcheidungsſchlacht an der Donau und zur Rettung Wiens zu ſpät zu kommen. So beſchloß er denn, an den zwei feindlichen Heeren vorüberzuziehen, ein Wagnis, das nur gegenüber einem weniger wachſamen und weniger energiſchen Feinde hätte gelingen können.

Gefecht von Tobitſchau.

In drei getrennten Kolonnen, welche ſich Tag um Tag folgen ſollten, wurde der Marſch der Oeſterreicher angetreten. Am 14. Juli brachen zuerſt das 4. und das 2. Corps aus dem Lager von Olmütz auf und zogen gegen Süden ab. Dieſe Truppen kamen noch glücklich, wenn auch unter kleinen Scharmützeln, an der Armee des Kronprinzen vorbei. Die preußiſche Kavallerie brach an einigen Stellen gegen die Oeſterreicher vor;

einer dieser Angriffe wurde von einer kleinen Schar des 64. Regiments bei Biskupitz aufs ehrenvollste zurückgewiesen. Aber die Reiter des Kronprinzen, unter General Hartmann stehend, erblickten vorauslugend große Staubwolken, die längs der March aufstiegen und den Abmarsch der Oesterreicher bezeichneten. Das war ein Zeichen, daß die Nordarmee nach Süden aufgebrochen sei. Als dem Kronprinzen diese Meldung erstattet wurde, befahl er dem General v. Bonin, eine Brigade seines Corps den Oesterreichern entgegen zu werfen und den Marsch ihrer nächsten Kolonne zu stören; die Brigade Malotki gemeinsam mit der Kavalleriedivision Hartmann hatte diese Aufgabe zu lösen.

Am nächsten Tage nun, am 15. Juli, rückte die zweite Staffel der Oesterreicher aus Olmütz heraus. Ihr standen zwei Straßen, die eine rechts, die andere links von der March, zur Verfügung. Um seine Marschkolonne nicht stundenlang auszudehnen, ließ Benedek beide Wege benützen, obwohl es bereits gefährlich war, westlich von der March, also bloß zwei Meilen von der Spitze des feindlichen Heeres entfernt, an diesem vorüberzuziehen. Auf der gefährlicheren Straße, am rechten Ufer, marschierte das 8. Corps, dessen Oberbefehl wieder Erzherzog Leopold übernommen hatte, der drei Tage vorher zur Armee zurückgekehrt war; und mit diesem marschierte Benedek samt seinem Stabe; das 1. Corps zog auf der Straße östlich von der March dahin. Die Kavalleriedivision Prinz Thurn und Taxis erhielt den Auftrag, frühzeitig aufzubrechen, um bei einem feindlichen Angriffe bei der Hand zu sein. Aber da diesen Reitertruppen nur die Nachhut und nicht auch die Deckung des Marsches des Heeres an dessen Flanke vorgeschrieben wurde, so war der Prinz im entscheidenden Augenblicke nicht zur Stelle[1]). So zogen in der Frühe dieses Tages auf dem rechten Marchufer zuerst einige Eskadronen Ulanen, hierauf die Brigade Rothkirch und weiter die Artillerie des 8. Corps. Die übrigen Brigaden des Corps folgten in größerer Entfernung. Die Ulanen waren vorbei, als die Preußen unversehens zur Stelle

[1]) „Oesterreichs Kämpfe" IV, S. 98. Die Rechtfertigung des Prinzen Thurn und Taxis durch einen Aufsatz des Prinzen Windischgrätz in der „Oesterr. militär. Zeitschrift" 1869, III, S. 58. Vgl. auch Lettow II, S. 612.

kamen. Die Brigade Rothkirch hatte im bisherigen Verlaufe des Krieges die Grenzen von Oesterreichisch-Schlesien gedeckt und war die einzige der Nordarmee, welche noch nicht im Feuer gestanden war. Sie wurde jetzt bei Tobitschau vom Angriffe der Preußen ereilt. Die Brigade Malotki und rechts von ihr General Hartmann mit 16 Eskadronen schritten sofort zur Attake. Mutig warfen sich Abteilungen Rothkirchs den Preußen entgegen und hielten sie einige Zeit von der Straße ferne. Aber dem mörderischen Feuer des Zündnadelgewehres konnte die Infanterie der Oesterreicher nicht standhalten und sie zog sich über die March zurück. Um diese Truppen zu schützen, befahl Benedek, der zur Stelle war, die Corpsgeschütze, 20 Kanonen, aufzufahren und sie ins Feuer zu setzen. Sie standen den preußischen Kürassieren gegenüber, lediglich von schwacher Begleitmannschaft gedeckt. Dieser Anblick reizte Hartmann zu einem entschlossenen Ueberfall. Gedeckt durch einige Bodenwellen, stürmte das 5. (westpreußische) Kürassierregiment heran, während die Geschütze ihr Feuer auf die ihnen sichtbaren anderen Reiter richteten — und im Angesichte Benedeks, der mit dem Stabe auf der Höhe hielt, wurden 18 Geschütze genommen. Vergebens warf Benedek die Handvoll Stabsdragoner, die seine Begleitung bildeten, auf den Feind, sie wurden von der Uebermacht zurückgeschlagen. So fiel den Kürassieren die schöne Beute fast mühelos zu. Da sank dem österreichischen Armeekommandanten der Mut, dieser letzte Schlag brach seine Spannkraft, und er, der nie gezagt hatte, dem Feinde ins Auge zu sehen, wandte sein Roß und ritt, von einigen Offizieren gefolgt, vom Schlachtfelde weg[1]). Um so schlimmer war dieses frühzeitige Verlassen des Kampfplatzes, als jetzt die übrigen Brigaden seines 8. Corps heranrückten und sich nördlich von Tobitschau sofort in Gefechtsstellung setzten. Sie kamen

[1]) Erst nach Schluß des Gefechts folgte ihm der größere Teil seines Stabes nach Prerau. In Benedeks Zimmer eintretend, fanden ihn die Offiziere auf einem Ruhebette liegend; Major Dorotka, voll Entrüstung darüber, brach gegen den Feldzeugmeister in die schwersten Vorwürfe aus, so daß die übrigen den Zornesausbruch des sonst heftigen Mannes befürchteten. Aber Benedek, dessen Kraft gebrochen war, wehrte, die Berechtigung der Anklage erkennend, nur schwach ab. Des Nachmittags kehrte er wieder auf den Kampfplatz zurück.

erſt ſpät auf dem Schauplatze an, da die Marſchdisciplin unter den Truppen arg gelockert und Erzherzog Leopold zu ſpät von Olmütz aufgebrochen war, obwohl Benedek ihn mehrmals zur Eile hatte mahnen laſſen. Sie waren der ſiegreichen Brigade Malotki an Zahl weit überlegen. Wohl hatte General Bonin zur Vorſicht außer dieſer letzteren noch eine Brigade gegen Tobitſchau befehligt, aber dieſe war noch nicht zur Stelle; den Oeſterreichern wäre es ſomit möglich geweſen, das Gefecht wieder herzuſtellen. Da aber Erzherzog Leopold nicht anzugreifen wagte, machte die Maſſe des 8. Corps unthätig in ihrer Stellung Halt. Malotki aber beutete ſeinen Erfolg kräftig aus, drang bis an die March ſelbſt vor, beſetzte nach einigem Widerſtand das Städtchen Tobitſchau mit der Marchbrücke, und ſo war die Straße, die weſtlich vom Fluſſe gegen Wien führt, ſchon vormittags von den Preußen geſperrt. Jetzt konnte dieſer Riegel von den nachziehenden Truppen nur mit Gewalt zerbrochen werden.

Aber das war noch nicht alles. Am Nachmittag unternahm Hartmann einen erfolgreichen Reiterzug ſelbſt über die March hinüber. Der Tag von Tobitſchau war überhaupt der einzige, an dem die preußiſche Kavallerie dem Heere erhebliche Dienſte leiſtete und in ſeine Operationen entſcheidend eingriff. Hartmann ritt ſüdlich von Tobitſchau durch den Fluß und wandte ſich dann nach Norden, wo er die Oeſterreicher wußte. So traf er auf die Kolonnen des 1. Corps, welches, wie erwähnt, die Straße nach Wien auf dieſer Seite der March benützte. Augenblicklich warf er ſich bei Roketnitz auf die öſterreichiſchen Abteilungen. Es war nun ein kläglicher Anblick, wie dieſe ſich durch die plötzlich heranſprengenden Reiter in die Flucht ſchlagen ließen; ganze Scharen von Gefangenen wurden weggetrieben. Es war wieder, wie auf den Höhen von Chlum, ein ungariſches Regiment, das ſich raſch auflöſte. Endlich ſetzten die Huſaren des Regiments Haller unter Oberſt v. Marburg dem Vordringen der preußiſchen Reiter ein Ziel. Sie ſprengten den preußiſchen Landwehrhuſaren (2. Regiment) entgegen und warfen ſie zurück; deren Oberſt v. Glaſenapp, der in der Attake tapfer voranſtürmte, wurde vom Pferde gehauen und gefangen

genommen. Hartmann sah das Mißgeschick seines vorderen Treffens, hielt aber mit gutem Rechte dafür, er habe genug Arbeit verrichtet, und so wollte er angesichts des feindlichen Fußvolkes nicht noch mehr aufs Spiel setzen. Er zog sich deshalb mit zahlreichen Gefangenen über die March wieder auf die preußische Infanterie zurück. Der Tag hatte die Preußen bloß 12 Offiziere und 123 Mann, die Oesterreicher 58 Offiziere und 1559 Mann gekostet. Das schmerzlichste aber für die letzteren war die Erkenntnis, daß ein Teil des Fußvolkes keine Widerstandskraft mehr besaß; so waren den Preußen Kanonen und Gefangene fast mühelos in die Hände gefallen.

* * *

Es war Blumenthals Verdienst gewesen, daß man Benedek hart auf den Fersen blieb und seinen Marsch genau im Auge behielt; Moltke dagegen hatte, wie erzählt wurde, ursprünglich angeordnet, daß der Kronprinz sich nördlich von Olmütz aufzustellen habe, um das Heer Benedeks zu beobachten; erst auf Andringen Blumenthals war die Armee südlich von der Festung aufgestellt worden und hatte sich so zwischen Benedek und Wien geschoben. Nur dadurch war es möglich geworden, am 15. Juli in die nach Wien abmarschierenden österreichischen Kolonnen hineinzustoßen. Ebenso behielt Blumenthal auch die Weiterverfolgung der Nordarmee im Auge, wobei freilich zu bedenken ist, daß er ihre Bewegungen besser zu überblicken vermochte als Moltke in dem entfernteren Hauptquartier zu Brünn. Im Widerspruche gegen die erste Anordnung Moltkes setzte es nämlich Blumenthal durch, daß die Truppen des Kronprinzen ihre Bewegungen gegen die Nordarmee fortsetzen durften und speziell das 1. Corps sollte am 16. Juli Benedek nachsetzen und wenigstens dessen Nachhut in Prerau zu fassen versuchen. Letzteres freilich mißlang — die Oesterreicher hatten es wieder dem General Bonin zu danken, daß sie unbelästigt abziehen konnten. Er ließ sich wie immer Zeit, seine Truppen durften vorerst abkochen und sollten erst am Nachmittag die Verfolgung beginnen. Zu dieser Zeit fand er Prerau bereits leer von den Oesterreichern.

General Blumenthal hatte bei dieser und bei verschiedenen

anderen Gelegenheiten seine hohe Einsicht bewährt, die ihn zu einem Moltke nahezu ebenbürtigen Gehilfen erhob. Zu wiederholten Malen stellte er während des Feldzuges der Weisung des Hauptquartiers seine eigene feste Ansicht entgegen und nicht selten ließ sich Moltke überzeugen, daß die Sachlage von Blumenthal besser erfaßt werde. Bei der gewissenhaften Selbstlosigkeit Moltkes konnten eben andere als sachliche Gründe nicht aufkommen. Blumenthal freilich faßte bei seinem stark entwickelten Selbstbewußtsein die Sache anders auf; in einem Briefe an seine Gemahlin bezeichnete er sich als das „bewegende Prinzip der militärischen Operationen"; der Generalstabschef der Armee sei ein genialer Mann, der aber von Truppenbewegungen nichts verstünde. Mit derselben Schärfe urteilte Blumenthal in diesem Briefe auch über andere Persönlichkeiten, besonders über den Kronprinzen. Dieser Brief wurde, wie oben (S. 347) erzählt wurde, von österreichischen Streifscharen aufgefangen und am 19. Juli in den Wiener Blättern veröffentlicht. Dadurch wurde das persönliche Verhältnis zwischen Moltke und Blumenthal dauernd gestört. Es spricht indessen für die hohe Gesinnung Moltkes, daß das Zusammenwirken der beiden Generäle dadurch nicht die leiseste Einbuße erlitt. Kronprinz Friedrich Wilhelm blickte über den kleinen Ausfall Blumenthals hochsinnig hinweg und er trank zwei Wochen später im Feldlager auf die Gesundheit seines Freundes Blumenthal [1]).

Groß war der Vorteil, der den Preußen aus dem Siege von Tobitschau erwuchs. Am Abend hörte Benedek zu all dem Mißgeschick noch, daß die Preußen auch südlich, bei Göding, die March erreicht hatten; er nahm mit Recht an, daß auch die Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen den Fluß zu im Marsche begriffen sei. Wirklich hatte man im preußischen Hauptquartier, die Sachlage überblickend, diese Armee, welche bisher die Richtung nach Süden hielt, nach Osten schwenken lassen, um die Nordarmee an der March anzugreifen. Aber Benedek ließ es nicht mehr auf einen Zusammenstoß ankommen. Für ihn war

[1]) Der Brief Blumenthals ist abgedruckt im Anhang zu diesem Bande Nr. XV. Ueber das Verhältnis Moltkes und Blumenthals handelt sehr instruktiv Verdy, S. 225, sodann auch Lettow II, S. 250.

die Nachricht aus Göding entscheidend, und noch in der Nacht faßte er den Entschluß, die bisherige Marschrichtung zu verlassen und die Nordarmee über die kleinen Karpathen nach Ungarn zu führen. Er gab also sämtlichen Abteilungen seines Heeres den Befehl, das Marchthal zu verlassen und die Gebirgsstraße nach Ungarn einzuschlagen. Dies geschah auch, aber dadurch war seine Vereinigung mit den Truppen des Erzherzogs verzögert und die strategischen Verhältnisse standen jetzt für die Preußen unendlich günstiger.

X. Buch.

Eindruck der Niederlage in Oesterreich.

Unabweislich war in Oesterreich die Einsicht, daß nicht ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen, sondern tiefere Ursachen die Niederlage verschuldet haben. Es bewahrheitete sich jetzt, was ernste Vaterlandsfreunde seit Jahrzehnten lehrten: indem sich Oesterreich von den durch Joseph II. gewiesenen Bahnen entfernte, indem es die freie Entfaltung der Kräfte in seinem Innern hemmte, verlor es die Fähigkeit, mit den rastlos weiter strebenden Nationen an seinen Grenzen den Wettlauf einzuhalten. Die Waffen des Reiches waren stumpf geworden; die Kriegskunst der Generäle und die Taktik altmodisch; die Mannschaft des Heeres, von dessen Dienst die gelehrten Berufe befreit waren und die Wohlhabenden sich loskauften, entblößt von intelligenten Elementen; die Volksbildung zurückgeblieben; die Günstlinge bei Hofe mächtig, die regierende Aristokratie ohne ernste Vorbereitung für ihr Herrscheramt; die Bewaffnung der Truppen unzureichend. Bei den romanischen Völkern pflegen solche Eindrücke Grimm und die Anklage des Verrates gegen Generäle und Machthaber, hervorzurufen, der Deutsche versinkt wohl in solchen Zeiten in dumpfen Schmerz; nach österreichischer Art endlich brach der Hang zur Selbstkritik und Selbstverhöhnung bitter hervor. Grillparzer, den die Regierung des alten Oesterreich mißhandelt hatte, der aber an dem Staate mit vollem Empfinden hing, sah mit Wehmut und Spott den Zusammenbruch, und als der Erzbischof von Wien öffentliche Gebete zur

Abwendung der Feindesgefahr anordnete, schrieb der Dichter in seine Mappe:

„Die Hilfe Gottes, muß ich vermuten,
Liegt für uns heut ein wenig im weiten;
Denn nach diesem Leben hilft er den Guten,
In diesem Leben aber — den Gescheiten."

Derber sprach sich der Volkswitz aus; ein Spottvers, den man, wie erzählt wurde, an einer Ecke der Hofburg angeschlagen fand, machte die Runde:

„Die Freiwilligen haben kein' Knopf,
Die Generäle haben kein' Kopf,
Die Minister haben kein Hirn —
So müssen wir alles verliern."

Der launigste der Wiener Schriftsteller, Spitzer, blieb indessen in seinen allwöchentlich erscheinenden „Wiener Spaziergängen" dem pessimistischen Gleichmute, dem Grundzuge seines Wesens, treu und tröstete seine Landsleute damit, daß die preußischen Pickelhauben hoffentlich nicht in den Himmel wachsen würden; Ferdinand Kürnberger, der Meister des deutschen Feuilletons, hielt strenges Gericht über die Regierung, welche, als sie die Verfassung aufhob, erklären ließ, nun sei „freie Bahn" für die Versöhnung der Völker Oesterreichs eröffnet[1]: „Wir standen und warteten, wer auf dieser freien Bahn nun einherziehen würde. Aber nichts zog einher. Wir haben nie eine so menschenleere Straße gesehen. Endlich kamen aus Italien einige vertriebene Jesuiten und von Norden her sehr viele und sehr gut geführte Preußen, welche die Bahn so außerordentlich frei finden, daß der Türmer vom Stephansturm nächstens mit ihnen die Blicke wechseln wird."

Die Regierung antwortete auf die gegen sie erhobenen Anklagen in der „Wiener Abendpost" vom 9. Juli mit Gegenvorwürfen. Die öffentliche Meinung, hieß es da, habe den Kaiser zu der Uebertragung des Oberbefehls an Benedek förmlich gedrängt; die Presse habe durch ihre übermütige Sprache

[1]) In der Sammlung „Siegelringe" (Hamburg 1874), S. 38.

zuerst schädliche Siegeszuversicht hervorgerufen und nähre jetzt wieder den Kleinmut. Diese Abwälzung der Verantwortlichkeit für einen entscheidenden Regierungsakt erregte heftigen Widerspruch. Zorn und Geringschätzung gaben sich in den deutschen Provinzen gegen das Ministerium Belcredi kund, welches die Verfassung gebrochen hatte und seitdem ohne Reichsrat regierte. Die Zeitungen verteidigten sich damit, daß sie von der Regierung zu lebhaften Ausbrüchen patriotischen Hochgefühls angefeuert worden seien; sie hätten Folge geleistet, obwohl, wie die „Presse" sagte, „das Publikum sich durchaus nicht verhehlte, daß ein deutscher Krieg unter einem tschechischen Ministerium geführt werde, daß der Schöpfer des Sprachenzwanges in Böhmen und die schwarz-rot-goldenen Fahnen auf dem Bundespalais in Frankfurt sich nicht gut miteinander vertrügen, und daß Graf Moritz Esterhazy und ein deutsches Parlament, welches Oesterreich nach einem glücklichen Feldzuge berufen wolle, unversöhnliche Gegensätze seien". Indessen blieb die Physiognomie der Hauptstadt im ganzen unverändert. Die Gewohnheit des Gehorsams und des Genießens erfuhr keine Unterbrechung. Theater und öffentliche Vergnügungen zeigten nichts von allgemeiner Trauer; die Konzerte von Strauß im Volksgarten waren wie immer gut besucht. Ernste Männer waren darob von Schmerz und Unwillen erfüllt, und in einem Briefe an Anastasius Grün, den Dichter, berichtet Ludwig August Frankl von dem Eindrucke, den er an dem Tage erhielt, an dem die Nachricht von der Niederlage bei Königgrätz in Wien eingetroffen war[1]): „Und doch! Es ist empörend zu sagen, aber es muß zu ewiger Brandmarkung gesagt werden: am selben Abend fanden sich an 2000 Wiener und Wienerinnen zu einem Sommermaskenfeste ein, bei einem venetianischen Korso. Verdient solch elendes Gesindel nicht sein Schicksal? Ich selbst, nach stundenlangem Herumirren im Prater, müde vor Zorn und Schmerz, trat — ich hatte seit frühem Morgen keinen Bissen gegessen — in einen Gasthofgarten, um mich zu restaurieren. Meine Familie lebt auf dem Lande. Es waren an 300 Menschen, Männer und

[1]) „Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludw. Aug. Frankl," herausgegeben von Dr. B. v. Frankl (Berlin 1897), S. 195.

Frauen, der Kleidung nach den wohlhabenderen Ständen angehörend, versammelt, sie aßen und tranken. Plötzlich erschienen Harfenisten, aufgeputzte H . . . ., und sangen die elendesten Gassenhauer, spielten Volksscenen, und die Gesellschaft applaudierte, ließ manches Stück sich wiederholen. Ich fragte mich, als ob ich es nur geträumt hätte: Sind wir denn wirklich blutig aufs Haupt geschlagen? Regnet es denn nicht Feuer und Schmach auf uns?" Aber manchmal brach dumpfes Grollen durch diese anscheinende Gleichgültigkeit. Als der Herzog von Gramont nach der Abtretung Venedigs an Kaiser Napoleon in festlichem Aufzuge in die Hofburg fuhr, staute sich die Menge um den Wagen des Vertreters des zweideutigen Freundes und Drohrufe wurden laut. Bis zum Kaiser drang der Ausbruch dieser Stimmung. Als er eines Tages nach Schönbrunn fuhr, strömte aus den Häusern und Läden der Mariahilferstraße eine ansehnliche Menschenmenge, welche den gewohnten ehrfurchtsvollen Gruß versagte; der Kaiser hörte, wie Beust in seinen „Denkwürdigkeiten" erzählt, den Ruf hinter sich: „Es lebe Kaiser Maximilian!" Niemals vergaß er, daß ihm der Name seines Bruders, des damaligen Kaisers von Mexiko, der für einen Freund liberaler Ideen gehalten wurde, in seinem Unglücke vorwurfsvoll von demselben Pöbel vorgehalten wurde, der in Zeiten des Glanzes sich in Demut vor ihm beugte.

Die wichtigste Sorge des Kaisers galt Ungarn, denn in den Erblanden wurden bei alledem neue Opfer an Blut und Geld nirgends versagt. Erst siebzehn Jahre waren verflossen, seitdem jenes Land in Waffen gegen das Herrscherhaus stand. Wohl war jetzt die Mehrheit des Volkes auf Seite Deaks, der die Revolution von 1849 mißbilligt hatte und stets zur Versöhnung bereit war. Seine Anschauungen beherrschten die öffentliche Meinung; und in seinem Sinne ertönte jetzt verstärkt der Ruf nach Einsetzung einer dem Reichstage verantwortlichen Landesregierung. Ungarn, so schrieb der „Pesti Naplo", könne viel thun, aber seine Hände seien gebunden und nur ein parlamentarisches Ministerium könne sie lösen. Es war nun die Frage, was die radikalen Parteien unternehmen würden, um die Bedrängnis auszunützen. Thatsächlich bereiteten sowohl die

Anhänger der Personalunion wie auch die Genossen Kossuths, der die völlige Losreißung des Landes vom Hause Habsburg betrieb, die Erhebung vor[1]). In Berlin tauchten die Offiziere Klapkas auf; bevor sie nach Schlesien reisten, gaben ihnen Beamte und Offiziere ein Bankett, und wenn auch die Zeitungsmeldung, es sei bei diesem Anlasse ein Trinkspruch auf den Prinzen Friedrich Karl als den künftigen König Ungarns ausgebracht worden, von der „Kreuzzeitung" als unrichtig bezeichnet wurde, so redeten doch die Pässe dieser Offiziere eine deutliche Sprache, es hieß darin: Nach Neisse behufs Heeresorganisation. In Ungarn selbst hielt Komaromy, der längere Zeit Mitglied des Landtages gewesen war und noch immer der Partei der Personalunion angehörte, die Fäden der Verschwörung in der Hand. Er hatte die Gelder in Empfang genommen, welche von der preußischen Regierung für den ungarischen Aufstand ausgeworfen waren, und verließ dann unmittelbar vor Ausbruch des Krieges Ungarn, um gemeinsam mit Csaky in Florenz, Paris und Berlin zu wirken. Außerhalb des Landes war Graf Csaky das Haupt der Verschwörung und verhandelte in Florenz mit der italienischen Regierung. Aber er fand, wie wir wissen (Bd. I, S. 393), bei La Marmora keine Geneigtheit, Geld und das Blut der Freiwilligen Garibaldis an das unsichere Unternehmen einer Landung in Dalmatien zu setzen. Vergebens schilderte Csaky in einer hochtönenden Denkschrift die angeblich ganz Ungarn umspannende Organisation der Verschwörung und bezeichnete die Aufstellung eines aufständischen Heeres im Innern Ungarns lediglich als eine Frage der Zeit, da angeblich alle Unteroffiziere der ungarischen Regimenter gewonnen seien. Das ganze Land sei militärisch in acht Bezirke geteilt, an deren Spitze ebensoviele Divisionsgeneräle stünden; jeder von ihnen habe 2—3, selbst 4 Brigaden und Brigadencommandeure unter sich; unter ihnen stünden die anderen Offiziere bis zu den Befehlshabern in den einzelnen Ortschaften, wo jeder bereits seine

[1]) Die Quelle für die Ereignisse in Ungarn sind die von Konyi herausgegebenen Reden und Briefe Deaks, 3. und 4. Band, nebst der instruktiven Darstellung des Herausgebers, sowie Mitteilungen überlebender Persönlichkeiten.

Leute angeworben habe. Indessen, wer Land und Leute kannte, wußte, welche Prahlereien bei dieser Schilderung mit unterliefen; es gab damals gewiß nur Ansätze zu einer solchen Organisation, die schon deshalb nicht sehr gefährlich war, weil nach Csakys Geständnis das Land entwaffnet war, so daß seinen Freunden höchstens 18000 Gewehre, fast nur Jagdflinten, zur Verfügung standen. Trotzdem verschenkte der freigebige Mann bereits die Krone Ungarns und hatte zum künftigen Könige den Herzog von Leuchtenberg bestimmt.

Es ist später behauptet worden, diese Auffassung sei irrig und Ungarn vielmehr damals zum Aufstande bereit gewesen [1]). Nun ist ohneweiters zuzugestehen, daß, wenn die Preußen in das Herz Ungarns vorgedrungen wären und der Krieg noch länger gedauert hätte, es keine Schwierigkeit geboten haben würde, in den bereits eroberten Landesteilen den Abfall von Oesterreich zu organisieren. Indessen darum handelte es sich nicht. Für den Fortgang des Krieges war einzig und allein entscheidend, ob sich vor dem Erscheinen des Feindes in Ungarn im Rücken des österreichischen Heeres das Volk erheben werde und ob der Kaiser von Oesterreich genötigt war, zur Niederhaltung dieses Aufstandes ein oder zwei Armeecorps zu verwenden. Das aber war nicht der Fall. Es zeigte sich vielmehr, daß die 20000 Mann, die man in Ungarn zu Beginn des Krieges gelassen hatte — durchwegs vierte Bataillone — hinreichend waren, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Diese Mannschaft wurde auch während des Krieges nicht verstärkt. So wenig fürchtete man eine Erhebung. Preußen und Italien ließen es sich zwar ein gutes Stück Geld kosten, wenigstens einige Zusammenrottungen und Aufläufe in Ungarn hervorzurufen; aus

[1]) So Kienast, „Die Legion Klapka", S. 161—165. Seine Gegengründe sind indessen sehr schwach. Kienast verfolgt eine gegen Preußen und Ungarn feindselige Tendenz und schreibt auch Bismarck im Gegensatze zu allen historisch beglaubigten Thatsachen die Absicht der Zertrümmerung der österreichischen Monarchie zu. Er gibt aber keine Erklärung dafür, weshalb Bismarck die Unterstützung Kossuths ablehnte. Es ist unverständlich, wodurch sich die österreichische Regierung bestimmt sah, dem Verfasser eines solche Tendenzen verfolgenden Buches die geheimsten Akten zur Benützung zu überlassen, insbesondere diejenigen, aus denen der Schluß auf die unzuverlässige Stimmung einer Anzahl ungarischer Regimenter gezogen werden könnte.

den Papieren Kossuths wissen wir, daß man von Berlin 1½ Millionen Franken und von Florenz 60000 Franken nach Ungarn schickte. Die Umgebung Klapkas sprach ihren Mißmut darüber aus, daß man trotzdem nichts von der Erhebung im Lande höre. Ja Kossuth klagte sogar den Grafen Csaky, der jene Gelder in Empfang genommen hatte, geradezu an, er und seine Freunde hätten die Summen für sich unterschlagen. Ueberhaupt hielt Kossuth den Grafen Csaky für einen Schwindler. Der ehemalige Diktator hatte genug Verbindungen in Ungarn, um darüber urteilen zu können, ob sich im Lande wirklich organisierte Komitees befänden, und er bezweifelte, daß sie mehr als Luftgebilde seien. Er ließ Csaky auffordern, Rechnung zu legen und die Personen namhaft zu machen, denen das Geld nach Ungarn geschickt worden war; Csaky antwortete darauf mit dem Vorwurfe der Niederträchtigkeit gegen Kossuth und mit der Erklärung, er setze ihm das Schweigen der Verachtung entgegen. Csakys Freunde behaupteten allerdings, er sei zu reich gewesen, als daß ihn solche Vorwürfe hätten treffen können. In Ungarn wurde jedoch erzählt, nach Wiederherstellung der Verfassung des Landes sei wegen Unterschlagung jener Gelder eine Klage eingebracht worden, und die „Patrioten" seien sehr erfreut gewesen, daß sich die Gerichte in der heiklen Sache für inkompetent erklärten. Allerdings zeigte sich im Lande Ungarn vielfach Widerspenstigkeit gegen die Anordnungen der Behörden, jedoch nirgends offener Widerstand. In Kecskemet wurden die italienischen Gefangenen wie Brüder und Genossen mit Enthusiasmus begrüßt und in den Vorstädten Pests tauchte auf den Hüten der Jugend wieder die rote Feder auf, das alte Abzeichen des Aufruhrs. Wohl kam es unter dem beruhigenden Einfluß der Partei Deaks nirgends zum Losbruch, aber es war schlimm genug, daß in den meisten Landesteilen die außerordentliche Rekrutierung, welche während des Krieges angeordnet wurde, nicht durchgeführt werden konnte.

Die Stimmung des Landes war Deak genau bekannt und deshalb hielt er den Hitzköpfen vor, wie gefährlich ihr Spiel sei, denn im Falle eines unbedachten Aufstandes könne der Kaiser mit Preußen und Italien Frieden schließen und habe

dann 300000 Mann zur Verfügung, um Ungarn aufs neue niederzuwerfen. Die Klügeren unter den Verſchworenen dachten auch nicht an die Losreißung vom Hauſe Habsburg, ſie wollten den Kaiſer durch dieſe Erhebung vielmehr nur zur Bewilligung der Wünſche Ungarns zwingen; ebenſo gedachte Bismarck Oeſterreich in Ungarn wohl zu beſchäftigen, aber nicht tödlich zu verwunden. Den Führern der Verſchwörung lag deshalb auch viel daran, die Leitung nicht in die Hände Koſſuths fallen zu laſſen, den auch Bismarck beiſeite laſſen wollte. Koſſuth hatte gleichfalls die Krone Ungarns feilgeboten, nur wendete er ſich mit ihr an einen anderen Anwärter, den Prinzen Napoleon, deſſen Eitelkeit dadurch geſchmeichelt werden ſollte. Nach vielem Streite verſtändigten ſich Koſſuth und Csaky ſo weit, daß erſterer ein Schriftſtück unterzeichnete, in dem er einwilligte, mit dem Peſter Komitee gemeinſchaftliche Sache zu machen und es gewiſſermaßen als gleichberechtigt anzuſehen; er konnte den Anſpruch auf eine Diktatur ſelbſt in dieſem Kreiſe nicht durchſetzen [1]). Die Verſchworenen in Peſt waren darauf bedacht, auch die Häupter der großen politiſchen Parteien von der Sachlage zu unterrichten. Sie ſelbſt, beſonders Graf Keglevich, gehörten der Partei der Perſonalunion unter Führung Tiszas an, klüglich aber beſchloſſen ſie, dieſen Staatsmann nur obenhin in ihre Abſicht einzuweihen, um ihn, die aufſteigende Hoffnung ihrer Partei, nicht durch einen vielleicht mißglückenden Anſchlag für immer bloßzuſtellen. Ihm ſowohl wie Deak gaben ſie einen Wink über ihr Vorhaben: die Führer der Nation ſollten wiſſen, welche Karten Ungarn in ſeinem Spiele habe. Schweigend nahm Deak dieſe Mitteilung entgegen; konnte er doch, was er mißbilligte, nicht hindern. Dieſe unheilverkündenden Zeichen waren es, die ihm die Vertagung des Reichstages ratſam erſcheinen ließen; er wollte den Sturm, den er nicht beſchwören konnte, an ſeiner zur Verſöhnung geneigten Partei vorüberziehen laſſen [2]).

Gefährlicher übrigens als das ausſichtsloſe Vorhaben der Verſchworenen, den Hof durch Aufſtände in verſchiedenen Teilen des Landes zu ſchrecken und zum Nachgeben zu zwingen, war

[1]) Bernhardi, „Tagebücher", VII. Band, S. 31, 79, 83 ꝛc.
[2]) Vgl. Band I, S. 282.

die Thätigkeit ihrer Sendboten, die sich an die ungarischen Soldaten der Nordarmee herandrängten. Man flüsterte ihnen zu, sie möchten sich nicht für eine Sache opfern, welche nicht die ihres Vaterlandes sei. Diese verräterische Wühlarbeit erzielte nur zum geringen Teile die gewünschte Wirkung. Die ungarischen Regimenter thaten im ersten Feuer des Krieges, im Norden wie im Süden, ihre Pflicht. Dann freilich, als die verheerende Wirkung des Zündnadelgewehrs ihren Mut gebrochen hatte, kam es vor, und dies schon in der Schlacht bei Königgrätz, daß manche Abteilungen zögernd und matt zum Angriff aufbrachen. Aber an die zahlreichen gefangenen Soldaten der ungarischen Regimenter trat die Verlockung stärker heran. Viele erlagen ihr, um sich von der schweren Schanzarbeit in den preußischen Festungen zu lösen. Doch geschah es auch, daß einige Offiziere Klapkas, die eine Ansprache an die Gefangenen versuchten, durch ohrenbetäubenden Lärm zum Schweigen gebracht wurden. Es kam zu wilden Scenen, bei denen die Treugebliebenen und die Abtrünnigen mit Messern aufeinander los gingen. Im ganzen blieb, wie noch später zu erzählen ist, das Unternehmen Klapkas ohne Bedeutung.

Unter diesen Umständen faßte das Kaiserpaar den Entschluß, sich an die ritterlichen Gefühle der Nation zu wenden; Kaiserin Elisabeth sollte ihren Aufenthalt in Pest nehmen, wie wenn sie sich nirgends sicherer fühlte als hier. Als sie am 10. Juli von Wien abreiste, wurde sie von herzlichen Zeichen der Sympathie des Wiener Volkes begleitet. In Pest fand sie ihre Erwartungen übertroffen. Auf dem Bahnhofe wurde die Kaiserin nicht bloß von den Behörden, sondern auch von den ersten Männern des Landes ehrfurchtsvoll begrüßt. Deak, Andrassy und ihre Freunde erschienen; denn, so sagte Deak, er hielte es für eine Feigheit, sich von der Herrscherin in ihrem Unglücke abzuwenden, während er ihr früher gehuldigt hatte. Am nächsten Tage kehrte die Kaiserin nach Wien zurück, jedoch bloß um ihre Kinder abzuholen. Schon rückten die Preußen auf Wien los, und diesmal konnte die Abwesenheit von der Hauptstadt lang und kummervoll sein. Die Kaiserin, welche, sonst die Einsamkeit liebend, sich gerne der Welt entzog, fühlte, welchen

Wert jetzt ihre gewinnende Erscheinung vor allem Volke für das Reich haben könne; damals, wie in allen ernsten Augenblicken ihres Lebens, handelte sie mit Würde und Entschlossenheit. Zärtlich nahm der Kaiser am 13. Juli auf dem Bahnhof Abschied von seiner Gemahlin; sie aber küßte, wie wenn sie den gebeugten Herrscher durch ihre Demut erheben wollte, seine Hand. Dann stieg der Kaiser nochmals in den Wagen, um seine Kinder, vielleicht für eine lange Trennung, zum letztenmale zu umarmen. Den Umstehenden wurden die Augen feucht, indem sie den Wechsel menschlichen Glücks bedachten. In Pest war der Empfang noch herzlicher und begeisterter als das erste Mal; die Eljenrufe der dichtgedrängten Menge dröhnten so gewaltig durch die Bahnhofshalle, daß der damals achtjährige Kronprinz Rudolf sich ängstlich an die Falten des Kleides der Mutter schmiegte und besorgt zu ihr aufblickte.

Das waren erfreuliche Zeichen menschlicher Teilnahme für die hohe Frau, zugleich auch des politischen Taktes des ungarischen Volkes. In der Sache aber versagte Ungarn die Hilfeleistung für den Krieg. Vergebens bemühten sich die Konservativen, welche das Land regierten, die Partei Deaks dafür zu gewinnen. Der Führer selbst blieb fest auf seinem Satze, daß die ohne Zustimmung des Reichstages ausgeschriebene Rekrutierung ungesetzlich sei; wenn er dazu schweige, so sei dies das äußerste Zugeständnis, das man von ihm erwarten könne. Ein oder der andere Mann seiner Partei, so Lonyay, der spätere Finanzminister und Ministerpräsident, wäre geneigt gewesen, noch vor Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände mit dem ungarischen Hofkanzler Majlath und mit Bartal ein Kabinett zu bilden; aber das entsprach nicht der Stimmung des Landes. Im Auftrage des Kaisers bat Baron Sennyey, der Vicepräsident der Statthalterei, den Grafen Andrassy zu sich, dem er sagte, er habe ihn zu fragen, worin sein Programm bestünde. Ohne viel Umschweife entgegnete der Graf: „Die erste Forderung lautet, daß ihr denjenigen Platz machet, die das Vertrauen der Nation besitzen: Deak ist es, den ihr mit Macht und Verantwortung bekleiden sollt.“ Unwillig sprang Sennyey auf und sagte: „Seid ihr wirklich der Ansicht, daß der Kaiser euch be-

rufen werde? So weit sind wir noch nicht, daß wir uns verflüchtigen und ihr im Triumphe einziehen könnt!" Dabei blieb es vorerst. So war von den Magyaren nichts zu erwarten, wenn sie auch der Herrscherin ihre lauten Huldigungen zu Füßen legten. Doch gewann die Regierung die Zuversicht, daß der Abfall Ungarns nicht zu befürchten sei, wenn auch die Magyaren von dem Siege der Preußen die Wiederherstellung der Verfassung erhofften. Thatsächlich schrieb Bismarck am 9. Juli an den preußischen Botschafter nach Paris, es sei zu erwägen, ob in die Friedensbedingungen nicht die Bürgschaft für die ungarische Konstitution aufzunehmen wäre [1]).

Den Feinden Oesterreichs war es klar, daß sie es in erster Linie mit den Deutschen des Reiches als dessen Stützen zu thun hätten; außer den Ungarn hofften sie auch die Slaven durch die Aussicht auf größere Unabhängigkeit von Wien für sich zu gewinnen. Die anderen Volksstämme indessen außer den Magyaren murrten wohl, jedoch ihre Treue wankte nicht. Beim Einmarsche in Böhmen wurde von den Preußen eine Proklamation an die „Bewohner des glorreichen Königreiches Böhmen" erlassen. Sie gab sich den Anschein, als ob es in diesem Lande nur Slaven gebe, und nur an diese waren ihre Versprechungen gerichtet; sie begann mit den Worten: „Infolge des gegen unsere Wünsche vom Kaiser von Oesterreich herbeigeführten Krieges betreten wir nicht als Feinde und Eroberer, sondern mit voller Achtung für eure historischen und nationalen Rechte euren heimatlichen Boden." Zum Schlusse hieß es: „Sollte unsere gerechte Sache obsiegen, dann dürfte sich vielleicht auch den Böhmen und Mährern der Augenblick darbieten, in dem sie ihre nationalen Wünsche gleich den Ungarn verwirklichen können. Möge denn ein günstiger Stern ihr Glück auf immerdar begründen." Kopfschüttelnd lasen die Deutschen Böhmens und Mährens, daß ihre deutschen Brüder aus Preußen den Slaven in Aussicht stellten, sie zu Herren zu machen auf dem Boden, auf dem sie gleiches Heimatsrecht besaßen. Freudige Hoffnungen erwachten unter den Tschechen; am 5. September 1866 meldete die „Allgemeine

[1]) Sybel, V, S. 251.

Zeitung" aus Berlin, daß die daselbst lebenden Tschechen an die preußische Regierung eine Dankadresse für jene Zusagen veröffentlicht hätten. Wohl hatten die Deutschen Grund, stolz darauf zu sein, daß der Gegner Oesterreichs an sie nicht einmal mit einer Versuchung heranzutreten wagte; aber damals zum erstenmal sahen sie, daß das große Deutschland es für gut fand, sich in ihrem Kampfe um Erhaltung ihrer Nationalität fremd zu stellen.

So hatten die Deutschen Oesterreichs allen Grund, besorgt zu sein für ihr Schicksal. Unabwendbar war ihre Losreißung vom deutschen Mutterlande, und die Ahnung erwachte in ihnen, daß gar bald ihre nationalen Gefühle innerhalb Oesterreichs nicht mehr geschont werden sollten. Das war die schmerzliche Stimmung, in der Grillparzer etwas später die Worte niederschrieb:

„Als Deutscher bin ich geboren.
Bin ich noch einer?
Nur was ich deutsch geschrieben,
Das nimmt mir keiner."

Auch viele der Besten und gerade diejenigen, die am wärmsten an ihrem österreichischen Vaterlande hingen, verzweifelten damals daran, daß sich dieses je von der schweren Niederlage werde erholen können. In diesem Sinne schrieb Anastasius Grün am 26. Juli 1866 schmerzerfüllt an Frankl: „Finis Austriae! Wer wie ich, seit er patriotisch zu fühlen und zu denken begann, ein großes, durch Freiheit geeinigtes, durch Kultur mächtiges, durch Wohlstand glückliches, durch Arbeit blühendes Oesterreich im Sinne und Herzen trug und dazu noch die Ueberzeugung, daß dieses hohe Ziel mit sehr einfachen, aber ehrlich angewandten Mitteln zu erreichen sei, der wird mit mir die ganze Bitterkeit und Trostlosigkeit des obigen Ausspruchs fühlen. Und doch kann ich zu keiner anderen Anschauung gelangen. Nicht die Größe des Unglücks und der Schmach, die uns betroffen, sondern die tiefe Ueberzeugung von der Unverbesserlichkeit der Lenker unserer Staatsgeschicke ist es, die mir jene trostlose Ueberzeugung aufnötigt." Und nochmals

wiederholt sich in diesem Briefe die unheilschwangere Prophezeiung: „Möge Deutschland unseren Kindern und Enkeln für diesen Verlust, dessen ganze Schwere sie nicht mehr so wie wir fühlen werden, dereinst, wenn möglich, vollen Ersatz gewähren. Aber ‚Finis Austriae!'"

So erwarteten damals viele den Untergang des Reiches, übersahen aber unter dem ersten Eindrucke doch, wie festgefügt trotz alledem die Fundamente Oesterreichs waren. Frankl hielt übrigens in seiner Antwort dem Freunde entgegen, daß die Gegensätze zwischen österreichischem und deutschem Wesen doch zu groß seien, als daß anzunehmen wäre, das Aufgehen Oesterreichs in dem großen Mutterlande stehe bevor: „Es sind die Temperamente des Norddeutschen und des Deutsch-Oesterreichers einander zu entgegengesetzt, Katholizismus und Protestantismus einander so fremd-feindlich, selbst der Boden mit seinen Hervorbringungen so ganz anders, daß ich bei einem Plebiszit voraussetzen muß, daß die Deutsch-Oesterreicher sich nicht mit Deutschland vereinigen werden, wenn sie — was freilich kaum anzuhoffen ist — durch eine freidenkende weise Regierung geleitet würden. Durch eine Regierung, die in edlem Wettstreit mit der, die in Deutschland herrscht, diese noch zu überbieten sich bemühen müßte." Diese ernste Aussprache zwischen den Freunden war nur ein Widerhall dessen, was damals aller Herzen bewegte.

Was die Deutschen tief niederschlug, war die Hintansetzung ihres Volksstammes, die sie vor und unmittelbar nach dem Kriege erleben mußten. Sichtbar war bereits der Stern der Magyaren im Aufsteigen, wie denn auch später ein Redner im Reichsrate bemerkte, die Lerchen der ungarischen Freiheit hätten sich von den blutigen Gefilden von Königgrätz in die Lüfte emporgeschwungen. Auch die Slaven hatten Grund, zuversichtlich in die Zukunft zu sehen; denn die ihnen verhaßte, im Jahre 1861 gegebene Einheitsverfassung des Reiches war im September 1865 durch das Sistierungspatent außer Kraft gesetzt worden. Dann war die Mehrheit im böhmischen Landtage den Deutschen entrissen worden, und dieser sprach durch die Adresse vom 11. Dezember 1865 seinen Dank für die Verfassungssistierung aus. Der Kaiser empfing die Abordnung des Landtages aufs freund-

lichste und stellte ihr in Aussicht, er werde sich zum König von Böhmen krönen lassen. Zur selben Zeit, wenige Monate vor Ausbruch des Krieges, faßte der Landtag zu Prag Beschlüsse, welche die Slavisierung der Universität vorbereiteten und durch die ferner in allen Schulen Böhmens, auch des deutschen Sprachgebietes, der Zwang zur Erlernung der tschechischen Sprache vorgeschrieben wurde.

Alle diese noch frischen Wunden brachen nach der Niederlage von Sadowa auf. Unmittelbar nach der Schlacht hatte es den Anschein, als ob innerhalb der Regierung eine Wendung zu Gunsten der Deutschen bevorstehe. Fürst Karl Auersperg und Fürst Colloredo-Mannsfeld, die Führer des verfassungstreuen deutschen Adels, wurden am 10. und 11. Juli vom Kaiser in längeren Audienzen empfangen; man glaubte in diesen Tagen an einen Ministerwechsel. Kürnberger warnte in dem Aufsatze „Eine neue Uhr" die Gleichgesinnten unter seinen Landsleuten davor, zu rasch nach der Regierung zu greifen: „Seid versichert, wir werden noch nicht so viele Jahre am Ruder sein, als sie Jahrhunderte mit ihren Obskuranten und Kutten uns mißregiert, und schon werden die letzteren schreien: Seht, der Liberalismus ist auch unfruchtbar! Seid auf der Hut, Parteigenossen! Werft euch nicht weg. Nehmt ihr zerrüttetes Uhrwerk nicht zum Ausflicken an, wie hungrige Handwerker; zeigt vielmehr einen gewissen Meisterstolz, lehnt ab, was hoffnungslos ist, und antwortet ihnen: hier bedarf es einer neuen Uhr." Indessen versicherten die Blätter der Regierung, ein Systemwechsel sei nicht beabsichtigt. Damit übereinstimmend schwiegen die am 10. Juli vom Kaiser an die Völker Oesterreichs und Ungarns erlassenen Proklamationen über die Verfassungsfrage; sie bekundeten vielmehr die Absicht des Herrschers, nichts an den inneren Verhältnissen zu ändern, und sprachen ausschließlich seinen festen Entschluß aus, sich mit aller Kraft der Bekämpfung des Feindes zu widmen.

So kam es, daß bald eine Bewegung im Zuge war, um den Wünschen der Deutschen des Reiches einen bedeutsamen Ausdruck zu geben. Schon am 6. Juli hatte Adolf Kolatschek, der im Jahre 1848 Mitglied des Reichstages gewesen war und

jetzt im Wiener Gemeinderate saß, einen Antrag auf Ueberreichung einer Adresse an den Kaiser vorbereitet, welche ganz in dem bereits versunkenen Ideenkreise des Sturmjahres gedacht war; nicht bloß die Einsetzung eines liberalen Ministeriums, Berufung des österreichischen Reichsrates und des ungarischen Landtages, sondern außerdem auch die Ausschreibung der Wahlen für ein deutsches Reichsparlament und die Verkündigung der Grundrechte von 1848 für die deutschen Erblande waren darin ins Auge gefaßt. Darüber erschrak der Bürgermeister Wiens, Andreas Zelinka, eine wohlwollende, allgemein geachtete Persönlichkeit, und es gelang ihm, Kolatschek zur Zurückziehung dieses unzeitgemäßen Alarmrufes zu bestimmen. Der Bürgermeister aber fühlte, es sei notwendig, der gärenden öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, und er nahm es auf sich, ihre Wünsche selbst vor den Herrscher zu bringen. Er erbat sich am 10. Juli mit seinen beiden Stellvertretern, Felder und Mayerhofer, eine Audienz beim Kaiser, aber unglücklicherweise brachte er in seiner Ansprache zwei ganz verschiedene Angelegenheiten vor. Er war nämlich von der Sorge erfüllt, daß durch die sich um die Hauptstadt erhebenden Befestigungen Wien die Schrecken des Krieges fühlen werde, und so bat er den Kaiser, Wien als offene Stadt nicht den Gefahren einer Belagerung und dem Schicksale einer Eroberung preiszugeben; sodann setzte er den Kaiser von dem Wunsche der Bevölkerung in Kenntnis, es mögen nach dem Kriege freie Staatseinrichtungen an Stelle des herrschenden Systems gesetzt werden. Der Kaiser versicherte die Vertreter Wiens, daß die Schanzen, welche im Marchfelde zur Deckung des Donauüberganges aufgeführt wurden, die Hauptstadt in so weitem Kreise umzögen, daß diese selbst durch einen Kampf nicht betroffen werden könne. Was die Hauptsache betraf, so gab der Herrscher im allgemeinen die Zusage, den Wünschen der Bevölkerung entsprechen zu wollen. — Der Schritt des Bürgermeisters fand in der Hauptstadt geteilte Aufnahme. Wohl billigte man es, daß der Kaiser von der gegen das absolutistische System bestehenden Stimmung unterrichtet wurde; aber ebenso scharf tadelten die Einsichtigen, daß der Bürgermeister mutlose Worte

gesprochen hatte über die Möglichkeit, daß Wien in den Krieg hineingezogen werden könne. Denn die Kunde von dieser Ansprache mußte ins Ausland dringen und die Zuversicht des Feindes erhöhen. Die „Presse" fand, der Bürgermeister hätte eher 160 000 Gewehre zur Bewaffnung der Bürger fordern sollen; später meinte sie spöttisch, die Vorsorge des Bürgermeisters und des Gemeinderates beschränke sich auf das Zittern vor Feindesgefahr.

Die Stimmung in der Stadt war verworren genug. Tag und Nacht wurden Dampfschiffe beladen, um den Metallschatz der Bank, das Reichsarchiv und die kaiserliche Schatzkammer nach Komorn zu bringen. Die Preise der Lebensmittel stiegen, die Hausfrauen sammelten Vorrat für die Zeit der Absperrung der Zufuhren durch den heranrückenden Feind. In der „Wiener Abendpost", dem Regierungsorgan, war ohne Grund davon gesprochen worden, Kaiser Napoleon habe Oesterreich seine bewaffnete Vermittlung angeboten; einige Tage lang tröstete man sich mit der französischen Hilfe, aber diese Hoffnung zerfloß bald und die Entmutigung wuchs. Auf der anderen Seite verbreitete sich unter der Arbeiterbevölkerung, die beim Stocken der Geschäfte brotlos wurde, die Nachricht, die Fabriken Böhmens seien vollauf beschäftigt, da die preußische Heeresverwaltung große Bestellungen gemacht habe. Fürst Colloredo-Mannsfeld trat als Präsident des Vereins der österreichischen Industriellen durch einen Aufruf diesen Gerüchten entgegen, die, wie er feststellte, ebenso aufreizend als deprimierend wirken müßten.

Noch am Abend des 10. Juli berichtete der Bürgermeister im Gemeinderate über seine Audienz beim Kaiser. Die demokratische Minderheit fand, daß seine Worte über die Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Zustandes nicht entschieden genug gewesen seien; aus ihrem Lager wurden Stimmen laut, Wien sollte unter diesen Umständen ein Stück politischer Unabhängigkeit gewinnen und allsogleich die Leitung der städtischen Polizei an sich ziehen. Aber so weit wollte die liberale Mehrheit des Gemeinderats nicht gehen. Wohl aber wurde beschlossen, dem Beispiele mehrerer Kronlandshauptstädte zu folgen und an den Kaiser eine Adresse zu richten, in welcher

der Wunsch nach Wiederanerkennung der sistierten Verfassung auszusprechen sei.

Gleichzeitig jedoch kam der Gemeinderat seiner Pflicht nach, Vorsorge zu treffen für die Sicherheit der Stadt, zumal in dem gefahrvollen Zeitpunkte, der zwischen dem Abzuge der österreichischen Truppen und dem Einmarsche der Preußen verstreichen konnte. Deshalb wurde die Bildung einer freiwilligen Bürgerwehr in Angriff genommen, die aus 20000 Mann bestehen sollte; man hoffte, daß dieses Bürgeraufgebot, wie während der Besetzung der Stadt durch die Franzosen 1809, auch von den Preußen als Bürgschaft der Ordnung anerkannt werden würde. Daneben sollten 2000 Mann als Stadtwache angeworben und besoldet werden, um den Sicherheitsdienst mit zu versehen, wenn die staatliche Polizeimannschaft samt den Truppen abziehe. Man richtete sich ganz für den Fall der feindlichen Occupation ein; ein Ausschuß von 18 Mitgliedern des Gemeinderates, die sogenannte Permanenzkommission, leitete alle darauf bezüglichen Veranstaltungen. Die Stadt übernahm die Zahlung aller vom Staate zu entrichtenden Gehalte und Pensionen, damit die zurückbleibenden Beamten nicht Not litten; um die Gemeinde schadlos zu halten, wurde ihr sogleich die Einhebung der staatlichen Thorsteuer überlassen[1]); ebenso sollte sie zur Zeit der Occupation alle anderen Abgaben für Rechnung des Staates einheben. Der Finanzminister hinterlegte ferner beim Bankhause Wodianer 300000 Gulden, die den Bedarf für die Gehalte ergänzen sollten.

Papiergeld war in den Staatskassen zur Genüge vorrätig; denn durch das Gesetz vom 7. Juli 1866 wurde dem Finanzminister ein neuer Kredit von 200 Millionen Gulden eröffnet und die Nationalbank angewiesen, daraufhin sofort 60 Millionen Gulden in Noten auszufolgen. Den Verwundeten wendete sich die allgemeine Teilnahme zu; Spitäler wurden errichtet und zahlreiche Soldaten in Privatpflege übernommen.

Alle Maßregeln der Stadt zeigten deren guten Willen, aber es fehlte an Schwung und Begeisterung, die nur eine volks-

[1]) Der Finanzminister Graf Larisch überließ die Verzehrungssteuer am 16. Juli der Stadt, am 2. August wurde die Einhebung wieder vom Staate übernommen.

tümliche Regierung einflößen konnte. Wohl meldeten sich binnen wenigen Tagen beinahe 3000 Männer zur Bürgerwehr, und gleich unter den ersten Anton von Schmerling, zu der Zeit Präsident des Obersten Gerichtshofes; dann stockte aber die Teilnahme, und da der Schluß des Waffenstillstandes bald erfolgte, so kam man über die Wahl der Offiziere nicht hinaus[1]). Daneben gingen die Werbungen zu den Wiener Freiwilligenbataillonen für die Feldarmee. Das erste Bataillon wurde durch Sammlungen aus der Bürgerschaft ausgerüstet; weitere neun zu je 1000 Mann wurden nach Beschluß des Ministerrates vom 4. Juli auf Staatskosten angeworben. Gegen 5000 Männer meldeten sich, darunter auch der verlorene Teil des Volkes, Leute, die man gerne in den unruhigen Zeiten aus der Großstadt hinausbefördert wissen wollte. Man sah Haufen von ihnen in den ersten Tagen mit dem Rufe: „Bitt' um etwas fürs Vaterland!" durch den Prater ziehen, um sich durch dieses Fechten auf ernstere Dinge vorzubereiten; bald aber wurde Zucht in die junge Mannschaft gebracht. Ueberall gab es nach Wiener Art viel Raisonnieren und Schwarzseherei, die frühere Kriegslust war ins Gegenteil umgeschlagen. Zähes Ausharren liegt nicht im Charakter des Wiener Volkes; aber wenn man zu strenge mit ihm ins Gericht gehen wollte, so mag bedacht werden, wie etwa die Berliner im Jahre 1866 einen Mißerfolg der preußischen Waffen hingenommen hätten. Der Verfassungskonflikt verbitterte in Preußen die Gemüter, und so hätten Bismarck und selbst der König im Falle einer Niederlage nicht den freundlichsten Empfang zu gewärtigen gehabt.

Die Proklamation des Kaisers vom 10. Juli enttäuschte wohl diejenigen, die erwartet hatten, etwas über die Verfassungs-

[1]) Die Bürgerwehr sollte durch eine weiße Binde am rechten Arm erkenntlich sein; als Bewaffnung hatte ein Säbel zu dienen. Der Gemeinderat hegte den Wunsch, diese Einrichtung zu einer dauernden zu machen; deshalb erging noch am 27. Juli ein Aufruf, der das Befremden über die geringe Beteiligung aussprach. Als Mitglieder wurden nur Personen aufgenommen, welche eine direkte Steuer entrichteten, oder Beamte, Lehrer, wie überhaupt alle wahlberechtigten Bürger. — Für die Schilderung der Stimmungen und Vorkehrungen in Wien sind die Akten des Wiener Stadtarchivs neben den Zeitungen als Quelle benützt. Vgl. auch die von Karl Weiß herrührende „Wiener Stadtchronik vom 1. Juli 1865 bis Ende August 1866" im „Wiener Kommunalkalender für 1867".

frage zu vernehmen, aber sie machte wegen ihres männlichen Tones auf das Ausland den Eindruck ungebrochenen Mutes in der Regierung des besiegten Oesterreich. In dieser Festigkeit der Sprache gegenüber dem siegreich vordringenden Feinde folgte Kaiser Franz Joseph dem Beispiele, welches Maria Thersia und andere Fürsten seines Hauses mitten in argen Kriegsnöten gegeben hatten. Kaiser Napoleon, so hieß es in dem an die Völker Oesterreichs gerichteten Aufrufe, habe aus eigenem Antriebe und in der Absicht der Verhinderung weiteren Blutvergießens seine Vermittlung angeboten und diese sei von Oesterreich angenommen worden. „Ich bin," fuhr der Kaiser fort, „zu einem Frieden unter ehrenvollen Bedingungen bereit, um dem Blutvergießen und den Verheerungen des Krieges ein Ziel zu setzen; allein nie werde ich in einen Friedensschluß willigen, durch welchen die Grundbedingungen der Machtstellung meines Reiches erschüttert würden. In diesem Falle bin ich zum Kampfe auf das Aeußerste entschlossen und hierin der Zustimmung meiner Völker gewiß. . . . Oesterreich ward vom Unglück schwer getroffen, aber es ist nicht entmutigt, nicht gebrochen. Meine Völker! Vertrauet auf euren Kaiser! Oesterreichs Völker haben sich nie größer als im Unglück gezeigt." Der Aufruf in Ungarn lautete gemessener, doch nicht weniger zuversichtlich: „Ich bin des starken Glaubens," so war darin zu lesen, „daß die kampfestüchtigen Söhne Ungarns, vom Gefühle angestammter Treue geleitet, freiwillig unter meine Fahnen eilen werden, zu Hilfe ihren Angehörigen und zum Schutze des durch die Kriegsereignisse auch unmittelbar bedrohten Vaterlandes."

Die männlichen Worte der kaiserlichen Proklamation vom 10. Juli erhielten Nachdruck durch die Entschlossenheit, mit der die Rüstungen gegen Preußen fortgesetzt wurden. An demselben Tage wurde Erzherzog Albrecht zum Oberbefehlshaber über die Heere der Monarchie eingesetzt und damit kam neues Leben und straffe Einheit in die militärischen Vorkehrungen. Am 13. Juli langte der Erzherzog in Begleitung Johns in Wien an; einer Abordnung des Wiener Gemeinderates, die ihn begrüßte, entbot er die festen Worte: „Mut, nur Mut, meine Herren, und die Hoffnung nicht verloren. Wer die Hoffnung aufgibt, gibt sich

selbst auf." Energisch wurde die Versetzung der Südarmee an die Donau betrieben. Wäre Italien durch die Abtretung Venetiens an Frankreich zum Stillestehen bestimmt worden, so hätte Oesterreich ungefähr 120 000 Mann zur Verteidigung Wiens aus dem Süden heranziehen können. Aber Napoleons Schwäche zerstörte diesen Plan, und so konnte nur die kleinere Hälfte dieser Macht die Südgrenze verlassen. Das Festungsviereck und Venedig blieben mit 38 000 Mann besetzt; zur Verteidigung Tirols wurden 17 000 Mann verwendet; in Dalmatien blieben 8800 Mann als Besatzung zurück. Auch von der Feldarmee mußte ein Teil zurückgelassen werden, damit die Italiener nicht ohne Widerstand in das Innere der österreichischen Monarchie vordringen könnten. Diesem Zwecke diente das Corps Maroičić, mehr als 27 000 Mann stark, welches langsam hinter den Isonzo zurückwich. Sonach blieben noch 57 000 Mann, welche so rasch wie möglich gegen Wien befehligt wurden[1]). Es waren dies außer der Reiterbrigade Pulz die beiden Corps Rodich und Hartung nebst der Reservedivision Rupprecht; die letztere wurde aufgelöst und je eine Brigade den beiden Corps zugeteilt. Die 57 000 Mann wurden teils durch Steiermark, teils durch Tirol nach Wien befördert. Als der Erzherzog den Oberbefehl übernahm, standen die österreichischen Streitkräfte noch auf weiten Räumen zerstreut. Die Südarmee war teils auf der Eisenbahnfahrt, teils auf dem Marsche nach Norden begriffen. Von der Nordarmee waren das 10. Corps und der größte Teil der Kavallerie in die Schanzen nördlich von Wien gezogen oder auf dem Marsche dahin. Die Hauptmacht, 92 000 Mann unter Benedek, lag noch bei Olmütz; das 3. Corps und die Sachsen endlich waren im Begriffe, mittels Eisenbahn von Olmütz nach Wien abzugehen. Das war im ganzen eine Truppenmacht von ungefähr 200 000 Mann, welche in den Befestigungen vor Wien und an der Donau einen festen Stützpunkt finden konnte. Zugleich wurden alle Anstrengungen gemacht, um die letzten Reserven aus den Depots nach Wien zu befördern.

So ganz niedergeworfen war Oesterreich also noch nicht.

---

[1]) Vgl. „Militär-Wochenblatt" 1900, Nr. 33 und 34.

Der Sieg von Custoza erfüllte den Erzherzog Albrecht und seinen Generalstabschef John mit der Hoffnung, ihre Armee werde sich noch mit Ehren mit dem stärkeren Feinde im Norden messen. Der wunde Punkt lag in dem Mangel an Reserven; in der unzulänglichen Heeresorganisation war darüber nichts vorgesehen und die langsam betriebene neue Rekrutierung für diesen Feldzug fast wertlos. Dennoch verfügte Oesterreich noch über eine achtunggebietende Macht. Als die sonngebräunten Truppen aus Italien durch Wien zogen — kenntlich durch die weißen Nackenschutztücher, die sie im Süden vor dem Sonnenstich bewahrten — schlugen die Herzen wieder zuversichtlicher. Offiziere und Mannschaft waren von Selbstbewußtsein erfüllt und sahen mitleidig auf ihre unglücklicheren Kameraden herab, die von Norden heranrückten. Der Erzherzog verfügte gegen die unter den Abteilungen der Nordarmee auf dem Rückzug vielfach eingerissene Lässigkeit strenge Maßregeln; nach dem Spruch des Kriegsgerichts zu Wiener-Neustadt wurde ein junger Lieutenant, dem man mutloses Verhalten auf dem Rückzuge zum Vorwurfe machte, mit dem Tode bestraft. Unermüdlich wurde an der raschen Sammlung der noch zerstreuten Heere an der Donau gearbeitet. Der Erzherzog hatte den Sieg von Custoza durch energisches Zusammenhalten aller Kräfte am Tage der Schlacht erfochten; von gleichem Geiste waren jetzt alle seine Anordnungen erfüllt.

Noch im letzten Augenblicke wurde auch der Versuch gemacht, den Volkskrieg gegen den eingedrungenen Feind zu organisieren. Das aber war, wie die Dinge lagen, nur an wenigen Stellen möglich. Vor allem erhob sich das treue Tirol so kräftig als je, 1024 Offiziere und 42 400 Mann stellten sich zur Landesverteidigung, und dies galt als selbstverständlich, da das Land kraft alter Privilegien nur eine geringe Mannschaft zum stehenden Heere stellte. Auch in Dalmatien wurde Ansehnliches geschaffen; gegen 22 000 Mann wurden bewaffnet, um einer Landung der italienischen Flotte entgegenzutreten; die rüstigen Slaven des Landes hätten, wenn die Rothemden Garibaldis erschienen wären, gegen sie gute Dienste geleistet. Die sonstigen Ansätze zur Aufbietung des Landsturms in Oesterreich hatten keinen

Erfolg, da die Stimmung gedrückt, die Regierung unbeliebt war und der baldige Friedensschluß von jedermann erwartet wurde. In einigen Ländern, so in Kärnten und Krain, wurden in der ersten Hitze alle waffenfähigen Männer zu den Waffen gerufen; aber man stand davon ab, da die Opferung waffenunkundiger Haufen Volkes, gegen welche der Feind nach Kriegsrecht vorgehen durfte, zwecklos gewesen wäre. Die Regierung deutete auch bald jenen Aufruf so um, daß nur die Aufstellung uniformierter Freiwilligenbataillone erwünscht sei. In Wien wurden vorerst vier Bataillone, im ganzen 4500 Mann, ausgerüstet. In den Alpen sammelte Oberstlieutenant Graf Mensdorff ein Alpenjägercorps, zu dem sich gegen 4000 Mann stellten, die zur Bewachung der Donau verwendet wurden. Graf Starzenski erließ in Galizien einen Aufruf zur Werbung für ein Regiment Krakusen, Landesschützencompagnien wurden in Kärnten und Krain gesammelt — aber diese Freiwilligen bekamen, da der Waffenstillstand bald eintrat, den Feind nicht zu Gesicht[1]).

Nur an einer Stelle kam es im Rücken des preußischen Heeres zu einer mutigen Unternehmung. Hauptmann Alfred v. Vivenot, ebenso unermüdlich als Geschichtsforscher wie tapfer im Felde, stand bei der Besatzung in der Festung Josephstadt und unternahm es, mit einer Handvoll Soldaten den Landsturm in den Bergen zwischen Böhmen, Mähren und Schlesien zu organisieren. Er schlug sich mit kleineren preußischen Abteilungen herum, zerstörte Telegraphenleitungen, hob bei Gabel eine preußische Proviantkolonne auf und gelangte mit seiner Schar glücklich bis Olmütz. Mit einigen hundert Soldaten, denen sich Förster, Finanzwachen und Bauern anschlossen, drang er von da kühn bis Troppau vor und ließ hier den preußischen Kommissär unter dem Jubel der Bevölkerung gefangen nehmen. Dann faßte er den Plan, sich wieder westwärts gegen Glatz zu wenden und die Festung zu alarmieren, als die Kunde von dem Schlusse

[1]) Damals trat General Jochmus, der Philhellene, ehemals Minister König Ottos von Griechenland und des Reichsverwesers Erzherzog Johann, in österreichische Dienste. Es hieß, er solle den Befehl über die Freiwilligen übernehmen.

der Feindseligkeiten eintraf. Bei diesen Streifzügen wagten sich seine Leute bis nahe an das Hauptquartier des Kronprinzen in Oppatowitz, westlich von Olmütz, das dadurch aufmerksam und unruhig wurde [1]). Das alles geschah, obwohl der Befehlshaber der 12. preußischen Division, Prondzynski, welcher die Einschließung von Josephstadt und Königgrätz leitete, in einer Proklamation vom 14. Juli drohte, jede mit den Waffen in der Hand betroffene Civilperson erschießen und für jeden preußischen Toten oder Verwundeten ein Dorf niederbrennen zu lassen. Im kleinen Kriege hängt eben alles von dem Unternehmungsgeiste einzelner ab.

* * *

Auch einen kräftigen Mut konnte es niederschlagen, daß Oesterreich in seinem Mißgeschicke nirgends in Europa Beistand fand. Wohl hatte Kaiser Napoleon in der ersten Aufwallung über den Ungehorsam Italiens, das sich seinen Mahnungen zum Frieden verschloß, dem österreichischen Botschafter in Paris die Absendung einer französischen Flotte nach Venedig versprochen. Dann aber folgte der Umschlag in Paris. Mehrere Tage ließ Mensdorff den Brief des Kaisers auf seinem Schreibtische liegen und zeigte ihn den ihn besuchenden Diplomaten [2]). Als aber die Hilfe ausblieb, machte er kein Hehl aus seinem Groll über Frankreichs Unzuverlässigkeit; er sprach zu dem amerikanischen Gesandten Motley über Bismarck fast mit Bewunderung, von Napoleon aber mit Verachtung. Von der Umkehr der französischen Politik erhielt das Wiener Kabinett zuerst Kunde durch eine von Drouyn de Lhuys an den Herzog von Gramont nach Wien gesandte Depesche. Darin hieß es, daß Preußen als

[1]) „Oesterreichs Kämpfe", IV, S. 196; Fontane, „Der deutsche Krieg von 1866", I, S. 680; Herzog Ernst von Koburg, „Aus meinem Leben", III, S. 602.

[2]) Und dabei spricht Sybel kurioser Weise von „Oesterreichs hinhaltender Politik gegen Napoleon"! Für seine Geschichtsauffassung ist es bezeichnend, daß er die feste Haltung der österreichischen Regierung spöttisch beurteilt. Da Gablenz Waffenstillstandsbedingungen überbracht hatte, die solchen Sinn bekundeten, meint Sybel: „Nach Wiener Brauch war Form und Inhalt der Botschaft um so stolzer bemessen, je größer die Schwäche war, der sie Abhilfe bringen sollte." Er bleibt sich konsequent: nur von schwächlichen Gegnern Preußens spricht er wohlwollend.

Bedingung eines Waffenstillstandes den Austritt Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde fordere, und zum Schlusse wurde hinzugefügt: „Der Kaiser glaubt, daß unter den jetzigen Verhältnissen die Fortsetzung des Kampfes der Ruin Oesterreichs sei.“ So düster dachte Napoleon von der Lage Oesterreichs; er, der seine Macht von der Revolution herleitete, besaß nicht den richtigen Maßstab für die Festigkeit des historisch Gewordenen; ganz anders urteilten Bismarck und Deak, die mit Oesterreichs Macht noch rechneten, als es am Boden zu liegen schien.

An demselben 11. Juli unterrichtete Drouyn de Lhuys den Fürsten Metternich von dem Gedankengange des Kaisers, und dies mit einer Kälte, die nicht mehr überboten werden konnte; der Minister, der als Freund Oesterreichs gelten konnte, schmiegte sich also vollständig dem Willen des Herrschers an. Prinz Reuß hatte, wie wir wissen, damals in Paris erst in allgemeinen Zügen das Programm Preußens entwickelt. „Wir besitzen,“ so heißt es in dem Schreiben des französischen Ministers, „keine klare Auseinandersetzung der Präliminarien, welche Preußen verlangt, um den Waffenstillstand zu unterschreiben; wir wissen nur, daß der Austritt Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde das sine qua non bildet.“ Aber obwohl man in Paris nicht ermessen konnte, ob dieses Opfer das einzige sei, das von Oesterreich verlangt wurde, war weiter gesagt: „Der Kaiser denkt, daß der Waffenstillstand und Verhandlungen allein eine günstige Wendung für Sie in Aussicht stellen. Seine Majestät ist entschlossen, bei der gegenwärtigen Krise die französische Nation nicht in einen Krieg zu stürzen.“ Damit zog Napoleon die dargebotene Hand vollständig zurück.

Die Antwort Oesterreichs war seiner Ueberlieferungen und seiner europäischen Stellung vollständig würdig: „Kaiser Franz Joseph muß, bevor er dem Austritte Oesterreichs aus dem Bunde zustimmt, schlechterdings zuerst die anderen Bedingungen für die Friedenspräliminarien wissen. Wenn sich unter diesen Bedingungen unannehmbare finden, zum Beispiel eine Gebietsabtretung, so zieht Oesterreich vor, die Entscheidung der Waffen anzurufen und mit Ehren unterzugehen, wenn es sein muß, als seine Rettung um diesen Preis zu erkaufen.“

Die schwächliche Vermittlung Frankreichs ließ bald wieder von sich hören. Im Auftrage Kaiser Napoleons erschien Benedetti im Hauptquartier König Wilhelms, um einen Waffenstillstand herbeizuführen. Die Generäle des Königs stellten, um Frankreichs Wünschen in der Form Rechnung zu tragen, am 12. Juli die Bedingungen hiezu fest: eine Waffenruhe von drei Tagen könne eintreten, wenn die Oesterreicher einwilligten, sich hinter die Thaya, also nach Niederösterreich, zurückzuziehen und die durch die Festungen Königstein in Sachsen und Theresienstadt gestörten Bahnverbindungen freizugeben. Das wichtigste aber war, daß beide kämpfenden Teile sich zu verpflichten hätten, während der Waffenruhe alle ihre Truppen in Nord und Süd auf der Stelle zu lassen, wo sie sich eben befanden. Dieses Angebot kam am nächsten Tage in Wien an, war aber unannehmbar. Denn dann hätte Benedek mit seinem Heere in Olmütz bleiben müssen und die Südarmee durfte ebensowenig gegen die Donau befördert werden; damit wären die Operationen zur Vereinigung der Heere an der Donau gestört gewesen. Sonach lehnte Oesterreich ab, und da die von ihm angebotenen Bedingungen anderseits von dem Gegner abgewiesen wurden, so mußte es den äußersten Fall in Rechnung ziehen. Es war möglich, daß die Verteidigung der Donau mißlang, daß Erzherzog Albrecht bei Wien besiegt wurde und sein Heer dann nach Ungarn führen mußte. Komorn wurde in diesem Falle der Stützpunkt der Armee, Nordungarn aber lag dem Feinde offen.

* * *

Es erhob sich nun die Frage, ob es möglich sei, den Krieg gegen Preußen auch mitten in dem noch unversöhnten Ungarn zu führen. Deak und seine Partei, mit ihm die Mehrheit des ungarischen Volkes, waren bereit, die Hand zum Frieden zu reichen, und der Kaiser beschloß deshalb, den edlen Patrioten zu sich zu bescheiden und mit ihm den Ausgleich zu besprechen. Deak verfolgte unterdessen nicht ohne Besorgnis die Vorzeichen des Aufstandes in Ungarn, da er fürchtete, die Strömung nicht mehr beherrschen zu können. So wenig er Kossuth im Jahre 1848 zu hindern vermochte, die Führung der Nation an sich zu

reißen, so wenig Gewalt besaß er jetzt über die Feuerköpfe und Abenteurer, welche sich nun mit ihren Mitteilungen über die Verschwörung an ihn herandrängten. Er war der Mann des Rechtes und seine Rolle war die eines Vermittlers zwischen dem König und der Nation. Ungarn war seine Wiege und der Gesichtskreis, den er überblickte; jetzt aber, so sagte er zu seinen Freunden, komme das Geschick des Landes in Zusammenhang mit den Angelegenheiten Europas, und da er nur die Gesetze Ungarns kenne, sei er zur Führung nicht befähigt. Dabei warnte er die Ungeduldigen vor Unterschätzung der Macht Oesterreichs; der Kaiser, so sagte er ihnen, könne, wenn Ungarn sich zur Unzeit erhebe, mit Preußen Frieden schließen und habe dann Hunderttausende zur Unterwerfung des Landes zur Verfügung. Mit voller Ueberzeugung stand ihm in dieser Auffassung Graf Andrassy zur Seite. Kluges Maßhalten war der größte Dienst, den diese Männer dem Kaiser wie ihrem Vaterlande leisten konnten. Da Deak seine Fähigkeit, in stürmischen Zeiten die Nation zu lenken, gering anschlug, waren seine Freunde nicht überrascht, als er ihnen ankündigte, er wolle Pest verlassen und in der Einsamkeit seines Gutes in Szent-Laszlo den Verlauf der Dinge abwarten.

Hier also mußte der Kaiser den Führer der Nation aufsuchen lassen. Am 17. Juli erhielt Szegedy, ein Neffe Deaks, von dem ungarischen Hofkanzler Majlath den Auftrag, Deak einen wichtigen Brief zu überbringen. Als Deak am Abend das Schreiben las, fühlte er den großen Erfolg seines arbeitsvollen Lebens aufsteigen; aber man sah, wie sich sein Antlitz von ernster Sorge umdüsterte. Der Kaiser beschied ihn zu sich nach Wien; aber nicht Triumph erfüllte ihn, sondern vor allem das Bewußtsein schwerer Verantwortlichkeit in diesem geschichtlichen Augenblicke. Am nächsten Morgen reiste er nach Wien und stieg, um nicht sofort erkannt zu werden, in einem kleinen Gasthofe außerhalb der Stadt, in Meidling, ab. Am 19. Juli empfing ihn der Kaiser. Nahezu eine Stunde dauerte die folgenschwere Unterredung, welche auf den Herrscher tiefen Eindruck machte. Nur das Wichtigste hat Deak über dieses Gespräch mitgeteilt, denn er mochte die von dem Kaiser in dieser ernsten Stunde

ausgesprochenen Empfindungen nicht müßigem Urteile preisgeben. Der Kaiser befragte ihn um die Wünsche Ungarns. Ebenso klug als edelmütig war die Antwort: Ungarn verlange nach der Niederlage von Königgrätz nicht mehr als vorher. Diese Worte prägten sich dem Gedächtnisse der Zeitgenossen fest ein, und der Herrscher eines großen Reiches sagte viele Jahre später zu Deak: er habe den Mann kennen lernen wollen, der so gesprochen hatte. Deak legte dem Kaiser des weiteren dar, eine Aenderung des Systems sei vor dem Friedensschlusse nicht angezeigt, dann aber wäre sie ohne Zögerung in Angriff zu nehmen. Es zeigte sich, daß der Kaiser der Einsetzung eines parlamentarischen Ministeriums in Ungarn geneigt war; er fragte Deak, ob er an dessen Spitze zu treten bereit wäre. Deak lehnte mit ehrerbietigem Danke ab, wohl aber werde er eine Regierung, welche seine Grundsätze verwirkliche, mit allen Kräften unterstützen. Zugleich empfahl er den Grafen Andrassy als den geeignetsten Mann, um die Leitung der Regierung zu übernehmen. Ihn hatte Deak schon früher den providentiellen Ministerpräsidenten Ungarns genannt.

So bereitete sich die große Wandlung in dem Verhältnisse des Reiches zu Ungarn vor. Wie schlicht war die Festigkeit des Führers der Nation, aber wie unergründlich klug auch, ohne den Schein diplomatischer Kunst, die von ihm gestellte Forderung! Denn er verlangte anscheinend nicht mehr als vor der Niederlage und er war entschlossen, jetzt auf der vollen Gewährung zu bestehen. Aber die Sache stand so, daß Ungarn sich, wenn Oesterreich siegreich geblieben wäre, mit *Geringerem* hätte begnügen müssen. Die Ausgleichsurkunde, die Deak *vor* dem Kriege entworfen hatte, enthielt das *Aeußerste*, das auch seiner Ansicht nach von Ungarn überhaupt erreicht werden konnte. Jetzt griff er nach diesem Höchsten und gewann es für sein Land. Einem Staatsmanne kann nichts Größeres nachgesagt werden, als daß er in den entscheidenden Augenblicken seines Lebens das Selbstverständliche erstrebte und durchsetzte.

An demselben Tage empfing der Kaiser auch den Grafen Andrassy. Der ritterliche Mann bat den Herrscher, sich der Treue des versöhnten ungarischen Volkes anzuvertrauen. In

allen Dingen stimmte seine Ansicht mit der Deaks überein; nur darin wich er ab, daß er dem Kaiser dringend riet, nicht erst den Friedensschluß abzuwarten, sondern die Verfassung Ungarns sofort in Kraft zu setzen. Seinem feurigeren Mute entsprach es, daß er die Gelegenheit ohne Zögern ergreifen wollte. Die Versöhnung Ungarns, so behauptete er, sei das einzige Mittel, um bei dem Friedensschlusse bessere Bedingungen zu erhalten. Es dürfe nicht der Anschein erweckt werden, als ob der Herrscher nach verlorenen Schlachten lieber einen ungünstigen Frieden zugestehen als sich zur Wiederherstellung der ungarischen Verfassung entschließen wolle. Das Reich besitze zwei leitende Nationalitäten: die deutsche und die ungarische; durch ihre Vereinigung sei es entstanden; auf ihr könne es neu erbaut werden.

Der Kaiser erhielt durch diese Unterredung einen tiefen Eindruck; begreiflich aber, daß er Deaks Rate folgte und den Abschluß des Friedens abwartete, bevor er die ungarischen Wünsche erfüllte. Noch einmal empfing er am 28. Juli den Grafen Andrassy; erst später jedoch begannen die entscheidenden Verhandlungen, aus denen die dualistische Verfassung des Reiches hervorging.

Den Magyaren also mußten Drohungen und selbst Untreue verziehen und ihren Wünschen willfahrt werden. Anderes erfuhren die Deutschen des Reiches; man fand ihre bescheidenere Bitte, weil im Angesichte des Feindes vorgebracht, für unziemlich. Der Gemeinderat von Salzburg hatte an den Kaiser eine Adresse um Wiederherstellung der Verfassung gerichtet; der von Graz folgte und sprach die Ueberzeugung aus, die Kraft des Reiches sei ungebrochen und sie werde sich wieder äußern, wenn die Leitung des Staates Männern von freisinnigen Grundsätzen anvertraut sei. Lebhaft war in dieser Adresse der Wunsch nach Erhaltung des nationalen Bandes mit Deutschland betont[1]). In gleichem Sinne ging der Gemeinderat von Wien

[1]) Die „Wiener Abendpost" rügte dieses von Rechbauer entworfene Schriftstück: „Die Grazer Adresse betont mit loyalen Worten die unantastbaren Rechte der Krone. Nun denn, das erste und unantastbare Recht der Krone ist die Wahl ihrer Räte. Die volle Freiheit in der Ausübung dieses Rechtes muß gewahrt und jeder Versuch einer beengenden Pression entschieden zurückgewiesen werden."

vor. In der hiezu bestellten Kommission legte Berger, der spätere Minister, den Entwurf einer Adresse vor, aber man fand ihn einerseits zu düster, anderseits zu scharf; dagegen fand die Vorlage Hoffers, der die Teilnahme an den Kämpfen von 1848 mit langjährigem Kerker gebüßt hatte, allgemeine Zustimmung, und am 17. Juli wurde sie vom Gemeinderate einhellig genehmigt. Am 23. Juli sollte sie überreicht werden. Die Regierung, unangenehm von diesen Vorgängen berührt, ließ an diesem Tage in ihren Blättern verlautbaren, sie gedenke einen Reichsrat einzuberufen, doch nicht auf Grund der sistierten Verfassung, sondern nur ad hoc zur Vereinbarung einer neuen Konstitution.

Die Adresse des Wiener Gemeinderats erhob schwere Anklagen gegen das herrschende System, versicherte aber, daß Wien mutig bei dem Kaiser ausharren werde in der Stunde der Gefahr. Der Kaiser möge, so hieß es weiter, zur Leitung des Staates Männer berufen, deren Thatkraft und Gesinnung den Völkern Vertrauen einflöße. Das Schriftstück schloß mit der Versicherung, daß die Hauptstadt sich dem Feinde gegenüber ihrer Vergangenheit würdig beweisen werde. Die Adresse wurde dem Kaiser am 23. Juli überreicht, als schon bekannt geworden war, Deak sei vom Kaiser empfangen worden und der Waffenstillstand mit Preußen sei bereits abgeschlossen. Der Ausgleich mit Ungarn stand also bevor und man konnte auch für die Deutschen Oesterreichs freundlichere Tage erwarten. Aber die Antwort des Herrschers an die Abordnung des Gemeinderates lautete über die Maßen ungnädig. Der Kaiser anerkenne, so berichtete der Bürgermeister dem Gemeinderate wörtlich, den Ausdruck der Loyalität, nur mögen die Thaten auch den Worten entsprechen. Er wolle unter den gegenwärtigen Verhältnissen davon absehen, daß die Ueberreichung der Adresse nicht in den Wirkungskreis der Gemeinde gehöre, sie sei nur als die Aeußerung der einzelnen Mitglieder des Gemeinderates anzusehen. Seine Majestät, so lautete der Schluß des Berichtes, hege den wärmsten Wunsch, daß die konstitutionelle Thätigkeit baldigst wieder ins Leben trete, hiebei könnten aber nicht die Wünsche der Bevölkerung Wiens allein, sondern

nur die Bedürfniſſe des ganzen Reiches in Betracht gezogen werden.

Schwer zu beſchreiben iſt die Erregung, die der Bericht über dieſe Audienz in der Hauptſtadt hervorrief. Die von den Opfern des Krieges ſchwer betroffene Bevölkerung fühlte den Vorwurf heraus, daß Wien ſeine Pflicht gegen das Vaterland nur ungenügend erfüllt habe. Eine Beratung von Gemeinderäten fand ſtatt, in der die Niederlegung der Mandate erwogen wurde; es war vorauszuſehen, daß es zu den heftigſten Reden im Gemeinderate kommen werde. Da faßte Bürgermeiſter Zelinka den Entſchluß, dem zuvorzukommen und dem Kaiſer ſelbſt ernſte und würdige Vorſtellungen zu machen. Er erbat ſich mit ſeinen beiden Stellvertretern eine zweite Audienz, und in dieſer legte er, nicht ohne tiefe Bewegung, in feſten Worten die Wirkung der kaiſerlichen Anſprache auf das Volk von Wien dar. „Ich berufe mich," ſo berichtete er darauf im Gemeinderate, „auf das Zeugnis meiner beiden Stellvertreter, daß ich Sr. Majeſtät aufrichtig, wie es einem getreuen Bürgermeiſter der Stadt Wien zuſteht, von der Lage und der beſtürzten Stimmung der Stadt wahrhaften und getreuen Bericht erſtattet habe." Er habe dem Kaiſer umfaſſend dargeſtellt, welche Leiſtungen der Stadt durch den Krieg aufgelegt wurden. „Ich betonte insbeſondere, daß meine Stellung eine andere als die eines Beamten, daß ich nicht nur verpflichtet bin, das Band der Sympathie und Loyalität zwiſchen der Bürgerſchaft und dem Allerhöchſten Herrſcherhauſe feſtzuhalten, ſondern daß ich auch Pflichten gegen die Bürgerſchaft habe und, ſo wie ich es vor Gott und Sr. Majeſtät zu verantworten mir getraue, die Stimmung des Volkes zur Kenntnis Sr. Majeſtät zu bringen mich verpflichtet fühle."

Darauf erwiderte der Kaiſer begütigend: er habe nie Zweifel gehegt und ſei überzeugt von der Opferwilligkeit und dem Patriotismus der Bevölkerung Wiens, insbeſondere in der jetzigen ſchwer bedrängten Zeit.

Das Auftreten des Bürgermeiſters wurde ihm von der Bevölkerung der Stadt hoch angerechnet; beim Verlaſſen des Rathauſes ſollte er mit Ehrenbezeugungen empfangen werden,

denen er sich jedoch nach seiner bescheidenen Art entzog, wie er sich auch die Dankadressen verbat, die ihm zum Lobe aufgelegt wurden. Da machte eine strenge Maßregel der Regierung den Erörterungen ein Ende. Am 26. Juli wurde der Belagerungszustand über die Stadt verhängt; alle politischen Vergehen im weitesten Sinne des Wortes, sowie die schwersten gemeinen Verbrechen wurden dem Urteile des Kriegsgerichtes anheimgegeben. Jetzt war Wien vollständig ruhig, wie es das Ministerium wünschte. Das geschah an dem Tage, an welchem zu Nikolsburg die Friedenspräliminarien mit Preußen unterfertigt wurden. Die Regierung fühlte das Bedürfnis, ihr Vorgehen im amtlichen Blatte zu rechtfertigen, und sie schützte vor, der Kriegszustand sei lediglich verhängt worden, um die in Wien zusammenströmenden fremden Elemente in Ordnung zu halten. In der That aber wollte die Regierung dem Drängen ein Ende machen nach dem Sturze des Absolutismus, der durch die Ereignisse von 1859 und 1866 rettungslos bloßgestellt war. Die volle Ungnade gegen Wien aber zeigte sich, als der Kaiser wenige Tage darauf, am 30. Juli, eine Deputation der noch von den Preußen besetzten Stadt Prag empfing, welche die traurige Lage der Gemeinde schilderte und um Reichshilfe bat. Franz Rieger versicherte im Namen der Abgesandten, Böhmen wanke nicht in seiner Treue, wenn es auch verdächtigt werde. Darauf antwortete der Kaiser: „Die Verdächtigung der treuen Bevölkerung Böhmens habe ich nie beachtet, im Gegenteile bewundere ich die würdige, loyale, sich selbst verleugnende Haltung der Stadt Prag und des gesamten Landes."

In diesen Vorgängen glaubte man die Wirkung der Ratschläge des Grafen Belcredi zu erkennen. So wenig verstand es diese Regierung, die dem Reiche ergebensten Bürger für erhöhte Teilnahme an der Verteidigung zu gewinnen. Belcredi war kenntnisreich, fleißig, aber eine schwerflüssige Natur, abweisend und wenig befähigt, auf Menschen zu wirken und ihre Entschlüsse zu lenken. Die Maßregeln seiner Verwaltung aus Anlaß des Einmarsches der Preußen in Oesterreich waren wenig zweckentsprechend. Die Behörden erhielten den Auftrag, bei deren Einrücken ihren Amtssitz zu verlassen; dadurch blieb die Bevölkerung

führerlos, der Verkehr mit dem feindlichen Befehlshaber war erschwert und die geordnete Ausschreibung der Kriegssteuern und Lieferungen unmöglich, so daß die zunächst Betroffenen unerschwinglichen Forderungen begegneten. Als diese Uebelstände fühlbar wurden, erhielten die Beamten am 18. Juli Befehl, auf ihre Posten zurückzukehren. Nach den Niederlagen ließ die Regierung an Klugheit alles zu wünschen übrig. Es ist schwer zu rechtfertigen, daß man die öffentliche Meinung für die Ernennung Benedeks verantwortlich machte, das Verhältnis zur Hauptstadt sich verschärfen ließ und sie nach Abschluß des Waffenstillstandes behandelte, als sei man ihrer Treue nicht sicher. Es machte überhaupt den Eindruck, als ob die Regierung die Bevölkerung ihren Unwillen fühlen lassen wollte; denn als über den Waffenstillstand verhandelt wurde und Wien in banger Erwartung auf die entscheidende Nachricht harrte, schwiegen die Behörden, und in Oesterreich erfuhr man erst über Paris durch den „Moniteur", daß am 21. Juli Waffenruhe vereinbart worden sei[1]).

* * *

Zum Glück lag die Kriegsverwaltung in fähigeren Händen: mit aller Umsicht wurde durch Erzherzog Albrecht und John die Verteidigung der Donaulinie vorbereitet. Diese Aufgabe wurde erleichtert durch die Natur des Stromes, der, damals noch nirgends durch Menschenhand in ein einheitliches Bett gedrängt, nur an wenigen Punkten rasch vom Feinde übersetzt und dann überbrückt werden konnte. Sein Lauf ist vielverschlungen und im Flachlande von Oesterreich wie in Ungarn zerteilt er sich zumeist in breiter Behaglichkeit; die von ihm gebildeten Arme und Inseln machen einen mehrfachen Brückenschlag notwendig, der leicht gestört werden kann. Nur dort, wo die Berge an den

[1]) Als über Wien der Belagerungszustand verhängt wurde, schrieb das Witzblatt „Kikeriki":

„Eines ist gewiß, Geliebte,
Es bleibt auch jetzt beim alten,
Sind Preußen hier jetzt oder nicht,
Das Maul das muß man halten."

Strom heranrücken und ihn in ein schmaleres Bett nötigen, kann der Angreifer rascher zum Ziele gelangen. Solcher Punkte waren auf dem Kriegsschauplatze nur wenige. Komorn und Linz lagen für die Preußen zu weit abseits und so blieben nur drei von der Natur aus günstige Uebergangsstellen, und zwar die Einschnürungen des Flußbettes bei Krems, dann bei Wien und endlich bei Preßburg. Danach richteten sich die Anordnungen des Erzherzogs. Die Jochbrücke bei Krems, nach Mautern hinüber, wurde zum Teile abgebrannt, so daß eine Lücke von neunzig Metern gebrochen war. Preßburg, wo damals bloß eine leicht abzubrechende Schiffbrücke bestand, wurde durch die Brigade Mondel des 10. Corps gedeckt, und diese Hut mußte bald stattliche Verstärkung erfahren, da die das Waagthal herunterziehende Nordarmee binnen wenigen Tagen eintreffen und dann gleichfalls dem Feinde die Stirn bieten konnte. Wien endlich, das Herz des Reiches, erhielt durch aufgeführte Schanzen ausreichenden Schutz. Schon am 23. Mai, also vor Ausbruch des Krieges, wurde, da man einen plötzlichen Ueberfall Oesterreichs durch Preußen für möglich hielt, mit den Arbeiten begonnen; nach den Niederlagen entfaltete Feldzeugmeister Graf Degenfeld als Befehlshaber volle Thätigkeit. Er war ein alter Gegner Benedeks, dem er alles Unglück beimaß; er that jetzt sein Bestes, um zu zeigen, was zu leisten sei. Damals war Wien mit dem Norden des Reiches nur durch die alte, nach Floridsdorf führende Holzbrücke, sowie durch die Kettenbrücke der Nordbahn verbunden; außerdem ließ Erzherzog Albrecht, um leichter manövrieren zu können, eine dritte Brücke bei Stadelau, südöstlich von Wien, schlagen. Um nun die Uebergänge nach Floridsdorf und Stadelau zu sichern, wurden nördlich von der Donau bei diesen Orten aus Erdwerken Brückenköpfe angelegt. Diese halbpermanenten Befestigungen bildeten den Kern für eine umfassendere Anlage, die allerdings beim Schlusse des Krieges noch nicht ganz ausgebaut war und einem wohlvorbereiteten Angriffe mit überlegenen Kräften kaum hätte widerstehen können. In weitem Halbkreise um die Brückenköpfe erhoben sich als Gürtelwerke Schanzen; diese reichten vom Bisamberg an der Donau bis tief ins Marchfeld und lehnten sich wieder bei Aspern und bei

der Lobauinsel an den Strom. Alle diese Befestigungen waren zum Schlusse mit 431 Geschützen besetzt, deren Obhut dem 10. Corps anvertraut war, welches, wie oben erzählt ist, nach der Schlacht bei Sadowa mittels Eisenbahn rasch zur Verteidigung der Hauptstadt herangezogen wurde. Dessen Befehlshaber, FML. Gablenz, nahm sein Hauptquartier im Mittelpunkte der Werke zu Floridsdorf; sein Stellvertreter, General Koller, schlug sein Quartier auf der Höhe des Bisamberges auf, im Magdalenenhof, dem wichtigen Beobachtungspunkte, von dem aus das Marchfeld in weitem Umkreise zu überschauen ist. Wie bei den Türkenbelagerungen und während der Revolutionskämpfe im Oktober 1848 wurde das Turmzimmer von St. Stephan wieder als Warte für einen militärischen Posten benützt, ebenso die Höhen auf dem Südufer der Donau, der Kahlenberg und der Heuberg. Von diesem Höhenzug blickten die Wiener halb neugierig, halb ängstlich aus, ob am Horizonte Staubwolken aufzogen, die Begleiter des heranrückenden Feindes. So lange die Besichtigung der Schanzen gestattet war, strömten die Menschen an Sonntagen zu Zehntausenden hinaus, um die Lagerplätze der Soldaten zu besichtigen und sich des tröstlichen Anblickes der von Geschützen starrenden Erdwerke zu erfreuen.

Hier also, bei Wien, vermochte der Feind schwer durchzubrechen. Auch die ganze Linie von Linz bis Preßburg wurde bewacht. Unterhalb Wien versahen den Dienst drei Kavalleriedivisionen; an der oberen Donau die Kavalleriedivision Edelsheim und das 3. Corps, welches, nebst einem Teile der Sachsen, von Benedek noch auf der Eisenbahn von Olmütz hatte abgesendet werden können. Die Anwohner sowie die Alpenjäger unter dem Grafen Mensdorff unterstützten auf der weiten oberen Strecke die Truppen in der scharfen Beobachtung des jenseitigen Ufers. Die Sachsen aber ließ man, um sie für ihre treue Bundesgenossenschaft zu ehren, von dem beschwerlichen Wachtdienste frei; sie erhielten vorerst Quartiere in den anmutigen Sommerfrischen südlich von Wien, wo die Bewohner sie freundschaftlich beherbergten. Ihrem Kronprinzen Albert überreichte nach seiner Ankunft in Wien der Kaiser selbst zum Danke für die erwiesene Treue den Maria-Theresienorden.

So weit war alles vorgekehrt, um einem Handstreiche rasch vorausgesendeter preußischer Abteilungen vorzubeugen. Die Hauptmasse des feindlichen Heeres konnte erst allmählich nachrücken und bis dahin mußten die zwei Corps aus Italien, sodann die Nordarmee zur Stelle sein. Diese Streitkräfte beabsichtigte der Erzherzog südlich von der Donau, zwischen Wien und Preßburg, zusammenzuhalten. Hier erwartete er, entsprechend der Marschrichtung der Preußen, welche auf beiden Ufern der March heranzogen, den Hauptangriff. Das war in jeder Beziehung der entscheidende strategische Punkt. Denn die Preußen mußten trachten, gerade bei Preßburg kräftig durchzustoßen; gelang ihnen dies, so waren die noch im Waagthale nachrückenden Abteilungen der Nordarmee von dem südlich der Donau sich sammelnden Heere abgeschnitten und konnten sich nur unterhalb Preßburg, vielleicht erst bei Komorn, mit Erzherzog Albrecht vereinigen [1]). Auch für diese unheilvolle Möglichkeit mußte von der österreichischen Heeresleitung Vorsorge getroffen werden; deshalb wurde bei Gönyö eine Brücke über den Hauptarm der Donau geschlagen. Erzherzog Albrecht hatte noch einen anderen, ernsten Grund, die Hauptmacht nicht westlich, sondern erst unterhalb Wien zu vereinigen: er mußte seinem Heere um jeden Preis den Rückzug nach Osten, gegen Ungarn freihalten. Ließ man sich abdrängen, so lag ja Ungarn zu Füßen des Siegers.

Es kam also, da die Nordarmee erst durch Oberungarn gegen die Donau heranrückte, alles darauf an, ob sie oder ob die Preußen früher bei Preßburg anlangen würden. Dieser wichtige Punkt, ebenso die Höhen nördlich der Stadt, waren, wie bereits erzählt, von der Brigade Mondel gedeckt, derselben, welche schon bei Trautenau ehrenvoll gefochten hatte. Aber sie war nur 4500 Mann stark. Deshalb sendete Erzherzog Albrecht den Major Fejervary zu Benedek, um ihm den schleunigsten Weitermarsch aufzutragen. Der Feldzeugmeister kam dieser

[1]) In den „Gedanken und Erinnerungen" erzählt Bismarck, er habe schon am 12. Juli zu Czernahora, entgegen dem Rate der Generäle, welche die Floridsdorfer Schanzen zu stürmen beabsichtigten, auf den Uebergang bei Preßburg hingewiesen. Es scheint, daß das Gedächtnis Bismarcks in diesem Punkte nicht ganz zuverlässig ist. Dies ist auch Lettows Ansicht.

Weisung mit dem Aufgebote aller Energie nach. Gegen tausend Wagen wurden im Waagthal zusammengetrieben und auf ihnen, wie auf der dort betriebenen Pferdebahn ward noch am 20. Juli die Brigade Henriquez nach Preßburg geschafft, und ihr folgten am nächsten Tage weitere Truppen des 2. Corps. Das Gros der Nordarmee konnte indessen erst später zur Stelle sein; die Preußen aber hatten einen Vorsprung, weil sie von Mähren geradenwegs auf Preßburg losmarschierten, während Benedek ihnen in einem großen Bogen hatte ausweichen müssen. Am 17. Juli war von der preußischen Avantgarde der Vormarsch von der Thaya aus angetreten worden. Die Elbearmee zog nun auf der großen Straße von Brünn nach Wien; die Armee Friedrich Karls marschierte mit ihrer Hauptmasse westlich von der March südwärts, zwei ihrer Divisionen aber auf deren östlichem Ufer, also schon auf ungarischem Boden, gegen Preßburg. Am 19. Juli waren sonach die Preußen mit ihren Spitzen bloß zwei Märsche vor Wien angelangt; infolge ihres rüstigen Ausgreifens indessen war das Gros noch weit zurück und die Armee des Kronprinzen hatte sogar erst Brünn erreicht. Man konnte nun im preußischen Hauptquartiere nicht wissen, welche Truppenmassen im Lager von Floridsdorf kampfbereit standen. War die Südarmee bereits zur Stelle? Nahm die Bildung von Reservebataillonen, welche in Preußen rasch von statten ging, auch in Oesterreich ihren Fortgang und waren diese vor Wien zusammengezogen? Moltke hielt Vorsicht für geboten, denn er wollte die preußischen Vortruppen nicht einem Ueberfalle von den Schanzen her aussetzen. Deshalb erging am 19. Juli der Befehl, vorerst am Rußbache Halt zu machen. Dieses Flüßchen durchschneidet das Marchfeld quer von West nach Ost, um sich dann mit der March zu vereinigen. Schon einmal, im Jahre 1809, hatte die Stellung hinter dem Rußbache in der Kriegsgeschichte große Bedeutung gehabt: genau dort, wo die Preußen jetzt standen, sammelte Erzherzog Karl unmittelbar vor der Schlacht bei Wagram sein Heer, um Napoleon, der die Donau überschritten hatte, die Spitze zu bieten. Jetzt stand die Elbearmee bei Wolkersdorf, Prinz Friedrich Karl hinter Wagram, der Stätte der Schlacht vom 5. und 6. Juli 1809.

Die zweite Armee unter dem Kronprinzen rückte als Reserve nach; deren Eintreffen sollte nun abgewartet werden, bevor der nächste Schlag geführt wurde.

So vereinigten die Preußen ihre Kräfte, um der voraussichtlich letzten großen Schlacht entgegenzugehen. Vielleicht wagten es die Oesterreicher, aus den Schanzen herauszutreten und eine Feldschlacht anzubieten. Dies aber wäre von ihrer Seite unklug gewesen und so war den Preußen das Ziel gesteckt, mit ihrer gesamten Macht zwischen Wien und Preßburg den Uebergang über den Strom zu erzwingen.

Schon aber waren, wie wir hören werden, die Verhandlungen für einen Waffenstillstand im Zuge. Als er am 21. Juli abgeschlossen wurde, waren die beiden Corps der Südarmee nahezu vollzählig bei Wien versammelt; bloß eine Infanteriebrigade und die Reiterei befanden sich noch auf der Eisenbahn. Das waren nebst den bereits angelangten Truppen der Nordarmee mehr als 100000 Mann. Wohl war die Masse der Nordarmee (vier Corps) noch auf dem Eilmarsche die Waag herab begriffen oder zur Deckung hinter den kleinen Karpathen aufgestellt; aber auch so war die Donau kräftig bewehrt, und die preußischen Abteilungen ihrerseits hatten erst zum Teile die Stellung am Rußbache erreicht. Strahlenförmig liefen die Marschlinien der Truppen beider Heere gegen den Donauübergang bei Preßburg zusammen. Es war wieder jenes äußerste Aufgebot der Kräfte, wie es einer Hauptschlacht vorauszugehen pflegt. Oesterreich hatte alle Nerven und Muskeln angespannt, um erfolgreicher als auf den böhmischen Schlachtfeldern das Kriegsglück zu versuchen. Erzherzog Albrecht gab die Sache seines Vaterlandes nicht für verloren; er konnte sich sagen, daß zur Verteidigung der Hauptstadt alles gethan war, was in Menschenkräften stand.

XI. Buch.

Waffenruhe.

Die drohende Einmischung Frankreichs hing in der ersten Woche nach der Schlacht bei Sadowa wie eine Wetterwolke über der Ernte der preußischen Siege. Viel Groll häufte sich darob bei König Wilhelm und seinen Leuten gegen Napoleon III. auf. Im Hauptquartier nun war man durch Goltz über den Parteienkampf am Hofe des Kaisers unterrichtet; danach war noch nicht abzusehen, ob nicht etwa die Politik Drouyn de Lhuys' siegreich bleiben werde. Dazu kam, daß die telegraphische Verbindung zwischen dem Hauptquartier und der übrigen Welt abgerissen war, und es ist eine der wichtigsten Thatsachen bei den nächsten Unterhandlungen, daß Bismarck erst in der Mitte des Juli Gewißheit darüber gewann, daß Goltz in Paris den Einfluß der österreichischen Partei überwunden hatte. Bismarck setzte unterdessen bedächtig beim Fortschreiten einen Fuß vor den anderen. Prinz Reuß hatte vorerst den Auftrag, sich in Paris ganz allgemein über die Absichten König Wilhelms auszusprechen, und ungeduldig erwartete deshalb Napoleon genauere Mitteilungen über die Ansprüche Preußens. Etwas bestimmter lauteten schon die Instruktionen, welche Bismarck am 9. Juli an Goltz nach Paris sendete. Preußen setzte sich darin bescheidene Ziele, denn ihr Kernsatz lautete: Unser politisches Bedürfnis beschränkt sich auf die Disposition über die Kräfte Norddeutschlands — ausdrücklich war gesagt, daß die

Einbeziehung der Süddeutschen zur Zeit noch unmöglich sei. Mäßig war auch, was Preußen den besiegten Staaten abnehmen wollte: Hannover sollte Ostfriesland, Sachsen den Leipziger Kreis, der Großherzog von Darmstadt Oberhessen abtreten. Es handelte sich also um eine kräftige, Norddeutschland umfassende Bundesreform mit bescheidenen Gebietserwerbungen. Weitere Pläne hatte Goltz dem Kaiser nur allmählich zu entschleiern. Er erhielt Vollmacht, mit ihm über eine andere Alternative — so lautete der Ausdruck — zu verhandeln. Diese bestand in dem Plane Preußens, eine umfassende Annexion vorzunehmen, welche außer Schleswig-Holstein noch Sachsen, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau umfassen solle. Das war in der That das Aeußerste, was überhaupt zu gewinnen war. Goltz hatte den Kaiser behutsam auszuholen, was er für Frankreich verlange, wenn Preußen in Deutschland so gewaltig ausgreife. Die Frage an den Botschafter lautete, welche außerdeutsche Entschädigungen Frankreich dann für sich begehre. Dabei konnte nur an Belgien gedacht werden, und der Gedanke, Frankreich auf dieses neutrale Land zu verweisen, beschäftigte Bismarck ebenso lebhaft wie Napoleon III. Dagegen war Preußen entschlossen, so schrieb Bismarck ausdrücklich, deutschen Boden unter allen Umständen gegen Frankreich zu verteidigen. Sollte Frankreich aber eine drohende Haltung gegen Deutschland einnehmen, so werde Preußen an das deutsche Nationalgefühl appellieren; es werde die Reichsverfassung des Frankfurter Parlaments hervorholen und in dieser Rüstung Frankreich entgegentreten. Frieden und Freundschaft war auf der einen, der Nationalkrieg auf der anderen Seite in Aussicht gestellt. Wenn schon, so sagte Bismarck bei einer anderen Gelegenheit, die Revolution unausweichlich sei, so sei es besser, sie werde mit als gegen Preußen gemacht.

Noch war man in der Umgebung König Wilhelms im Unklaren, was die Vertreter Preußens in Paris erreichen würden, als im Auftrage Napoleons der Botschafter Benedetti aus Berlin im preußischen Hauptquartier anlangte. Des Kaisers lebhafter Wunsch ging auf baldigen Waffenstillstand, denn ihm

und den Franzosen war der Gedanke eines Einzuges der Preußen in Wien unerträglich. In der Nacht auf den 12. Juli trat Benedetti in das Arbeitszimmer Bismarcks ein, welches sich in einem bescheidenen Hause zu Zwittau befand. Es lag etwas Herrisches in dieser Aktion Frankreichs, peinlich fühlte man sich dadurch im Hauptquartier berührt. Aber die Klugheit erforderte freundliches Entgegenkommen. So entwarfen denn die preußischen Generäle am nächsten Tage höflicherweise die Bedingungen eines Waffenstillstandes. Wir wissen bereits, daß sie für Oesterreich unannehmbar waren, weil gefordert wurde, daß während seiner Dauer die Heere auf ihrem Marsche stillhalten sollten; und damit wäre die Vereinigung der Nordarmee mit dem Heere des Erzherzogs Albrecht verzögert worden. Während dieser Unterhandlungen besprachen Bismarck und Benedetti ausführlich die politische Situation. Der Botschafter befand sich dabei in der unangenehmen Lage, daß er nicht vertraut war mit den Endabsichten des stets schwankenden Franzosenkaisers und deshalb nur zuhören konnte, ohne sich auf Verhandlungen einzulassen. Während man allgemein glaubte, er führe die Aufträge des Schiedsrichters von Europa mit sich, befand er sich vielmehr in der Stellung eines machtlosen Friedensstifters. Er war nicht ein Mann von großen Gesichtspunkten oder von durchdringendem Blicke, aber er hielt sich doch so gut und kühl, daß Bismarck, darin eine geheime Absicht vermutend, sich viel Mühe gab, ihn aus seiner Zurückhaltung hervorzulocken. Der preußische Minister sprach von den wünschenswerten Annexionen; Benedetti erwiderte darauf, man lebe nicht in der Zeit Friedrichs des Großen, wo sich jeder behalten konnte, was er genommen hatte. Wiewohl Benedetti erklärte, er habe keine Vollmachten, zu unterhandeln, so legte ihm Bismarck doch eindringlich nahe, daß die Niederlage Oesterreichs es Preußen wie Frankreich gestatte, ihr Landgebiet zu erweitern und im gemeinsamen Einvernehmen die schwebenden Fragen zu erledigen. Benedetti hielt ihm entgegen, es bestünden europäische Verträge, deren Zerreißung weitere Kriege nach sich zöge. Darauf meinte Bismark, das sei ein Irrtum: wenn Frankreich und Preußen vereinbarten, auf Grund eines

feierlichen Vertrages ihre Grenzen vorzurücken, so könnten weder England noch Rußland Widerstand leisten[1]). Man sieht aus all dem, wie Recht Drouyn de Lhuys hatte, als er Napoleon darlegte, Preußen sei nicht in der Lage und Stimmung, den Forderungen Frankreichs auf Entschädigung Widerstand zu leisten. Noch deutlicher ließ sich Bismarck zu dem Sekretär Benedettis, Lefèvre de Béhaine, aus. Wenn Kaiser Napoleon, so sagte er zu ihm, wegen der Vergrößerung Preußens Mißtrauen empfinde, so habe er nur den Entschluß zu fassen, sich an Belgien schadlos zu halten. Lefèvre erwiderte scherzend, Bismarck begnüge sich nicht damit, ein neues System in Deutschland aufzurichten, er habe den größeren Ehrgeiz, Schule in Europa zu machen[2]).

Das Angebot des Waffenstillstandes war von Lefèvre nach Wien gebracht worden und er kehrte dann mit der Antwort zurück, welche nichts war als eine verhüllte Ablehnung[3]). Da Benedetti auf diesem Wege nichts ausrichtete und infolge der Störung der telegraphischen Verbindungen ohne Nachricht aus Paris blieb, so begab er sich durch die Vorposten beider Heere am 16. Juli nach Wien, um dort seine Bemühungen fortzusetzen. Seine Rolle als fahrender, das preußische Heer begleitender Friedensvermittler war ihm unbehaglich; im preußischen Hauptquartier fühlte man sich wieder beunruhigt durch seine Zugeknöpftheit und ebenso durch diese Reise, die ihn in den Bannkreis der österreichischen Einwirkungen brachte. Die Verhandlungen mit Frankreich stockten somit trotz der artigsten Angebote an Benedetti und Lefèvre. Die von Frankreich angelegte Fessel wurde auf die Dauer unerträglich, denn König Wilhelm wollte die gemachten Eroberungen in Deutschland in Sicherheit bringen. Zwischen ihm und Bismarck bestand eine gewisse Meinungsverschiedenheit über die Höhe des Sieges-

[1]) Benedettis Bericht S. 186.

[2]) Harcourt, S. 290.

[3]) Am 15. Juli schreibt Roon: „Benedettis Unterhandlungsversuche scheitern an dem Widerstande des Kaisers Franz Joseph; es scheint, er will seinen Untergang, wenigstens will er das Schicksal der Waffen noch einmal versuchen, und es ist vielleicht am besten so. Gott weiß es! Jedenfalls werden wir nach einer neuen glücklichen Entscheidung keine Rücksichten ferner zu nehmen haben."

preises. Dem Minister schien am wichtigsten die Hegemonie Preußens über Deutschland und damit die Zusammenfassung der Kräfte der Nation; dem König aber stand in erster Linie reicher Landerwerb. So hoch König Wilhelm die Schöpfung eines kräftigen deutschen Bundesstaates anschlagen mochte, so galten ihm doch einige Millionen neuer Unterthanen und die Aufstellung von weiteren preußischen Armeecorps als die beste Bürgschaft für Preußens Größe. Ungern war er in den Krieg gezogen; aber jetzt sollten die Könige und Fürsten, die er als die Urheber des Krieges ansah, ihre feindselige Gesinnung büßen. Wenn nun Bismarck auch seine Wünsche teilte, so wirkte er doch mäßigend, um nicht alles durch übergroße Forderungen aufs Spiel zu setzen; es war ihm eben noch sehr zweifelhaft, ob Frankreich eine stattliche Vergrößerung Preußens zulassen werde. Benedettis Schweigen ließ das Gegenteil befürchten; noch schlimmer stand es, wenn Frankreich etwa eine Entschädigung nicht in Belgien, sondern am Rhein beanspruchte. Diese Erwägungen mögen es gewesen sein, welche Bismarck den Gedanken an rasche Versöhnung mit Oesterreich eingaben. Er machte den Versuch, den französischen Vermittler ganz beiseite zu schieben und sich unmittelbar mit Oesterreich zu verständigen. Es ist merkwürdig, wie weit er zu diesem Zwecke in seinen Zugeständnissen gehen wollte.

Zum Ueberbringer seiner Vorschläge wählte er den Bürgermeister von Brünn, Karl Giskra. Dieser gehörte zu denjenigen Politikern, die schon lange von der Notwendigkeit einer Trennung Oesterreichs von Deutschland überzeugt waren: möge sich Deutschland nur unabhängig gestalten, die Verbindung mit der habsburgischen Monarchie werde sich dann schon finden[1]). Am 15. Juli beschied ihn Bismarck zu sich und eröffnete ihm: Preußen sei bereit, Frieden zu schließen, ohne von Oesterreich eine Gebietsabtretung oder Kriegsentschädigung zu heischen, nur Venetien solle an Italien fallen. Ueberhaupt — und hierin liegt das Bedeutsame des Vorschlages — wollte sich Preußen

[1]) Fröbel, II, S. 121, 152. Giskra machte von seiner Unterhandlung mit Bismarck in der Sitzung der österreichischen Delegation vom 30. Januar 1871 Mitteilung.

mit der Mainlinie begnügen und überließ es Oesterreich, sich nach freiem Ermessen mit Süddeutschland in Verbindung zu setzen. An dieses Angebot war eine einzige Bedingung geknüpft: jede Intervention oder Mediation Frankreichs mußte ausgeschlossen bleiben. Man sieht, welch ein schwerer Schlag die Annahme dieser Vorschläge für Napoleon gewesen wäre. Bismarck aber knüpfte genau dort an, wo die Dinge standen, als er Gablenz vor dem Kriege nach Wien sendete. Auch jetzt noch konnte Oesterreich, wenn es sich mit Preußen verständigte, die Hand auf Süddeutschland legen. Giskra ging erfreut auf diese Aussichten ein, aber da er sich verpflichtet fühlte, die seiner Verwaltung anvertraute Hauptstadt Mährens nicht während der preußischen Occupation zu verlassen, so sendete er Baron Herring, den Präsidenten der Brünner Handelskammer, an seiner Statt nach Wien, womit Bismarck einverstanden war.

* * *

Diese Dinge beschäftigten den preußischen Ministerpräsidenten, als aus Paris eine frohe Botschaft nach der anderen anlangte. Schon das, was Prinz Reuß zu melden wußte, war beruhigend, Goltz aber sendete Nachrichten, welche bedeutungsvoller waren als ein neuer Sieg über Oesterreich. Das galt besonders von dem Gespräche, welches er am 11. Juli mit dem Kaiser pflog. Der Bericht hierüber kam erst am 15. Juli zur Kenntnis des Königs und Bismarcks; durch ihn wurden aber die direkten Unterhandlungen mit Wien weit in den Hintergrund gedrängt.

Napoleon war, wie wir wissen, von Zweifeln und Bedenken umhergeworfen, von seiner Krankheit gequält. So fand ihn Prinz Reuß, der am 10. Juli in Paris ankam, um mit ihm eine Verständigung zu suchen. Seine Instruktionen zielten auf den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, auf die Gründung eines norddeutschen Bundes. Aber er brachte das Gespräch auch auf die Berufung eines Parlaments, welches Nord und Süd, natürlich mit Ausnahme Oesterreichs, zu umfassen hätte. „Der Kaiser," so meldete Reuß in das Hauptquartier König Wilhelms, „widersprach nur mit halber Kraft; ich vermißte seine

gewohnte Klarheit; er sprach wie ein Mann, der kein recht gutes Gewissen hat und sich aus einer selbstgeschaffenen Verlegenheit herauszuwinden sucht." Er sagte zu, die Sache zu bedenken; im Grunde widerstrebte ihm nur der Gedanke der Einbeziehung Süddeutschlands in den Machtbereich Preußens; in diesem Punkte konnte und wollte er nicht nachgeben.

Unmittelbar nach dem Gespräche mit Reuß fiel, wie oben erzählt ist, am 11. Juli die Entscheidung, welche Oesterreichs Hoffnungen auf Frankreichs militärische Hilfe vollständig niederschlug. In der Unterredung mit dem Prinzen hielt sich Kaiser Napoleon noch aufrecht; um so sichtbarer war sein Verfall in den nächsten Tagen. Im Auftrage Kaiser Franz Josephs traf am 12. Juli Beust in Paris ein, um Frankreich zur Hilfeleistung zu bestimmen. Er wollte den Kaiser bewegen, eine Armee an der Grenze aufzustellen; schon diese Maßregel werde, ohne daß ein Krieg notwendig sei, Preußen zu mäßigen Forderungen verhalten. Beusts schlimmste Erwartungen wurden durch den ihm bereiteten Empfang übertroffen. „Es war," so schreibt Beust, „ein neues österreichisches Mißgeschick, daß der Kaiser gerade zu jener Zeit an der vielgenannten Prostata im höchsten Grade litt, was sich nicht allein in seiner äußeren Erscheinung, sondern auch in seiner intellektuellen Verfassung kund that — ein Jahr darauf sahen wir ihn in Salzburg körperlich und geistig frisch wie sonst. Aber 1866! Wie ein Kind lallte er fortwährend: „Ich bin nicht zum Kriege gerüstet."

Verhängnisvoller als die Geständnisse, die er dem Besiegten machte, waren die gegen den Sieger. Er empfing Goltz am 11. Juli und sprach zu ihm fast wie ein Hilfeflehender, Verlorener. „Den Kaiser," so meldete Goltz an Bismarck, „fand ich erschüttert, ja fast gebrochen." Er gestand, daß er einen Fehler begangen habe, als er Venedig von Oesterreich annahm und Italien drohend und dabei vergeblich zum Stillstande aufgefordert habe; er sei aber damit nur der Stimmung seines Landes gefolgt. Er wandte sich an das preußische Kabinett förmlich um Schonung: wenn Preußen und Italien jetzt auf ihrem Widerstande gegen eine Waffenruhe verharrten, so sei er vor seinem Lande einer schweren Demütigung ausgesetzt. Er könne dadurch

zu einer Politik getrieben werden, welche allen seinen Neigungen und den seit Jahren verfolgten Plänen widerspreche. In irgend einer Weise, schleunigst müsse er aus seiner unhaltbaren Lage herauszukommen suchen. So bat Napoleon, den man noch vielfach als den mächtigsten Monarchen Europas ansah, das preußische Kabinett um Rücksicht auf seine bedrängte Lage. Wenigstens die Festung Landau in der Rheinpfalz, so deutete er Goltz an, wünschte er zu gewinnen; dann warf er wieder mit einer gewissen Resignation die Worte hin, es sei am Ende besser, auf alle Vorteile für Frankreich zu verzichten. Er erwartete nämlich, wie Prinz Napoleon Goltz unterrichtete, daß Preußen selbst ihm ein Angebot machen werde. Goltz nun stellte ihm, ohne etwas Bestimmteres zusagen zu können, den besten Willen König Wilhelms in Aussicht. Damit ließ sich Napoleon auch jetzt hinhalten. Uebrigens war er durch das an Goltz gelangte Programm in der Hauptsache befriedigt: denn da Preußen Süddeutschland sich selbst überließ, war wenigstens Alldeutschland nicht zu einem gewaltigen Reiche vereinigt. Jetzt beunruhigte ihn nur noch der Vormarsch der Preußen. „Sagt mir aufrichtig," so äußerte er sich am 13. Juli zu Goltz, „wollt ihr Zeit gewinnen, um Wien zu nehmen? Alle Welt bestürmt mich, gegen euch einzuschreiten, weil ich als Vermittler bei eurem steten Vorgehen eine lächerliche Rolle spiele."

Indem Napoleon so sprach, zeigte er dem preußischen Minister selbst die Blößen Frankreichs. Bismarck aber war es gleichgültig, wie sich Napoleon aus seinen Schwierigkeiten herauswand; er hätte nur auf ein starkes Frankreich Rücksicht genommen, der alternde, kranke Cäsar dagegen flößte ihm weder Furcht noch Mitleid ein. Oesterreich wieder sah sich von Napoleon getäuscht und im Stiche gelassen, und so urteilte über sein Verhältnis zu Oesterreich wohl jene Dame am richtigsten, die dem sächsischen Gesandten Vitzthum gegenüber das gewagte Bild gebrauchte: „Wissen Sie, was die Geschichte sagen wird? Es ist etwas frivol, aber es ist wahr. Ich werde es Ihnen ins Ohr sagen: Als das tugendhafte Oesterreich sich endlich entschloß, Napoleon III. seine Gunst zu bewilligen, fand es einen ... Abälard nach der Operation."

Die Sorgen König Wilhelms und Bismarcks schwanden, als die Nachricht von dem diplomatischen Erfolge Goltz' eintraf. Das war, wie erwähnt, am 15. Juli der Fall. Nun hieß es auslugen, ob in Paris durch den Kaiser oder in Wien durch direkte Unterhandlung Größeres zu erreichen sei. Es war nicht gerade wahrscheinlich, daß der frische Groll und das Mißtrauen des österreichischen Hofes sich jetzt schon bannen ließen. Napoleon aber war eingeschüchtert und flog in das Netz der ihm gemachten Verheißungen. Goltz machte Tag für Tag größere Fortschritte bei ihm und kam am 14. Juli mit ihm zum Abschlusse. Auch er ging vorsichtig tastend zu Werke und schwieg vorerst noch über das, was man die „große Annexion" nannte — nämlich über die Vertreibung der Dynastien von Sachsen, Hannover, Kurhessen und Nassau. Er fand, indem er die erste der ihm am 9. Juli von Bismarck bezeichneten Alternativen vertrat, bei Napoleon keine Schwierigkeiten; denn dieser bestand nur auf der Integrität Oesterreichs wie auf der Selbständigkeit Süddeutschlands, um das gewaltige Wachstum Preußens zu hemmen. Auch hatte der Kaiser dabei den Hintergedanken, später durch Opferung Süddeutschlands Belgien zu gewinnen. Goltz konnte Napoleon vollständig darüber beruhigen, daß Preußen am Main Halt machen werde. Dafür zeigte sich der Kaiser willig, Gebietserweiterungen Preußens im Norden anzuerkennen. Er brannte nur auf baldigen Abschluß des Waffenstillstandes, weil seine Mediation sonst zum Gespötte der Welt wurde, zumal wenn das siegreiche Heer in Wien einzog. So ging die Verhandlung auf dieser Basis glatt von statten, und deshalb hielt es Goltz für das beste, vorerst nichts von der großen Annexion zu sprechen, überhaupt nichts von den Plänen, welche als zweite Möglichkeit in der ihm übersandten Instruktion entwickelt waren. Denn er fürchtete, daß Napoleon eine Gegenrechnung aufstellen werde, welche die Rheinlande in sich begreife. Dabei aber staunte er, daß Napoleon noch immer über seine Ansprüche schwieg. Indem Goltz so vorging, blieb er eigentlich hinter den ihm gewordenen Aufträgen zurück. Das bereitete ihm nach einigen Tagen peinliche Augenblicke; es wurde ihm im preußischen Hauptquartier

vorgeworfen, daß er die günstige Sachlage nicht kraftvoll ausgebeutet habe. Am 14. Juli wurden zwischen Napoleon und Goltz die Punktationen aufgestellt, welche die Grundlage für den zu schließenden Frieden sein sollten. Sie enthielten denn auch im allgemeinen die Umrisse der nächsten Gestaltung Europas, und zwar:

Integrität Oesterreichs, abgesehen von Venetien, und Austritt Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde;

Bildung eines norddeutschen Bundes unter dem militärischen Oberbefehle Preußens;

Gestattung der Bildung eines süddeutschen Bundes mit international-unabhängiger Stellung. Regelung der nationalen Bande zwischen der nördlichen und der südlichen Union nach deren gemeinsamem Einverständnisse;

Einverleibung der Elbeherzogtümer in Preußen mit Ausnahme der von Dänen bewohnten nördlichen Bezirke;

Ersatz eines Teiles der Kriegskosten durch Oesterreich und seine Alliierten.

Dieses Programm wurde von dem Kaiser sofort an die österreichische und die preußische Regierung versendet mit dem Rate, die Waffen niederzulegen und auf diese Bedingungen hin Frieden zu schließen. Der Kaiser war mit dem bisherigen Gange der Dinge zufrieden; er erwartete eine gute Wirkung auf die öffentliche Meinung, indem er uneigennützig zwischen den Kämpfenden vermittelte. Verständigerweise konnte man auch vom Standpunkte Frankreichs nichts gegen eine solche Gestaltung Deutschlands einwenden.

* * *

Diese Vorschläge kamen auf telegraphischem Wege rasch nach Wien, etwas später, am 17. Juli, nach Brünn, ins preußische Hauptquartier. Napoleon, der zum Abschlusse drängte, ersah bald, daß Oesterreich einzuschlagen zögerte; von preußischer Seite erwuchsen noch größere Schwierigkeiten.

Die österreichische Regierung erhielt diese Anträge fast gleichzeitig mit den anderen, die Herring aus Brünn überbrachte und in denen Bismarck vorschlug, die Vermittlung Frankreichs

beiſeite zu ſchieben und direkt mit Preußen zu verhandeln. Auf den erſten Blick iſt erkennbar, daß die von Preußen unmittelbar geſtellten Bedingungen in zwei weſentlichen Punkten günſtiger waren. Preußen verzichtete darin vorerſt auf eine Kriegsentſchädigung, was bei den zerrütteten Finanzen Oeſterreichs ſchwer ins Gewicht fiel. Und außerdem ſtand dem Kaiſerſtaat danach noch die Verbindung mit Süddeutſchland frei; er blieb, was zu ſeinen großen Ueberlieferungen gehörte, eine deutſche Macht. Das aber war nach der Pariſer Vereinbarung ſchlankweg ausgeſchloſſen. Es lag nämlich im Intereſſe Frankreichs, Süddeutſchland ſowohl von Oeſterreich wie von Preußen zu trennen, weil dadurch eine ſpätere Einmiſchung Kaiſer Napoleons in Deutſchland ermöglicht wurde. So erweckte denn die Botſchaft Herrings freundliche Hoffnungen, und er wurde auch vorerſt, wie Giskra ſpäter erzählte, „hohen Ortes ſehr, ſehr gnädig, ſehr befriedigt und angenehm überraſcht über das unerwartete Anerbieten, anderen Ortes ſogar mit Enthuſiasmus über dieſe unerwartete Wendung aufgenommen“. Es iſt augenſcheinlich, daß dieſe Worte ſich auf den Empfang Herrings bei dem Kaiſer und bei Mensdorff beziehen.

Doch war, wenn jemals, ſo jetzt raſches Zugreifen ſeitens Oeſterreichs wichtig. Es wäre verlockend, auszumalen, wie ſich die nächſten Geſchicke Deutſchlands und Europas entwickelt hätten, wenn ſchon damals Frieden zwiſchen Oeſterreich und Preußen geſchloſſen worden wäre, wenn ſich die beiden Mächte ſelbſtändig über die deutſche Frage geeinigt hätten. Vielleicht konnte dann ſelbſt ein dauerndes Verhältnis zwiſchen Oeſterreich und Süddeutſchland begründet werden. Das auszuſpinnen, bleibe der politiſchen Phantaſie überlaſſen. In Wien wollte man jetzt, da Mißgeſchick und aufleuchtende Hoffnung ſich unvermittelt ablöſten, Zeit und Atem zum Ueberlegen gewinnen. Benedetti und mit ihm Gramont drängten dagegen zur Annahme der von Napoleon empfohlenen Friedensgrundlagen. Oeſterreich wich aus; die Antwort lautete: man könne doch nicht ohne weiteres in die Friedensbedingungen Frankreichs einſchlagen, bevor der Sieger, auf den alles ankomme, ſeine Zuſtimmung erteilt hätte. Bald wurden ſich die franzöſiſchen Diplomaten klar, daß Oeſter-

reich noch eine zweite Karte in seinem Spiele hatte; wahrscheinlich machte ihnen Mensdorff selbst eine Andeutung, daß es Oesterreich frei stünde, unter guten Bedingungen direkt mit Preußen abzuschließen. Gramont meldete in diesem Sinne nach Paris: „Nach dem, was ich zu wissen glaube, dürften die Präliminarien (die von dem Kaiser und Goltz vereinbart waren) in gewissen Punkten die Forderungen Preußens übersteigen, und es wäre für Oesterreich möglich, weniger ungünstige Bedingungen zu erlangen[1])." Die Vertreter Frankreichs fühlten, daß sie beiden Teilen unbequem seien; Preußen beklagte sich, daß Frankreich es in seinem Aufschwunge hemme, Oesterreich dagegen, daß es seinem Schicksal überlassen werde. „Das Werk, das wir unter solchen Umständen vollbringen," klagte Gramont, „wird uns nicht einen Freund machen." Noch einmal beschwor er deshalb den Kaiser, eine militärische Demonstration gegen Preußen zu befehlen; „die Mediation Frankreichs," so schrieb er, „die bereits stocke und fast kompromittiert sei, würde dann sofort durchgreifen". So litten denn die Diplomaten, die mit Preußen und mit Oesterreich unterhandelten, in gleicher Weise unter der Verschwommenheit und Schwäche der Politik Kaiser Napoleons.

Einige Tage währte das Schwanken des Wiener Kabinetts über den einzuschlagenden Weg. Aber so offenkundig auch die Vorteile des direkten Abschlusses mit Preußen waren, so gewannen leider damals wieder unselige Einflüsse die Oberhand. „Die Wiener Verhältnisse sind unberechenbar," schrieb um diese Zeit Roon, „wer weiß, was schließlich dort Ausschlag geben wird." Die französischen Unterhändler lagen den Ministern in den Ohren und wahrscheinlich ließen sie es auch an der Drohung nicht fehlen, Kaiser Napoleon würde aufs tiefste beleidigt sein, wenn man seine wohlmeinende Vermittlung in den Wind schlüge. Wieder war es nun der Minister Graf Moritz Esterhazy, der die österreichische Politik in ein unglückliches Geleise lenkte; er ging ganz auf den Gedankengang Gramonts und Benedettis ein. Von vornherein lehnte er es hochmütiger-

[1]) Der wichtige Brief Gramonts ist unter anderem auch bei Rothan, S. 439—445, abgedruckt.

weise ab, Baron Herring zu empfangen[1]). Seinem grübelnden Verstande erschien der gerade Weg stets am bedenklichsten, und so wirkte er auch diesmal zersetzend und verneinend. Hinter dem Anerbieten Preußens witterte er wahrscheinlich irgend eine Teufelei Bismarcks; ein feiner Kopf wie er durfte nicht in die Falle gehen. Obwohl Oesterreich doch die Unzuverlässigkeit Napoleons genugsam erprobt hatte, hielt es Esterhazy für ratsam, noch jetzt mit Frankreichs Beistand zu rechnen; er meinte, es sei gefährlich, den Kaiser durch Ablehnung seiner Vermittlung zu verletzen. Durfte man überhaupt dem treulosen Preußen Glauben schenken? Zuletzt schlug das Mißtrauen gegen Bismarck durch.

Indessen kam es, da in Wien stets verschiedene politische Anschauungen miteinander rangen, zu keiner glatten Entscheidung und zuletzt wurde sowohl an Kaiser Napoleon wie an Bismarck eine Art Zusage entboten. Vorerst an Frankreich. Am 18. Juli traten Mensdorff und Esterhazy mit Gramont und Benedetti zu einer Besprechung zusammen. Oesterreich erklärte sich bereit, auf die Artikel Frankreichs einzugehen, aber es stellte für den abzuschließenden Frieden außer der Integrität seines Gebietes die zweite Bedingung: die Unantastbarkeit Sachsens. Am nächsten Tage gab dann das österreichische Kabinett grundsätzlich seine Zustimmung zu den Vorschlägen des Kaisers; Benedetti, des Erfolges froh, reiste noch an diesem 19. Juli in das preußische Hauptquartier, um jetzt auch auf den anderen Teil zu wirken.

An demselben Tage erhielt auch Herring in Wien den Bescheid, auf den er sorgenvoll seit dreißig Stunden wartete. Es war eine halbe Antwort, denn man wollte die Brücken auch nach dieser Seite nicht ganz abbrechen. Man ließ nach Brünn sagen, das Wiener Kabinett könne auf die erfolgte private Mitteilung nicht sofort eingehen, ein offizieller österreichischer Abgesandter könnte sich sonst bei König Wilhelm einer Abweisung aussetzen. Wenn jedoch seitens Preußens eine formelle Einladung zu Verhandlungen eintreffe, so sei Oesterreich

[1]) Nach der Mitteilung des Sohnes Baron Herrings.

bereit, darauf einzugehen. Herring wußte, daß die Franzoſen alles daran ſetzten, um als Vermittler angenommen zu werden; er that ſein Beſtes, um ihnen zuvorzukommen, und fuhr am 19. Juli ſeine Pferde zu Schanden, um rechtzeitig in Nikolsburg, dem jetzigen Hauptquartier des Königs, einzutreffen. Doch umſonſt, die Sachlage hatte ſich ſeit ſeiner Abreiſe von Brünn gründlich geändert.

* * *

Im preußiſchen Hauptquartier wuchs die Zuverſicht, ſeitdem die Berichte aus Paris regelmäßiger einliefen. Die Sprache des preußiſchen Kabinetts gewinnt ſeitdem einen anderen Klang. Rauher werden die Forderungen des Siegers, ſie wachſen mit der zunehmenden Nachgiebigkeit Napoleons. Der Kaiſer und ſein Vetter irrten, wenn ſie Bismarck zu rühren vermeinten durch die Beichte über die Verlegenheiten des Tuilerienkabinetts. Im Gegenteil, Bismarck wurde immer feſter in dem Vorſatze, über die mark- und haltloſen Anſprüche Frankreichs auf deutſches Gebiet hinwegzuſchreiten. In dieſen entſcheidenden Tagen, da er Napoleons Schwäche erkannte, hielt er es auch nicht mehr für notwendig, mit den Anſpielungen auf Belgien als Gegengabe für Frankreich fortzufahren. Dieſes Nebelbild tauchte erſt nach einer Woche wieder auf, als die Unterhandlung mit Oeſterreich dem Ende zuging; vergebens verſuchte Napoleon dann, es zum Leben zu erwecken. Die erhöhten Anſprüche Preußens wurden von den Friedensartikeln Napoleons nicht mehr befriedigt; Goltz hielt ſie für ein Meiſterſtück ſeiner Diplomatie und er mußte erfahren, daß König Wilhelm nahe daran war, ſie zu verwerfen. Das war nicht ſeine Schuld; denn ſo geſchickt er war, den wachſenden Erfolgen und Anſprüchen des Hauptquartiers konnte er nicht nachkommen. Man machte ihm den Vorwurf, er habe die zweite Alternative, die großen Landerwerbungen betreffend, mit dem Kaiſer nicht beſprochen. König Wilhelm trug ſich eben mit großen Hoffnungen: er wollte ſich nicht mit Eroberungen in Norddeutſchland begnügen; ſeine Begierde richtete ſich auch auf öſterreichiſche und auf bayeriſche Landesteile; zumal Ansbach und Bayreuth, die alten hohen-

zollernschen Besitzungen, hätte er zurückgewinnen mögen. Darin war seine militärische Umgebung mit ihm einig. Da war es nun Bismarck, der mit Nachdruck solchem Uebermaße entgegentrat; es kostete ihn nicht geringe Mühe, mit seinem Rate durchzudringen. Am 9. Juli schrieb er an seine Gemahlin: „Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn." Schließlich erhielt Goltz am 17. Juli neue und scharfe Instruktionen. Die Vorschläge Napoleons, so hieß es darin, könne man nur als Grundlage für eine Waffenruhe annehmen; für einen endgültigen Frieden aber seien sie unzureichend und der könne nur geschlossen werden, wenn Preußen der Erwerb von drei bis vier Millionen neuer Unterthanen in Norddeutschland gesichert sei. Preußen stellte damit klipp und klar seine Bedingungen, Einspruch wollte es sich nicht gefallen lassen. Um aber den Kaiser in freundlicher Stimmung zu erhalten, ließ Bismarck ihm gleichzeitig sagen, er und Moltke hätten sich geeinigt, dem Könige abzuraten, mit seinem Heere in Wien einzuziehen. Ebenso wichtig wie das, was diese Weisungen aussprechen und fordern, ist das, was sie verschweigen. Kein Wort mehr über eine Abfindung Frankreichs durch Nachbargebiete; der Sieger denkt nicht daran, mit Napoleon den Erfolg zu teilen.

Nun war es wieder an Goltz, sich dem Kaiser begütigend zu nahen und ihm neue Zusagen abzuschmeicheln, um den gestrengen Herren im Hauptquartier Genüge zu thun. Später bemächtigte sich die Legende dieser Vorgänge und schmückte die Thätigkeit des Botschafters mit artigen Zügen aus. Er sei, so wurde verbreitet, von Bismarck beauftragt worden, in Paris das Verlangen nach Einverleibung von Hannover, Kurhessen und Nassau zu vertreten als das Aeußerste an preußischen Ansprüchen; doch sei er ermächtigt gewesen, im Notfalle bis zur Annexion von 300.000 Seelen herunterzugehen. Da sprach er

nun, wie es heißt, zuerst bei Drouyn de Lhuys vor und stellte bei diesem Gegner Preußens klüglich das Verlangen bloß nach dem Minimum. Drouyn de Lhuys nahm ihn schroff auf und verlangte hinwiederum eine Landabtretung für Frankreich, die Goltz in gut gespielter Verlegenheit ablehnte, mit Hinweis auf die Weigerung König Wilhelms. Darauf, so heißt es, fuhr Goltz zum Kaiser, ließ sich ohne viel Förmlichkeit von einem Kämmerer einführen und vertrat hier mit keckem Mute das Maximum der preußischen Ansprüche. Der Kaiser, längst von den Freunden Preußens bearbeitet, sei so schwach gewesen, auf alles einzugehen — Drouyn de Lhuys aber sei über den glücklichen Streich ganz außer Fassung geraten. Dieses Histörchen nun trifft wohl den Kern des Verhältnisses zwischen den drei handelnden Personen, wenn sich die Dinge auch nicht in der Weise einer Lustspielintrigue vollzogen. In der That erhob der französische Minister noch am 17. Bedenken gegen so große Annexionen; der Kaiser aber erklärte, das alles seien ihm gleichgültige Einzelheiten der inneren Organisation Deutschlands[1]). Diese Versicherung wiederholte Napoleon, als Goltz tags darauf die letzten, scharfen Weisungen aus dem Hauptquartier bei ihm vertrat.

Das klang ganz gut, aber Bismarck wünschte diese Zusage Kaiser Napoleons auch förmlich und schriftlich. Goltz erhielt den Auftrag, darauf zu bestehen, daß die Friedensartikel Napoleons einen Zusatz in diesem Sinne erhielten. „Der König schlägt die Bedeutung eines norddeutschen Bundesstaates geringer an als ich," so schreibt Bismarck am 20. Juli, „und legt demgemäß vor allem Wert auf Annexionen, die ich allerdings neben der Reform als Bedürfnis ansehe, weil sonst Sachsen, Hannover für ein intimes Verhältnis zu groß bleiben. . . . Der König hat, wie ich zu Ihrer ganz intimen persönlichen Direktive mitteile, geäußert: er werde lieber abdanken als ohne bedeutenden Ländererwerb für Preußen zurückkehren, und hat heute den Kronprinzen hierher gerufen. Ich bitte Eure Excellenz, auf diese Stimmung des Königs Rücksicht zu nehmen." Merkwürdig ist der ungnädige Ton des Schreibens an den viel-

[1]) Das Nähere bei Sybel.

erfahrenen Diplomaten, der bei Napoleon schließlich alles Wünschenswerte erreichte; es wird ihm darin der Vorwurf nicht erspart, daß er sich nicht strenge an die Instruktion vom 9. Juli gehalten habe. Bismarck vergaß aber bei diesem Tadel, daß er damals noch zu einer Entschädigung Frankreichs bereit gewesen war. Das hatte Goltz offiziell nicht vorbringen mögen — trefflich hatte er damit Bismarck in die Hände gearbeitet. Denn wenn er damals irgend eine Zusage gemacht hätte, so wäre Preußen zu ihrer Einlösung verpflichtet geblieben. Goltz gehörte zu den Fähigsten seiner Zunft, aber es war zu allen Zeiten nicht bequem, unter Bismarck zu dienen.

So scharf verfolgte Preußen seinen Vorteil. Der 19. Juli war nun ein entscheidender Tag in der preußischen Politik. Benedetti kam aus Wien und meldete die Annahme der französischen Vermittlung durch Oesterreich, Goltz beruhigte über die Absichten Kaiser Napoleons. Somit hatte Preußen den völligen Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, den Süden mit eingeschlossen, durchgesetzt und ebenso Kaiser Napoleon die Zustimmung zu seinen großen Annexionen nördlich des Mains abgerungen. Noch aber war die Frage zu erwägen, ob Preußen nicht in der Lage sei, vor der Waffenruhe noch einen großen Schlag bei Preßburg zu führen, damit das ein zweites Mal besiegte Oesterreich sich dem Sieger gefügiger unterordne. Bismarck fragte Moltke, ob auf einen Erfolg in einer Hauptschlacht bei Preßburg, durch die man sich den Uebergang über die Donau erzwungen hätte, mit Zuversicht zu rechnen sei; zu diesem Ende könne man die Waffenruhe erst später beginnen lassen. Da nun gab Moltke die bedächtige Antwort: die Operation sei immerhin gewagt und der Ausgang zweifelhaft, freilich sei zu bemerken, daß im Kriege alles gefährlich sei.

So hielt es Bismarck denn für klüger, gleich jetzt abzuschließen. Das aber geschah nur mit großer Vorsicht. Die Vorschläge Frankreichs vom 14. Juli wurden nur als Grundlage für eine Waffenruhe (trêve d'hostilités) angenommen, die fünf Tage zu dauern hatte. Unterdessen sollten die Präliminarien des Friedens festgestellt und nur wenn Preußen befriedigt sei, ein mehrwöchentlicher Waffenstillstand (armistice) bewilligt werden.

Dieſe Einſchränkung wurde auch um Italiens willen beliebt, denn Preußen konnte ohne deſſen Zuſtimmung den Krieg nicht beendigen.

Eben war am 19. Juli auf dem Schloſſe zu Nikolsburg die entſcheidende Wendung eingetreten, als Baron Herring in größter Eile aus Wien eintraf, um Bismarck die Bereitwilligkeit Oeſterreichs zu direkter Unterhandlung zu melden. Da aber trat ihm der Miniſterpräſident mit den Worten entgegen: „Sie ſind um eine Stunde zu ſpät gekommen; eine Stunde früher würden die Unterhandlungen einen anderen Gang genommen haben. Wir können jetzt die Intervention Frankreichs nicht mehr ablehnen, weil dieſelbe ſchon angenommen worden iſt.“ Das war das Ende der Verbindung Oeſterreichs mit Deutſchland. Als Herring mit den Vorſchlägen Bismarcks von Brünn abreiſte, ſtand Oeſterreich noch mit einem Fuße im Sattel; es war nicht Sache Bismarcks, dem ſäumigen Reiter aufs Pferd zu helfen. Anders jetzt. Napoleon und Goltz hatten am 14. Juli verabredet, der zu bildende deutſche Südbund ſollte international ſelbſtändig daſtehen, und damit war Oeſterreich auch von Süddeutſchland ferngehalten. Preußen ſowohl wie Frankreich war das genehmer als eine Verbindung Süddeutſchlands mit Oeſterreich. Bismarck hatte dem Wiener Kabinett mehrmals die Teilung Deutſchlands vorgeſchlagen. Ob das ernſt gemeint war oder nicht, ſteht dahin; von jetzt ab hatte es damit ein Ende.

Napoleons Wunſch war in einem Punkte erfüllt, denn das preußiſche Heer machte an der Donau Halt. Die Waffenruhe begann am 22. Juli zu Mittag und dauerte bis zur ſelben Stunde des 27. Juli. In der Frühe des 22. vereinbarten die Generäle John und Podbielski die Demarkationslinie, welche die Heere zu trennen hatte; wichtig war, daß ſie nur für die beiden Hauptarmeen galt, daß alſo ſeitwärts Streifzüge bis an die feindlichen Aufſtellungen möglich blieben. Nur eine kurze Friſt von fünf Tagen war alſo für die Friedensverhandlungen geſetzt; aber alles ſprach dafür, daß der Kampf vorbei ſei und daß Oeſterreich die bisherige Entſcheidung der Waffen anerkenne, durch welche es ſeiner großen Stellung in Deutſchland verluſtig wurde.

XII. Buch.

Die letzten Kämpfe zu Lande.

Gefecht bei Blumenau. — Die Verteidigung Tirols. Der Krieg in Süddeutschland.

Noch aber war der Kampf nicht völlig zu Ende. Denn die Gegner waren so hart aneinander geraten, daß sie nach Abschluß der Waffenruhe nicht gleich vom Streite ablassen konnten, und zudem wollten die Sieger noch im letzten Atemzuge des Krieges wichtige strategische Punkte gewinnen, um, falls es doch noch einmal zum Kampfe komme, leichter zu neuen Schlägen ausholen zu können. Die Preußen eilten mit einer letzten Kraftanstrengung auf Preßburg los, weil von hier aus die Donau übersetzt werden konnte; die Italiener wieder griffen begehrlich nach Trient, der Hauptstadt Südtirols, und nach der Inselfestung Lissa im Adriatischen Meere. So wurde hart bis zur Waffenruhe und in Südtirol selbst über diese hinaus gestritten. Auch in Süddeutschland dauerte der Kampf etwas länger, aber während hier den preußischen Waffen Erfolg auf Erfolg winkte, widerstand Oesterreich bei Blumenau, in Südtirol und endlich in den Gewässern von Lissa mannhaft den letzten Streichen der Gegner. Sein kaltblütiger und erfolgreicher Widerstand zu Lande und der ruhmvolle Seesieg waren wie Sonnenstrahlen nach dem Dunkel des unglücklichen Krieges.

Gefecht von Blumenau.

Preßburg war von Moltke zum Mark- und Schlußstein des preußischen Vormarsches ausersehen. Schon als Uebergangs-

punkt über die Donau war es wichtig. Aber außerdem hätte er es gerne wegnehmen lassen, weil hier der vorgeschobene Posten der Armee des Erzherzogs Albrecht, die Brigade Mondel, der durch das Waagthal herbeieilenden Nordarmee die Hand reichen konnte. Hier mußte Benedek die Donau überschreiten, um rechtzeitig zum Schutze Wiens einzutreffen. Diese Vereinigung zu verhindern, war die Absicht der preußischen Heeresleitung; gerade hier wollte sie zwischen die beiden feindlichen Heere hineinstoßen und sie durch einen festen Keil trennen. „Möchte die Unternehmung gelingen," äußerte sich Roon in einem Briefe an seine Gemahlin, „aber sie ist gewagt." Dazu waren die Truppen des Generallieutenants v. Franseckỳ bestimmt, dem außer seiner Division, der 7., zu dieser Unternehmung noch die 8. untergeordnet wurde. Dorthin eilten auch mit dem Aufgebote all ihrer Kräfte die vorderen Brigaden Benedeks; es war ein förmlicher Wettlauf, wie die Gegner Preßburg zu erreichen trachteten.

Immerhin hatte die Nordarmee einen Vorsprung; ihre Vortruppen, die Brigade Schütte und ein weiteres Regiment, verstärkten bereits die Truppen Mondels, der eine feste Stellung vor Preßburg, bei Blumenau, bezog. Um ihn zu erreichen, mußte Franseckỳ die kleinen Karpathen in ihren Ausläufern durchqueren. Hier aber, bei Blumenau, war ihm der Weg durch die Oesterreicher gesperrt und konnte nur durch einen Kampf geöffnet werden. Oberst Mondel hatte den Befehl, seine Stellung um jeden Preis zu halten, und er war, wie er schon bei Trautenau gezeigt hatte, der Mann für eine solche Aufgabe. Zur Verteidigung der Wegenge traf er die besten Anstalten. Auf eine kahle, sanft ansteigende Anhöhe stellte er seine Geschütze und bestrich so die Straße, auf welcher die Preußen heranrücken mußten. Die Höhen zu beiden Seiten des Defilés waren durch Bataillone seiner Brigade besetzt, seine Kavallerie schob er gegen den Feind vor. Ganz besonders mußte er auf seine Verbindung nach rückwärts, mit Preßburg, bedacht sein; er deckte sich hier durch das Regiment Belgien von der Brigade Schütte. So stemmten sich die Oesterreicher gegen den feindlichen Anprall.

Aber gegen die doppelte Uebermacht Franseckỳs konnten sie

sich auf die Dauer nicht halten, wenn nicht die übrigen Truppen des Corps Thun von der Nordarmee zur Stelle waren. Diese eilten, durch Befehle des Erzherzogs Albrecht angetrieben, in Gewaltmärschen herbei; der eine Teil konnte am Schlusse die Eisenbahn benützen, und wirklich waren am Morgen des 22. Juli 2½ weitere Brigaden bei Preßburg und in den nahen Bergen versammelt, bereit, mit Mondel in den Kampf einzugreifen. Graf Thun führte bei Preßburg selbst den Oberbefehl. Fransecky konnte nicht berechnen, welche Macht weiter rückwärts bei Preßburg zusammengezogen war. Aber er fühlte sich stark genug, um den Feind, den er in der vorderen Stellung bei Blumenau wußte, zu überwältigen. Wohl war dieser in der Front schwer angreifbar; deshalb führte er bloß die eine seiner Divisionen, die 7., an die Stirnseite der Oesterreicher zu einem vorerst hinhaltenden Gefechte, unterdessen sollte ein Teil der 8. Division unter Generalmajor Bose die Gegner in ihrer rechten, nördlichen Flanke umgehen. Hier dehnten sich die Waldhügel der kleinen Karpathen aus, die nur auf schlechten, bloß den Eingeborenen bekannten Wegen gangbar waren.

Als Ziel setzte sich Bose einen Hügel im Rücken der Blumenauer Stellung, den Gemsenberg, der die Straße beherrscht, auf welcher Oberst Mondel mit Preßburg in Verbindung stand und die, wie erwähnt, durch das Regiment Belgien gedeckt war. Bose hatte, sobald er den Gemsenberg erreichte, darüber an Fransecky die Meldung zu erstatten, dann sollte dieser mit voller Macht von vorne angreifen. Damit wäre die Schlinge zusammengezogen worden.

Diese Bewegungen waren im Gange, als Fransecky um 7½ Uhr früh die Mitteilung erhielt, die Waffenruhe sei abgeschlossen und um 12 Uhr mittags müsse alles zu Ende sein. So hatte er zur Ausführung seines Planes nicht einmal fünf Stunden Zeit. Aber er hoffte damit auszureichen und erwartete nun mit brennender Ungeduld von Bose die Mitteilungen über das Gelingen der Umgehung.

Zuerst ging alles nach dem vorgezeichneten Plane von statten. Fransecky ließ der Brigade Mondel an der Front zusetzen. Ein Geschützkampf entspann sich, die Oesterreicher, gut

postiert und geschickt zielend, hielten die Gegner im Schach. Die Stunde rückte vor und der preußische General befürchtete den Ablauf der kargen ihm zugemessenen Zeit. Er entwickelte deshalb Truppen gegen die beiden Flanken Mondels, um ihn zu umgehen. Dieser aber warf den Angreifern seine Leute entgegen und es entspann sich ein hartnäckiges Schützengefecht in den Gehängen. Die Oesterreicher hielten sich die Gegner tapfer vom Leibe. Man sah, sie hatten von ihren Niederlagen gelernt; sie kämpften mit der schlechteren Waffe, aber benützten klüglich die vom Boden gewährten Vorteile; es war ihnen nicht beizukommen.

Graf Thun verfolgte von Preßburg aus mit Spannung den Kampf in den vorderen Bergen, er sandte den Seinigen Verstärkung an Artillerie — da plötzlich gewahrte er, wie sich zwischen die Brigade Mondel und seine Macht eine preußische Abteilung hineinschob. Der Feind trat ihm selbst Auge in Auge entgegen.

Das war die Division Bose, welche die vorgeschriebene Umgehung „mit Eleganz" durchgeführt hatte. Sie stieß nur auf schwache, ins Bergland vorgeschobene österreichische Posten von der Brigade Württemberg, welche aber rasch auswichen. Allein der Marsch war für die Preußen beschwerlich, denn die Witterung war feucht und regnerisch, der Boden schlüpfrig. Um 10 Uhr langte Bose jedoch am Gemsenberg an, der von einem österreichischen Bataillon vom Regimente Belgien besetzt war. Trommelwirbel und Hurrahrufe — die Uebermacht der Preußen gewinnt den Hügel und die thüringischen Bataillone ersteigen die Höhe, von der sich ein weiter Blick eröffnet. Mit Jubel begrüßen sie den Donaustrom, der heraufglitzert, unter ihnen die Türme von Preßburg und die Straße, auf welcher sie der Brigade Mondel den Rückzug abschneiden sollen. Sofort meldet Bose an Fransecky die Besetzung des Gemsenbergs — aber diese Mitteilung kommt nicht mehr an ihr Ziel, denn die Brigade Württemberg dehnt sich schon auf den Bergen im Rücken Boses aus und verdrängt die preußischen Zwischenposten. So wartet Fransecky mit steigender Spannung vergeblich auf die sich verspätende Kunde.

General Boſe war von der freudigen Zuverſicht erfüllt, die Stellung von Blumenau umgangen zu haben, er konnte aber nicht wiſſen, daß auch er ſich in einer kritiſchen Lage befand. Denn er war jetzt auf einen doppelten Feind geſtoßen, auf die Abteilungen bei Blumenau und auf die von dem Grafen Thun bei Preßburg zuſammengezogenen überlegenen Streitkräfte. Er verfügte nur über ſechs Bataillone, ohne Artillerie, da dieſe nicht über die Berge geſchleppt werden konnte. Wohl faßt er jetzt die Brigade Mondel im Rücken, aber hinter ihm ſtehen anderſeits weitere 2½ Brigaden Thuns. Das war wieder einmal ein Beleg für den militäriſchen Erfahrungsſatz: Wer den Feind umgeht, iſt ſelbſt umgangen.

Aber Boſe ließ ſich durch all das nicht anfechten. Gegen Preßburg ſandte er einen Teil ſeiner Truppen, welche mit den Bataillonen Thuns ins Gefecht kamen; den Hauptangriff aber richtete er auf das Ziel, das ihm durch Franſecky gewieſen war. Noch immer hoffte er, Mondel in den Rücken zu kommen und den Krieg vor 12 Uhr mit einem letzten Siege abzuſchließen. Zu dieſem Zwecke läßt er die die Straße deckende Brigade Schütte angreifen. Mühſelig iſt dieſer Angriff, über Schluchten und Steingeröll muß er den Oeſterreichern an den Leib. Beide Teile wiſſen, um was es ſich handelt, beide wollen in der letzten Stunde die Waffenehre wahren. Wohl dringen die Preußen vor, aber um 12 Uhr hallt durch Wald und Weinberge der Ruf: Waffenſtillſtand! Einzelne Abteilungen an entfernteren Stellen aber haben ſich ſo ineinander verbiſſen, daß das Gefecht zwiſchen ihnen noch eine halbe Stunde währt — endlich lehnen die Soldaten die Gewehre aneinander, einzelne der vorderſten nähern ſich gegenſeitig und manch gemeinſamer Trunk aus der Feldflaſche beſchließt den für beide Teile ehrenvollen Kampf.

Wer wohl mehr Ausſicht hatte, an dieſem Tage den Sieg zu gewinnen? Es iſt das ein viel beſprochenes militäriſches Schachproblem, deſſen Löſung nur durch die Fortſetzung des Kampfes möglich geweſen wäre. Eine Stunde noch — ſo ſagte die offizielle preußiſche Darſtellung — und die Brigade Mondel wäre verloren geweſen. Das wollen die Oeſterreicher nicht

gelten lassen. Die Division Bose, so ist ihre Auffassung, war förmlich in eine Falle geraten und hätte sich kaum mehr herausgearbeitet; denn das Corps Thun konnte sie durch seine überlegenen Kräfte erdrücken. Der Streit dürfte die militärische Litteratur noch des öfteren beschäftigen. Wenn Graf Thun energisch zugriff, so mußte die gegnerische Division selbst um Raum und Luft kämpfen. Alles hing also zu Mittag des 22. Juli davon ab, ob Bose oder ob Thun rüstiger war in Entschluß und That.

Doch gleichviel, Preßburg blieb nun einmal in den Händen der Oesterreicher und der letzte preußische Vorstoß war abgeschlagen. Ueber die Donaubrücke hinüber marschierte die Nordarmee in das Wiener Becken und vollzog ihre Vereinigung mit dem Heere Erzherzog Albrechts — wenn der Krieg wieder ausbrach, waren die Verteidiger vollständig zur Stelle, um dem Feinde die Eroberung Wiens streitig zu machen.

* * *

Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle noch das

Gefecht von Oswiecim

erwähnt, das am 27. Juni an der preußisch-galizischen Grenze stattfand. Schlesien war durch die beiden preußischen Detachements Knobelsdorff und Stolberg gedeckt, welche die zwischen Krakau und Olmütz führende Eisenbahn an mehreren Stellen zerstörten und dann den Auftrag erhielten, die Verteidigung in der Form eines Offensivstoßes zu führen. Dem entsprechend versuchte Stolberg Oswiecim zu erobern, dessen Besetzung die Eisenbahnverbindung zwischen Mähren und Galizien vollständig unterbrochen hätte. Er überschritt mit 4¾ Bataillonen, fast durchgehends Landwehr, und einem Landwehr-Ulanenregiment die Weichsel, drängte schwache österreichische Vortruppen zurück und griff den Bahnhof des Ortes an. Dieser wurde von einem Bataillon des Regiments Mecklenburg tapfer verteidigt. Indessen schienen die Oesterreicher der Uebermacht erliegen zu müssen, zumal da auch das Ulanenregiment gegen sie vorbrach.

Da stürzten sich rechtzeitig unter Führung des Rittmeisters v. Lehmann 1½ österreichische Ulaneneskadronen heldenmütig auf die mehrfach überlegenen preußischen Reiter. Lehmann wurde zwar vom Pferde gehauen und die Seinigen hart bedrängt, so daß sie weichen mußten; aber der feindliche Vorstoß war aufgehalten. Da auch der zweimalige Angriff der preußischen Infanterie auf den Bahnhof scheiterte, sah sich Stolberg genötigt, seine Truppen wieder auf preußisches Gebiet zurückzuführen. Die Preußen gaben ihren Verlust mit 7 Offizieren und 166 Mann an, die Oesterreicher mit 7 Offizieren und 71 Mann[1]).

Die Verteidigung Tirols[2]).

(Vergleiche dazu die Karte am Schlusse des ersten Bandes.)

Nach dem Abzuge der Südarmee aus Italien war Tirol dem Angriffe der Italiener ausgesetzt. Die Freiwilligen unter Führung Garibaldis wurden zur Eroberung Südtirols aufgeboten, das stammverwandte Trentino hofften sie ihrem Vaterlande zu gewinnen. Gegen 38000 Mann folgten dem Rufe des volkstümlichen Generals, zum Teile die Blüte der italienischen Jugend, zum Teile die abenteuerlichen Elemente der Halbinsel. Sie waren kriegslustig, vertrauten ihrem Führer, doch fehlte ihnen feste Mannszucht, Feuerdisciplin und die Fähigkeit, Strapazen zu ertragen; auch waren sie ungenügend ausgerüstet. Aus Südtirol kam die Kunde, daß die Bevölkerung italienisch gesinnt sei; doch war dies nur bei der Bevölkerung der Städte der Fall, der Bauer dagegen sehnte sich nicht nach einem Wechsel der Herrschaft.

---

[1]) Siehe die ansprechende Schilderung des kleinen Krieges an der schlesischen Grenze bei Fischer v. Wellenborn, „Erinnerungen aus den Feldzügen von 1859 und 1866" (Wien 1894).

[2]) Hauptquellen sind das österreichische Generalstabswerk, das 1869 erschien, und das italienische, dessen zweiter diesbezüglicher Band erst 1895 veröffentlicht wurde. Außerdem das treffliche Buch von Kuhn: „Der Gebirgskrieg" (2. Auflage, Wien 1878). Auch Garibaldis „Memorie autobiografiche" (Firenze 1888), die 1872 niedergeschrieben wurden, sind (S. 406 ff.) zu benutzen. Daneben erschienen zahlreiche Erinnerungen von Mitkämpfern dieses Generals. Garibaldis Schilderung ist im ganzen wahrheitsgetreu, verrät aber eine erstaunliche Unkenntnis der Absichten und der Kriegführung Kuhns.

Die Abwehr des Feindes war dem Generalmajor Franz Freiherrn v. Kuhn anvertraut und dieser löste seine Aufgabe so, daß die Verteidigung des Landes sich würdig den Tiroler Kämpfen von 1703 und 1809 anreihte. Kuhn, 1817 geboren, lenkte schon als junger Generalstabsoffizier die Aufmerksamkeit der Armee durch Bildung und Thatkraft auf sich. Bei der ersten Waffenthat der österreichischen Truppen unter Radetzky fiel ihm das Hauptverdienst des Erfolges zu; er leitete gegen den ersten Offensivstoß König Karl Alberts bei Santa Lucia am 6. Mai 1848 den Widerstand und wurde am Abend des siegreichen Gefechtes von seinen Soldaten jubelnd im Lager herumgetragen. Es war nicht seine Schuld, daß die großen auf ihn gesetzten Erwartungen nicht in Erfüllung gingen, da er als Chef des Generalstabes neben Gyulai das österreichische Heer im Jahre 1859 befehligte. Kuhns Ratschläge wurden von dem kommandierenden General nicht befolgt, weder als er den raschen Marsch auf Alessandria vorschlug, noch als er zwei Tage vor der Schlacht bei Magenta die Umgehung des Heeres durch die Franzosen durch einen Vorstoß zu vereiteln plante. Man warf ihm vor, er sei zu selbstbewußt, habe als Generalstabschef Befehle auf Befehle gehäuft, und ohne Frage hat diese Lehrhaftigkeit seiner Weisungen eher geschadet. Im Jahre 1866 standen vorerst nicht mehr als 12000 Mann Infanterie, eine Eskadron und 32 Geschütze an regulären Truppen unter seinem Befehle. Das deutsche Nordtirol bot seinen Landsturm auf, der aber für die Kämpfe im Wälschlande nicht in Aktion trat. Nur eine auserlesene Mannschaft von 4500 Landesschützen stand ihm zur Verfügung und sie leistete im Wachdienste wie in den Gefechten die besten Dienste. Als Generalstabschef hatte Kuhn den Oberstlieutenant Baron Dumoulin zur Seite, dessen Kaltblütigkeit und Besonnenheit die beste Ergänzung zu dem feurigen Temperament Kuhns bildeten, in dessen Kopfe die Ideen rasch aufblitzten und sich mitunter bekämpften. Oft mußte Dumoulin gutmachen, was die Sprunghaftigkeit in den Entschlüssen Kuhns übereilte.

So lange die Südarmee unter Erzherzog Albrecht am Mincio stand, genügten jene Truppen zur Deckung Tirols. Die Hauptstraßen aus Italien ins Trentino waren durch das Festungs-

viereck geschützt. So konnten die Oesterreicher von Tirol her sogar die Offensive in die nördliche Flanke des italienischen Heeres ergreifen und ließen es an Ausfällen in die Bergthäler der Lombardei nicht fehlen, besonders als Erzherzog Albrecht nach dem Siege von Custoza Ende Juni den Mincio überschritt. Kuhn ließ über das Stilfser Joch in das Veltlin und ebenso in die Val Camonica bis gegen Vezza kleinere Truppenabteilungen vorrücken; an letzterem Punkte hielten die Freiwilligen Garibaldis tapfer stand. Schlimmer ging es ihnen auf der Straße, auf der Garibaldi selbst mit der Haupttruppe vom Idrosee gegen Tirol vordringen wollte. Hier griff Hauptmann Gredler mit den Kaiserjägern auf lombardisches Gebiet über und sperrte am Monte Suello den Weg. Garibaldi wollte ihn am 4. Juli aus seiner Position werfen, aber die italienischen Freiwilligen wurden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen; der General machte sich den Vorwurf, er habe zu sehr auf den Elan der jungen Truppen gerechnet. Er selbst wurde in dem Gefechte von einem seiner Leute, der mit seiner Waffe schlecht umzugehen wußte, im Schenkel verwundet. Das alles stimmte die Zuversicht der Rothemden herab und sie atmeten erleichtert auf, als Erzherzog Albrecht mit der Südarmee an die Donau abzog und die Verteidiger Tirols sich selbst überlassen mußte. Bis jetzt hatten die letzteren ihre Blicke nur gegen Südwesten richten müssen. Wie aber die Italiener Venetien besetzten, drohte auch von Südosten der Einbruch des überlegenen Feindes. Die Last der Verteidigung schien für Kuhns Mannschaften zu groß.

Wie eine feste Mauer schiebt sich Wälschtirol zwischen Venetien und die Lombardei, aber es ist auch durch treffliche, ins Land führende Straßen dem Angriffe auf beiden Seiten zugänglich. Diese Landstriche wenigstens wollte Italien eigener Kraft und nicht den preußischen Bundesgenossen verdanken. Das Verteidigungssystem Kuhns mußte sich den schwierigen Verhältnissen anpassen. Er wußte, daß er verloren sei, wenn er alle die zahlreichen Straßen gegen Süden gleichzeitig bewachen wollte, denn die Italiener konnten an irgend einer Stelle mit Uebermacht einbrechen, das Spinngewebe zerreißen und seine Wachaufstellung zerschneiden. Das Cordonsystem, von den öster-

reichischen Generälen aus der Schule Lacys mit Vorliebe angewendet, hatte in Türken- und Franzosenkriegen zu schweren Niederlagen geführt. Deswegen ließ Kuhn die Straßen und Päſſe an den Landesgrenzen nur durch schwache Wachposten besetzen, welche die Aufgabe hatten, Meldung zu erstatten, wo sich der Feind zum Einbruche vorbereite. Hinter diesen Vortruppen standen mäßig große Abteilungen, die dem eingebrungenen Feinde so lange standhalten sollten, bis Hilfe aus dem Centrum zur Stelle war. Diese vorderen Truppen machten zusammen etwa zwei Drittel der Kuhn zur Verfügung stehenden Mannschaften aus. Das letzte Drittel — und darin kam der Grundgedanke seiner Kriegführung zum Ausdrucke — hielt er als *strategische Reserve* im Etschthal zwischen Trient und Bozen oder in der Nähe versammelt. Es waren dies die Brigade Kaim, 4400 Mann, und die Brigade Montluisant, 2500 Mann, die seiner unmittelbaren Verfügung unterstanden. Diese Reserve gedachte er nach der Richtung zu werfen, von welcher der Feind den Hauptschlag führte. Falls die Italiener auf mehreren Straßen vorrückten, so beabsichtigte er, seine Reserve zu einem kurzen Offensivstoße auf einer der Angriffslinien zu verwenden, und wenn der Feind dann an dieser Stelle zurückgedrängt war, wollte er diese seine Hauptmacht rasch nach der anderen bedrohten Linie versetzen. Diese Methode vereinigte in glücklicher Weise die Vorteile der Verteidigung und des Angriffs und führte zu schönen Erfolgen. Ihr hat es Oesterreich zu nicht geringem Teile zu verdanken, daß das Trentino dem Reiche erhalten blieb.

So lange Venetien nicht von den Italienern besetzt war, mußten nur die Straßen aus dem Südwesten aufmerksam überwacht werden, deren damals *vier* aus der Lombardei nach Tirol führten. Die beiden nördlicheren, das Stilfser Joch und parallel damit der Tonalpaß, waren am wenigsten bedroht, weil sie von der Operationsbasis Garibaldis zu weit entfernt waren. Garibaldi blieb somit die Wahl zwischen dem Einbruche durch Judikarien oder durch das Ledrothal (Val di Ledro). Thatsächlich schob er in den nächsten Wochen seine Hauptmacht bald auf der einen, bald auf der anderen Linie vor und drängte

wirklich anfangs die wachhaltenden Halbbrigaden ohne Mühe zurück. Dann aber erschienen überraschend die von Kuhn zurückgehaltenen Reserven, erteilten ihm eine nachdrückliche Lektion — und wenn er auf der anderen Straße wieder sein Glück versuchte, wiederholte sich hier das Spiel.

Naturgemäß wählte Garibaldi für seine erste Unternehmung die Straße, die direkt auf Trient zuführt; er schob seine Vorposten in Judikarien vor und verlegte am 14. Juli sein Hauptquartier nach Storo auf tirolischem Boden. Die Brigade Nicotera marschierte an der Spitze, besetzte Condino, und Oberstlieutenant v. Höffern zog sich langsam vor ihr zurück. Nun war für Kuhn, der rückwärts auf der Lauer lag, der Augenblick zum Handeln gekommen. Er schickte Höffern die Brigade Montluisant zu Hilfe, vereinigte auf diese Weise 4000 Mann und ließ die vordersten Truppen Garibaldis rüstig angreifen. Die Oesterreicher erstürmten am 16. Juli die Brücke von Cimego und gingen bei Condino den Scharen Nicoteras so kräftig an den Leib, daß sie mit Zurücklassung zahlreicher Gefangener den Rückweg antreten mußten. Von den Höhen herab beobachteten die Oesterreicher, daß Garibaldi, der zu Wagen auf den Kampfplatz geeilt war, mit seinem Gefolge die Straße nach Storo zurückeilte. — Das Gefecht war im besten Gange, als Kuhn eine schlimme Nachricht erhielt. Aus Verona meldete man ihm, daß, während er Garibaldi an der Westgrenze standhielt, von Osten her, aus Venetien, eine Uebermacht ins Land dringe. Es schien also, daß die Rothemden die Verteidiger Tirols nur westwärts locken wollten, damit unterdessen die regulären Truppen im Rücken der Kaiserlichen ins Etschthal niedersteigen könnten. So befahl denn Kuhn das Abbrechen des Gefechtes bei Condino und zog die beiden Reservebrigaden wieder ins Etschthal zurück, um Trient gegen Osten hin zu schützen.

Am nächsten Tage gewahrten die Italiener mit Befriedigung, daß die Oesterreicher sich zurückgezogen hatten. Garibaldi setzte also seinen Vormarsch langsam fort, beschloß aber infolge der erlittenen Schlappe, seine Hauptmacht im Ledrothale, also auf der anderen Operationslinie, zu entwickeln. Wirklich fiel ihm hier vorerst ein kleiner Erfolg zu. Das Fort Gligenti

(Val Ampola), welches die Straße deckte, wurde mehrere Tage lang beschossen und ergab sich ihm am 19. Juli. Dies erregte, wiewohl das Fort nur von 200 Mann verteidigt war, in Italien lebhafte Freude.

Kuhn überzeugte sich, daß die Meldung des Festungskommandanten von Verona unrichtig war; noch zeigte sich an der Grenze von Osttirol kein Feind, und so war ihm Frist gegeben, um den zweiten Offensivschlag gegen Garibaldi mit größerem Nachdrucke zu führen. Der italienische General war auf den Rückstoß nicht gefaßt; dieser aber erfolgte an demselben Tage zugleich im Ledrothale wie in Judikarien. An dem ersteren Punkte wurde er kraftvoll geführt; Oberstlieutenant Montluisant erfocht hier den schönsten Erfolg des Tiroler Feldzuges. Die Italiener breiteten sich ahnungslos im Thale bei Bececca aus, da drangen die Oesterreicher am 21. Juli überraschend in ihre linke Flanke und erschütterten sie zuerst durch das Feuer einer Raketenbatterie. Dann stiegen die Kaiserjäger von den Bergen herab und nahmen das Dorf Locca mit stürmender Hand, in Häusern und Höfen zahlreiche Gefangene erbeutend. Hierauf griffen sie Bececca selbst an, den Schlüssel der italienischen Stellung. Vergebens suchte Garibaldi die Freiwilligen zum Stehen zu bringen; er ließ sich unter sie tragen, und als die Kugeln rings um ihn fielen, wurde er von seiner Umgebung fast mit Gewalt in sein Gefährte zurückgebracht. Seine Söhne Menotti und Riciotti thaten ihr Bestes, um dem Vordringen der Oesterreicher Halt zu gebieten, aber nichts konnte deren Ungestüm hemmen und die Eroberung von Bececca schloß gegen Mittag das Gefecht ab. Die Italiener verloren 350 Tote und Verwundete und 1104 Gefangene, während die Oesterreicher bloß einen Verlust von 17 Offizieren und 94 Mann zu beklagen hatten. Als der Schlag geführt war, sah Montluisant, der bloß über 4000 Mann verfügte, stärkere Massen des Feindes im Hintergrunde. Seine Soldaten hatten die Munition verschossen und deshalb zog er sich zurück, Bececca wieder den Italienern überlassend. Aber Kuhn sah seinen Zweck vollständig erreicht, denn Garibaldi mußte in seinem Vormarsche innehalten und die Oesterreicher hatten vorerst nicht viel von ihm zu befürchten.

Es war für die Verteidigung Tirols hohe Zeit, daß Garibaldi zurückgeworfen wurde, da gerade jetzt der lange befürchtete Einbruch des Feindes aus Osten wirklich eintrat. Die Truppen Kuhns waren aufs äußerste ermüdet; denn seit drei Wochen lagen sie ununterbrochen als Wachposten auf Felsen und Kammhöhen oder waren auf dem Marsche und im Kampfe gegen einen überlegenen Feind. Anfangs hoffte Kuhn, es werde bei einer Demonstration an der Ostgrenze bleiben. Aber am Abend des 23. Juli kam bedrohliche Kunde: die Division des Generals Medici war von Venetien her im Anmarsche auf Trient. Dorthin warf Kuhn jetzt aufmerksam seine Blicke, denn damit traten reguläre italienische Truppen auf den Kampfplatz.

Von der venetianischen Grenze führt das Suganathal in drei bis vier Märschen vor die Hauptstadt Südtirols. Mit der Abwehr der Freiwilligen beschäftigt, konnte Kuhn an der Ostgrenze bloß 800—900 Mann unter Major Pichler aufstellen; Medici aber verfügte über 10 000 Mann, es war ihm also ein leichtes, dieses Häuflein Gegner vor sich herzutreiben. Wohl hielt ihn Pichler am 22. Juli an der Grenze bei Primolano und am 23. bei Borgo so lange auf, daß der Feind die Oesterreicher auf 3—4000 Mann schätzte. Nach dem Gefechte bei Borgo kam ein Bataillon Oesterreicher den ermüdeten Truppen zu Hilfe und besetzte Levico, Medici aber benützte die Nacht zum 24. zu einem raschen und glücklichen Ueberfalle, durch welchen er sich Levicos bemächtigte. Dieser schöne Erfolg erhöhte seinen Mut und er gedachte am 26. Trient zu erreichen. Mit den italienisch Gesinnten in der Stadt hatte er gute Verbindungen und war somit von den Gegenmaßregeln Kuhns genau unterrichtet. Dieser befand sich in einer überaus bedenklichen Lage, aber noch in der Nacht zum 24. setzte er alles ins Werk, um Medici kräftig entgegenzutreten. Er faßte den kühnen Entschluß, Westtirol fast ganz von Truppen zu entblößen, bloß 2000 Mann ließ er zur Beobachtung Garibaldis und seiner 35 000 Mann zurück. In Gewaltmärschen ließ er dagegen die Abteilungen Kaims, Montluisants und Grünnes zum Schutze Trients herbeieilen. Was er an Truppen zur Hand hatte, wurde von Trient aus sofort Medici entgegengeworfen, um ihn

aufzuhalten, bis die Konzentration der österreichischen Truppen im Etschthale erfolgt war. Bei all seinen Vorkehrungen mußte sich Kuhn mit dem Gedanken vertraut machen, Südtirol räumen zu müssen, da die Italiener ihm jetzt dreifach überlegen waren. Er schickte seine Bagage und die Kriegskasse nach Norden und forderte die Behörden in Innsbruck auf, den Landsturm in Nordtirol aufzubieten. Doch gab er sich nicht verloren und wollte noch einen Schlag zur Verteidigung des Trentino führen. Darin bestärkte ihn ein Telegramm Erzherzog Albrechts aus Wien, demzufolge der Waffenstillstand abgeschlossen war und in der Frühe des 25. Juli beginnen sollte; er erhielt den Befehl, Trient bis dahin um jeden Preis zu halten; so ließ er denn die Stadt in Verteidigungszustand setzen. Den Trientinern wurde es bei diesen Anstalten nicht geheuer und eine Abordnung unter der Führung des Fürstbischofs Riccabona stellte ihm vor, es sei ratsam, die Stadt zu räumen, da die Italiener ihn sonst von Bozen abschneiden könnten; aber er antwortete ihr, er werde Trient bis aufs äußerste verteidigen. General Medici seinerseits war von dem Vorsatze erfüllt, Trient vor Abschluß des Waffenstillstandes wegzunehmen, denn von Pergine aus, welches er am 24. erreichte, hatte er kaum einen Tagmarsch ins Etschthal. Auf alle Fälle versuchten die Italiener, Landleute zu gewinnen, welche in das Etschthal hinabsteigen und den Schienenweg von Verona nach Trient aufreißen sollten, aber das Landvolk hielt zu Oesterreich und versagte trotz hoher Geldangebote seine Unterstützung. Schon war während dieser Bewegungen der Waffenstillstand in Kraft getreten, aber Medici erhielt erst am Nachmittag des 25. Juli Kunde davon, so daß Kuhn infolge des Vorrückens der Italiener die Befürchtung hegte, daß sie ihm jetzt noch Trient entreißen wollten. So kam es noch bei Vigolo im Val Sorda zu einem Zusammenstoße. Dann aber erreichte der Befehl, Halt zu machen, auch General Medici, und beide Teile blieben in den eingenommenen Positionen stehen.

Der Entschluß des Generals Kuhn, nahezu seine ganze Macht in und vor Trient zu vereinigen, um Medici aufzuhalten, verdient die vollste Anerkennung. Nur durch rasches

Herumwerfen seiner Truppen, durch die energischeste Ausnützung ihrer Marschleistungen konnte die Stadt gerettet werden. Er hatte richtig gerechnet, als er annahm, Garibaldi werde durch die erlittenen Schläge eingeschüchtert sein und nur Schritt für Schritt vom Westen anrücken. Wirklich entwickelte dieser seine Streitkräfte nur bedächtig durch Judikarien und durch das Val di Ledro, und zwar erst, als er sah, Westtirol sei von Verteidigern entblößt; als dann seine Leute durch den Ponalpaß zum Gardasee hinabstiegen, wurden sie durch die Schüsse der österreichischen Kanonenboote von Riva ferngehalten[1]). Die Frage war nur, ob Kuhn dem General Medici in offenem Kampfe vor Trient so erfolgreich hätte standhalten können, wie er Garibaldi bei Condino und Bececca abgewehrt hatte. Die Probe auf das Exempel konnte nicht mehr gemacht werden, so daß die Italiener meinten, die Waffenruhe habe sie um die Früchte ihrer Anstrengungen gebracht. Thatsache ist, daß der Feldzug Kuhns als Muster und Vorbild für den Gebirgskrieg dienen kann. Mit Erzherzog Albrecht, Tegetthoff, John und Gablenz zählte er zu den Heerführern, welche in dem Kriege von 1866 die Waffenehre Oesterreichs wahrten.

Der Krieg in Süddeutschland.

Während König Wilhelm mit seinem Heere binnen vier Wochen von der sächsischen Grenze bis an die Donau vordrang, fiel seinen Waffen auch im mittleren Deutschland ein Erfolg nach dem anderen zu: alle deutschen Stämme bekamen in diesem Feldzuge die militärische Ueberlegenheit Preußens zu fühlen. Unmittelbar nachdem die Hannoveraner bei Langensalza am 29. Juni die Waffen gestreckt hatten, erhielt General Vogel v. Falckenstein Auftrag, die süddeutschen Staaten zu unterwerfen. Falckenstein hatte durch den Feldzug im Norden alles Wünschenswerte erreicht, aber nicht ohne von seiner Aufgabe

[1]) Die österreichische Flottille auf dem Gardasee unter Kapitän Monfroni hielt die italienischen Kanonenboote in Schach und erbeutete sogar trotz heftigen Feuers vom Lande einen italienischen Dampfer am Ufer von Gargnano.

mehrmals abgewichen zu sein; es bedurfte wiederholter dringender Mahnungen seitens Moltkes, um ihn rechtzeitig zur Umzingelung des Heeres König Georgs zu veranlassen.

Nun wandte er sich nach Süden, wo er es mit zwei Gegnern zu thun hatte. Der stärkere Feind waren die Bayern unter dem Oberbefehle ihres Prinzen Karl; dann sammelte sich bei Frankfurt das 8. Bundescorps, aus Württembergern, Badensern, Hessen und Nassauern bestehend, denen die österreichische Division Neipperg beigegeben war. Das 8. Corps, die Reichsarmee benannt, zog unter schwarzrotgoldener Fahne ins Feld.

Es war Falckensteins natürliche Aufgabe, die Vereinigung dieser beiden Truppenkörper zu hindern und jeden Teil vereinzelt zu schlagen. Die Bayern waren, um den bedrängten Hannoveranern die Hand zu bieten, nach Norden gezogen und bis Meiningen vorgedrungen, wo sie die Unglücksnachricht von der Kapitulation König Georgs erhielten. Darauf brachen sie nach Westen auf, um ihre Vereinigung mit dem 8. Bundescorps zu vollziehen. An dessen Spitze stand Prinz Alexander von Hessen, der in der österreichischen Armee die Stellung eines Feldmarschalllieutenants bekleidete und dessen in Italien gewonnene Kriegserfahrungen ihn zu einem leitenden militärischen Posten zu befähigen schienen. Prinz Alexander wollte den Bayern durch Kurhessen entgegenziehen und sich etwa bei Fulda mit ihnen vereinigen. Das aber mußte General Vogel von Falckenstein verhindern. Auch sein Ziel war Fulda, weil er sich hier am leichtesten zwischen die feindlichen Heere drängen konnte. Indem nun die Preußen und die Bayern von verschiedenen Richtungen demselben Punkte zueilten, stießen sie früher, als beide Teile vermuteten, aufeinander und maßen sich am 4. Juli in dem hitzigen Gefechte von Dermbach. Die Preußen zeigten sofort die Ueberlegenheit ihrer Taktik, aber das bayrische Fußvolk schlug sich wacker; Prinz Karl hielt sich nicht für besiegt, wich aber etwas aus, um sein Heer zu konzentrieren und dann den Kampf mit besserem Erfolge aufzunehmen. Er sah indessen, daß es ihm nicht mehr möglich sei, sich mit dem Bundescorps bei Fulda zu vereinigen; er hielt jedoch den richtigen Gedanken

fest, sich in den Hauptkampf nicht früher einzulassen, als bis er seine Bundesgenossen an sich gezogen hatte. Deshalb forderte er den Prinzen von Hessen dringend auf, zu ihm zu stoßen, und bezeichnete ihm einen südlicheren Punkt, Kissingen, als den Ort einer gefahrlosen Vereinigung. Da aber zeigte es sich, wie ungeeignet der Deutsche Bund durch seine militärische Verfassung für eine tüchtige Kriegführung war. Wohl stand der Prinz unter dem Oberbefehle des bayrischen Heerführers, aber dieser konnte ihn nicht bestimmen, sich dem wohlerwogenen Plane unterzuordnen. Denn der Bundestag, der noch zu Frankfurt tagte, wünschte, daß das 8. Corps vor allem diese Stadt decke, und ebenso sträubten sich Württemberg und Baden dagegen, ihre Truppen von dem unteren Main abziehen zu lassen, weil ihr Land dadurch den Preußen geöffnet worden wäre. Jeder Landesfürst wollte vor allem das eigene Gebiet schützen und ließ dabei das Hauptziel des Krieges, Besiegung des gemeinsamen Feindes, außer Acht. Es widerfuhr somit den Bayern das Schicksal, das sie dem österreichischen Heere bereiten halfen. Zwischen den Generälen Benedek und v. d. Tann war zu Olmütz verabredet worden, daß die bayrische Armee nach Böhmen ziehen und sich mit dem österreichischen Heere vereinigen solle. Die Münchener Regierung versagte aber die Genehmigung dieses richtig gedachten Kriegsplanes, um das eigene Land zu schützen.

General Falckenstein hatte nach dem Gefechte von Dermbach von den Bayern abgelassen, um sich Frankfurts zu bemächtigen — ganz gegen die Anordnungen Moltkes, der ihm vorschrieb, vor allem über die Bayern herzufallen und mit ihnen reinen Tisch zu machen. Wie ihm aber das 8. Bundescorps bis nach Frankfurt auswich, wandte er sich abermals um mit der Absicht, den Bayern bei Kissingen an den Leib zu gehen. Manches läßt sich gegen seine Kriegführung einwenden, und wirklich zürnten der König und Moltke ernstlich über seine Eigenmächtigkeit. Aber die Schnelligkeit seiner Märsche zeigte, daß er ein Befehlshaber von großer Energie war, und treffend wurden seine Bewegungen mit den Zügen des Springers auf dem Schachbrette verglichen. Bei Kissingen nun griff er die Bayern am 10. Juli in ihrer Vereinzelung an. So tapfer sie auch

kämpften, so waren sie doch dem Angriffe Göbens und seiner Westfalen nicht gewachsen und diese eroberten in einem blutigen Straßenkampfe die Stadt. Dann hielten ihnen die Bayern auf dem hinter Kissingen sich erhebenden Siernberg stand, doch auch diese Stellung erstürmten die Preußen. Wohl wurde sie ihnen von den zähen Gegnern noch einmal abgenommen, aber zuletzt behielten sie auch hier die Oberhand und beendeten den Tag mit einem entschiedenen Siege. Die Bayern zogen sich darauf gegen Osten, mainaufwärts zurück, sich dadurch immer weiter von dem Corps des Prinzen von Hessen entfernend. Falckenstein folgte ihnen nicht, sondern warf seine Truppen jetzt endlich rasch gegen Frankfurt, wie er es schon längst ersehnte. Wohl verlegte ihm das Bundescorps den Weg, aber er schlug dessen Vortruppen, die Hessen, zuerst bei Laufach am 13. Juli aus dem Felde, und der auch hier siegreiche Göben folgte dem Feinde mit Macht nach Aschaffenburg. Die Stadt wurde von 7000 Oesterreichern unter Neipperg besetzt gehalten, die sich vereint mit 10000 Hessen aus Darmstadt am 14. Juli zur Wehre setzten. Aber die Oesterreicher wurden von den letzteren schmählich im Stiche gelassen und dann von der Ueberzahl der Feinde überwältigt; ein Teil von ihnen zog über die Mainbrücke ab, aber da die Preußen sich des Uebergangs rasch bemächtigten, fielen die Zurückgebliebenen in die Hand des Siegers. Nun konnte Falckenstein endlich in Frankfurt einziehen, der Bundestag war auseinandergesprengt und floh nach Augsburg, wo er sein ruhmloses Dasein beschloß. Zum Erstaunen Deutschlands aber fand Falckensteins Triumphzug hier ein Ende. „Die Länder nördlich des Mains liegen zu Eurer königlichen Majestät Füßen," meldete er dem Könige am 16. Juli; fünf Tage früher jedoch war aus Böhmen der Befehl Wilhelms I. abgegangen, der ihn des Kommandos enthob und ihn zum Generalgouverneur Böhmens ernannte. Er war Sieger, aber ihm konnte nicht verziehen werden, daß er im Kampfe gegen König Georg wie gegen die Bayern zu wiederholten Malen den Weisungen des Hauptquartiers nicht entsprochen hatte. Moltke verlangte pünktlichen Gehorsam selbst von den verdientesten Generälen; auch im französischen Kriege wurde strenge darauf gehalten und Steinmetz

büßte seine Eigenmächtigkeit ebenfalls mit dem Verluste seines Kommandos.

General Manteuffel erhielt den Oberbefehl über die Mainarmee. Strenge lag auf Bismarcks Befehl seine Hand auf der Stadt Frankfurt; statt 5—6 Millionen Gulden Kriegsschatzung, welche von Falckenstein verlangt worden waren, begehrte er 25 Millionen, dazu große Vorräte; Bürgermeister Fellner, dem auferlegt wurde, die Summe von den reichsten Einwohnern einzufordern, gab sich, durch die angedrohte Plünderung der Stadt geängstigt, selbst den Tod. Erst als entschieden war, daß die Stadt in Preußen einverleibt werden solle, wurde ihr die Kontribution nachgesehen.

Unterdessen gewann das bayrische Heer Zeit, endlich die längst beabsichtigte Vereinigung mit dem Bundescorps zu vollziehen. Die Verbündeten waren jetzt 80000 Mann stark, aber die erlittenen Niederlagen führten zu Mißhelligkeiten, und allgemach begann jeder Landesfürst an einen Sonderfrieden zu denken, zumal da zwischen Preußen und Oesterreich am 22. Juli Waffenruhe eintrat. Die letzten Tage dieses Feldzuges konnten nicht kläglicher verlaufen.

Manteuffel ergriff mit 40000 Mann die Offensive und überschritt den Main; er hegte die Zuversicht, daß ihm zudem ein Reservecorps zu Hilfe kommen werde, welches bei Leipzig gesammelt wurde und, 25000 Mann stark, unter dem Großherzog von Mecklenburg über Hof im östlichen Bayern einbrach. Die Süddeutschen, so erfuhr Manteuffel, lagen hinter der Tauber, dem Nebenflusse des Main. Es gelang ihm zuvörderst, die bayrischen Generäle durch einen Scheinangriff zu täuschen; sie vermuteten den Feind im Norden, zogen acht Meilen in dieser Richtung und waren so wieder von dem Bundescorps getrennt. Ueber dieses nun fiel Manteuffel her und erzwang sich in den Gefechten bei Bischofsheim und Werbach den Uebergang über die Tauber. Diesmal waren es die Badenser, die zuerst das Weite suchten; ihr Prinz Wilhelm zog so rasch mit ihnen davon, daß der Befehlshaber Prinz Alexander erst des Nachts erfahren konnte, wohin sie sich in Sicherheit gebracht hatten. Rüstig verfolgte der preußische

General seinen Vorteil; er schlug in einer Reihe kleinerer Gefechte das Bundescorps und die allzuspät zu Hilfe kommenden Bayern bei Neubrunn und Roßbrunn. Er trieb beide so glücklich vor sich her, daß sie nicht nach Süden gegen ihre Heimat ausweichen konnten, sondern in kläglicher Verfassung bei Würzburg auf das Nordufer des Main übertraten. Inzwischen begannen auch hier die Verhandlungen über den Waffenstillstand; der Großherzog von Baden wartete aber ihren Schluß gar nicht ab, sondern berief seine Division noch früher vom Bundescorps ab. „Ich verhandle selbst für meine Truppen," telegraphierte er dem Prinzen von Hessen; er hoffte mit seinem Schwiegervater König Wilhelm auf diese Weise leichter zu Rande zu kommen. Da aber der Waffenstillstand erst am 2. August begann, versagten die Preußen noch im letzten Hauche des Krieges ihren süddeutschen Gegnern Schonung, und während diese schon alles beendet glaubten, zersprengte der Großherzog von Mecklenburg bei Seubottenreuth am 29. Juli ein vereinzeltes bayrisches Bataillon. Die verrottete Wehrverfassung des Deutschen Bundes stürzte die tapferen Truppen ins Unglück, die 1870 unter preußischer Führung Sieg auf Sieg errangen.

XIII. Buch.

Die Seeschlacht bei Lissa.

(Hiezu die Karte, den Beginn des Kampfes darstellend.)

Schon senkte sich der Friede auf das in Waffen starrende Mitteleuropa, als das Vertrauen auf Oesterreichs militärische Tüchtigkeit durch die Kunde eines Seesieges wieder aufgerichtet wurde. Seit den Tagen von Abukir und Trafalgar hatten sich in den europäischen Meeren ebenbürtige Gegner nicht mehr gemessen; und gerade Oesterreich, das doch tiefer ins Binnenland eingebettet ist, als sonst einer der großen Staaten Europas, war es beschieden, zuerst wieder eine Seeschlacht siegreich zu schlagen. Damit schützte es seine Küsten mit Erfolg gegen einen, wie es schien, zur See überlegenen Gegner. Dazu kam, daß bei Lissa sich zum erstenmal Panzerschiffe in offener Seeschlacht begegneten. Napoleon III. hatte nach dem Krimkrieg, in welchem sich gepanzerte Batterien zum Angriffe auf einen befestigten Hafen bewährten, das erste Panzerschiff bauen lassen. England war nach kurzem Widerstreben gefolgt und im amerikanischen Bürgerkriege kam es dann zu Einzelgefechten zwischen den neuen Streitwerkzeugen. Die Gewässer von Lissa sollten zum erstenmal einen furchtbaren Zusammenstoß von Eisenriesen im großen erblicken.

Man traute der Flotte Oesterreichs wenig zu, auch hielt man die Treue der venetianischen Seeleute für zweifelhaft. Italien dagegen verfügte über die vereinigten Flotten der Königreiche Sardinien und Neapel und hatte zudem seit 1860 gegen 200 Millionen Franken für weitere Rüstungen verwendet.

Auf den Werften Frankreichs, Englands und Amerikas ließ es Schiffe bauen und benützte dabei alle Fortschritte des Geschützwesens. Schon damals war man darüber einig, daß nur gepanzerte Fahrzeuge als Schlachtschiffe zählten, und Italien besaß deren zwölf, Oesterreich zusammen mit den beiden noch in der Ausrüstung begriffenen nur sieben. Verglich man die gesamten Flotten der beiden Staaten, gepanzerte und hölzerne Kriegsschiffe, so verhielt sich der Tonnengehalt der österreichischen Kriegsmarine zu dem der italienischen wie 1 zu 2,64. So schien der Befehl gerechtfertigt, den die italienische Regierung am 8. Juni an Admiral Persano erließ: „das Adriatische Meer vom Feinde zu säubern, diesen anzugreifen und zu blockieren, wo er ihn finde". Persanos Antwort lautete: „Alles in Ordnung. Ich habe keine Bemerkung in betreff der Instruktionen zu machen, die Sie mir zugehen lassen, alles wird pünktlichst ausgeführt werden." Nach der Niederlage von Custoza klammerte sich der tiefverwundete Nationalstolz der Italiener an die Hoffnung eines glänzenden Seesieges und die prahlerischen Schilderungen italienischer und anderer Zeitungen führten die öffentliche Meinung auf der Halbinsel irre. Der italienische Deputierte Petrucelli della Gattina, der Kriegskorrespondent des „Journal des Débats", verspottete die österreichische Flotte als ein Sammelsurium alter, ungeschickt modernisierter Fahrzeuge und verbreitete das Märchen, Tegetthoff kenne das Salzwasser nur aus dem Seebade, denn er sei eigentlich ein Reiteroffizier, der in Schleswig-Holstein ein Kürassierregiment befehligt habe.

Die Kriegsjahre 1848 und 1859 fanden die österreichische Flotte allerdings in einer kläglichen Verfassung[1]). Beim Ausbruche der Revolution von 1848 waren die Erinnerungen an die alte Herrlichkeit Venedigs in den italienischen Seeoffizieren Oesterreichs noch so lebhaft, daß nahezu Alle ihren Degen der empörten Dogenstadt zur Verfügung stellten; auch ein Teil der Schiffe fiel in ihre Hand. Die österreichische Kriegsmarine zählte 1848 drei Fregatten und sechs Korvetten; fünf von den letzteren verblieben den Aufständischen. Erst von da ab wurde die frühere

[1]) Vgl. Jerolim v. Benko, „Geschichte der österreichischen Kriegsmarine in den Jahren 1848 und 1849".

venetianische Kriegsmarine eigentlich in eine österreichische umgewandelt.

Um die Hebung des Seewesens erwarb sich Erzherzog Ferdinand Max, der Bruder des Kaisers, der von 1854 bis zum Beginne seiner mexikanischen Unternehmung 1864 Flottenkommandant war, große Verdienste. Zur Seite stand ihm dabei Viceadmiral Dahlerup, der 1849 aus dänischen in österreichische Dienste getreten war. Wohl hatte der Erzherzog weder Anlagen noch Neigung zum militärischen Berufe, aber schwärmerische Naturliebe zog ihn zum Seeleben, und er widmete sich der Entwicklung der Flotte mit redlichstem Eifer, wenn auch seine Gedanken oft anderswo als bei den Fragen der Verwaltung weilten. Er war eine feurige Natur, seine Phantasie über die Maßen lebendig; seine Reisetagebücher und Gedichte geben ein deutliches Bild dieser edlen und zugleich unglücklichen Persönlichkeit. Er war hochgesinnt, dabei, wenn seine Hoffnungen fehlschlugen, melancholisch, von Weltschmerz erfüllt, und zudem glaubte er seine Kräfte gelähmt, fühlte sich am kaiserlichen Hofe nicht genügend anerkannt[1]). Vielleicht sind diese Mißhelligkeiten auf den Plan einiger venetianischer Patrioten, der Grafen Citadella und Marcello, zurückzuführen, die in dem Erzherzog den Glauben erweckten, es wäre auch für Oesterreich das Beste, wenn er zum konstitutionellen König der Lombardei und Venetiens eingesetzt würde[2]). Der Hang zu einsamem Naturgenuß, die Sehnsucht nach der Wärme des Südens — er war gegen die Kälte unserer

[1]) Diese Empfindung findet unter anderem Ausdruck in dem Gedichte „Bocche di Cattaro“ vom 13. Juli 1860 (Gesammelte Werke „Aus meinem Leben“, Band VII, S. 284. Leipzig, Duncker und Humblot 1867):

„Wenn von Kraft dir die Seele strotzt,
Jugend dir anspannt die Sehnen,
Dein Gemüt den Stürmen trotzt,
Die Gedanken weit sich dehnen,
Und du bist gebannt?
Und du bist verkannt?“

Sodann die letzte Strophe:

„Furchtbar ist es für den Mann,
Geist und Kraft in sich zu wissen —
Und daß, wo er helfen kann,
Hilfe gegen sein Gewissen.
Drum hinab, hinab,
Steig ins dunkle Grab!“

[2]) Vgl. Revel, „La cessione del Veneto“ (Milano 1889), S. 119.

Breiten überaus empfindlich — die Unzufriedenheit mit den heimischen Verhältnissen trieben ihn oft aus dem Gewühle der Welt nach seinen Lieblingsstellen am Meere, nach Miramar und Lacroma, dann auf große Reisen jenseits des Oceans, zuletzt nach Mexiko. In der schwärmerischen Hingabe an den Katholizismus, dessen poetische Formen ihn anzogen, wie in seinem Mute, der ihn auch auf seinem Todesgange nicht verließ, erinnerte er an die Gestalten des Mittelalters. Er griff oft nach dem Unerreichbaren, aber als Flottenkommandant verstand er es, tüchtige Männer zu wählen und festzuhalten. Mit Recht drang er auf Reformen und auf den Bau von Panzerschiffen, deren schon 1860 zwei, „Drache" und „Salamander", vollendet wurden. Dann ging man an die Ausrüstung von drei anderen, des „Don Juan d'Austria", „Kaiser Max" und „Prinz Eugen". Als der Krieg von 1866 ausbrach, lagen zwei weitere Panzer, welche die größten von allen werden sollten, „Erzherzog Ferdinand Max" und „Habsburg", auf der Werfte zu Triest. Man bemühte sich zudem, wenn auch durch die beschränkten finanziellen Mittel des Staates gehemmt, alte Fahrzeuge in moderne Kriegsschiffe umzuwandeln. Die Segelfregatte „Novara" wurde nach ihrer Fahrt um die Welt entzweigesägt und verlängert, um in einen Schraubendampfer umgeschaffen zu werden, und vom „Don Juan" wurde vor Ausbruch des Krieges das hölzerne Vorderkastell abgerissen und durch ein eisernes ersetzt. Es war rühmlich, daß alle Schiffe auf heimischen Werften und zumeist aus inländischem Material gebaut wurden, da steierisches Eisen, Holz aus den Eichenwäldern Slavoniens und aus den Alpen, besonders aber die glückliche Anlage des Oesterreichers für die technischen Künste die Fremde entbehrlich machten.

Ein Bild dieser Thätigkeit ist in den Briefen gegeben, die der frühere Flottenkommandant Oesterreichs als Kaiser von Mexiko an Tegetthoff und an Dahlerup schrieb, als er die Kunde von der Schlacht von Lissa erhielt[1]).

* * *

[1]) Die Briefe des Erzherzogs an Dahlerup wurden zuerst in einer dänischen Zeitschrift veröffentlicht und sind abgedruckt in Teuffenbachs „Neuem Vaterländischen Ehrenbuche", II. Band, S. 408. Es lag Kaiser

Es war nun das Verdienst Wilhelms v. Tegetthoff, daß diese trefflichen, aber bescheidenen Streitmittel energisch zusammengefaßt und zu kühner That verwendet wurden. Ihm hatte die Natur die Gabe verliehen, mit dem Gedanken, der ihn beseelte, auch andere zu erfüllen und sie zum Einsatze ihrer ganzen Kraft zu befeuern. Tegetthoff verdankte alles sich selbst und seinem Verdienste. Seine Familie stammte aus Westfalen, aber seit den Kriegen Maria Theresias nahmen ihre Sprossen österreichische Kriegsdienste. Sie erwarben sich in Oesterreich eine neue Heimat und, da sie fast durchweg tapfere Offiziere waren, auch Auszeichnungen und den Adel, ein Großoheim des Admirals unter Erzherzog Karl den Maria-Theresia-Orden. Aber sie blieben arm, wie die meisten Offiziersfamilien, welche das Knochengerüst der österreichischen Armee bilden. Der Vater Wilhelms v. Tegetthoff, ein ernster, gebildeter Mann, kämpfte bei Austerlitz, Aspern und Wagram; er lag als Hauptmann zu Marburg in Steiermark in Garnison, als sein berühmter Sohn am 23. Dezember 1827 geboren wurde[1]). Sechs Jahre lang, von 1830 an, diente der Vater ferne von seiner Familie in Italien; die Mutter, eine einfache tüchtige Frau, blieb in den engsten Verhältnissen mit ihren Söhnen zurück. Die beiden Brüder Wilhelms wurden für die Armee bestimmt, er selbst 1840 in die Marineakademie zu Venedig aufgenommen. Er

---

Max mit gutem Rechte daran, seinen Anteil an der Organisation der österreichischen Flotte festzustellen.

[1]) Biographien Tegetthoffs: Adolf Beer, „Aus Wilhelm v. Tegetthoffs Nachlaß", Wien 1882. (Diese Arbeit liegt allen späteren zu Grunde. Als Ergänzung vergleiche das Feuilleton von Beer in der „Neuen Freien Presse" vom 24. September 1886, sowie die Rezension des Buches Beers in den „Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens", Jahrgang 1882, S. 449, von Benko.) Wilhelm Du Nord, „Wilhelm v. Tegetthoff" (Salzburg 1884, in der Sammlung „Unsere Helden"). Reinhold Werner, „Berühmte Seeleute", II. Band, S. 506—570 (Berlin 1884). Joseph v. Lehnert, „Wilhelm v. Tegetthoff" (erschienen in der „Oesterreichisch-ungarischen Revue", Jahrgang 1886). Anläßlich der Enthüllungsfeier des Wiener Tegetthoff-Denkmals 1886 erschienen Festschriften, von denen die von Zvolensky und Gerenyi einige gute Notizen enthalten. Vgl. auch die Artikel bei Wurzbach und in der „Allgemeinen deutschen Biographie", ferner das Feuilleton von Karl Szatmary, aus dem Ungarischen übersetzt im Wiener „Fremdenblatt" vom 14. April 1871, und das der „Neuen Freien Presse" vom 30. April 1871, das letztere von einer Tegetthoff befreundeten Persönlichkeit.

mußte sich erst in die italienische Unterrichtssprache der Anstalt hineinfinden, doch seine Intelligenz und sein Fleiß überwanden diese Schwierigkeit und er verließ die Akademie mit den besten Zeugnissen, die sie ausstellen konnte. Sein Briefwechsel mit den Eltern läßt einen Blick in den verständigen Sinn und das warme Gemüt des Knaben werfen. Nicht immer erhielt er von Hause gute Nachrichten; sein Vater mußte 1840 als Major wegen Kränklichkeit den Abschied nehmen und die Verhältnisse der Familie waren so drückend, daß die Mutter sich die Magd versagen mußte. Es fehlten die Mittel, den Sohn in den Ferien ins Elternhaus zurückkehren zu lassen. Er wurde sich über diese Dinge klar, als er 1845 die Akademie verließ und erfuhr, daß sich die Eltern auch jetzt den Wunsch versagen mußten, ihn endlich wieder zu sehen, bevor er zur See ging. Das traf ihn tief. „Mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht," so schreibt er damals dem Vater, „eröffnete ich Deinen Brief, doch als ich meine Hoffnungen, meine so schönen Träume in nichts zerflossen sah, fühlte ich mich wie vernichtet; mein Herz fand erst Beruhigung, als ich mir durch Thränen Erleichterung verschaffte." In der rauhen Schule der Entbehrung und strengen Pflichterfüllung wuchs Tegetthoff zum Manne empor. Die lange Entfernung von der Heimat brachte keine Entfremdung hervor; sein Vater, der an allen seinen geistigen Interessen teilnahm, blieb stets sein Vertrauter[1]).

Die Aussichten des jungen Seekadetten waren anfänglich nicht günstig. Die Stellung der Flotte im Kriege von 1848, der ihn bereits als Offizier traf, war kläglich. „Es ist wirklich ärgerlich und kränkend," schreibt er dem Vater aus dem von dem Feinde blockierten Triest, „daß das Kaisertum Oesterreich sich vor solchen Staaten wie Sardinien 2c. auf der See flüchten

[1]) Weich und innig sind die Worte, in welchen er in seinen Briefen die traurige Lage der Familie bespricht. Erst als junger Offizier sah er nach neunjähriger Trennung die Mutter wieder. Sie erkannten sich zuerst nicht und standen einander einen Augenblick stumm gegenüber. Die Mutter sah ihn als Sieger von Lissa und wurde bei den Festen nach der Schlacht, zu denen sie ihr Sohn einlud, hoch geehrt. „Ich weiß nicht, warum meine Mutter weint, so oft sie mich sieht —" sagte er später einmal zu einem Freunde. Sie hatte den Schmerz, alle ihre Söhne zu überleben, und starb 1883 hochbetagt in Graz.

muß. Wenn sich jetzt nicht unsere Aussichten geändert hätten, wenn wir nicht die Hoffnung hegen könnten, daß unsere Marine sich um vieles vergrößern werde, ich hätte meine Entlassung genommen." Bei der Belagerung des empörten Venedig geht endlich sein Wunsch in Erfüllung, Kugeln pfeifen zu hören. Die nächsten Jahre brachten wegen des Abfalles der venetianischen Offiziere den deutschen rasche Beförderung. Tegetthoff lenkte durch seine seltenen Eigenschaften bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich. Im Jahre 1854 erhielt er zuerst ein selbständiges Schiffskommando, das der Goëlette „Elisabeth". „Meine Braut," so schreibt er scherzhaft, „ist um ein Jahr älter als ich, nebenbei kein Schnelläufer. Dennoch bin ich zufrieden und glücklich, sie mein zu nennen." Die Ernennung des Erzherzogs Ferdinand Max zum Kommandanten der Marine erfüllte ihn mit guten Hoffnungen. Wirklich wurde der junge Offizier bald darauf mit einer wichtigen Sendung betraut. Der Krieg an der unteren Donau schädigte den Handel an deren Mündungen aufs schwerste; Abenteurer aus aller Herren Ländern wirtschafteten übel in dem armseligen, aber wichtigen Hafen Sulina. Tegetthoff erhielt 1855 den Auftrag, dort Ordnung zu schaffen, und einige Monate hindurch übte er eine förmliche Alleinherrschaft an der Donaumündung.

Wichtiger noch war die nächste ihm zufallende Aufgabe. Die Durchstechung der Landenge von Suez wurde eben in Angriff genommen, und Erzherzog Ferdinand Max, die Größe des Ereignisses rechtzeitig erkennend, trug sich mit dem Gedanken, für Oesterreich im Roten Meere eine geeignete Schiffahrtsstation zu erwerben. Tegetthoff wurde ausgesendet, die Küsten dieses Meeres zu durchforschen und einen Hafenplatz für diesen Zweck ausfindig zu machen. Ueber Aegypten reiste er an die Küste und vom Mai 1858 bis zum nächsten Frühjahre durchmaß er in anstrengender Reise in armseligen arabischen Fahrzeugen Festland und Inseln, Handel und Verkehr einer scharfen Musterung unterziehend.

Mitten unter Strapazen und Gefahren kam ihm die Nachricht zu, er sei zu einer ehrenvollen Stellung im Marinekommando ausersehen. Aber er ist damit nicht zufrieden. „Ab-

gesehen davon," schreibt er dem Vater, „daß ich den aktiven Dienst zur See jedem anderen vorziehe, bin ich auch im Führen der Feder zu ungewandt, um einen skribierenden Posten zur Zufriedenheit meiner hohen Vorgesetzten ausfüllen zu können. Meine zum Teile italienische Erziehung, der lange Aufenthalt im Auslande, wo ich selten etwas Deutsches zu Gesicht bekam ꝛc., sind Ursache, daß ich jetzt Nächte hindurch Regen, Wind und Wetter auf Deck zu trotzen als weniger beschwerlich betrachte, als in einer warmen Stube zu sitzen und Befehle und Berichte zu dichten." In dem Urteile über seine Fähigkeit, sich schriftlich auszudrücken, thut Tegetthoff sich Unrecht. Seine tagebuchartigen Briefe über jene Reise sind nicht die eines Schriftstellers von Begabung, aber anschaulich, natürlich, mitunter ungezwungen derb und mit gutem Humor durchsetzt; sie sind bei aller Nüchternheit anziehend durch ihre strenge Sachlichkeit und die aus jeder Zeile sprechende Wahrheitsliebe.

Am Schlusse seiner Reise machte er den Vorschlag, Oesterreich solle die Insel Sokotora im persischen Meerbusen an sich bringen, und meinte, Sultan Saad werde sie wohl um 100000 Thaler abtreten. Der Erzherzog befürwortete den Plan in Wien, aber die vorsorglichen Engländer hatten bereits einen Vertrag mit dem Sultan in der Tasche, der die Abtretung an eine europäische Macht für unzulässig erklärte; später nahmen sie das Eiland selbst in Besitz.

Schon mit 30 Jahren wurde Tegetthoff Korvettenkapitän, also Stabsoffizier, und rascher stieg er noch in den nächsten Jahren empor. Denn Vorgesetzte und Altersgenossen erkannten an, daß er an Umsicht und in der Kunst zu befehlen die Kameraden überrage. Der Erzherzog zog ihn in seine Nähe und nahm ihn auf seine Reise nach Brasilien 1859 und 1860 als Begleiter mit; die Berichte, die er an seinen kaiserlichen Bruder erstattete, rühren von Tegetthoff her. Die Geltung Tegetthoffs bei den Seeoffizieren wuchs durch die Art seines Verkehres mit dem Erzherzog. Seine Aufrichtigkeit war ebenso ehrerbietig als unumwunden; rückhaltslos sprach er aus, was anderen nicht über die Zunge kommen wollte. Aber nicht immer ertrug der Erzherzog gerne den strengen Mahner, der ihn zur Wirklichkeit

und zu den Thatsachen zurückrief, und es traten Trübungen ihres Verhältnisses ein. Ihre Charaktere waren grundverschieden: Tegetthoffs klare und entschlossene Natur konnte sich in die Schwärmereien des Erzherzogs nicht finden, und diesem war die energische Redeweise, die natürliche Lebhaftigkeit seines Adjutanten zuletzt unbehaglich. In der Schilderung der Reise nach Brasilien, die der Erzherzog hinterließ, ist der Moment angedeutet, in dem eine Entzweiung eintrat; doch spricht der Erzherzog an den wenigen Stellen, an denen er Tegetthoffs erwähnt, mit voller Anerkennung von ihm und seinem „energischen und klugen Führertalente“ [1]). So ergab es sich von selbst, daß Tegetthoff, der den Seedienst jedem anderen vorzog, seine Stelle als Adjutant des Erzherzogs bald verließ. Er wurde 1861 Linienschiffskapitän, aber schon im nächsten Jahre erschienen ihm die Verhältnisse wieder so unbehaglich, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, seine Entlassung zu nehmen. Doch der Erzherzog ließ ihn nicht aus dem Dienste scheiden; er schätzte seine hohe Begabung und sprach die Versicherung aus, er werde und müsse noch Carrière machen, auch wenn er es für den Augenblick nicht wolle [2]).

Das trat sehr bald ein, denn im Jahre 1862 erhielt er das selbständige Kommando der Flottenabteilung in der Levante und den Titel eines Kommodore, und damit den wichtigsten Posten im Seedienste der österreichischen Marine. Er war erst 35 Jahre alt und der rangsjüngste Linienschiffskapitän der Flotte; aber jedermann fand es selbstverständlich, daß man ihn allen anderen vorzog. Es ist bezeichnend, welche Geltung er

---

[1]) Die Reise nach Brasilien ist im 5., 6. und 7. Bande der Werke des Erzherzogs geschildert. Von den „Zerwürfnissen in unserer Reisegesellschaft“ ist im 7. Bande, S. 163, die Rede. Tegetthoff scheint sich bei dem Ausfluge in den Urwald kräftig über die übereilte, ohne genügende Lebensmittel ausgeführte Unternehmung ausgesprochen zu haben, durch welche die Gesellschaft am zweiten Tage zur Umkehr genötigt wurde. (So auch nach der mündlichen Ueberlieferung.) Ueberhaupt standen dem Erzherzog nach seiner ganzen Anlage und seinen Liebhabereien der Maler und der Botaniker der Gesellschaft, wie aus seinen Erzählungen hervorgeht, näher als Tegetthoff.

[2]) „Admiral Tegetthoff und die österreichische Kriegsmarine.“ Von einem Fachmanne. S. 15 (Meran 1867). Vgl. das Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ vom 24. September 1886 von Adolf Beer.

sich zur Zeit der griechischen Revolution von 1863 unter den fremden Admiralen erwarb, als sich Geschwader aller Seenationen im Pyräus einfanden. Es erfüllte seine Offiziere mit Stolz, daß sein Rat angerufen und als ausschlaggebend anerkannt wurde. Seine Berichte an den Erzherzog geben eine herbe und drastische Kritik der Ereignisse, durch welche der erste König von Griechenland durch Georg I. abgelöst wurde. Erzherzog Ferdinand Max hegte die Absicht, sich um die Krone zu bewerben; aber die freimütigen, in den Kern eindringenden Schilderungen seines Beraters brachten ihn von dem Gedanken zurück.

So kam es, daß beim Ausbruche des Krieges mit Dänemark (1864) an Tegetthoff und an keinen der älteren Flottenführer gedacht wurde, als es galt, dem Feinde zu begegnen. Im Seegefechte bei Helgoland übertraf er alle Erwartungen. Das zur Ausfahrt bestimmte Geschwader, das eigentlich aus zehn Schiffen bestehen sollte, konnte trotz monatelanger Rüstungen nicht fertiggestellt werden; man gestattete ihm endlich, mit zwei Fregatten in die Nordsee zu gehen. Bei Helgoland ging er am 9. Mai 1864 den Dänen sofort an den Leib, riß die Seinigen durch eine kräftige Ansprache mit sich fort und setzte dem Feinde in dem anderthalb Stunden währenden furchtbaren Feuergefechte kräftig zu. Er wich auch dann nicht, als sein Schiff schon an zwei Stellen brannte; die Meldungen von dem Ausbruche des Feuers beantwortete er mit den kalten Worten: „Nun, so lösche man!“ Er mußte endlich, als der Fockmast seines Schiffes wie eine Fackel brannte, das Gefecht abbrechen, aber die Dänen wagten es nicht, ihn zu verfolgen. Sie räumten vielmehr die von ihnen beherrschten deutschen Gewässer; taktisch mochten sie sich als Sieger betrachten, strategisch war der Erfolg doch bei Tegetthoff, da die Blockade von Hamburg gebrochen und der deutsche Handel von schwerer Schädigung befreit war. Man freute sich dessen in Deutschland, weil es doch gar zu kläglich gewesen wäre, wenn das kleine Dänemark dem großen Lande das Gesetz hätte auferlegen können. Tegetthoffs Ernennung zum Contreadmiral war der Lohn der mutigen That. Aber jetzt zeigte es sich — ebenso wie später nach dem Siege bei Lissa — daß man am Wiener Hofe mit dem geradsinnigen Manne nichts

anzufangen wußte. Er wurde nämlich nach Wien berufen, um an den Beratungen über die Organisation der Flotte teilzunehmen; aber er war kein Höfling nach Art der damals in Armeefragen maßgebenden Männer, und seine offenherzige Art mißfiel so, daß er nach seinen eigenen Worten in Ungnade fiel.

So war er der geliebten See zurückgegeben und die Frucht seiner Fahrten in den Orient war eine Denkschrift, in welcher er seine Ratschläge niederlegte, wie Oesterreich die bevorstehende Eröffnung des Suezkanals für den Handel von Triest nutzbar zu machen habe. Die Sprache dieser Arbeit ist trocken, sachlich, aber sie zeigt, daß er ökonomische und besonders handelspolitische Fragen mit weitem Sinne umspannte und den Weg in eine ferne Zukunft zu weisen wußte[1]).

Tegetthoff gehörte zu den Naturen, welche von Jugend an den Eindruck hervorrufen, sie seien zur Leitung von Menschen und Dingen bestimmt. Sein Wesen atmete die ruhige Kraft eines Mannes, dessen Eigenschaften sich in einem glücklichen Gleichgewichte befinden. Er überraschte nicht durch geistreiche Aussprüche und war nicht wie Moltke oder Roon ein Meister des Stils; aber gewiß übertraf ihn keiner seiner Zeitgenossen in dem stählernen Mute, mit dem er der Gefahr, nachdem er sie erwogen hatte, entgegenging.

* * *

Bei Anbruch des Jahres 1866 schien es, Tegetthoff werde jetzt einen alten Wunsch befriedigen und die Gestade Ostasiens besuchen können; es war geplant, unter seiner Führung eine Expedition zu Handelszwecken hinzusenden. Er wurde am 9. März nach Wien berufen, um über die Unternehmung gehört zu werden. Aber dieser sein „Tagtraum" sollte jetzt so wenig in Erfüllung gehen als später, denn unterdessen war alles andere

[1]) Die Denkschrift ist abgedruckt in der „Oesterreichischen Revue" Jahrgang 1866, 3. Heft. Eine andere Schrift Tegetthoffs, „Zur Würdigung des Aufsatzes ‚Zur Marinefrage'", erschienen in Kommission bei C. Gerold (Wien 1862), war dem Verfasser nicht zugänglich, da sie im Buchhandel vergriffen ist und sich seltsamerweise in keiner öffentlichen Bibliothek Wiens befindet.

durch die Sorge um den nahenden Krieg in den Hintergrund gedrängt worden. Tegetthoff benützte die Gelegenheit, um die Ausrüstung der Flotte zu betreiben. Die leitenden Männer verhielten sich aber seinem Drängen gegenüber ablehnend, sie hatten keine Vorstellung von dem, was die Flotte in der Hand Tegetthoffs werden konnte. Bei Crenneville, dem Generaladjutanten des Kaisers, fand er keine geneigte Aufnahme; der Kriegsminister, mit Geschäften überhäuft, nahm sich nicht Zeit, ihn vorzulassen; der Chef des Generalstabes lud ihn zu Tische, hörte ihm aber mit halbem Ohre zu. Sie alle fanden, es sei zu früh, sich der Flotte wegen in schwere Auslagen zu stürzen; nur Erzherzog Albrecht erfaßte mit seinem regen Kriegsverstand den Wert der Flotte für den Krieg mit Italien[1]). „Ich verließ Wien," so schrieb Tegetthoff, nach Pola zurückgekehrt, am 2. April, „mit dem peinigenden Gefühl, daß Unverstand und Gleichgültigkeit von oben auch in diesem Jahre der viel gelästerten und geschmähten Marine harte Opfer auferlegen würden, und ich traf hier in Pola ein, um trotz des Kriegsgeschreies aller in- und ausländischen Blätter das Hafenadmiralat und Arsenal in einem gemütlichen Friedensschlummer wiederzufinden. . . ." Wir wissen, daß Oesterreich ernste Gründe hatte, nicht mit den Rüstungen zu beginnen, aber begreiflich ist die Ungeduld des Contreadmirals, der die Küsten schutzlos sah und von der Sorge gequält war, mit den abgerüstet in den Werften liegenden Kriegsschiffen zu spät zum Schlagen zu kommen.

Endlich wurde am 30. April der Befehl zur Ausrüstung einer Schlachtflotte gegeben, welche aus 24 Schiffen, darunter den fünf bereits seefertigen Panzern, bestehen sollte. Gering war das Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Kriegsmarine, zaghaft die vom Kriegsministerium gegebene Instruktion. Nach dem Vorschlag der Marineabteilung im Kriegsministerium hätte Tegetthoff mit den Befugnissen eines Armeekommandanten

[1]) Tegetthoff verargte es niemandem mehr als dem Vorstande der Marineabteilung, Viceadmiral Fautz, daß er, obwohl Fachmann, sich nicht energisch für die Flotte einsetzte, und grimmig schrieb er deshalb in sein Tagebuch, es sei alle Aussicht, „eine gewaltige Sau aufzuheben".

ausgestattet werden sollen; es wurde jedoch, wahrscheinlich auf Wunsch des Erzherzogs Albrecht, vom Kaiser anders verfügt. Er wurde dem Befehle des Kommandanten der Südarmee untergeordnet und ihm zudem „zur Pflicht gemacht, keine Unternehmungen zu beginnen, welche die k. k. Flotte auf das Spiel setzen oder wo die zu erreichenden Vorteile die voraussichtlichen Opfer nicht aufwiegen". Geheimnisvoll war dieser Spruch, eine Seeschlacht damit eigentlich ausgeschlossen, und dies mit der Ueberlegenheit der italienischen Flotte begründet. Aber der Feuergeist Tegetthoffs sann aufs höchste Ziel und überließ diese Bedenken den Vertretern einer methodischen Kriegführung.

Die organisatorische Thätigkeit, welche Tegetthoff in den nächsten Wochen entfaltete, ist staunenswert und verdient dieselbe Anerkennung wie der Seesieg selbst. Noch brannte in dem ungeduldigen und thatendurstigen Manne das bittere Gefühl, das über ihn kam, als im Jahre 1864 das von ihm zu befehligende Geschwader nicht ausgerüstet werden konnte. Er spannte deshalb seine wie seiner Untergebenen Kräfte aufs äußerste an und fand bei seinen Anstrengungen in dem Kommandanten des Seearsenals zu Pola, Linienschiffskapitän Eberan, den umsichtigsten Gehilfen. Tag und Nacht war Tegetthoff im Hafen wie in den Werften thätig; er trieb und drängte ohne Unterlaß; in seinen Aufzeichnungen finden sich wiederholte Berechnungen, bis zu welchem Tage die verschiedenen Schiffe ausgerüstet sein müßten; Ingenieure wie Offiziere standen unter dem Banne seines eisernen Willens. Mißgeschick beirrte ihn nicht; am 20. Mai geriet die „Novara" in Brand, der vermutlich von verräterischer Hand gelegt war, aber schleunigst wurde sie wieder in stand gesetzt. Zwei Panzerschiffe, „Ferdinand Max" und „Habsburg", befanden sich, wie schon erwähnt, noch auf der Triester Werft in Arbeit. Er erbat sich am 16. Mai deren Zuweisung zu seiner Eskadre; der Einwendung, daß den Schiffen die Panzerung und Ausrüstung fehle, begegnete er mit den Worten: „Thut nichts, habt ihr keine Kanonen, so gebt mir nur die Schiffe und ich werde sie zu gebrauchen wissen." Mit höchster Anstrengung, so war seine Annahme, könnten sie in 3—4 Wochen ihren Panzer erhalten, und er wollte sie dann wenigstens als Widderschiffe zum An-

rennen der Feinde benützen. Aber zum Glücke gewann er außerdem noch einige Frist und es gelang ihm, sie zu furchtbaren Streitwerkzeugen in Schuß und Stoß zu gestalten. Im Arsenal lag abgerüstet ein altes Linienschiff, der „Kaiser", einst der Stolz der österreichischen Marine, das man aber nicht mehr für kriegstüchtig hielt. Er ließ den „Kaiser" wieder zu einem Schlachtschiffe herstellen, und es zeigte sich, daß er unter der Führung eines tapferen Kapitäns zu den größten Leistungen fähig war. Tegetthoff erfüllte seine Mannschaft mit seinem Wagemute; Oesterreichs Aussichten standen eben nur dann günstig, wenn die Flotte durch den ihr innewohnenden Geist das materielle Uebergewicht der Italiener wettmachte. Sobald eines der Schiffe ausgerüstet war, stieß es zu den übrigen, die auf der Rhede von Fasana, etwas nördlich von Pola, versammelt waren[1]). Aus Rücksicht auf die Staatsfinanzen war ein guter Teil der ausgehobenen Matrosen früher nicht genügend eingeübt, sondern nach kurzer Dienstzeit entlassen worden. Diese Mannschaft wurde jetzt durch unaufhörliche Thätigkeit an den Kriegsdienst gewöhnt und alle Arten von Manövern mit ihr ausgeführt. Die Offiziere bestanden zum großen Teile aus jüngeren thatkräftigen Männern, welche infolge der Auflösung der alten Flotte im Jahre 1848 und bei dem raschen Wachstum der Kriegsmarine schnell emporgekommen waren. Tegetthoff selbst zählte noch nicht 39 Jahre, ein Alter, in dem in monarchischen Staaten in der Regel nur Söhne aus Herrscherhäusern zu gebietender Stellung gelangen. Er war Contreadmiral — die ihm im Range vorgehenden Viceadmiräle wurden aber teils im Hafen, teils in Wien verwendet. Nicht anders stand es bei seinen Kriegsgefährten, von denen die meisten seine Jugendfreunde waren, die zu ihm als dem Besten unter ihnen emporblickten. Nahezu alle waren sie Deutsche, während die Matrosen Dalmatiner und Venetianer waren, von denen die ersteren anerkanntermaßen zu den besten See-

[1]) Die Aufstellung der Schiffe auf der Rhede von Fasana wie die Vor- und Nachteile dieser Operationsbasis sind in dem trefflichen Buche von Ferd. Ritter v. Attlmayr, „Der Krieg Oesterreichs in der Adria" (Pola 1896, Kommissionsverlag Carl Geroldś Sohn, Wien) dargelegt. Attlmayr, der sich 1866 als Korvettenkapitän im Flaggenstab Tegetthoffs befand, ist der berufenste Darsteller des Seekrieges von 1866.

leuten Europas gehören. Die ganze Mannschaft hegte die Zuversicht, daß jedes Schiff es mit einer feindlichen Uebermacht aufnehmen könne. Störend wirkte es bei der Mobilisierung, daß das Marine-Infanterieregiment sich aus verschiedenen Provinzen, zu einem ansehnlichen Teil sogar aus Galizien, ergänzte. Aber auch diese Seltsamkeit der Heeresorganisation erwies sich infolge des guten Geistes der Truppen glücklicherweise nicht als schädlich.

Und was ebensoviel bedeutete: der italienische Admiral Persano stand gleichfalls unter dem Eindrucke der moralischen Ueberlegenheit der Oesterreicher. Carlo Pellione Conte di Persano war 1806 geboren, beteiligte sich an der Einnahme von Ancona und Gaëta, wurde 1860 Viceadmiral und war 1862 vom März bis Dezember Marineminister; kurz vor seinem Scheiden aus diesem Amte ernannte er sich selbst zum Admiral. Er war eine bedächtige, kühneren Entschlüssen abholde Natur; wohl nicht so unfähig, wie seine Ankläger nach seiner Niederlage behaupteten, aber nie geneigt, seine ganze Persönlichkeit einzusetzen; eher wich er durch halbe Zusagen und durch Ausbeugen der übernommenen Pflicht aus. Er scheute das Wagnis einer Seeschlacht und verlor im Unglück Fassung und Würde, wie manche seiner halb unwahren Aussagen in dem gegen ihn erhobenen Prozesse zeigten. Auch er fand die Flotte in unfertigem Zustande; er schrieb klagende Briefe an den Marineminister und verlangte immer nur mehr Schiffe und Kanonen, statt sich zum Zuschlagen aufzuraffen. Und dies alles, obwohl er sich sagen konnte, daß die italienische Flotte die Erfahrungen des amerikanischen Krieges im Schiffbau, zumal aber im Geschützwesen, besser benützt hatte, als das zum Sparen genötigte Oesterreich.

Im nordamerikanischen Bürgerkriege begann der Kampf zwischen Panzer und Kanone, der dann zu immer neuen Schiffstypen und immer mächtigeren Geschützen geführt hat und der noch heute nicht abgeschlossen ist. Der hervorragendste amerikanische Admiral, Farragut, hatte ursprünglich kein Vertrauen zu den Eisenriesen und blieb bis zum Schlusse seinem heroischen Satze treu: „Hölzerne Schiffe — eiserne Herzen". Ihm verdankte

die Union die Eroberung von New-Orleans und die Säuberung des unteren Mississippi vom Feinde; er drang den Strom hinauf, den Forts und Küstenbatterien, den Minen und Torpedos zum Trotz, denen er entweder klug auswich oder die von ihm kühn niedergeworfen wurden; aber bei diesen Fahrten auf Leben und Tod bestieg er kein anderes Schiff als seinen braven hölzernen „Hartford". Er schrieb im Jahre 1862: „Die Panzer sind feige Geschöpfe und ich hoffe nicht, daß sie in der Welt Erfolg haben werden." [1]) Aber zuletzt erkannte auch er, daß die Zeit der Holzschiffe vorüber sei. Als er 1864 die letzte Zufluchtsstätte der Südstaaten am mexikanischen Golf, Mobile, unterwerfen sollte, mußte er zuerst den Bau mehrerer Panzer (Monitore) abwarten. Vergebens versuchten vier seiner alten Schiffe, darunter der „Hartford", den feindlichen Panzer „Tennessee" niederzustoßen — sie erlitten beim Rammen größeren oder geringeren Schaden; der Kampf wurde schließlich nicht durch den Stoß, sondern durch die Geschützkraft der mächtigen Armstrongkanonen entschieden, welche von Monitoren getragen waren. Damit war das Uebergewicht der Panzerschiffe entschieden, aber zugleich eine Revolution im Geschützwesen angebahnt, der sich kein Seestaat auf die Dauer verschließen konnte.

Diese jüngste Phase der maritimen Technik war in der italienischen Flotte bereits berücksichtigt. Die Oesterreicher dagegen besaßen noch nicht die Geschütze, durch welche die damals angewendeten Panzer zertrümmert oder durchbohrt werden konnten. Sie verfügten der Mehrzahl nach nur über die glatten alten 48pfündigen Rohre und hatten bloß eine kleine Anzahl von 60pfündigen Granatkanonen. Ihre besten Geschütze waren 24pfündige gezogene Kanonen, deren Langgeschosse aber machtlos waren gegen die eiserne Rüstung der Gegner. Wohl waren einige Zeit vor dem Kriege bei Krupp schwere Geschütze bestellt worden, aber die preußische Regierung verbot ihre Ausfuhr.

---

[1]) Tegetthoff vertrat in diesem Jahre die Ansicht, die Panzerschiffe seien die Schlachtschiffe der Zukunft, und geriet darüber mit Oberst Möring in einen hitzigen Zeitungsstreit, der beinahe zum Duell geführt hätte. Vgl. Beer, „Aus dem Nachlasse Tegetthoffs", S. 75.

Anders waren die Italiener ausgerüstet. Sie führten zum Teile Geschütze der neuesten Konstruktion; der „Rè di Portogallo" besaß zwei 300pfündige, der „Rè d'Italia", der „Palestro" und der „Varese" jeder unter anderem zwei 150pfündige Armstronggeschütze, denen nach allgemeiner Annahme die Panzer der Oesterreicher nicht zu widerstehen vermochten. Endlich verfügten die Italiener wenigstens über ein Turmschiff gleich jenen, welche — an der Mündung des Jamesflusses, bei Charleston und endlich bei Mobile — im Kampfe gegen die gepanzerten Schiffe älterer Form zu Gunsten der Nordstaaten entschieden hatten. Der Schwede Erikson hatte das erste derselben, den „Monitor", gebaut, nach dem die späteren ihren Namen erhielten. Man weiß, daß dieser Schiffstypus von da ab der herrschende wurde. Diese Panzer liegen tief im Wasser, so daß ihr Bord fast nicht sichtbar ist und schwer getroffen werden kann; sie tragen drehbare Türme, mit je einem Riesengeschütze bewaffnet. Die Drehbarkeit des Turmes ermöglicht es, nach allen Richtungen zu schießen, ohne das Schiff wenden zu müssen, was bei den früheren Breitseitenschiffen notwendig war und das Manövrieren so schwierig machte. Die italienische Regierung ließ in England nach diesem Muster den „Affondatore" bauen, mit zwei drehbaren Türmen, die je eine gezogene 300pfündige Armstrongkanone führten. Er war soeben fertig geworden und auf der Fahrt nach der Adria begriffen.

Tegetthoff hätte keinen Tadel verdient, wenn er sich angesichts dieser Ueberlegenheit des Feindes auf die Verteidigung der Küsten beschränkt hätte; er hatte nach dem Gefechte von Helgoland nicht notwendig, seine Unerschrockenheit zu beweisen. Aber er ragte über gewöhnliches Menschenmaß hinaus und griff nach dem höchsten Lorbeer. Er war von Anfang an entschlossen, den Feind aufzusuchen und das Aeußerste zu wagen. Denn er war überzeugt, er werde der italienischen Flotte, auch wenn sie siegen sollte, so heftig zusetzen, daß sie nichts mehr gegen die österreichischen Küsten würde unternehmen können.

Dabei erwog er bedächtig alle Gefahren. Er durfte sich gegen die überlegenen Geschütze des Feindes nicht in einen Artilleriekampf einlassen, denn dann war seine Flotte menschlichem Er-

messen nach verloren. Nicht daß er diesen Fall ganz außer Augen ließ. Um mit seinen schwachkaliberigen Geschützen eine größere Wirkung zu erzielen, übte er seine Kanoniere darin, alle Geschütze einer Breitseite auf einen einzigen Punkt zu richten und gleichzeitig zu feuern. Diese konzentrierten Lagen sollten durch die Menge der Geschosse ersetzen, was ihnen an Kraft fehlte. Auch ließ er für seine größeren Geschütze glühende Kugeln vorbereiten, um den Brand in die feindlichen Schiffe zu tragen. Vor allem waren seine Holzschiffe durch die Geschosse der Feinde bedroht. Nach amerikanischem Beispiele ließ er ihre Seiten mit Ankerketten und Eisenstangen verkleiden, ein armseliger Schutz zwar gegen die gewaltigen Geschosse der Italiener, aber beruhigend für die aufgeregten Gemüter seiner Matrosen.

In der Hauptsache aber ging sein Schlachtplan von dem Gedanken aus, den Kampf durch raschen Angriff und durch Niederrennen des Feindes zu entscheiden. Er nahm mit Recht an, daß die Italiener im Vertrauen auf ihre bessere Waffe es auf einen Geschützkampf ankommen lassen würden, dazu aber wollte er ihnen nicht Zeit lassen, sondern sofort gegen ihre Schlachtlinie vorgehen und mit dem eisernen Bug in die Seite ihrer Panzerschiffe stoßen. Unaufhörlich übte er seine Leute in dem Kampfe auf kurze Entfernungen. Das Wagnis war um so größer, als bisher noch kein Fall des Rammens eines Panzerschiffes durch ein anderes vorgekommen war. Die Marinegelehrten waren noch uneinig, welche Folgerungen aus den Erfahrungen des amerikanischen Krieges zu ziehen seien[1]). Die Taktik des Kampfes von Panzerschiffen war zum Teil erst zu schaffen. Tegetthoff hatte den Mut, die Schlüsse, die sein heller Verstand zog, auf den bevorstehenden Kampf anzuwenden. Er war überzeugt, daß, wenn seine 3—5000 Tonnen enthaltenden Panzerkolosse mit voller Dampfkraft senkrecht in das Eisen des Feindes hineinfuhren, ihnen nichts widerstehen könne. Das

[1]) In dem Berichte Tegetthoffs über die Schlacht bei Lissa ist gesagt, daß das Manöver des Rammens auf offener See zwischen unter vollem Dampf fahrenden Schiffen zum erstenmal in dieser Schlacht versucht wurde und den Beweis lieferte, „daß ein noch so mächtiges Schiff auch von einem weniger großen niedergerannt werden kann, was bis nun von vielen Fachmännern angezweifelt ward".

stand ihm so fest, daß er darüber mit niemandem Rats pflog. „Tegetthoff," so erzählte später Max v. Sterneck, der Kapitän seines Admiralschiffes, „fragte uns über diese Kernfrage nicht um unsere Meinung. Und er that gut daran, denn in den größten Angelegenheiten gibt es immer verschiedene Anschauungen, und jede von ihnen hat bis zu einem gewissen Grade Recht. Wessen Seele aber von einem großen Gedanken erfüllt ist, der schreitet mit innerer Gewißheit seinem Ziele entgegen." Er befahl und seine Untergebenen vertrauten dem Genius des Admirals, der seine Taktik in Einklang brachte mit den Mitteln seiner Flotte. Ueber die Ausführung des kühnen Manövers dagegen besprach er sich eingehend mit den Ingenieuren und den Maschinisten[1]). Die ersteren äußerten mehrfache Bedenken, ob denn auch das anrennende Schiff seinerseits den Stoß werde aushalten können. Er aber war überzeugt, daß durch geschicktes Manövrieren, durch rasches Herausziehen des eigenen Bugs aus der dem Feinde geschlagenen Wunde das angreifende Schiff aus dem Zusammenstoße heil hervorgehen könne. Freilich war außerdem zu bedenken, daß das Schiff, welches seinen Bug in die Seite des Feindes einbohrt, durch eine gewisse Zeit seine Manövrierfähigkeit einbüßt und deshalb Gefahr läuft, seinerseits von einem feindlichen Panzer niedergerannt zu werden. Diese Probleme waren natürlich schon in der nautischen Litteratur erörtert, aber, da noch kein Beispiel vorlag, von den einen zaghaft, von den anderen zuversichtlicher beantwortet worden. Tegetthoff war sich längst klar darüber, was er zu thun habe, und unaufhörliche, in seinem Geiste unternommene Uebungen dienten dazu, um den Maschinisten das rasche Zurückziehen des Angreifers aus dem von ihm geschlagenen Leck einzuprägen. So durchhauchte er alle, Führer und Mannschaft, mit einem Gedanken; was menschliche Vorsicht bedenken konnte, dafür war vorgesorgt; das übrige mußte dem Ungestüm des Angriffes gelingen.

Es gibt wenige Kriege zu Wasser oder zu Lande, welche ihr Gepräge so sehr durch einen einzigen Mann erhalten haben,

[1]) Vgl. die „Neue Freie Presse" vom 29. Juli 1866.

wie der Seekrieg von 1866. Tegetthoff mußte sich die Erlaubnis, eine Schlacht zu schlagen, förmlich erbitten, und eigentlich war sie ihm beim Auslaufen nur halb gewährt, halb versagt. Er hatte mit unermüdetem Eifer seine Schiffe selbst kriegsbereit zu machen, um mit einer ansehnlichen Flotte in See stechen zu können. Er schuf sich die für seine unvollkommene Rüstung taugliche Schiffstaktik und übte seine Kapitäne und Matrosen in ihr ein. Er sah die Gefahren voraus und war keineswegs in eitler Siegeszuversicht befangen, denn er schrieb zu Beginn des Krieges an seinen Bruder: „Die Italiener irren sich, wenn sie glauben, daß wir uns vor ihnen verkriechen werden. Kommen sie in unsere Gewässer, so werden wir sie bekämpfen, und sollte unser letztes Trabakel (Küstenfahrer) an ihren Panzern zerschellen; wir werden wenigstens verstehen, ehrenvoll unterzugehen." Das sind schlichtere Worte als der Ausspruch, den Nelson vor der Schlacht bei Abukir zu seinen Offizieren that: „Bis morgen um diese Zeit habe ich mir entweder eine Peerschaft erobert oder mich erwartet ein Grab in der Westminsterabtei!" Nelson befehligte eine Flotte, vor deren Ueberlegenheit sich die Franzosen seit Jahren in schützenden Häfen bargen; er benützte sie dann freilich mit unerhörter Kraft und Kühnheit zur völligen Vernichtung des Feindes. Tegetthoff seinerseits kämpfte unter unvergleichlich schwierigeren Verhältnissen und besaß nicht die leidenschaftliche Glut und den wilden Ehrgeiz seines gewaltigen Vorbildes; aber seine Gestalt steht unübertroffen da in dem Ebenmaße von Schärfe des Urteils und Entschlossenheit.

* * *

Unterdessen sammelte sich der größte Teil der italienischen Schlachtflotte im Hafen zu Tarent; sobald der Krieg eröffnet war, segelte Persano an ihrer Spitze in den Kriegshafen von Ancona, wo er am 25. Juni eintraf. Hier angelangt, erklärte er sich von den Maßregeln der Regierung unbefriedigt. Noch fehlte ihm der „Affondatore", das Wunderschiff aus England, und vieles an seinen Schiffen war noch mangelhaft, auch war ein Teil der schweren Geschütze, seiner besten Streitmittel, noch

nicht am Bord. Während er darüber mißmutig nach Florenz berichtete, war Tegetthoff bereits zur Stelle. Er hatte sich von Erzherzog Albrecht bestimmtere Instruktionen erbeten und er erhielt am 26. Juni eine erwünschte Antwort: der freien Aktion der Flotte, so hieß es in der Weisung, stehe kein Hindernis im Wege, doch sei sie nicht über Lissa, die äußerste der dalmatinischen Inseln, auszudehnen, da vor allem die Küsten des gefährdeten Venetien zu decken seien. Leider mußte Tegetthoff zwei Tage lang auf die Antwort aus dem Hauptquartier der Südarmee warten, da der Erzherzog gerade in diesen Tagen mit dem Siege von Custoza aufs ehrenvollste beschäftigt war. Jetzt aber hatte Tegetthoff freie Hand und er lief, bereit zu Thaten wie er war, schon an demselben Abend mit sechs Panzerschiffen und mehreren anderen Fahrzeugen aus. Er nahm Kurs gegen den Hafen von Ancona, ohne jedoch anzunehmen, daß Persano hier bereits angelangt sei; er glaubte, seinen Nachrichten zufolge, Zeit zu haben, gegen diesen Kriegshafen mit Uebermacht einen Schlag zu führen. Aber vor Ancona angekommen, überzeugte er sich, daß bereits elf italienische Panzerschiffe versammelt seien. Dennoch blieb er zwei Stunden lang im Angesichte des Feindes schlachtbereit stehen, des Angriffes gewärtig. Die Italiener fuhren nun wohl aus dem Hafen heraus, hielten sich aber in der Nähe ihrer Strandbatterien. Als Tegetthoff dann abdampfte, hielt Persano mit den Seinigen Kriegsrat darüber, ob die österreichische Flotte zu verfolgen sei. Da er jedoch den Offizieren zu verstehen gab, daß seine Instruktionen ihm andere, wichtigere Aufgaben zur Pflicht machten, stimmten sie ihm zu, es sei besser, vor Ancona zu bleiben.

Unaufhörlich drang darauf die italienische Regierung in Persano, zum Angriffe überzugehen und die Niederlage von Custoza durch einen Seesieg wettzumachen. Als er durch Wochen zögerte, grollte die öffentliche Meinung über den zaghaften Admiral, der sich nicht aus dem sicheren Hafen herauswagte. Dieser aber kannte den Gegner und schätzte ihn nach Gebühr; bevor die ihm zugesagten 35 Schlachtschiffe, und besonders der „Affondatore", angelangt waren, mochte er den Strauß nicht aufnehmen. Im ganzen fehlten ihm von der versprochenen

Anzahl anfangs Juli noch elf Schiffe. Er konnte überhaupt darauf rechnen, daß seine Uebermacht sich durch längeres Zuwarten verstärken werde, da Italien immer mehr Schiffe ausrüstete. Auch besaß er wenig geschulte Kanoniere, und selbst diese waren noch nicht darin geübt, die eben anlangenden schweren Armstronggeschütze zu bedienen; zudem weigerten sich einige englische Maschinisten, zu bleiben, da sie nicht für den Krieg angeworben seien. Aber die Regierung bestand darauf, daß Persanos jetzige Streitkräfte, besonders seine Panzerschiffe, den Oesterreichern überlegen seien, und deshalb erging am 7. Juli an ihn die bestimmte Weisung, die Oesterreicher bis zum äußersten anzugreifen oder sie, wenn sie nicht standhielten, im Hafen zu Pola zu blockieren. Nun lief er mit seiner Flotte am nächsten Tage aus und kreuzte gegen Dalmatien; aber er benützte die Fahrt nur zu Uebungen im Manövrieren, welche seiner Flotte sehr notthaten, und kehrte am 13. Juli wieder zurück, ohne die Küste von Venetien oder Dalmatien gesehen zu haben. Als ihm sein Generalstabschef d'Amico auf der Fahrt sagte, er fühle sich in seinem Gewissen verpflichtet, ihm vorzustellen, daß eine längere Unthätigkeit der Flotte nicht zu verantworten sei, erwiderte der Admiral: als Persano würde er seinem Vorschlage beistimmen, als Oberkommandant aber habe er die Pflicht, nichts zu unternehmen, bis er über alle unter seinen Befehl gestellten Streitkräfte gebieten könne.

Da wurde die italienische Regierung unwillig und am 15. Juli erschien der Marineminister Depretis in Ancona: dem Admiral drohte die Entsetzung, falls er noch länger das Vertrauen der Nation in ihre Flotte täusche. Ebenso entschieden lauteten die Befehle aus dem Hauptquartier des Königs. La Marmora eröffnete Persano, sämtliche Mitglieder eines am 14. Juli abgehaltenen Kriegs- und Ministerrates seien einstimmig gewesen in ihrem Bedauern über die Unthätigkeit der Flotte; diese habe sofort in Aktion zu treten, oder Persano müsse durch einen Mann, der von einem so stattlichen Kriegswerkzeuge besseren Gebrauch zu machen wisse, ersetzt werden. Zu Ancona war der feurige und beredte Deputierte Boggio angekommen, um die Flotte zu begleiten. Er drang in den

Admiral, seine Verkleinerer zu beschämen und eine Unternehmung zu wagen. Depretis schlug vor, die Flotte zur Eroberung von Lissa zu verwenden, da die Insel mit ihren Befestigungen ein gutes Faustpfand schien für den kommenden Frieden. Das war nicht so gefährlich wie ein Angriff auf Venedig oder Pola. Alles stürmte auf Persano ein und so ließ er endlich seine Bedenken fallen. Er mochte hoffen, das Eiland zu unterwerfen, bevor die österreichische Flotte aus Pola angelangt sei. Aber freilich hätte er sich sagen sollen, daß seine Lage bedenklicher sei, wenn er während der Berennung und nach den dadurch hervorgerufenen Verlusten von einem thatkräftigen Feinde überrascht werde. Doch wollte er sich nicht mutlos schelten lassen und erklärte seine Flotte für ausreichend zum Angriff. Nur forderte er 4—5000 Mann Landungstruppen für die Eroberung der wohlverwahrten Insel, deren Nachsendung ihm nach Möglichkeit zugesagt wurde.

* * *

Das Eiland von Lissa ist ein Felsklumpen, der unter allen anderen Inseln Dalmatiens am weitesten nach Süden in die Adria vorspringt; es gleicht einem zum Auslugen vorgeschobenen Vorposten. Im Innern herrscht nackter Felsboden, am Meere steiles Ufer vor; doch gibt es mehrere Häfen, die das Landen erleichtern, besonders im Nordosten der von San Giorgio, an dem der Hauptort Lissa liegt, im Westen die Bucht von Comisa. Die Engländer hatten einmal den Fuß auch auf diese Insel gesetzt; während der Kämpfe mit Napoleon I. befestigten sie den Hafen von San Giorgio durch drei Türme. Sie verteidigten den wichtigen Punkt 1811 in einem ehrenvollen Seegefecht und beherrschten von hier das Adriatische Meer, dessen Häfen blockierend. Als die Insel 1815 an Oesterreich kam, wurden die Befestigungen verstärkt und zahlreiche Schanzen aufgeworfen, deren wichtigste die Batterie Madonna im Innern des Hafens von Lissa war, der von ihr vollkommen beherrscht wurde. Im ganzen waren auf der Insel 88 Geschütze aufgestellt mit einer Besatzung von 1833 Mann. Kommandant war Oberst Urs v. Margina, ein Rumäne aus Siebenbürgen,

ein entschlossener Mann, der schon bei Solferino das Maria-Theresienkreuz errungen hatte und der es auch jetzt verstand, sich zur Wehre zu setzen[1]).

Am 16. Juli verließ die italienische Flotte, 23 Schiffe, darunter 11 gepanzerte, die Rhede von Ancona. Schlimm war es, daß es keine genauere Karte der Insel gab, auf die man zusteuerte. Deshalb sandte Persano den Generalstabschef d'Amico mit einem Schiffe voraus, um die Insel zu erkunden. Dieser hißte die englische Flagge auf, umkreiste so das Eiland und wagte sich selbst bis in die Häfen; er brachte auch im ganzen zuverlässige Kunde und hielt den Angriff für aussichtsvoll. Anderer Ansicht war Viceadmiral Albini, der sich Mühe gab, Persano von dem Unternehmen abzuhalten, indem er behauptete, Lissa sei das Gibraltar der Adria. Aber Persano beharrte auf seinem Vorsatze und entwarf sofort die Befehle zu dem am 18. Juli beginnenden Angriffe.

Zwei Tage lang mühte sich nun die italienische Flotte mit der Berennung von Lissa ab. Persanos erste Sorge war, die telegraphische Verbindung zwischen dem Eilande und der nahen Insel Lesina zu unterbrechen, welche von da auf das Festland und nach Pola ging. Kapitän Sandri wurde nach Lesina abgesendet, zerstörte das von Lissa zu dieser Insel führende Kabel, brachte jedoch das Gerücht mit, Tegetthoff habe den Verteidigern von Lissa den Entsatz bereits angekündigt. Am ersten Tage setzte Persano den Hafenschanzen von San Giorgio mit 8 Panzerschiffen hart zu; die Oesterreicher erwiderten unerschrocken das Feuer, aber die Brustwehren der beschossenen Schanzen barsten in Splitter, als die schweren Hohlkugeln der Panzerschiffe einschlugen, und das Fort San Giorgio wurde zum Schweigen gebracht. Als jedoch die Schiffe in den Hafen selbst eindrangen, wurden sie durch die im Innern aufgeworfene Batterie Madonna mit einem Hagel von Geschossen überschüttet und zum Rückzuge gezwungen. Persano entwickelte dabei eine eifrige Thätigkeit, und Boggio, dessen Briefmappe nach dem Untergange des

[1]) Ueber die Verteidigung von Lissa vgl. „Oesterreichische Militärische Zeitschrift", Jahrgang 1866, Augustheft, sodann die Schrift „Die Kanoniere von Lissa" von Oberlieutenant Wilhelm Knobloch (Pola 1896).

„Rè d'Italia" von den Oeſterreichern aufgefiſcht wurde, gibt ihm in einem für den Marineminiſter beſtimmten Schreiben ein ehrenvolles Zeugnis: „Perſano," ſo meldet er, „wird mit Unrecht beſchuldigt. Er verdient das volle Vertrauen der Regierung und der Nation. Die ſchwere Verantwortlichkeit, welche auf ſeinen Schultern laſtete, mag ihn über Gebühr mißtrauiſch gemacht haben; aber Sie, der Sie wiſſen, in welchem Zuſtande ſich die Flotte vor acht Tagen befunden hat, werden ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie werden ſehen, wie er ſich zu ſchlagen verſteht. Jetzt, da der Augenblick des Handelns gekommen — welcher Unterſchied zwiſchen ihm und den anderen!" Zu dieſen anderen gehörte Viceadmiral Albini, der unterdeſſen mit den Holzſchiffen eine Landung hätte verſuchen ſollen; er aber ließ ſich in kein Gedränge ein und brachte ſeine Schiffe „rein von jedem Pulverflecken" zurück.

Am nächſten Tage, dem 19. Juli, erhielt Perſano Verſtärkung an Schiffen und Landungstruppen. Mit ihnen kam auch der „Affondatore" an, ohne den er urſprünglich gar nicht aus Ancona hatte auslaufen wollen. Auch Boggio trieb energiſch zur Fortſetzung des Angriffes. Aber auch an dieſem Tage wurde Perſano vom Glücke ebenſo im Stiche gelaſſen wie von ſeinem Viceadmiral. Wohl drang eines ſeiner Panzerſchiffe, der „Formidabile", auf das mutigſte in den Hafen ein, um die mörderiſche Batterie Madonna zum Verſtummen zu bringen; ſein tapferer Kapitän Saint Bon wollte ſich hart vor die Batterie legen, um ſie niederzuſchmettern. Er ſah ſich jedoch dem Kreuzfeuer auch aus den anderen Schanzen am Hafen ausgeſetzt, und ſo mußte das Schiff den Hafen verlaſſen, mit zerfetzter Takelage, die Boote zerſplittert, den Schornſtein von Bomben durchlöchert; dem Panzer ſelbſt konnten die öſterreichiſchen Geſchoſſe freilich nichts anhaben. Dennoch wäre der auf den Haupthafen mißlungene Angriff von Wert geweſen, wenn Albini unterdeſſen die ihm befohlene Landung weiter weſtlich, bei Comiſa, erzwungen hätte. Dieſer aber machte nur einige ſchwächliche Anſtalten und berichtete dann zu ſeiner Entſchuldigung, ein Wellenſchlag von der Küſte her hätte ſein Unternehmen vereitelt. Perſano war darüber höchſt unwillig, denn er hatte nichts davon verſpürt.

So zerbissen sich die Italiener die Zähne an dem Felsennest, dessen Verteidiger des Nachts die zerschossenen Werke ausbesserten und Munition wie Proviant den Schanzen zuführten. Boggio schrieb in sein Tagebuch: „Der Widerstand ist der kräftigste. Zerstörung der Werke, demontierte Kanonen, in die Luft gesprengte Pulvermagazine, Brände, nichts vermag den Feind zu entmutigen.“ Die Verteidiger bereiteten sich, nachdem die bange Nacht zum 20. Juli vorübergegangen war, zu erneuertem Widerstande gegen einen Angriff vor, dessen Richtung ihnen indessen am Morgen der eingefallene Nebel verhüllte. Aber um 10 Uhr vormittags erhellte sich der Horizont und vor ihren Augen tauchte im Nordwesten die österreichische Flotte auf, welche mit vollem Dampfe zu ihrer Befreiung heraneilte. Ein Freudengeschrei entrang sich ihrer Brust und mit verhaltenem Atem verfolgten sie den furchtbaren Kampf, der sich sofort zu ihren Füßen entspann [1]).

* * *

[1]) Die österreichischen Darstellungen der Schlacht bei Lissa sind: „Die Operationen der österreichischen Marine während des Krieges 1866“, im „Archiv für Seewesen“ (Separatabdruck Wien 1866), anonym, von Johannes Ziegler herrührend und nach den Kriegsakten bearbeitet; dann die in dem österreichischen Generalstabswerke (Separatabdruck unter dem Titel „Der Kampf auf dem Adriatischen Meere im Jahre 1866“, Wien 1869), und vor allem das bereits citierte Werk von Attlmayr (1896), der den Gegenstand schon in seinem Werke „Ueber maritime Kriegführung“ (Wien 1884, in der Staatsdruckerei als Manuskript zum Gebrauche der Vorlesungen des Autors an der k. k. Marineakademie gedruckt), S. 405 bis 445, bearbeitet hatte. — Die italienischen Darstellungen sind der erst 1895 erschienene 2. Band des Generalstabswerkes über den Krieg, „La campagna del 1866 in Italia“, sodann Randaccio, „Storia della Marina Militare Italiana del 1867—1870“ und Vecchjs „Storia generale della Marina militare“. — Dazu der interessante Artikel der „Revue des deux Mondes“, November 1866. Dieser Essay, zugleich mit den Berichten der englischen Blätter über die Ereignisse zur See, ist übersetzt und von dem Verleger herausgegeben in dem Buche „Die Seeschlacht von Lissa“ (Wien, Arnold Hilbergs Verlag 1867). (In der folgenden Darstellung sind diesen Berichten manche Wendungen und Gesichtspunkte entlehnt.) Einiges bieten die Wiener Blätter vom Juli und August 1866 und die Festschrift von Eduard Nezbeda, „Der 20. Juli 1866“ (Wien 1891). Der eigene Bericht Tegetthoffs erschien in der „Wiener Zeitung“ vom 23. Juli 1866 und danach in den anderen Wiener Blättern. Persano schrieb zu seiner Rechtfertigung die Schrift „I fatti di Lissa“ (Torino 1866). Sein Prozeß vor dem italienischen Senate ist dargestellt in dem „Processo del conte Carlo Pellione di Persano“ (Milano 1867) und in dem „Neuen Pitaval“, Neue Serie, 3. Band (Leipzig 1867).

Während die italienische Flotte auf Lissa zusteuerte, lag Tegetthoff mit seinen Schiffen auf der Rhede zu Fasana und wartete sprungbereit, ob Persano vielleicht doch den Hafen verlassen und sich zum Kampfe stellen wolle. Da kam am 17. Juli ein Telegramm aus Lissa, welches die Ankunft des Feindes meldete. War dies nun ein ernster Angriff oder nur ein Scheinmanöver, um ihn von Istrien abzuziehen? Wohl konnten einige Lockvögel abgesendet worden sein, um seine Blicke nach Süden zu lenken, und während er sich dorthin wandte, war eine Landung in Venetien und Istrien möglich, konnte vielleicht Triest durch plötzlichen Ueberfall gebrandschatzt werden. Schon am Nachmittag des 17. Juli verstummte sodann nach der Zerstörung der Leitung der Telegraph aus Lissa. Der Telegraphenbeamte Bräuner in Lesina aber war, als er von dem italienischen Kapitän Sandri vorgefordert worden war, mit dem elektrischen Apparate auf die unwegsamen Höhen der Insel geflüchtet; nach dem Abzuge der Italiener überzeugte er sich, daß diese wohl die Verbindung mit Lissa, nicht aber mit dem Festlande zerstört hatten; darauf schaltete er den Apparat wieder ein und telegraphierte über Dalmatien, was er von der Berennung des nahen Lissa sah oder erfuhr. So erhielt der Contreadmiral die Gewißheit, daß die ganze Flottenmacht der Italiener Lissa bedränge. Tegetthoff meldete dies dem Kommando der Südarmee, unter dessen Befehlen er stand, mit der Anfrage, was zu thun sei. FML. Maroičić, dem Erzherzog Albrecht nach seiner Abreise zur Nordarmee den Schutz der Südprovinzen anvertraut hatte, erwiderte am 18. Juli: „Keine Teilung der Eskadre vornehmen und jeden Angriff auf die Küste von Istrien und Triest möglichst vereiteln.“ Aus dieser Weisung ging hervor, daß es Maroičić vor allem darauf ankam, Istrien durch die Flotte schützen zu lassen, auf daß die Italiener nicht, während er am Isonzo stand, in seinem Rücken einen Schlag führen könnten. Tegetthoff mußte dies als ein kaum umzudeutendes Verbot ansehen, mit der Flotte den Hafen zu verlassen. Aber er war nicht der Mann, um thatenlos zuzusehen, wie die Inselfestung im Süden ihrem Schicksale verfalle, und als am nächsten Morgen aus Dalmatien neue Kunde

von Persanos Unternehmung kam, faßte Tegetthoff den tapferen Entschluß, sich über die Bedenken des kommandierenden Generals hinwegzusetzen. Die Verantwortung war groß, ein Mißerfolg hätte seiner ehrenvollen Laufbahn ein jähes Ende gemacht. Und es gab noch ein Bedenken, das auch einen beherzten Mann erschüttern konnte. Venetien war, den Zeitungsmeldungen zufolge, schon vor zwei Wochen dem Kaiser Napoleon angeboten worden und auf der österreichischen Flotte befanden sich 800 Matrosen, welche in diesem Lande ausgehoben waren, somit kaum mehr als Bürger Oesterreichs angesehen werden konnten; sie sollten aber jetzt ihr Blut für Oesterreich einsetzen. Schon am 11. Juli wandte Tegetthoff sich nach Wien um Auskunft, ob er die Venetianer noch in den Kampf führen dürfe; er erhielt damals den Bescheid, Venetien sei noch nicht abgetreten. Diese Antwort entsprach eigentlich nicht den Thatsachen, aber sie deckte ihn und er vertraute dem Geiste, der in der Flotte lebte. Auch das gehörte zu der Kühnheit seines Wurfes.

Am Vormittag des 19. Juli ließ er denn den größten Teil seiner Flotte auslaufen und gab dem Kriegsministerium nach Wien wie dem Kommando der Südarmee Kunde von seinem Entschlusse. Noch befand er sich im Hafen, als die Antwort aus Wien anlangte; sie ging dahin, er solle nach eigenem Ermessen handeln, jedoch wegen einer bloßen Demonstration gegen Lissa nicht auslaufen. Diese Weisung ließ eine doppelte Auslegung zu, aber immerhin war ihm freie Hand gelassen und er machte sich durch die Ausfahrt nicht mehr eines Vergehens gegen die Subordination schuldig. Als er schon mit seiner Flotte unterwegs war, kam sogar noch eine Weisung von seiten Maroičić' in Fasana an, die ihm empfahl, mit Vorsicht in die See zu gehen, „um nicht von überlegenen Kräften umzingelt zu werden". Dieser Befehl kam aber zu Tegetthoffs Ergötzen glücklicherweise erst zu seinen Handen, als er den Sieg von Lissa schon erfochten hatte. Seine Flotte hatte er in drei Geschwader geteilt, von denen das vorderste die Panzerschiffe, das zweite die sieben größeren Holzschiffe und das dritte die Kanonenboote und kleineren Fahrzeuge umfaßte[1]). Alles war so angeordnet,

[1]) Die Flotte hatte außer den 7 Panzerschiffen das Linienschiff

daß die Aufstellung sich auch für die Schlacht eignete. Am Nachmittag um 1½ Uhr nahm sein Admiralschiff „Ferdinand Max" den Platz an der Spitze der Eskadre ein; es ging also, wie alle wußten, zur Schlacht und zum Tode. Als sein Schiff voran erschien, brachen die Mannschaften der gesamten Flotte in stürmische Hurrahs aus und von allen Schiffen ertönten die feierlichen Klänge der Volkshymne. Die Eskadre dampfte in voller Schlachtordnung den Nachmittag und die Nacht hindurch dem Feinde entgegen.

Am Abend ließ Tegetthoff die Kapitäne zum Kriegsrate berufen. Nochmals brachte er ihnen die Instruktion in Erinnerung, welche den Panzerschiffen vorschrieb, den Feind ohne Zögern anzurennen und in Grund zu bohren, den übrigen Fahrzeugen aber, sich so gefährlich zu machen als möglich. Er eröffnete seinen Kriegsgefährten, daß er die Schlacht anbieten werde auch für den Fall, daß die Italiener Lissa bereits erobert hätten; er wollte dann mit seinen Panzerschiffen in den Hafen eindringen und die verankerten feindlichen Schiffe anrennen. Vorsorge wurde auch getroffen, damit die Flotte in fester Hand bleibe, falls die Schlacht ihm Tod oder Verwundung bringe. So war jedem seine Pflicht vorgeschrieben. Auch während der Nacht blieb alles zum Kampfe bereit und die dienstfreie Mannschaft lagerte in voller Waffenrüstung zwischen den Geschützen; die dalmatinischen Matrosen sandten, an der Heimat vorüberseglend, der im Dunkel verschwimmenden Küste ihre schwermütigen slavischen Lieder zu. Tegetthoff hatte im Verlaufe der letzten Wochen immer dafür gesorgt, daß jeder Kapitän die über die Stärke des Feindes einlaufenden Nachrichten erhalte. Sie wußten also alle, daß sie gegen einen überlegenen Gegner kämpfen würden. In seinem Schlachtberichte vom 23. Juli heißt es auch: „Es ist nicht außer acht zu lassen, daß die Oesterreicher mit dem Bewußtsein in den Kampf gingen, es mit einem materiell stärkeren Feind zu thun zu haben, und daß nur moralische Kräfte und seemännisches Geschick dieser Uebermacht ein Gleichgewicht zu halten vermochten."

„Kaiser", 5 Schraubenfregatten, 1 Korvette, 9 Kanonenboote, 4 Aviso-Raddampfer und ein gemietetes, unbewaffnetes Lloydschiff.

Der Morgen des Schlachttages brach mit unfreundlichem und regnerischem Wetter an. Dieser 20. Juli fand Persano sorgenvoll auf seinem Posten. Als der Tag graute, wußte er noch nicht, daß der Feind nahe; er hoffte vielmehr, Tegetthoff werde nach dem Abschneiden des von Lissa nach Lesina führenden Kabels ohne Nachricht von seiner Aktion bleiben. Aber er mochte ahnen, es sei ihm nur eine kurze Frist zur Bewältigung Lissas zugemessen. Indessen wurden seine schlummernden Bedenken, ob er die Berennung fortsetzen solle, durch die Ankunft eines Bataillons Marine-Infanterie gebannt, das bei einer Landung gute Dienste leisten konnte. Dieser nach seiner Ansicht günstige Umstand gereichte aber seiner Flotte zum Unheil. Denn eben wollten seine Panzerschiffe ihre Feuerschlünde gegen die Batterien des Hafens richten, schon hatte die Holzflotte die Landungstruppen in die Boote eingeschifft und alle Fahrzeuge seiner Flotte waren gegen Lissa gewendet, in weiten Entfernungen auf den ihnen angewiesenen Posten — da fuhr sein Wachtschiff, welches das Meer gegen Norden beobachtete, mit fliegender Eile heran und meldete um 8 Uhr früh: „Verdächtige Schiffe in Sicht". Kein Zweifel, die Entscheidung nahte, und Persano zögerte nicht, die Schlacht aufzunehmen. Er befahl den Panzerschiffen, dem Feinde den Weg nach Lissa zu verlegen, und der Holzflotte, die Mannschaften wieder auf die Schiffe zu nehmen und sich zum Kampfe anzuschließen. In aller Hast mußten die Vorbereitungen zur Schlacht getroffen werden.

Dem italienischen Admiral blieb nicht viel Zeit, seine Schiffe zum Kampfe aneinanderzureihen. Er hatte am Morgen des 20. Juli, da in der Zwischenzeit Verstärkung gekommen war, 34 Schiffe unter seinem Befehle, darunter 12 Panzerschiffe[1]). Wäre ihm diese ganze Flotte mit ihrer furchtbaren Geschützrüstung in der Schlacht zur Seite gestanden, so hätte

[1]) Außer den Panzern hatte Persano 11 schwere Holzschiffe, 3 Kanonenboote, 5 Avisos und 3 Transportdampfer. Alles in allem waren demnach vor Lissa die Italiener 86022 Tonnen und 746 Kanonen stark, die Oesterreicher 57344 Tonnen und 532 Kanonen. Auf österreichischer Seite kam, anders als bei den Italienern, jedes Schiff ins Feuer, mit Ausnahme des unbewehrten Lloyddampfers „Stadium", welcher die Schlacht seitwärts beobachtete.

der Mut der Angreifer sich an dieser Uebermacht vielleicht gebrochen. Aber ihm fehlte vorerst die Panzerkorvette „Formidabile", welche vorher von der Batterie Madonna arg zerzaust worden war und die sich deshalb nicht in die Schlacht begab, sondern nach Ancona abdampfte. Das aber war Nebensache, schlimmer dagegen, daß die Holzflotte der Italiener mit ihren 400 Kanonen trotz des ihr gewordenen Befehles nicht an der Seite ihrer Gefährten sichtbar wurde. Der unselige Albini, ihr Befehlshaber, nahm die zum Landen bestimmte Mannschaft an Bord, blieb aber hübsch abseits; er sandte dann wohl aus sicherer Entfernung etliche Kanonenschüsse gegen die kämpfenden Oesterreicher, hielt es aber für zu gefährlich, „sich an den Panzerschiffen zu reiben". Und siehe — zu seiner Abteilung hielt sich ganz sachte sogar ein stattliches Panzerschiff, der „Terribile", der seinem Namen möglichste Unehre machte[1]). All das war zu Beginn der Schlacht von Persano nicht zu überblicken oder vorauszusehen; er sah nur, daß bloß zehn Panzerschiffe in die Schlachtordnung eilten, wie sie schon durch frühere Instruktionen vorgeschrieben war. Auch das war noch eine Macht, welche, zumal mit Hinblick auf ihre imponierenden Feuerschlünde, den sieben Panzern der Oesterreicher ebenbürtig sein mußte. Persano rechnete zudem vornehmlich auf die Ueberlegenheit seiner Artillerie, und er hatte deshalb nicht die Absicht, sich sofort in ein Schiffsgemenge einzulassen, er wollte vielmehr zuerst seine Armstrongkanonen auf größere Entfernungen zur Wirkung bringen.

Tegetthoff hatte die Flotte von der Rhede zu Fasana in voller Schlachtordnung auslaufen lassen, denn er war in jedem Augenblick auf den Zusammenstoß gefaßt. Das Kommando über die Abteilung der Panzerschiffe behielt er sich selbst vor; die Division der Holzschiffe wurde dem Kommodore v. Petz anvertraut, dem Kommandanten des „Kaiser", der, wie berichtet, vor dem Kriege bereits zur Abtakelung bestimmt war, aber jetzt

[1]) Der „Terribile" und der „Varese" erhielten in der Früh den Auftrag, den Hafen Comisa im Westen der Insel zu beschießen — sie bekamen später den Befehl, sich zur Hauptmacht zu begeben; der „Varese" kam noch zurecht.

mit 92 Kanonen wieder in möglichst guter Rüstung stand; die dritte Gruppe, aus den Kanonenbooten bestehend, war, wenn es zum Kampfe kam, dazu bestimmt, sich aufzulösen und den Feind zu umschwärmen und zu beunruhigen. Tegetthoffs Endabsicht aber war durch die Formation bezeichnet, in welcher seine Flotte dahinfuhr. Jedes der drei Geschwader bildete nämlich eine in einem spitzen Winkel gebrochene Linie, an deren vorderer Ecke das führende Schiff dampfte. Drei Keile also folgten einander in der Entfernung von je einem Kilometer; an ihrer vordersten Spitze das Flaggenschiff des Admirals, der „Ferdinand Max". Diese Keile waren ineinander geschoben und bildeten zusammen eine wuchtige Masse; mit der Spitze nun gedachte Tegetthoff in die feindliche Schlachtlinie einzudringen und sie zu zerschneiden. Diese Schlachtordnung mit den vorspringenden Winkeln war, wenigstens in ihrer konsequenten Durchführung, in der Schlachtentaktik zur See neu, wie die meisten der von Tegetthoff getroffenen Maßregeln; in jeder Beziehung entsprangen die Vorbereitungen zum Kampfe seiner schöpferischen Initiative[1]).

Der österreichische Admiral erhielt durch die Seinigen, welche den Feind bei Lissa wußten und deshalb scharf gegen Südost auslugten, um eine Stunde früher als Persano Kunde von dem Auftauchen des Gegners. Tegetthoff blieb bei dieser Meldung kalt und ruhig. Er verbot, sie unter den Mannschaften zu verbreiten, da diese gerade beim Frühstück waren; er wünschte, daß sie die Mahlzeit ungestört einnehmen sollten, denn sie bedurften der Stärkung für den heißen Tag. Dann nahm jeder seinen Posten ein. Aber das Wetter ließ sich zuerst ungünstig an. Ueber Lissa lag in der Früh der Schatten dunkler Regenwolken; jetzt, als man dem Feinde näher rückte, ergoß sich aus ihnen ein dichter Schauer. Undurchdringlicher Nebel hüllte beide Flotten ein und verdeckte den Oesterreichern das Ziel des Angriffes. Lange Wogen durchfurchten das Meer und versetzten

[1]) Die taktischen Erwägungen bei Attlmayr, „Maritime Kriegführung" S. 429, und Werner, II, S. 547, sodann bei Attlmayr, „Krieg in der Adria", S. 123 ff. — Die Kampfstellung der beiden Flotten zu Beginn der Schlacht ist in die Karte am Schlusse dieses Bandes eingezeichnet.

die Schiffe in unruhige Bewegung. Es war ein Freitag, dem abergläubischen Seemann ein Unglückstag; es schien, daß die Flotte wieder umkehren müsse, ohne mit dem Feinde zusammengestoßen zu sein. Aber um 9 Uhr heiterte sich der Himmel allgemach auf und die launenhafte See sänftigte sich ein wenig. Um 10 Uhr zerriß mit überraschender Schnelligkeit der Wolkenschleier und die Gegner konnten die feindliche Flotte überschauen. Der Anblick ließ die Herzen höher schlagen und stürmische Hurrahs und Evvivas entrangen sich der Brust der kampfbereiten Männer. Im Nordwesten der Insel Lissa trafen sich auf engem Raume 60 Schiffe mit 1182 Feuerschlünden und 18200 Mann. Der den Oesterreichern ungünstige Südostwind hatte umgeschlagen, es wehte eine Brise von Nordwesten her. Die Blicke der Offiziere richteten sich gespannt auf den Mast ihres Admiralschiffes, um die Befehle abzulesen. Die Jubelrufe auf den österreichischen Schiffen wiederholten sich doppelt und dreifach, als rasch nacheinander die Signale zum Angriff emporgezogen wurden.

So unähnlich die Charaktere Tegetthoffs und Persanos waren, so verschieden auch die von ihnen gewählte Schlachtordnung und die jetzt erteilten Befehle; bis in die letzte Falte ihres Wesens konnte dieser Unterschied verfolgt werden.

Tegetthoff hielt seine 27 Schiffe in einer festen Masse vereinigt. Er fand an der Keilformation, die er schon zu Pola gewählt hatte, vor dem Feinde nichts abzuändern; nur befahl er, daß die Schiffe zur Schlacht näher zusammenrückten. Wie der „Ferdinand Max" jetzt, den drei Divisionen voran, zum Angriffe schritt, glich die österreichische Flotte ihrer Formation nach einem dreifach gefiederten Pfeile, dessen Spitze von dem Flaggenschiffe des Admirals gebildet wurde. Ein bloßes Feuergefecht wollte Tegetthoff vermeiden, denn seine Kanonen mit ihren 24- und 48-Pfündern konnten auf größere Entfernungen den feindlichen Eisenriesen kaum die Panzer schrammen. Aber Tegetthoff sorgte dafür, daß der gefährliche Zwischenraum rasch durchmessen wurde. „Mit ganzer Kraft fahren" war der auf seinem Flaggenschiff sichtbare Befehl. Ein braver Nordwestwind blies und trieb seine Flotte mächtig gegen den Feind.

„Panzerschiffe den Feind anrennen und zum Sinken bringen" war das nächste, mit Begeisterung aufgenommene Signal. Jetzt ertönten die ersten Schüsse; Rauch hüllte die Schiffe ein und die nächste kriegerische Losung: „Muß Sieg von Lissa werden" konnte nicht mehr gegeben werden. Furchtbar in der That, so gesteht ein italienischer Offizier des Panzers „Rè di Portogallo", war das Erscheinen der Oesterreicher. Wie ein einziger beseelter Körper sauste ihre Flotte heran und ihr Herz schlug in ihrem Admiral, der mit imponierender Ruhe auf seinem Posten stand und dessen blitzendes blaues Auge nach dem Schiffe ausspähte, in dessen Seite er den Eisenbug seines Schiffes bohren wollte.

Anders Persano. Seine 10 Panzerschiffe waren, um dem Feinde den Weg nach Lissa zu verlegen, in einer langen, fünf Kilometer messenden Linie aufgestellt und bildeten einen flachen, unregelmäßig geschweiften Bogen. Zum Angriffe war diese Position nicht geeignet. Nach Persanos Instruktionen sollte seine Schlachtlinie nur zwei Kilometer lang sein — da aber die Schiffe erst herbeieilten, um sich in Ordnung aufzustellen, so gewann sie zum Unglücke für die Italiener eine mehr als doppelt so große Ausdehnung. Der italienische Admiral kannte den Ungestüm seines Gegners nicht, er war deshalb auch nicht darauf gefaßt, daß die Oesterreicher sich ohne Zeitverlust auf seine Flotte stürzen würden. Sein Vorsatz war, zuerst einen Geschützkampf zu führen. Seine Schiffe kehrten den Oesterreichern deshalb nicht die Spitze, sondern die Breitseiten zu und richteten so die Mündung ihrer Kanonen auf den Feind. Der von seinem Admiralschiffe, dem „Rè d'Italia", weithin sichtbare Befehl ging denn dahin, dem Gegner auf Schußweite (appena alla portata) entgegenzugehen. Während die österreichischen Schiffe senkrecht auf seine Linie losfuhren, sandten die italienischen Panzer den Angreifern ihre Geschosse entgegen; aber sie konnten dieses ihnen bequeme Spiel nicht lange fortsetzen. Denn die kaiserlichen Schiffe durchmaßen in gewaltigem Ausgreifen aufs schnellste den Zwischenraum zwischen den beiden Flotten und kamen dem Feinde hart an den Leib. Der mutige Angriff vereitelte die Absicht Persanos und führte zu dem von Tegetthoff gewünschten Schiffsgemenge.

Unmittelbar vor dem ersten Zusammenstoße wechselte Persano das Admiralschiff. Er verließ den „Rè d'Italia" und bestieg den langersehnten „Affondatore". Der Admiral hielt ihn für das schnellste und stärkste Schiff seiner Flotte; denn furchtbarer noch als zum Geschützkampfe schien er zum Niederstoßen des Feindes eingerichtet. An seiner Spitze war, unterhalb der Wasserlinie, ein neun Meter langer stählerner Sporn angebracht; wenn das Widderschiff diesen Sporn in die Seite eines feindlichen Fahrzeuges einbohrte, so war es rettungslos dem Untergange geweiht. Wohl fand der Kapitän des Schiffes, Marini, daß es schwer lenkbar sei, aber solche Bedenken kamen in diesen ereignisreichen Stunden kaum zu Wort. Man hat Persano getadelt, daß er im letzten Augenblicke den Schiffswechsel vornahm, und dies war auch eine der Ursachen seiner Verurteilung durch seine Richter. Ihm fällt zur Last, daß er der Flotte nicht durch ein Signal den Wechsel in der Wahl des Admiralsschiffes kundthat; nur die nächsten Mitkämpfer waren Zeugen seiner Umschiffung. Thatsächlich wurde dadurch Verwirrung hervorgerufen, und dies um so mehr, als sich zum schweren Mißgeschick für die italienische Flotte auf dem „Affondatore" nur eine Viceadmiralsflagge vorfand, deren Signale von vielen Schiffen nicht beachtet oder nicht gesehen wurden[1]). Der Generalstabschef Persanos, d'Amico, und Persanos Sohn, der ihm als Adjutant diente, begleiteten ihn, der Deputierte Boggio aber zog es zu seinem Unheil vor, auf dem „Rè d'Italia" zu bleiben. Der „Affondatore" stand etwas hinter der Linie der neun übrigen Panzerschiffe, um nach dem Ermessen Persanos dahin und dorthin Tod und Verderben zu tragen. Die neun anderen Schiffe waren in drei Divisionen gesondert; die in der Mitte befehligte Faà di Bruno, der Kommandant des „Rè d'Italia"; die linke Abteilung unterstand dem Kapitän Riboty, die rechte dem Contreadmiral Vacca. So wurden die Italiener von dem feindlichen Angriffe getroffen.

---

[1]) Die Admiralsflagge hatte drei weiße Kugeln, die eines Viceadmirals nur zwei. Der „Affondatore" war zudem ein niedriges Schiff, so daß die Signale nicht leicht gesehen werden konnten, zumal die große Nationalflagge das aufgezogene Viceadmiralszeichen fast ganz bedeckte.

Tegetthoff also drang mit dem „Ferdinand Max", von den übrigen Schiffen gefolgt, ohne Zögern auf die feindliche Schlachtlinie ein. Von dem Schiffe Vaccas, dem „Carignano", wurde er um 10 Uhr 43 Minuten mit dem ersten Schusse begrüßt, der Donner der Kanonen verstärkte sich rasch und bald waren die einzelnen Schiffe in dem schwarzen Rauche nicht mehr erkennbar. Der gefährliche Zwischenraum wurde von dem österreichischen Admiralsschiffe schnell durchmessen, aber in dem dichten Pulverdampfe verfehlte sein Bug die feindlichen Fahrzeuge, deren eines es niederrennen wollte. So stieß der „Ferdinand Max" ins Leere, aber die Schlacht erhielt doch durch den Vorstoß der österreichischen Keilspitze ihren Charakter[1]). Denn damit durchbrachen die Panzerschiffe des Angreifers die feindliche Linie, stießen die Division des Contreadmirals Vacca förmlich beiseite, drangen in die Lücke und trennten so dessen drei Panzer von dem Gros der italienischen Flotte. Nichts Günstigeres hätte den Oesterreichern widerfahren können. So hatte auch Nelson die Schlacht bei Trafalgar begonnen; nur durchbrach er, da er seine Flotte in zwei Geschwader geteilt hatte, die feindliche Linie an zwei Punkten und warf sich dann mit überlegener Macht auf das Centrum der Franzosen. Durch diese seine preiswürdige That wurde die Vorhut der Franzosen unter Dumanoir von dem Gros abgeschnitten und die Unentschlossenheit und Unthätigkeit dieses Befehlshabers ließ Nelson Zeit, in das Centrum der Feinde die Vernichtung zu tragen. Aehnliches trat hier bei

[1]) Das Manöver Tegetthoffs zu Beginn der Schlacht ist viel besprochen worden. Contreadmiral Werner („Berühmte Seeleute", II, S. 459) tadelt Tegetthoff, weil er nicht, wie Nelson, seinen Schiffen befohlen habe, mit dem Feuer zurückzuhalten, bis die feindliche Linie durchbrochen war. So aber verhüllte ihm der Pulverdampf die feindliche Flotte. Wenn Tegetthoffs Schiffe sich die Aussicht nicht durch ihr eigenes Feuer verdeckt hätten, dann, so meint Werner, hätten die Italiener, welche mit ihren breiten Seiten gegen die Spitzen der anstürmenden Panzer standen, gleich beim ersten Anlaufe fünf bis sechs Schiffe verlieren können. Von anderen Fachmännern wird diese letztere Annahme als phantastisch erklärt: die Winkelformation der Oesterreicher hätte nur dem an der Spitze fahrenden „Ferdinand Max" und höchstens noch den zwei Nebenschiffen es ermöglicht, einen überraschenden Rammstoß zu führen. — Tegetthoffs Absicht war, wie man weiß, rasch ein Mêlée herbeizuführen, und das erreichte er durch sein Vorgehen. Mit der optimistischen Erwartung, beim ersten Anlaufe die halbe Panzerflotte der Italiener in den Grund zu bohren, beschäftigte sich der besonnene Admiral schwerlich.

Lissa ein. Denn Vacca, dem Stoße ausweichend, entfernte sich in rascher Bewegung aus der gefährlichen Stellung und blieb auf diese Weise seitwärts von dem sich entspinnenden wütenden Kampfe[1]). Tegetthoff aber ließ, sobald der Durchbruch erfolgt war, sein Flaggenschiff nach rechts wenden und warf sich mit der Mehrzahl seiner Panzerschiffe auf die drei Schiffe des italienischen Centrums. So verwandelte er die Minderheit seiner Gepanzerten an diesem Punkte für eine zeitlang in Uebermacht und setzte dem Feinde durch Feuern und Rammen hart zu.

Der österreichische Admiral hätte indessen im Centrum nicht das Uebergewicht gewinnen können, wenn nicht seine Holzflotte in kaum geahnter Hingebung einen Teil der gepanzerten Italiener auf sich gelenkt und mehrere ihrer stärksten Schlachtschiffe beschäftigt hätte. Daß dies geschah, ist vor allem der Ruhm des Kommodore Petz, welcher die Holzdivision befehligte. Anton v. Petz wurde früher und später häufig in diplomatischen Missionen verwendet, zu denen sein kluges, gemessenes Wesen ihn in erster Linie zu befähigen schien; der Tag von Lissa zeigte, daß sich hinter seinen feinen und höflichen Formen Unerschrockenheit barg. Auch nicht einen Augenblick säumte er, mit seinen Holzschiffen an die rechte Seite der österreichischen Panzerdivision zu eilen. Hier nämlich, in der Nähe der Insel, gewahrte er die italienische Holzflotte und er gedachte mit diesem gleichwertigen Gegner anzubinden. Aber Viceadmiral Albini scheute den Zusammenstoß und blieb abseits; er duckte sich förmlich hinter der ihn schützenden linken italienischen Panzerdivision Ribotys[2]). Schon diese Thatsache beweist die überlegene That-

[1]) Nach dem italienischen Generalstabswerke machte Tegetthoff zuerst Anstalten, sich gegen Vacca zu wenden — daher dessen Flucht. Nach der österreichischen Darstellung wendeten sich zwar einige der österreichischen Panzerschiffe gegen ihn, Tegetthoffs Schiff aber und das Gros stürzten sich sofort auf das Centrum. — Vacca machte, um an dem Kampfe teilzunehmen, eine Schwenkung und kam so in den Rücken der Oesterreicher; er stieß auf die Holzschiffe und Kanonenboote, die ihm geschlossen standhielten. Hierauf umsegelte er die Oesterreicher und vereinigte sich auf der anderen Seite wieder mit den Seinigen — zu spät, denn die Schlacht war bereits entschieden. Nur eines seiner Schiffe, die „Ancona", hatte seine Vereinigung mit dem Centrum früher durchgeführt.

[2]) Albini rechtfertigte sich damit, daß in der von Persano am 15. Juni gegebenen Instruktion gesagt war, die Holzschiffe hätten 3000 Meter hinter den gepanzerten zu bleiben und sich, wenn sie zum Kampfe herbeigerufen

kraft des Kommodore v. Petz. Aber der Vergleich mit seinem armseligen Gegner ehrt ihn eigentlich nicht. Wichtiger war, daß er nicht wich, auch als die drei Panzerschiffe Ribotys an den „Kaiser" und die ihn begleitenden Holzschiffe herankamen. Den altmodischen Schiffen des Kommodore eröffnete sich, selbst wenn ein oder das andere Panzerschiff ihnen zu Hilfe eilte, die unfreundliche Aussicht, an den feindlichen Küraſſen zu zerschellen. Trotz alledem nahm Petz den Nahkampf auf Tod und Leben an.

So geschah es, daß sich im wesentlichen zwei Knäuel bildeten, innerhalb deren sich die Gegner bald aufs wütendste beschossen, bald mit aller Kraft auf einander losrannten. Im Centrum kämpften die Tegetthoff folgenden Panzerschiffe mit der italienischen Mitteldivision, und mehr gegen die Insel zu, im Westen, hielten die Holzschiffe unter Petz dem wütenden Angriffe des Panzergeschwaders des entschlossenen Riboty stand. Die italienische Panzerdivision Vaccas aber und die Holzflotte unter Albini griffen beinahe gar nicht in den Kampf ein.

* * *

Zu allen Zeiten galt eine Seeschlacht für grauenerregend durch die Unruhe des flüssigen Elements, durch den auf sinkenden Schiffen schier unvermeidlichen Tod. Diese Schrecken waren am Tage von Lissa erhöht durch die Thatsache, daß sich hier zum erstenmale Panzerschiffe in offener Schlacht bekämpften, daß die Riesengeschosse neuer Konstruktion gegen die Schiffe schlugen. Es war ohne Beispiel, wie die Gepanzerten mit vollem Dampf auf einander losgingen, wie sie sich in die Flanke des Gegners einzubohren suchten. Dann wieder wichen sie dem Stoße vorsichtig aus und glitten so nahe aneinander vorbei, daß sich ihre Eisenhüllen streiften. In diesem Augenblicke gaben sie Breitseiten gegen einander ab und das Kleingewehrfeuer knatterte von Schiff zu Schiff. Das war aber nur möglich, wenn die Schiffe einander nahe waren, da der dichte Pulverdampf sonst jede

würden, als zweite Linie hinter den letzteren aufzustellen. Der Befehl sowohl wie seine Befolgung zeigen, daß in der italienischen Flotte nichts von dem Geiste lebte, in dem Tegetthoff und die Seinigen wirkten.

Aussicht versperrte. Man sah und hörte oft durch einige Zeit nichts, denn im Donner der Kanonen verhallten die Kommandoworte. Die Kapitäne hatten mit der Schnelligkeit des Gedankens Entschlüsse zu fassen; wenn der Augenblick, der zum Rammstoße geeignet war, vorüberging, so war die Gelegenheit für immer entschlüpft. Es wäre schwer gewesen, in dem Qualme Freund vom Feind zu unterscheiden; aber Persano hatte alle seine Fahrzeuge mit einem gleichmäßigen grauen Anstriche versehen lassen, so daß sie von den schwarzen Oesterreichern scharf abstachen. Wohl war der Verlust an Menschen in der Schlacht bei Lissa, wenn man die gesunkenen Schiffe ausnimmt, im ganzen gering; aber wenn eine der konzentrierten Lagen der Oesterreicher oder eines der italienischen Monstregeschosse über Bord fegte, so mochte das Herz auch mutiger Männer erbeben. Die Oesterreicher schossen bedeutend kaltblütiger und ersetzten dadurch die Wirkung der größeren feindlichen Geschosse. Die See war unruhig und erschwerte das scharfe Zielen. Verhältnismäßig am wenigsten beschäftigt waren die österreichischen Kanonenboote. Denn da die italienischen Panzer es mit mächtigeren Gegnern zu thun hatten, ließen sie die feindlichen Kanonenboote im ganzen abseits liegen und diesen flog nur hin und wieder eine Kugel um die Masten. Indem sie aber den Feind neckten und umschwärmten und gut berechnete Schüsse abgaben, leisteten sie treffliche Dienste. Es war ein Vorteil für die Oesterreicher, daß sie während des Zusammenstoßes dank der Tapferkeit ihrer Holzflotte an Schiffszahl den Italienern weit überlegen waren. Wenn ihre Kanonenboote auch den Panzerkolossen keinen Schaden zufügen konnten, so wurden diese doch beschäftigt und abgezogen, und dadurch wurden mitunter größere österreichische Schiffe vor Schaden bewahrt. Die Kanonenboote manövrierten, um den treffenden Vergleich aus einer früheren Schilderung der Schlacht zu wiederholen, mitunter so, „wie das Rebhuhn zu Sommers Anfang sich verwundet stellt und mit hängenden Flügeln und schwachem Piepen den Wanderer anlockt, ihm zu folgen, auf daß er die junge Brut verfehle“. Die Taktik des modernen Seegefechtes wurde in dieser Schlacht geboren. Das Entern von Schiffen war jetzt

unmöglich geworden, da ja die Macht des Dampfes einem seines Steuers mächtigen Schiffe leicht gestattete, sich dem Sturme zu entziehen. Dafür aber ermöglichte es die Dampfkraft, die Schiffskolosse mit Wucht in den Leib des Gegners zu rennen.

* * *

Das war der Charakter des Zusammenstoßes zumal im Centrum, wo Tegetthoffs Panzerschiffe mit einem gleichbewehrten Gegner um den Sieg rangen. In dem anderen Knäuel dagegen zu seiner Seite, in dem Kampfe zwischen der österreichischen Holzflotte und der Panzerdivision Riboty, konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Aber der von Petz den drei feindlichen Panzern geleistete Widerstand gehört zu den fesselndsten Begebenheiten des ganzen Krieges, um so mehr, da sich zu den drei italienischen Schiffen noch der „Affondatore" gesellte. Ein Wunder des Glückes wie der Tapferkeit kann man es nennen, daß das kecke Wagnis nicht zum Verderben der Oesterreicher ausschlug. Persano hatte sein mächtiges Turmschiff anfänglich gegen die österreichischen Panzer lenken lassen, aber gleich zu Beginn der Schlacht machte er die unangenehme Bemerkung, daß das Steuer nicht pünktlich dem Führer gehorche. So geriet der „Affondatore" in das Gewühl mit den Holzschiffen und seine Armstrongkanonen nahmen den „Kaiser" aufs Korn. Instinktmäßig, gleich Raubtieren, warfen sich die italienischen Panzer im Vereine auf das hochbordige, durch seine Größe hervorstechende führende österreichische Holzschiff. Es verteidigte sich tapfer mit seinen 92 Kanonen und versetzte dem „Affondatore" zwei konzentrierte Breitseiten. Das Turmschiff wieder richtete seinen Sporn gegen den „Kaiser", der aber durch ein rasches Manöver glücklich auswich. Daraufhin sandte ihm der „Affondatore" mehrere 300-Pfünder nach, von denen einer eine verheerende Wirkung auf dem Holzschiffe ausübte. Während aber, wie gesagt, der Widderstoß fehlging und der „Affondatore" infolge dessen mit vollem Dampfe an dem „Kaiser" vorbeisauste, ohne ihn zu treffen, tauchte für diesen letzteren aus dem Pulverrauche eine neue Gefahr auf. Gerade im letzten Augenblicke nämlich sah Petz, wie auch der „Rè di Portogallo" auf sein Schiff

losstürzte, um es niederzurennen. Das war einer der Momente, in welchen sich der Mut des Seemannes erprobt. Unrettbar schien der „Kaiser" verloren, denn ein Ausweichen im Gewühl war schwer möglich, jedenfalls nur so, daß die kleineren, rückwärts kämpfenden österreichischen Schiffe der Wut des feindlichen Panzers geopfert wurden. Da griff Petz zu einem heroischen Mittel. Er wagte es, dem Angriffe dadurch zu begegnen, daß er sich mit voller Kraft selbst auf den überlegenen Feind stürzte. Er rannte ihn so gewaltig an, daß Kapitän Riboty, um den „Rè di Portogallo" nicht senkrecht treffen zu lassen, etwas schwenkte: die Gegner stießen dröhnend mit ihren Vorderteilen zusammen (11 Uhr vormittags). Was geschehen mußte, geschah. Dem Holzschiffe wurde eine schwere Wunde beigebracht, sein Bugspriet glich einem Trümmerhaufen. Gefährlicher noch war, daß sein Fockmast stürzte und auf den Dampfschlot fiel: schwarzer Rauch bedeckte sofort das Schiff und die Flamme züngelte aus dem inneren Raume heraus. Aber trotzdem wurde gleichzeitig der „Rè di Portogallo" mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, so daß seine Bemannung durch den Stoß und die Kanonade den Eindruck eines gewaltigen Angriffes erhielt. Und dies, obwohl das stattliche italienische Panzerschiff den Stoß natürlich vollständig aushielt. Aber es gab Raum und der „Kaiser" erhielt Luft zum Ausweichen. So wurde er gerettet. Da die Italiener aus dem „Kaiser" Feuer hervorbrechen sahen, glaubten Riboty und seine Leute, er sei nicht zu retten, und es verbreitete sich das später auch nach Italien getragene Gerücht, das österreichische Schiff sei tödlich getroffen worden und später wirklich gesunken. Aber Petz gab sich nicht verloren, sondern er hielt mit einer letzten Kraftanstrengung seines Schiffes noch einen Angriff des Panzers „Maria Pia" aus. Nun aber brannten schon Holz und Tauwerk über dem Schlot und der Maschinist meldete, es sei unmöglich, anders als mit kleinem Feuer zu fahren. Damit hatte der „Kaiser" das möglichste gethan; es war wie der Schwanengesang aus dem Heldengedichte der alten Seeschlachten, in welchen die hölzernen Linienschiffe die Träger des Kampfes gewesen waren. Jetzt war das eiserne Zeitalter herangebrochen und selbst ein wackerer

Streiter wie der „Kaiser" mußte den Kampfplatz verlassen. Er entzog sich seinem Gegner und dampfte längs der Insel Lissa auf den Hafen San Giorgio los. Die meisten anderen Holzschiffe, welche ihm in seinen Nöten nach Kräften beigestanden hatten, folgten ihm, um ihn zu schützen. Aber noch drohte ihm eine Gefahr. Denn der „Affondatore", der früher an ihm vorübergeschossen war, erschien als Verfolger an seiner Seite. Acht bis neun Minuten hatte nämlich dieser Widder zu seiner Wendung nach seinem ersten Stoße auf den „Kaiser" bedurft, und diese jetzt abgelaufene Frist hatte der „Kaiser" benützt, um den „Rè di Portogallo" von sich abzuschütteln. Es war die Frage, ob das schwer verwundete Schiff seinem Verfolger werde entrinnen können.

* * *

Aber nicht hier fiel die Entscheidung, sondern im Centrum, wo die Admiralsflagge Tegetthoffs in den Lüften flatterte. Infolge der geschickten Manöver Tegetthoffs kam er hier mit vier Panzerschiffen gegen drei italienische ins Gefecht, und hier war es, wo das Admiralsschiff, der „Ferdinand Max", die Hauptarbeit leistete. Er war erst in den letzten Wochen fertig geworden und man hatte nicht einmal Zeit gefunden, seine Wände ganz zu polieren. Aber der ungehobelte Geselle besaß in dem Freiherrn Max v. Sterneck einen Kapitän, dessen hervorragende Eigenschaften der Contreadmiral kannte und schätzte. Diese beiden Männer schreckten vor keinem Wagnisse zurück, und thatsächlich war Sterneck der einzige Kapitän der Flotte, welcher, auf die Absichten Tegetthoffs ganz eingehend, in freier Wahl Rammstöße in feindliche Panzerschiffe führte. Das Mittel, welches von Petz in höchster Gefahr nicht anders denn als letztes angewendet werden konnte, entsprang bei Sterneck klar erwogenem Vorsatze. Der letzte der drei von ihm befohlenen Rammstöße ist das Muster eines kühnen und zugleich glücklich ausgeführten Manövers[1]).

[1]) „Admiral Max Freiherr von Sterneck", herausgegeben von seiner Witwe, biographische Skizze von Frh. von Benko (Wien 1901).

Als Tegetthoff durch die feindliche Linie brach, stürzte er sich wie natürlich zuerst auf das vorderste Schiff der italienischen Mitteldivision, den „Rè d'Italia", so daß dieses die Wucht des feindlichen Angriffs traf. Sofort eilten ihm die beiden anderen Schiffe der Division, der „Palestro" und der „San Martino", zu Hilfe. So gerieten diese drei Panzer mit dem österreichischen Admiralsschiff, dann mit „Don Juan", „Drache" und „Salamander" in den heftigsten Kampf, von dem der Ausgang der Schlacht abhing. Wie ein Stier raste der „Ferdinand Max" durch die Schlacht, sein Opfer zu erspähen. Der erste Stoß gegen einen der feindlichen Panzer ging fehl. Darauf kam ihm der „Palestro" in den Wurf; er stürzte sich auf ihn, aber der Stoß traf den Gegner nicht senkrecht, sondern in einem schiefen Winkel, was den „Palestro" vorerst rettete. Allein wenn auch sein Panzer widerstand, so bewirkte der Anprall doch, daß ein Mast mit seiner riesigen Trikolore abbrach und auf den „Ferdinand Max" fiel, wo die Fahne erbeutet wurde. Die anderen Schiffe unterhielten unterdessen ein verheerendes Feuergefecht, in welchem die österreichische Artillerie durch kaltblütiges Zielen die Nachteile des Kalibers ausglich. Dabei war sie auch von seltenem Glück begünstigt. Zuerst kam dabei, wie es scheint, der „Palestro" an die Reihe. Eine Granate platzte im Offiziersraum neben der Pulverkammer und das Brandgeschoß setzte das Schiff in Flammen. Da gab's kein anderes Mittel, als an die eigene Rettung zu denken: das Schiff wich in weitem Bogen aus dem Schlachtgemenge und suchte das offene Meer auf. Bald darauf wurde der „San Martino" von einem ähnlichen, wenn auch nicht so ernsten Unfall betroffen; als er sich tapfer mit „Don Juan" und dem „Drachen" herumschlug, drangen nacheinander zwei Granaten in sein Hinterteil und zündeten dort. Auch er mußte sich aus dem Gedränge ziehen. So blieb der „Rè d'Italia"[1]) allein

[1]) Als Persano den „Rè d'Italia" verließ, mußte dieser halten, es entstand eine Lücke zwischen ihm und den Schiffen Vaccas, in welche der „Ferdinand Max" eindrang. Nach der Aussage Vaccas und d'Amicos vor dem italienischen Senat war dies die Ursache des Verhängnisses des „Rè d'Italia": er verlor zehn Minuten Zeit, kam dadurch aus der Reihe und die österreichischen Panzer stürzten sich auf ihn. Anderer Meinung als

in harter Not zurück, und auch er erhielt bald darauf eine schwere Wunde. Eine Kugel drang gerade ins Steuer und machte es unbrauchbar, so daß das Schiff in seinen Bewegungen gelähmt war. Umgeben von vier Gegnern, vermochte es nicht mehr dem Verderben zu entrinnen. Eben brach der „Ferdinand Max" wieder durch die umhüllende Rauchwolke, als vor ihm die graue Wand des „Rè d'Italia" auftauchte. Ihn sehen und sein Schiff zum Rammen in stand setzen war bei Sterneck ein rasch gefaßter Entschluß. Die Beute lag vor ihm so gut wie vor den anderen; aber sie fiel mit Fug und Recht demjenigen zu, der am herzhaftesten zugriff. Sterneck wußte natürlich nicht, daß der Gegner sich seinem Stoße infolge seiner Wunden nur schwer entziehen konnte; aber auf alle Fälle gab er den Befehl, mit vollem Dampf in seine Flanke hineinzurennen. Dann aber, als er mit der Spitze seinem Gegner an den Leib gekommen war, wurde dem Maschinisten durch Läuten das Signal gegeben, die Maschine plötzlich zu stoppen — denn so gefährlich es für den „Rè d'Italia" war, den feindlichen Schiffsbug im Körper zu haben, so wichtig war es für den „Ferdinand Max", rechtzeitig herauszufahren. Sonst verwickelten sich die beiden Schiffe ineinander wie kämpfende, in ihren Geweihen verstrickte Hirsche und das gerammte Schiff zog seinen grimmigen Feind mit hinab in den Abgrund.

Die Gefahr war für den „Ferdinand Max" um so größer, weil Sterneck, wie gesagt, die Maschine erst dann zurückarbeiten ließ, als sein Schiff schon in den Feind hineingefahren war. Er hatte nämlich bei den beiden früheren Rammversuchen die Maschine schon vor dem Stoße stoppen lassen, aber die Erfahrung gemacht, daß infolge dessen keine Entscheidung erzielt werden konnte. So wagte er denn mehr und trotzte kühn der höchsten Gefahr; dafür war ihm der höchste Erfolg beschieden.

Der Kommandant des „Rè d'Italia", Faà di Bruno, sah die Gefahr, aber da sein Steuer zertrümmert war, konnte er sein Schiff nur mehr nach vorne oder rückwärts in Bewegung

die beiden italienischen Seeleute ist Attlmayr, „Oesterreichs Krieg in der Adria", S. 185.

ſetzen, ein Ausweichen zur Seite war nicht möglich. Heftig ruckte das Schiff auf ſein Signal nach vorn, da aber verlegte ihm eine andere öſterreichiſche Panzerfregatte den Weg. Ein Ruck zurück — dieſe beiden Bewegungen hoben ſich auf und das Schiff lag in dieſem Augenblicke ohne merkliche Bewegung da.

Das war der Moment, da ihm die 4500 Tonnen des „Ferdinand Max" krachend in die Seite fuhren. Der Rammbug des Oeſterreichers zerſchmetterte die ganze Seitenwand des getroffenen Schiffes; deſſen Panzer zerſplitterte, ebenſo die Holzfütterung, auf der er ruhte; die Rippen zerknackten und der Sporn, der ſich zwei Meter tief einbohrte, riß ein Leck, welches, wie man ſpäter am „Ferdinand Max" meſſen konnte, ſechzehn Meter im Gevierte betragen haben muß. Davon war die gute Hälfte unter Waſſer; es war vorbei mit der Pracht des größten, 5700 Tonnen faſſenden italieniſchen Schiffes.

Erſt als der Stoß erfolgt war, wurde die Maſchine des „Ferdinand Max" nach rückwärts geſtellt; langſam, aber ſicher gehorchte das Schiff dem neuen Befehl und zog ſich rechtzeitig aus dem durchbohrten Leibe des Gegners.

Der „Rè d'Italia" hatte die Todeswunde auf ſeiner linken Flanke erhalten; unter dem Anprall nun neigte er ſich zuerſt ſtark auf ſeine rechte Seite hin; dann, ſein Gleichgewicht ſuchend, wiegte er ſich heftig in die entgegengeſetzte Richtung zurück. Wie er ſich jetzt hierher überneigte, ſah man vom „Ferdinand Max" die klaffende Wunde, man ſah, wie in ſie hinein das dunkle Waſſer ſchoß, die Schreckensthat beendend. In dieſen letzten Krämpfen richtete ſich ſein Vorderteil hoch in die Höhe, ſo daß der Kapitän eines nahen öſterreichiſchen Schiffes ausrief: Welch ſchönes Deck! Es war zum letztenmal, daß das Schiff die Bewunderung von Menſchen erregte. Was jetzt kam, war ein entſetzensvoller Anblick. Kapitän Faà di Bruno, die Enterung durch den Feind befürchtend, rief ſeine Leute aus den unteren Räumen aufs Verdeck. Händeringend ſtürzte die Mannſchaft herauf. Verwirrung trat ein, den Untergang vor Augen eilten einige Leute nach rückwärts, um die Flagge zu ſtreichen; aber zwei Offiziere, Razzetti und Del Santo waren die Namen

der Tapferen, warfen sich den Unglücksgefährten entgegen und hinderten sie in ihrem Vorhaben. Von den Geretteten wurde später erzählt, der Kapitän Faà di Bruno habe, als er sein Schiff verloren sah, den Revolver an seine Stirne gesetzt und sich getötet. Wie das Wasser in die linke Flanke hineinbrauste, sprangen von der entgegengesetzten Seite Menschen in die Wellen, um sich zu retten; was sich auf der Leckseite befand, versank in dem ungeheuren Wirbel. Plötzlich, es waren kaum drei Minuten nach dem Todesstoße, um 11 Uhr 20 Minuten, sank das Schiff, mit der Spitze voran, in das nasse Grab. Es ist ein Trost für italienische Herzen, daß die Soldaten auf dem Schiffe noch nach dem Stoße mutig ihre Salven von Deck und Masten abgaben und daß die Trikolore auch im Untergange von dem Maste des „Rè d'Italia" herabflatterte.

Bei diesem Anblicke herrschte auf dem „Ferdinand Max" zuerst lautlose Stille, dann aber brachen die Sieger in brausendes Hurrah aus. Da tauchten ob dem Wirbel Planken und Maste auf, und darauf Unglückliche, die mit den Wellen rangen. Tegetthoff befahl Boote zur Rettung auszusetzen. Aber nur eines war mehr unversehrt, und gerade als man es herablassen wollte, brach ein feindliches Panzerschiff wutentbrannt auf den „Ferdinand Max" los, um seine Unthat zu rächen. Da wetterte und fluchte Tegetthoff, daß nicht einmal Zeit gelassen war, das Werk des Erbarmens zu üben. Sterneck ließ das Schiff dem feindlichen Stoße ausweichen und weiter wogte der Kampf.

* * *

In dem nun folgenden letzten Abschnitte der Schlacht waren, da die österreichische Holzflotte sich aus dem Gefechte zog, an dem entscheidenden Punkte nur Panzerschiffe im Kampfe. Die beiden bisher getrennten Knäuel vereinigten sich zu einem dunklen Gemenge. Die Wucht des österreichischen Angriffes fiel, da das Centrum der Italiener gesprengt war, auf die Division Ribotys, welche der Uebermacht mutig standhielt. Hart schießen der „Prinz Eugen" und die italienische „Maria Pia" aneinander vorbei, nachdem der erstere ihrem Stoße glücklich ausgewichen ist; sie berühren sich fast im Vorbeisausen, so daß

Kapitän Barry, der Oesterreicher, dem feindlichen Kapitän Marchese del Caretto fast Aug' in Auge gegenübersteht. Schon zuckt die Hand Barrys nach dem Revolver; da besinnt er sich eines anderen und grüßt ritterlich den Italiener, der ebenso höflich dankt. Sichtbar sind die Oesterreicher im Vorteil. Denn der „Rè di Portogallo“ ist eine zeitlang von zwei österreichischen Panzerschiffen hart bedrängt und zwei italienische Panzer fahren unglücklicher- oder ungeschickterweise mit ihren Vorderteilen aneinander.

Wo aber hielt sich unterdessen Persano auf? Das italienische Admiralsschiff verfolgte zuvörderst den „Kaiser“, der, zum Krüppel geschossen, den Hafen von Lissa aufsuchte. Mutig umkreisten den „Affondatore“, um das Linienschiff zu decken, einige Kanonenboote, aber der Widder kümmerte sich um sie nicht mehr als ein Habicht um einen Flug Sperlinge. Nochmals zückt der „Affondatore“ seinen ins Wasser eingetauchten Sporn, um ihn dem „Kaiser“ in die Seite zu bohren, und dieser setzt sich mit Breitseiten wacker zur Wehre — als Persano im entscheidenden Augenblicke zum Staunen seiner Umgebung von seinem Vorhaben abläßt. Kapitän Marini hatte den Befehl zum Rammen schon erteilt, als der Admiral vom „Kaiser“ weglenken ließ. Persano verteidigte sich später damit, sein Kommando sei richtig gewesen, um den Stoß herbeizuführen, nur habe das Steuer nicht gehorcht; aber diese Behauptung hält nicht stand vor dem Zeugnisse seiner Umgebung. Wahrscheinlich mißtraute er dem eigenen ungelenken Schiffe, mißtraute auch dem Sporn, der so lang war, daß er leicht abbrechen konnte. Er fürchtete vielleicht auch, daß der hochbordige Gegner noch im Untergang den flachen „Affondatore“ ins Wasser niederdrücken und zum Sinken bringen werde; und diese schwächlichen Bedenken wurden durch die ununterbrochenen Kanonenschläge verstärkt, welche das Deck seines Schiffes durchlöcherten und es mit Wassergischt bedeckten[1]). Nichts schadete

[1]) Dieser Vorgang bildete den Hauptgegenstand der gegen Persano erhobenen Anklage, die sonst hart und ungerecht ist. Persanos Versuch, seinen Richtern zu beweisen, er habe den „Kaiser“ rammen wollen, mißlang. Es machte überhaupt einen peinlichen Eindruck, daß der Admiral sich vielfach durch ausbeugende Antworten retten wollte. Denn thatsächlich

dem Rufe Persanos mehr als dieses Stutzen und Zögern, während ein tapferer Seemann Tod und Verderben Trotz bieten mußte, um einen Erfolg zu erzielen. Wie ein Blitz eine dunkle Landschaft, so offenbart ein solcher Augenblick die Seelenkräfte eines Mannes: Persano bewährte sich nicht und seine ganze bisherige Laufbahn erschien demnach als das Werk glücklicher Zufälle. So rettete sich der „Kaiser" in den Hafen, die übrigen österreichischen Holzschiffe aber kehrten, als sie ihn geborgen wußten, auf den Kampfplatz zurück, den Schutz ihrer Panzerflotte aufsuchend.

In dem Gewühl, in welchem sich der „Ferdinand Max" befand, war der Ueberblick für den österreichischen Admiral unmöglich. Tegetthoff, von der Absicht geleitet, seine Flotte wieder fest in die Hand zu bekommen und dann den Angriff zu erneuern, gab, nachdem die Schlacht etwa anderthalb Stunden gewährt hatte, um 12 Uhr 10 Minuten das Signal „Sammeln". Das Melée löste sich, als die Italiener ihrer Angreifer ledig wurden, und vollzählig scharte sich die österreichische Panzerflotte um ihren Admiral, in der Erwartung, aufs neue in den Kampf geführt zu werden. Da nun die Oesterreicher die feindliche Schlachtlinie durchbrochen hatten, stand jeder der Gegner jetzt etwa dort, wo der andere *vor* der Schlacht seine Aufstellung genommen hatte. Dadurch war Lissa von seinem Angreifer befreit und die österreichischen Panzer deckten schützend ihre Holzflotte. Tegetthoff hatte also sein Ziel erreicht.

Unterdessen kehrte Persano von der fruchtlosen Verfolgung des „Kaiser" um und seine Verstimmung über diesen Mißerfolg wuchs, als er gewahrte, daß sich die ganze italienische Holzflotte kläglich im Hintergrunde hielt; er dampfte auf sie zu, sie durch Signale zur Pflicht und zum Kampfe mahnend. Eben zog sich die Holzflotte der Oesterreicher aus der Nähe des Feindes,

---

wurde die Schlacht mehr durch die Tüchtigkeit seiner Gegner als durch seine Schuld verloren. Ueber das Manöver des „Affondatore" vgl. Attlmayr, „Studien über Seetaktik", II, S. 176, welcher bestätigt, der „Affondatore" wäre durch Rammen in eine große Gefahr geraten. Indessen durfte Persano davor nicht zurückschrecken. Der „Affondatore" ging übrigens am 6. August 1866 im Hafen von Ancona in einer Sturmnacht durch eine Sturzwelle zu Grunde.

um nach Tegetthoffs Befehl wieder ihre Stellung hinter seiner Panzerdivision zu nehmen. Dieser Anblick erregte in Persanos schwankendem Gemüte plötzlich neue Hoffnungen; er hielt diese Bewegung für Rückzug und in seiner Ueberreizung wiegte er sich im Traume eines erfochtenen Sieges und einer beginnenden Verfolgung. Er forderte Albini auf, den Oesterreichern nachzusetzen, dieser aber wußte nicht, daß sich der Admiral auf dem „Affondatore" befand, und achtete nicht auf die von diesem Schiffe gegebenen Signale. Wohl sandten einige Fahrzeuge Albinis den Oesterreichern ein paar Schüsse nach — das war indessen der ganze positive Anteil der italienischen Holzflotte an dem Kampfe. Nun eilte der italienische Admiral längs der ganzen Flotte hin und zeigte das Signal: „Der Kommandant erinnert die Flotte, daß sich Schiffe, welche nicht kämpfen, nicht auf ihrem Posten befinden." Es war dies dasselbe Zeichen, welches der unglückliche Admiral Villeneuve bei Trafalgar gegeben hatte, als er gewahrte, daß seine Vorhut unter Dumanoir dem Kampfe fern blieb. Indessen ging Persano eine Hiobspost nach der anderen zu. Auf seine Frage nach dem „Rè d'Italia", den er vermißte, kam die Schreckenskunde: „Gesunken!" Zugleich meldete der „San Martino", er sei kampfunfähig, und in der Mitte zwischen seiner und der aufs neue stolz in Schlachtordnung aufgestellten österreichischen Flotte erblickte man den „Palestro" in Flammen und mit dem furchtbaren Element um sein Dasein ringen. Persano sah sich geschlagen, gedemütigt, und wohl ist es begreiflich, daß sich seiner Umgebung Verzweiflung bemächtigte. Sein Stabschef machte ihm den Vorschlag, mit dem „Affondatore" in die österreichische Flotte hineinzurennen und den Kampf allein aufzunehmen, wenn auch mit der sicheren Aussicht auf Untergang. Aber Persano war nicht der Mann heroischer Entschlüsse; was hätte es auch gefrommt, wenn er sein Schiff nutzlosem Todesopfer weihte?

Allmählich sammelte sich seine Flotte hinter dem „Affondatore" — denn auch Vacca war mit den beiden zu Beginn der Schlacht abgeschnittenen Schiffen um die österreichische Flotte herumgesegelt, kam jetzt zur Stelle und gab sich sogar Mühe, die Flotte zum Angriffe gegen den Feind zu organisieren, bis

er bemerkte, daß auf dem „Affondatore" die Admiralsflagge aufgezogen sei. Persanos wechselnde Gemütsstimmung kam jetzt in einer Reihe sich rasch folgender Signale zum Ausdruck; sie häuften sich so, daß sie nicht befolgt werden konnten, um so mehr, als sie sich mitunter widersprachen. Die Flotte, die bisher den Führer vermißt hatte, erhielt den niederschlagenden Eindruck, daß sie unter seiner Hut schlecht geborgen sei. Er that übrigens, was er konnte, um den brennenden „Palestro" zu retten. Schon näherten sich diesem auf Tegetthoffs Befehl drohend österreichische Schiffe; sie überließen ihn aber seinem Schicksal, als italienische Panzer heraneilten. Der Kapitän des „Palestro", Capellini, hatte die Möglichkeit, sich und seine Mannschaft durch Verlassen des Schiffes zu retten. Aber er hielt die Lage nicht für verzweifelt, denn er hatte die Pulverkammer unter Wasser setzen lassen und hoffte, des Feuers Meister zu werden. Die Verwundeten ließ er auf die Boote bringen und sagte seiner Mannschaft: „Wer gehen mag, gehe — ich bleibe!" Seinem wackeren Beispiele folgten die Seinigen ausnahmslos und blieben. Unversehens aber ergriff das Feuer ein Gelaß, in dem während der Schlacht Granaten aufbewahrt waren, und zündete dort. Die Oesterreicher sahen eine Riesensäule von Rauch in die Luft schießen, 20 Sekunden darauf erfolgte ein Donnerschlag, das Schiff barst entzwei und versank um 2½ Uhr nachmittags im Angesichte beider Flotten — der Schlußakt des zu Ende gehenden Schauspieles [1]).

* * *

Tegetthoff hatte, als seine Flotte sich in ihren drei Divisionen wieder um ihn gesammelt hatte, vorerst die Absicht, den Kampf zu erneuern. „Vereinigung und neuerdings Formierung im Angriffswinkel" las man von dem Maste des Admiralsschiffes, und in straffer Disciplin folgten seine Kapitäne dem

[1]) Mit dem „Rè d'Italia" gingen ungefähr 400, mit dem „Palestro" 230 Mann zu Grunde. Die übrigen Verluste auf beiden Seiten waren gering; die Italiener verloren außerdem in der Schlacht 5 Tote und 39 Verwundete; die Oesterreicher hatten 38 Tote und 138 Verwundete. Auf den „Kaiser" entfielen von diesem Verluste allein 4 Offiziere und 95 Mann.

Befehle[1]). Aber nach dem letzten Aufflackern des Schlachtenmutes Persanos zog sich die italienische Flotte kreuzend in die Gewässer westlich von der Insel Lissa. Einen Augenblick lang scheint Tegetthoff an die Verfolgung gedacht zu haben; denn er signalisierte den Panzer- und Holzschiffen: „Allgemeine Jagd auf den Feind". Aber die wachsende Entfernung der beiden Flotten gab ihm die Gewißheit des errungenen Sieges, und er besaß nur vier Panzer und zwei Holzschiffe, welche mehr als acht bis neun Seemeilen in der Stunde zurücklegen konnten, während die übrigen nicht Schnellfahrer waren und sich an der Verfolgung nicht zu beteiligen vermochten; es wäre tollkühn gewesen, mit jener geringen Zahl mehr als zwanzig feindliche Schiffe ereilen und schlagen zu wollen. Auch ging bei manchen seiner Schiffe der Kohlenvorrat zu Ende. Noch weniger wollte Tegetthoff sich auf weite Entfernungen hin auf einen Geschützkampf einlassen. Da zudem Lissa entsetzt und der Feind gezüchtigt war, so begnügte er sich mit dem erfochtenen Siege. Persano umkreiste am Nachmittag das Schlachtfeld in weitem Bogen und rettete dabei noch einen Teil der Schiffbrüchigen vom „Rè d'Italia", dann wendete er sich um 10 Uhr nachts gegen die italienische Küste, den Kampfplatz der österreichischen Flotte überlassend.

Nach Ancona zurückgekehrt, meldete Persano prahlerisch der Regierung, die Oesterreicher wären der Wiederaufnahme des Kampfes ausgewichen, aber er konnte auf die Dauer Italien nicht über den Ausgang der Schlacht täuschen. Der italienische Senat beschloß am 11. Oktober 1866 die Anklage gegen ihn und seine Verhaftung. Die Anklage wegen Feigheit wurde fallen gelassen, dagegen die erhoben, daß er ungehorsam, unüberlegt und nachlässig bei Führung der Flotte gehandelt habe. Am 1. April 1867 begann die öffentliche Verhandlung und am 15. April wurde Persano zur Amtsentsetzung und zum Verluste des Admiralsranges verurteilt[2]).

Tegetthoff aber sandte, als die Segel des Feindes am

---

[1]) Die letzten Signale Tegetthoffs sind leider in dem österreichischen Generalstabsbericht nicht wiedergegeben. Man entnimmt sie zum Teile aus Zieglers Schrift und aus der „Neuen Freien Presse" vom 28. Juli 1866.

[2]) Das Urteil im „Neuen Pitaval", Neue Serie, III. Band, S. 126.

Horizonte entschwanden, zuerst die Kanonenboote in den Hafen von Lissa, dann die Holzschiffe, endlich die Panzer. Zuletzt, kurz vor Sonnenuntergang, folgte er mit dem „Ferdinand Max" seiner Flotte. Er war mit seinem Schiffe der erste im Kampfe gewesen, er war nun der letzte im Hafen. Tausende strömten herbei, um den Sieger zu sehen, der ihnen den Entsatz gebracht hatte.

Tegetthoff blieb bei diesen Huldigungen und bei den Ehren, die ihm sein Vaterland zollte, so schlicht, wie er es stets gewesen. Seinen Waffengefährten schrieb er den größten Anteil an dem Siege zu. In dem Tapferkeitszeugnisse, das er Petz mit Hinblick auf die Verleihung des Maria-Theresienordens ausstellte, heißt es, dieser habe durch den Rammstoß eines hölzernen gegen ein eisernes Schiff „eine That vollbracht, die voraussichtlich für immer vereinzelt in den Annalen der Marine dastehen wird". Das Verdienst für das Niederstoßen des „Rè d'Italia" nahm er nicht für sich in Anspruch, sondern schrieb es seinem Freunde Sterneck zu. „Linienschiffskapitän Baron Sterneck," schrieb er in dessen Tapferkeitszeugnis, „führte mit seinem Schiffe ein Manöver aus, für welches zwar von allen Seestaaten in neuester Zeit Schiffe gebaut werden, welches jedoch zur Stunde — auf offener See, wo Freund und Feind unter voller Dampfkraft in Fahrt — von keiner Marine noch ausgeführt wurde. Daß Linienschiffskapitän Baron Sterneck unter heftigem Kanonenfeuer mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit sein Schiff führte — bin ich so glücklich, als Augenzeuge bestätigen zu können; ihm ist hauptsächlich der Erfolg des Tages zuzuschreiben." Es ist schwer zu sagen, ob die letzten Worte mehr Tegetthoff oder Sterneck zur Ehre gereichen. Dieses Lob wiegt um so schwerer, als Tegetthoff mit höchster Bescheidenheit in seinem ausführlichen Schlachtberichte von sich selbst vollkommen schwieg.

Mit höchster Kühnheit hatte Tegetthoff die Gefahr aufgesucht und den Sieg eigentlich gegen seine Instruktionen erfochten. Diese Unerschrockenheit war im kleinen wie im großen

ein Grundzug seines Wesens. Auf seiner Forschungsreise ins Rote Meer wurde er einmal, ferne von seinem Schiffe, mit seinem Reisegefährten Heuglin von den Eingeborenen gefangen genommen; als sie von ihm ein übertrieben hohes Lösegeld verlangten, lachte er ihnen, obwohl mit dem Tode bedroht, ins Gesicht. In Brasilien verfolgte er einmal allein in einem kleinen Kahne auf einem Binnensee ein Tier, das er seiner Kurzsichtigkeit wegen für einen Alligator hielt; endlich hob er mit seinem Ruder eine lange Schlange hervor und warf sie in sein kleines Fahrzeug. Sie erholte sich bald von ihrer Betäubung und wendete sich zischend gegen den kühnen Schiffer. „Tegetthoff aber, mit seltenem Mute begabt," so erzählt Erzherzog Ferdinand Max in seiner Reisebeschreibung, „verlor nicht einen Augenblick die auf exotischen Ausflügen so notwendige Geistesgegenwart; er zielte fest mit seinem Ruder, um das Haupt des Feindes zu zerquetschen. In solchen Augenblicken zeigt sich der Mensch, wie er ist, und die Geistesgegenwart, Ruhe und Kaltblütigkeit Tegetthoffs flößten mir Bewunderung ein"[1]). Wer so kaltblütig die unerwartete Gefahr bestand, durfte ihr auch kühn entgegengehen. Wohl keiner unter den großen Kriegern seiner Zeit verdient eher den Namen eines Helden als er. Er hatte ein scharfes Auge für die Schwächen seines Vaterlandes, so sehr er es liebte; seine Entschlußkraft aber ließ er sich dadurch nicht mindern; was ein anderer leisten konnte, das traute er auch sich zu. Durch diese Eigenschaften flößte er seinen Untergebenen vollstes Vertrauen ein. Sie liebten ihn, wiewohl er ein strenger Vorgesetzter war; wenn er des Morgens aus seiner Kajüte trat, erwarteten sie mit Bangen sein Urteil, da ihm nichts auf dem Schiffe entging. Wenn alles sorgfältig geprüft war, brach seine heitere und herzliche Natur hervor. Denn sein Temperament war das des österreichischen Deutschen; er war lebhaft im Ausdrucke, wenn auch kein Freund vieler Worte; er brauste leicht auf und über das ihm Unsympathische urteilte der geradherzige Mann oft mit grobkörnigen, des Stachels nicht entbehrenden

[1]) Im 6. Bande der Werke des Erzherzogs, S. 248.

Worten. Er war das, was seine Landsleute „resch" nennen, eine Eigenschaft, welche sich von der Schneidigkeit des Norddeutschen durch die völlige Abwesenheit des Herausfordernden und Verletzenden unterscheidet. Er war schlicht und ohne Falsch, sein Wesen einfach und doch eindrucksvoll; selbstlos wie in seiner Jugend gegenüber seinen Eltern, war er als Mann uneigennützig in allen seinen Lebensbeziehungen[1]); Eitelkeit war ihm fremd, wie seine Berichte über seine Kämpfe bei Helgoland und Lissa beweisen. Und so blieb er immer; als ihm bei seinem Besuche New-Yorks der „Herald" einen Willkommartikel widmete, bat er dringend, seiner nicht mehr zu erwähnen. Wenigen Menschen schloß er sich ganz auf, aber die Innigkeit seines Familiensinns zeigt, welcher Liebe sein Herz fähig war. Er blieb unverheiratet, weil sein Beruf ihn ganz ausfüllte. Es wäre sein Tod, sagte er halb im Scherz, halb im Ernst, wenn er Weib und Kinder hätte, denn „wer ein guter Soldat sein will, kann kein guter Gatte, Vater sein. Schon in meiner frühesten Jugend las ich mit großem Verdrusse im Homer, wie Gattin und Kinder den zum Heere eilenden Vater aufzuhalten suchen. Wer sich einmal dem Soldatenstande gewidmet, der kann sein Herz mit niemand teilen, der muß ganz seinem Vaterlande angehören".

Der Kreis der geistigen Interessen Tegetthoffs war ungewöhnlich groß. Daß er die englische, französische und italienische Sprache beherrschte und zum Zwecke seiner Reise ins Rote Meer auch Türkisch und Arabisch mit Erfolg trieb, gehörte zu seiner Berufsarbeit. Aber er besaß außer den Kenntnissen des erprobten Seemannes auch eine weite naturwissenschaftliche und nationalökonomische Bildung, und seine Bibliothek zeigte, daß er das Beste auf den meisten Wissensgebieten verfolgte. Auf seiner Reise ins Rote Meer begleiteten ihn Werke von Kant und Feuchtersleben. Neben seinem Totenbette fand man als seine letzte Lektüre Darwins „Entstehung der Arten"

[1]) Er starb so vermögenslos wie seine Vorfahren — in seinem Nachlasse fanden sich „am 7. Sagetage" als Baarvermögen nicht mehr als 200 Gulden („Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens" 1882, S. 454). Ueber seinen Charakter vgl. „Briefe eines Unbekannten", I. Bd., S. 97. (Der Unbekannte ist der sächsische Diplomat Villers.)

und Döllingers Streitschrift gegen die Unfehlbarkeit des Papstes. Als Leiter der Marinesektion des Kriegsministeriums schuf er das hydrographische Institut, welches für die Bildung der österreichischen Seeoffiziere von größtem Werte ist. Doch war er vorwiegend ein Mann der That und des Lebens, und als die Wiener Akademie der Wissenschaften den Sieger von Lissa zu ihrem Mitgliede ernannte, sagte er schalkhaft: es beschleiche ihn in der Umgebung von so ungewohnter Gelehrsamkeit ein fast unheimliches Gefühl.

Seine Anschauung von den höchsten Dingen war eine freie, rationalistische, wie sie sich einem Manne von moderner Bildung ergab, bei dem der Verstand die Phantasie weit überwog. Demnach huldigte er auch in der Politik liberalen Grundsätzen: „Nur Wissen und Freiheit der Bewegung," so sagte er, „bedürfen die Menschen, dann können sie sogar unter ungünstigen Verhältnissen für die Macht und Größe des Vaterlandes wirken." Er war deshalb ein kräftiger Gegner kirchlicher Einflüsse und hegte in jenen Frühlingstagen des österreichischen Liberalismus die Zuversicht, freie parlamentarische Einrichtungen würden das Reich verjüngen. Er selbst nahm es, als er das Marinebudget vor den Abgeordneten vertrat, treu und ernst mit seinen Pflichten. Er machte den kleinen Künsten ein Ende, durch welche bis dahin die Ausgaben für die Flotte den Abgeordneten ungenau und verschleiert vorgelegt wurden; ja als ihm in den Delegationen einmal anheimgestellt ward, eine Summe beliebig für zwei verschiedene Zwecke zu verwenden, lehnte er dies dankend ab und zog eine unzweideutige Aufstellung des Voranschlags vor.

In nationalen Dingen stand er selbstverständlich dort, wo der Platz eines Mannes von Herz ist: an der Seite seiner deutschen Stammesgenossen gegen die Ansprüche der Slaven auf Herrschaft. Als das Bürgerministerium 1870 stürzte, sprach er sich in einem vertrauten Briefe derb gegen die „Schwindeleien Beusts und Taaffes" aus; dem Ministerium Hohenwart, das die Verfassung anzutasten drohte, hätte er am liebsten mit einer Anklage durch das Herrenhaus begegnet. Diesen Gesinnungen entsprach es, daß er im Kriege von 1870 an den

Erfolgen der Deutschen aufs wärmste teilnahm. „Ich fühle bis zu einem gewissen Punkte eine Befriedigung darüber," so schrieb er damals, „daß das blaguierende Franzosentum eine derbe Lektion erhalten, daß Deutsche es waren, die sie gegeben, daß Deutsche es sind, die fortan eine große Rolle in Europa spielen werden." Er hatte eine große Auffassung politischer Dinge, und seine Gesinnungsgenossen im Herrenhause, in welchem er seit 1868 saß, die Männer der deutsch-centralistischen Partei, erwarteten, daß er auch als Staatsmann noch zu großen Dingen berufen sei. Dieser Hoffnung gab der Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften, Schrötter, in seiner Gedenkrede auf Tegetthoff Ausdruck, indem er sagte: „Er machte die österreichische Marine stark, weil er sie nach einem einheitlichen Gedanken organisierte; gleiche Ideen verfolgte er auch auf politischem Gebiete, und hier ist der Verlust dieser seltenen Kraft vielleicht ein noch schmerzlicherer."

Der Tod raffte Tegetthoff in seinem 44. Lebensjahre dahin, in der Blüte seiner Kraft; er hätte seinem Vaterlande noch große Dienste leisten können. Aber in der Hauptsache war er in frühen Jahren eine fertige, in sich abgeschlossene und zugleich abgeklärte Natur. Weder der Sieg, noch der Undank, den er, wie noch zu erzählen ist, bald darauf erfuhr, vermochten einen Zug seines aus einem Gusse geformten Charakters zu verrücken. Man wird seiner gedenken, so lange Menschen die See befahren und sich die Herrschaft über sie streitig machen werden. Wie ihn der Bildhauer am Eingange des Praters zu Wien in Erz hinstellte, entschlossen und kaltblütig die Schlacht überblickend, so lebt er in der Erinnerung kommender Geschlechter.

XIV. Buch.

Friede.

Im Schloſſe von Nikolsburg, auf dem ſeit dem 18. Juli die preußiſche Königsfahne wehte, traten die preußiſchen und öſterreichiſchen Bevollmächtigten zuſammen, um den Präliminarfrieden zu vereinbaren. Graf Bismarck und General Moltke führten für den einen Teil, Graf Karolyi und Baron Brenner-Felſach, die öſterreichiſchen Geſandten in Berlin und Darmſtadt, ferner Feldzeugmeiſter Graf Degenfeld für den anderen das Wort. Dem Grafen Mensdorff wäre der Gang nach Nikolsburg beſonders ſchwer geweſen; Schloß und Herrſchaft waren durch ſeine Ehe mit einer Tochter des letzten Fürſten Dietrichſtein ſein Beſitz, und gerade hier mußte der ſiegreiche König von Preußen bewirtet und die für Oeſterreich demütigende Unterhandlung geführt werden. Im nahen Schloſſe zu Eisgrub, das dem Fürſten Liechtenſtein gehörte, war das Hauptquartier des preußiſchen Kronprinzen aufgeſchlagen, von wo aus er zu ſeinem königlichen Vater gerufen wurde. Beſorgt um ihr Schickſal, eilten eine Anzahl von deutſchen Fürſten und ihre Miniſter nach Wien, um der öſterreichiſchen Regierung ihre Intereſſen in Erinnerung zu bringen. Die landflüchtigen Souveräne von Hannover, Heſſen-Darmſtadt und Naſſau, Prinz Friedrich von Württemberg, dann die Miniſter Pfordten und Dalwigk erſchienen hilfeſuchend; aber wie hätte das hart getroffene Oeſterreich ihnen eine Stütze ſein können? Es blickte

selbst Unterstützung heischend nach Frankreich, dessen Bevollmächtigte Benedetti und Gramont vielgeschäftig, aber im Grunde unthätig den Verhandlungen folgten.

Das preußische Kabinett hatte ernste Gründe, den Abschluß des Vorfriedens zu beschleunigen. Bisher war es gelungen, die Intervention Rußlands und Frankreichs hintanzuhalten, aber in jedem Augenblicke konnte die Mißgunst der Nachbarn zu einer Einmischung führen. Rußland meldete sich mit dem Verlangen, es sei ein Kongreß nach Paris zu berufen, denn Preußen sei nicht berechtigt, eigenmächtig die Karte Europas abzuändern; der Deutsche Bund war von den Großmächten in der Wiener Kongreßakte vereinbart und nur ihr gemeinsamer Spruch könne ein neues Recht schaffen. Nichts konnte Preußen unwillkommener sein als diese Forderung, denn was sein Schwert gewonnen hatte, war damit unter den Spruch der Diplomaten gestellt.

Aber es gelang Bismarck, Rußland und Frankreich auseinander zu halten. Napoleon, der sonst stets für einen Kongreß schwärmte, schwieg jetzt zu dem Vorschlage Rußlands, weil Preußen ihm noch immer Hoffnung gab, mit Frankreich Halbpart zu machen. Das aber schien sich leichter zu machen, wenn Frankreich und Preußen im Geheimen unter einer Decke spielten. Daran hielt Napoleon fest, wiewohl die öffentliche Meinung in Frankreich überlaut die Schwäche des Kaisers für Preußen tadelte und energisches Einschreiten forderte. Unaufhörlich drängte Drouyn de Lhuys in gleichem Sinne; Napoleon schwankte, wenn auch in ihm die richtige Einsicht überwog, Frankreichs Wohlfahrt müsse durch die deutsche Einheit nicht gefährdet werden. So ächzte die diplomatische Maschinerie Frankreichs in den Fugen, je nachdem sie von dem Kaiser oder dem Minister in Bewegung gesetzt wurde. Vorerst setzte Drouyn de Lhuys ein Wichtiges durch: die Bevollmächtigten in Nikolsburg erhielten den Auftrag, zu erklären, daß mit dem Beginne der Unterhandlungen ihre Vermittlerrolle beendet sei. Der Minister wollte dadurch verhindern, daß sich Frankreich durch den Beitritt zum Frieden die Hände binde und eine Art Bürgschaft für die neue Verfassung Deutschlands übernehme. Die Unterschrift der Be-

vollmächtigten Napoleons fehlt denn auch auf dem Friedensvertrag, Frankreich behielt sich für die Zukunft freie Hand.

Unmittelbar darauf wendete Kaiser Napoleon das Steuer wieder in die entgegengesetzte Richtung. Er verhandelte persönlich mit Goltz und war eitel Freundschaft für Preußen. Der preußische Botschafter befolgte die ihm in der Depesche vom 20. Juli gegebene Weisung und bat Napoleon, in den von König Wilhelm gewünschten Zusatz zu den Punktationen vom 14. Juli zu willigen; es handelte sich um die vielbedeutenden Worte: der Kaiser anerkenne und unterstütze (appuye) die Annexion von drei bis vier Millionen Norddeutschen durch Preußen. Da überfloß der Kaiser von Liebenswürdigkeit, er willigte ein, und selbst gegen die Einverleibung eines Teiles von Sachsen, des Leipziger und Bautzener Kreises, erhob er schließlich keine Einwendung. Er munterte Preußen sogar auf, sich ein Stück von Thüringen, das er Goltz auf der Karte zeigte, sowie das dem Großherzog gehörige Oberhessen anzueignen. Durch so viel Liebenswürdigkeit wurde Goltz beinahe in Verlegenheit gesetzt, denn man konnte doch die befreundeten thüringischen Fürsten, von denen nur der Meininger zu Oesterreich hielt, nicht schlankweg aus ihrem Lande jagen.

So fette Brocken legte Kaiser Napoleon auf den Teller Preußens, denn er wollte gleichfalls in die Schüssel greifen. Er glaubte genug Liebesdienste geleistet zu haben und forderte jetzt den Lohn: am 23. Juli erging an Benedetti die Weisung, endlich auch in aller Form eine Entschädigung für Frankreich zu heischen; die Billigkeit fordere, daß sich auch Frankreich vergrößere, um im Verhältnisse zu Preußen seine Defensivkraft zu stärken. Gespannt erwartete man in Paris die Antwort Preußens und freute sich, daß vorerst alles glatt ging. Denn jetzt nahm Bismarck wieder das verwegene Spiel auf, Frankreich auf außerpreußische Gebiete zu verweisen. Er erkannte die Berechtigung des von Frankreich aufgestellten Grundsatzes ohne weiteres an, er sprach mit Benedetti sehr freundlich über die Mittel, diese Idee zu verwirklichen. Natürlich könne das siegreiche Preußen nichts von dem Seinigen hergeben; vielleicht lasse sich aber — so erzählt wenigstens Benedetti in seinem

Buche — mittels der bayrischen Pfalz irgend eine Kompensation finden; am leichtesten sei es indessen, wenn man auf Belgien greife, und darüber werde sich das Einvernehmen wohl erzielen lassen. Nur amtliche Eröffnungen, so ersuchte Bismarck den französischen Gesandten, mögen ihm jetzt nicht gemacht werden. An jenen glatten und unverbindlichen Worten fand Benedetti volles Genüge, denn der preußische Minister hatte es ihm angethan und Benedetti überhörte die bedingte Form, in der diese angenehmen Aussichten entrollt wurden. Auch Napoleon ließ sich hinhalten und verschob die Einzelheiten bis nach dem Abschlusse des Nikolsburger Präliminarfriedens. Er wollte nicht zu begehrlich dreinfahren; Preußen sollte daraus ersehen, welch ein angenehmer Bundesgenosse er werden könne. Die österreichischen Unterhändler waren erstaunt, als sie die Kühle der Franzosen gewahrten;. Graf Degenfeld beklagte sich zu dem Herzog von Koburg, Frankreich stehe wohl in der Form an Oesterreichs Seite, in der Sache aber habe es seinen Vorteil nicht gefördert. So kam es, daß Kaiser Napoleon seine Zustimmung zur „großen Annexion" gab, bevor der Kaufpreis von seiten Preußens erlegt war. Der Kaiser und mit ihm seine Minister Rouher und La Valette kannten den Grafen Bismarck noch nicht zur Genüge; gar bald sollten sie gewahren, daß sie überlistet seien und es eine Naivität war, zu glauben, er fühle sich durch den berechneten Edelmut seiner französischen Freunde verpflichtet.

Immer aber mußte Bismarck darauf gefaßt sein, daß Frankreich und Rußland ihm störend dazwischentraten; bloß Italien war ein günstiger Posten in seiner Rechnung. Das italienische Heer hatte sich freilich nicht bewährt, und als Erzherzog Albrecht mit dem größten Teil seiner Feldarmee gegen Norden abzog, leistete es nicht einmal den früheren Dienst, mehrere österreichische Corps zu beschäftigen; der preußische Generalstab war von Unwillen erfüllt, daß die abmarschierenden Oesterreicher nicht verfolgt und festgehalten wurden. Der preußische Gesandte in Florenz, Usedom, gab dieser Unzufriedenheit in einer Note vom 13. Juli in starken Wendungen Ausdruck, so daß sich La Marmora über diese Bevormundung bei dem im Hauptquartier des Königs weilenden Bernhardi er-

bittert beschwerte. La Marmora und König Viktor Emanuel erklärten es für beleidigend, daß Preußen sie gerade in dem Augenblicke meisterte, da sie den gewünschten Vormarsch über den Po begannen. Der König brannte vor Begierde, durch eine Waffenthat die erlittene Niederlage wett zu machen, und da die Vertreter Preußens, um seinen Vormarsch ins Innere Oesterreichs zu beschleunigen, die feste Zusage leisteten, Preußen werde ohne seine Einwilligung keinen Waffenstillstand schließen, verhielt er sich gegen die Einflüsterungen Kaiser Napoleons ablehnend; er war unzufrieden damit, daß der Kaiser die Abtretung Venetiens angenommen hatte, und versprach Bernhardi, er werde den zu ihm abgesandten Prinzen Napoleon, seinen Schwiegersohn, „wie einen Hund" empfangen. Da die Italiener jetzt kein österreichisches Heer mehr gegen sich hatten, hielten sie die Eroberung von Südtirol für so gut wie sicher. Da traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, die Waffenruhe zwischen Oesterreich und Preußen sei geschlossen. Sie glaubten sich hintergangen und auch Usedom wie Bernhardi mußten sich eingestehen, daß Bismarck durch den plötzlichen Ruck zum Frieden den Bundesgenossen in eine unangenehme Lage gebracht hatte. Aber Bismarck nahm eben nur auf denjenigen Rücksicht, der ihm durch seine Kraft Achtung einflößte. Er hatte die Italiener die Sporen fühlen lassen, um sie vorwärts zu treiben; nun benötigte er die Säumigen nicht mehr und erwiderte auf die Vorstellungen Usedoms geringschätzig: „Wir halten uns genau an den Vertrag, und wenn wir fünf Tage ruhen, so thun wir weiter nichts, als was Italien durch vier Wochen gethan hat." Er wünschte den Frieden und deshalb verlangte er auch am 23. Juli von dem italienischen Gesandten Barral sehr bestimmt, sein König solle gleichfalls Waffenstillstand schließen; Preußen habe dem Bundesgenossen Venetien verschafft und von einem größeren Landerwerb sei in dem Allianzvertrag keine Rede. Den Italienern war es somit klar, daß sie nach Wälschtirol als Frucht eigenen militärischen Verdienstes zu spät und darum vergeblich gegriffen hatten.

Barral verließ darauf Nikolsburg plötzlich und ohne Abschied von Bismarck zu nehmen, tief verletzt durch diese Vor-

gänge; das unwirsche Zögern Italiens aber, Frieden zu schließen, kam Preußen zu gute, denn dadurch mußte sich Oesterreich gedrängt fühlen, mit Preußen bald ins Reine zu kommen [1]).

Auf diesem Hintergrunde von Intriguen spielten sich zu Nikolsburg die Verhandlungen ab. Beide Teile hatten aus verschiedenen Gründen Anlaß zur Eile und so kam man in zwei Sitzungen zu Ende, eine dritte diente dem formellen Abschlusse. Ueber einige der Hauptpunkte war bereits früher das Einvernehmen erzielt. Venetien wurde von Oesterreich abgetreten, sonst blieb sein Gebiet ungeschmälert. Der zweite Artikel enthielt den eigentlichen Kampfpreis: Oesterreich gab darin „seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates". Preußen konnte ferner nach dem Vertrage einen Bund der norddeutschen Staaten bilden; falls auch eine süddeutsche Union zu stande käme, solle sie eine nationale Einigung mit dem Nordbunde eingehen dürfen. Endlich trat Oesterreich seinen Anteil an Schleswig-Holstein ab; nur verpflichtete sich Preußen, das dänische Sprachgebiet im Norden Schleswigs an Dänemark zurückzugeben [2]).

Zäher schon ging es bei der Feststellung der Kriegskosten her. Preußen schlug seine Ausgaben für den Krieg auf 100 Millionen Thaler an, und davon sollte Oesterreich die eine Hälfte, seine Bundesgenossen die andere übernehmen. Die Vertreter Oesterreichs erklärten, der erschöpfte Kaiserstaat könne diese Summe nicht erschwingen. Oesterreich hatte außerdem noch eine Gegenrechnung, denn im Frieden mit Dänemark war ausgemacht worden, daß die Kriegskosten von 30 Millionen Thalern von Schleswig-Holstein zu tragen seien; davon entfiel auf jeden der Sieger die Hälfte, und dieser Anspruch war noch nicht berichtigt. Preußen, von jetzt ab Herr von Schleswig-Holstein, nahm die Zahlung an Oesterreich auf sich und willigte

[1]) Für diese Verhandlungen ist der 7. Band der Tagebücher Bernhardis die Hauptquelle, wenn auch bei seinen täglichen Eintragungen manche Irrtümer mit unterliefen.

[2]) Diese Verpflichtung wurde, da Frankreich nicht dem Frieden beitrat, nur Oesterreich gegenüber übernommen; dieses trat später durch den Vertrag vom 11. Oktober 1878 freiwillig von diesem Rechtstitel zurück. Letzteres Zugeständnis war offenbar das Entgelt für die bei der Okkupation Bosniens seitens Deutschlands geleistete diplomatische Unterstützung.

ein, daß diese 15 Millionen Thaler von der von ihm geforderten Kriegsentschädigung abzuziehen seien, ebenso weitere 5 Millionen Thaler für die Naturalverpflegung, die den preußischen Truppen auf österreichischem Boden zu gewähren war. Es blieb also noch eine preußische Forderung von 30 Millionen, aber auch das war Oesterreich zu viel. Da erboten sich die Vertreter Preußens, auf den ganzen Betrag zu verzichten, wofern Oesterreich 20 Quadratmeilen seines Gebietes mit 100000 Einwohnern unter dem Titel einer Grenzregulierung abtrete. Das berührte einen Ehrenpunkt; die österreichischen Unterhändler erwiderten deshalb, eine Regulierung sei nur möglich durch einen Gebietstausch. Die Oesterreicher blieben zähe, und endlich ermäßigte Preußen in der zweiten Sitzung seinen Anspruch auf 20 Millionen Thaler und die Naturalverpflegung. Der Kaiserstaat hatte es dem Grafen Esterhazy zu danken, daß es zu dieser Zahlung kam. Von Brünn aus hatte Bismarck Frieden angeboten ohne die Forderung einer Kriegsentschädigung, unter der Bedingung, daß Oesterreich auf die französische Vermittlung verzichte. Das war auf Esterhazys Betreiben abgelehnt worden, und dafür mußte jetzt der Silberschatz der Nationalbank herhalten.

Die eigentlichen Schwierigkeiten ergaben sich erst, als Preußen von Oesterreich die Anerkennung seiner Eroberungen in Norddeutschland forderte. Es fiel Kaiser Franz Joseph nicht leicht, seine Bundesgenossen dem Sieger preiszugeben. Doch hatte er nur gegen zwei von ihnen besondere Pflichten, gegen Sachsen, weil es ihm treu zur Seite gestanden hatte, und gegen Bayern — gegen den letzteren Staat, weil durch den Vertrag vom 14. Juni vereinbart worden war, daß Oesterreich und Bayern nur gemeinsam Frieden schließen dürften. Doch wurde der Kaiser dieses Vertrages dadurch ledig, daß Bayern es vorzog, für sich allein mit Preußen zu verhandeln. Wohl mißlang der erste Versuch des bayrischen Ministers Pfordten, sich unmittelbar mit Bismarck zu verständigen. Noch war nämlich der Waffenstillstand zwischen Preußen und Bayern nicht zu stande gekommen, als Pfordten in Nikolsburg eintraf und sich bei Bismarck Gehör erbat; dieser fuhr ihn mit den harten Worten an: „Wissen

Sie, daß ich Sie als Kriegsgefangenen verhaften lassen könnte?" Aber im Grunde lag dem preußischen Minister viel daran, die Süddeutschen von Oesterreich zu trennen. Pfordten ging darauf ein, und als Bismarck ihm ankündigte, Bayern werde das Gebiet von Kulmbach abtreten müssen, war der treue Freund schnell dabei, dafür die Herausgabe des Innviertels seitens des österreichischen Genossen an Bayern zu verlangen[1]). So löste sich das lockere Band zwischen den Kabinetten von Wien und München.

Anders stand es mit Sachsen, dessen Herrscherhaus sich mit Oesterreich auf Leben und Tod verbunden hatte; Kaiser Franz Joseph fühlte sich dadurch gebunden, für Sachsen mit allen Kräften einzustehen. Preußen forderte nun die Zustimmung zur Einverleibung des gesamten Königreiches Sachsen, ebenso wie von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt; von dem Darmstädter Großherzog begehrte es Oberhessen, von Bayern den Distrikt von Kulmbach. Oesterreich war bereit, alles andere geschehen zu lassen, zumal da Napoleons Zustimmung vorlag; nur in Bezug auf Sachsen blieb es unbeugsam. In den Beratungen Kaiser Franz Josephs mit König Johann von Sachsen und Beust hatte der Kaiser das Versprechen gegeben, auf der vollen Integrität Sachsens zu bestehen, auch wollte er dem Könige womöglich den Eintritt in den Norddeutschen Bund ersparen und ihm die Zugehörigkeit zum Südbund ausbedingen. Das gegebene Wort wurde in Ehren eingelöst. Mit tiefem Ernste erklärten die österreichischen Unterhändler, daß Kaiser Franz Joseph lieber das Schlachtenglück noch einmal versuchen werde, ehe er Sachsen preisgebe. Bismarck erkannte, daß der Widerstand unüberwindlich sei. Er ging also mit seiner Forderung herab und verlangte, Sachsen solle wenigstens den Leipziger und den Bautzener Kreis abtreten. Auch das wurde von Oesterreich bedingungslos abgelehnt und daran drohte alles zu

[1]) „Oesterreichs Kämpfe", IV, S. 184. Bei der Unterhandlung Bismarcks mit Pfordten zu Berlin, 10. August, behauptete ersterer, Oesterreich habe Bayern preisgegeben und sogar Gelüste nach bayerischen Landesteilen geäußert (Bray-Steinburg, „Denkwürdigkeiten" S. 102). Das ist sonst nicht berichtet und die Aeußerung wird wohl nur dazu gedient haben, einen Druck auf Bayern zu üben.

scheitern. Die erste Sitzung der Unterhändler schloß in der Erwartung der Wiederaufnahme des Kampfes, denn König Wilhelm bestand mit derselben Entschiedenheit auf der Eroberung eines Teiles von Sachsen.

Lebhafter als Bismarck setzte sich der König für eine stattliche Vergrößerung Preußens ein, ja sein Minister schien ihm nicht zähe genug in diesem Streben; denn diesem galt die Aufrichtung des einigen Deutschland als größter Gewinn Preußens wie der deutschen Nation. Der König warf sein Auge auf allerlei Landgebiete seiner überwundenen Gegner, und da seine Ansprüche mit den Erfolgen wuchsen, stellten sich jetzt dem Friedensschlusse dieselben Schwierigkeiten entgegen wie nach dem Kriege gegen Dänemark; auch damals hatte er zuletzt noch eine neue Forderung erhoben, so daß Bismarck, um zu dem gewünschten Ende zu gelangen, Roon beim König zu Hilfe rufen mußte[1]). König Wilhelm fand jetzt, daß es zu viel der Großmut sei, Sachsen heil aus seiner Niederlage hervorgehen zu lassen, da er der Dresdener Regierung die größte Schuld an der Erklärung des Bundeskrieges gegen Preußen beimaß. Noch mehr lag ihm am Herzen, von dem Norden des Königreiches Bayern die alten hohenzollernschen Markgrafschaften Ansbach, Bayreuth und Kulmbach, die Stammsitze seines Hauses, loszureißen. Gerade diese Erwerbung hätte dem König bei seinem starken und starren Familiensinne den größten Triumph bereitet.

Natürlich sollte auch Oesterreich nicht ungeschmälert ausgehen; Prinz Friedrich Karl lenkte die Aufmerksamkeit des Königs auf den nordwestlichen Teil Böhmens, und zwar auf das von Deutschen bewohnte Vorland vor dem Erzgebirge, das breite Egerthal von Eger und Karlsbad bis Teplitz, und dann bis Reichenberg: das Hauptstück Deutsch-Böhmens wäre so mit Preußen vereinigt worden.

Der König war in Nikolsburg an einem Anfalle von Cholerine leidend und einen Augenblick befürchtete man sogar, er sei von der Cholera ergriffen, aber seine Unpäßlichkeit hielt

[1]) Horst Kohl, „Bismarck-Jahrbuch", IV, S. 76. Vgl. auch Busch, „Tagebücher" (deutsche Ausgabe) II, S. 466.

ihn ebensowenig von den Geschäften ab wie von dem Beharren auf seiner Meinung. Mit unübertrefflicher Anschaulichkeit schildert Bismarck in seinen „Erinnerungen" den Kampf, den er führen mußte, um die Ansprüche des Königs zu mäßigen; ihm schwebte ja eine aufrichtige Versöhnung mit Oesterreich und den süddeutschen Staaten vor, und dieser große Gedanke war gefährdet durch allzuweit reichende Annexionspläne. Aber bei dem am 23. Juli abgehaltenen Kriegsrate stimmten die Generäle für größere Eroberungen oder für die Fortsetzung des Krieges und Bismarck unterlag. Tief ergriffen von der Größe des historischen Augenblicks, in vollem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die er für das Gelingen seines Lebenswerkes trug, fühlte Bismarck während der Beratung, daß er nicht mehr Herr seiner selbst sei, stand schweigend auf, um sich in sein anstoßendes Schlafzimmer zurückzuziehen, und hier entlud sich der Sturm seiner Nerven in einem ihn erschütternden Weinkrampf.

Indessen durfte er seine Sache noch nicht verloren geben, und er entwarf noch an demselben Tage eine Denkschrift, in der er die Gründe für einen baldigen Friedensschluß und für mäßige Bedingungen niederlegte, eine Arbeit, die zu seinen größten und reifsten Leistungen gehört. Er erinnerte den König an die von den neutralen Mächten drohenden Gefahren, sowie daran, daß Oesterreich alles Billige zugestanden habe, so daß man seinem Wunsche in der Gebietsfrage nachgeben könne. Es wäre ein politischer Fehler, „durch einen Versuch, einige Quadratmeilen mehr von Gebietsabtretung oder wenige Millionen mehr Kriegskosten von Oesterreich zu gewinnen, das ganze Resultat wieder in Frage zu stellen". Auch mahne die im Heere ausgebrochene Cholera daran, an die Gefahren eines Augustfeldzuges zu denken. In feierlicher Form lehnte Bismarck zum Schlusse die Verantwortung ab, falls „gegen seinen ehrfurchtsvollen Antrag und Rat" der schleunige Abschluß des Friedens erschwert würde.

Als Bismarck am nächsten Tage zur Entgegennahme der Entscheidung vor Wilhelm I. trat, fand er ihn zunächst unnachgiebig in dem Verlangen nach österreichischen und sächsischen Gebietsteilen. Der König war so erregt, daß eine Ver-

längerung der Beratung unmöglich schien und Bismarck annehmen mußte, sein Rat sei abgelehnt. Der große Minister sah sich an einem entscheidenden und, wie es schien, schmerzlichen Wendepunkte seines Lebens. Es ist kaum gestattet, die Lösung des Konfliktes mit anderen Worten zu erzählen, als sie Bismarck in seiner Darstellung wählt; diese Stelle aus seinen „Erinnerungen" darf in der Geschichte des Friedensschlusses von 1866 nicht fehlen.

„In mein Zimmer zurückgekehrt," so erzählt Bismarck, „war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen, und ich sah mich nicht um, als ich die Thür öffnen hörte, obwohl ich vermutete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Korridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, während er sagte: ‚Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für notwendig gehalten und tragen die Verantwortung dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehen und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten.' Er begab sich dann zum Könige, kam nach einer kleinen halben Stunde zurück in derselben ruhigen und freundlichen Stimmung, aber mit den Worten: ‚Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater hat zugestimmt.' Diese Zustimmung hatte ihren Ausdruck gefunden in einem mit Bleistift an den Rand einer meiner letzten Eingaben geschriebenen Marginale ungefähr des Inhalts: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt, und ich hier außer stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen [1])."

[1]) Vgl. Max Lenz, „Zur Kritik der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck", Deutsche Rundschau 1899, 3. Bd. Lenz führt den Nachweis, daß Bismarcks Erzählung im einzelnen, besonders was den Tag des

Der König hatte sich von seinem Sohne nur schwer umstimmen lassen, obwohl er seinen Rat mit den Worten begehrte: „Sprich du im Namen der Zukunft.“ Man wußte in der Umgebung des Königs, daß ernste Meinungsverschiedenheiten über die Friedensbedingungen entstanden seien, als der Kronprinz zum König berufen war. Der Herzog von Koburg sah den Kronprinzen zögernd und ängstlich in die Gemächer des Königs schreiten. „Graf Bismarck und ich,“ so erzählte er, ohne übrigens von dem Inhalte der Beratungen unterrichtet zu sein, „harrten inzwischen im Vorzimmer der Entscheidung und ich erinnere mich recht deutlich, wie die schwer wiegenden Augenblicke träge zu verlaufen schienen. Endlich erschien der Kronprinz wieder. Er war wie erschöpft, aber er konnte versichern, in der Hauptsache habe der König nachgegeben.“

In diesen erregten Tagen gab es der Reibungen viele im Hauptquartier. Nach einer Nachricht hätte König Wilhelm dem Antrage Roons, die höheren Jahrgänge der Landwehr zur Bildung neuer gegen Frankreich aufzustellender Bataillone einzuberufen, lange nicht seine Genehmigung erteilen wollen, obwohl dies offenbar dringend notwendig war. In einem Augenblicke der Unzufriedenheit bot Roon dem König seine natürlich nicht angenommene Demission an, und er schreibt am 25. Juli, offenbar mit Hinblick auf diesen Zwischenfall: „Die überstandene Arbeitsthätigkeit und die Mannigfaltigkeit der Eindrücke der letzteren haben die maßgebenden Nervensysteme — wie das meinige — dermaßen überreizt, daß es bald hier, bald da lichterloh zum Dachstübchen hinausbrennt und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer herzueilen muß.“

So brachte denn die zweite Sitzung der preußischen und österreichischen Bevollmächtigten am 25. Juli die Einigung über die Schonung Sachsens wie über die Höhe der Kriegskosten. Es gab nur einen Augenblick der Aufregung. Als die österreichischen Unterhändler so viel erreicht hatten, brachte Graf Karolyi

---

oben erwähnten Kriegsrates betrifft, nicht ganz genau sein kann. Indessen steht wohl fest, daß der Zug der Ereignisse und die Stimmung jener bewegten Tage von Bismarck im ganzen mit geschichtlicher Treue geschildert sind.

den Wunsch zur Sprache, es solle Sachsen außerdem noch freistehen, sich dem Südbunde anzuschließen. Das war für Bismarck zu viel. Er fuhr von seinem Sitze auf und sagte lauten Tones: die Verhandlung sei abgebrochen, wenn Oesterreich auf dieser Forderung beharre. Darin, so fügte er hinzu, sei er unerschütterlich und er würde augenblicklich seine Entlassung nehmen, falls der König ihm die Annahme dieser Bedingung befehle. Leicht konnte Bismarck die Drohung in dieser Schärfe aussprechen, da der König doch härter in seinen Forderungen war als er.

Noch einmal trat die Entscheidung über Krieg und Frieden an Kaiser Franz Joseph heran. Um größere Dinge handelte es sich dabei als bloß um die Zukunft Sachsens. Aber König Johann selbst trat von dem Wunsche des Anschlusses an den Südbund zurück, der auch unter seinen in Dresden zurückgebliebenen Ministern keine Billigung fand, da sie ehrlichen Anschluß an Preußen für ersprießlich hielten. Der Kaiser überließ es gewissermaßen seinem Bundesgenossen, ob der Kampf wieder aufzunehmen sei, doch fügte er, wie es heißt, hinzu, daß, falls der fortgesetzte Krieg wieder unglücklich ausfalle, Oesterreich dann beim Abschlusse des Friedens lediglich seine eigenen Interessen berücksichtigen könne [1]). Darauf antwortete Beust im Sinne seines Königs: „Auf dem Kriege bestehen, da Eure Majestät Frieden schließen wollen, hieße eine Verantwortung übernehmen, die der König nicht übernehmen kann." Aber im österreichischen Heere gab es eine Partei, welche die Fortsetzung des Kampfes für eine Ehrensache hielt. Diese Stimmung kam aufs hitzigste in der Militärzeitung „Der Kamerad" zum Ausdrucke, die sich zu dem Ausspruche verstieg: „Keinen Frieden, es sei denn, er bringe uns so viel, als Oesterreich nach Niederwerfung des

[1]) Daß diese Zwischenbemerkung von dem Kaiser gemacht wurde, wird mir von beachtenswerter Seite versichert. — Vgl. Friesen, „Erinnerungen", II, S. 225. Gegen die von seinem Kollegen Friesen erhobenen Vorwürfe, daß er die Interessen Sachsens vernachlässigt habe, verteidigte sich Beust in seiner Schrift „Erinnerungen zu Erinnerungen" und in seinen „Denkwürdigkeiten". Die Bedingungen des von Sachsen am 21. Oktober abgeschlossenen Friedens waren für das Land recht hart. Es mußte 10 Millionen Thaler Kriegskosten zahlen und preußische Truppen blieben bis Ende 1867 im Lande.

Feindes zu fordern berechtigt wäre." Selbst in der Umgebung des Kaisers vernahm man solche Stimmen. Man wußte in Wien, wie schwer das preußische Heer unter der Cholera leide, und thatsächlich raffte die Krankheit halb so viel Soldaten hin, als im Kampfe gefallen oder an den erlittenen Wunden verstorben waren; die Zahl der den Waffen Erlegenen betrug im ganzen 4450. Zudem hatte sich während der Waffenruhe ein stattliches österreichisches Heer auf den Lagerplätzen südlich von der Donau versammelt. Am 21. Juli waren die ersten Bataillone der Nordarmee in Preßburg angelangt; aufs äußerste wurde dann der Marsch und der Uebergang auf das südliche Ufer beschleunigt und am 17. Juli hatte das gesamte Heer Benedeks den beschwerlichen Rückzug vollzogen. Den Tag vorher legte Benedek den Oberbefehl nieder. Die Anstalten des Erzherzogs Albrecht zur Abwehr des Feindes waren schier lückenlos. Der historische Uebergangspunkt über die Donau, von Napoleon vor den Schlachten von Aspern und Wagram gewählt, war durch die Schanzen nördlich von dem Strome gedeckt, in denen das Corps Gablenz lag. Westlich von Wien, gegen Tulln, ließ man bloß eine Brigade und ein Husarenregiment unter General Fratricsevics zur Ueberwachung der oberen Donau, da ja die Marsch- und Angriffsrichtung der preußischen Heere gegen Preßburg zu ging; südlich von dieser Stadt war deshalb die Masse des österreichischen Heeres, 190000 Mann Infanterie und 17000 Reiter, zwischen der Donau und dem Neusiedlersee konzentriert; wie vor der Schlacht bei Custoza wurde nahezu die ganze Macht zu dem entscheidenden Schlage vereinigt. Zwei Tage vor dem Schlusse des Waffenstillstandes durchritt General John mit Oberst Neuber die Gegend zwischen Preßburg und Bruck an der Leitha, um das Schlachtfeld zu besichtigen, auf dem die Preußen im Uebergange über den Strom angegriffen werden sollten[1]). Zusammen mit den Truppen in den Floridsdorfer Schanzen und bei Tulln verfügte der Erzherzog über 214000 Mann Infanterie, 20900 Reiter und 800 Geschütze. Am Abende des 27. Juli wurde die Schiffbrücke bei Preßburg abgebrochen, alle Schiffe

[1]) Das Feldlager bei Bruck wurde nach dem Kriege zu dem jetzt bestehenden Uebungslager umgewandelt.

und Mühlen auf Meilen hin zerstört oder weggeführt. Eigens zum Anrennen erbaute Maschinen lagen bei Melk und im Donaukanal bei Wien, um den Brückenschlag des Feindes zu stören; außerdem hielt man bei Kaisermühlen zwei als Widderschiffe armierte Dampfer bereit zur Zerschlagung von preußischen Schiffbrücken.

In diesem Zeitpunkte verfügte der König von Preußen für eine Donauschlacht über 194000 Mann; es wäre ein gewaltiges Ringen im Uebergange über den Fluß gewesen. Die großen Erinnerungen aus der napoleonischen Zeit befeuerten den Erzherzog und seine Umgebung; hatte doch sein Vater unter ähnlichen Verhältnissen den sagenumrauschten Strom der Heimat nachhaltig gegen den größten Meister des Krieges verteidigt und ihn anfänglich glücklich bei Aspern über die Donau zurückgetrieben. Im Jahre 1809 verteidigten die Oesterreicher das nördliche Ufer, jetzt das südliche; das Terrain nun war Erzherzog Albrecht günstiger als seinem Vater, denn das südliche Ufer überhöht und beherrscht überall das gegenüberliegende, und die Schanzwerke von Floridsdorf nötigten den Gegner, eine ansehnliche Macht nördlich von der Donau zurückzulassen, um einen Ausfall des Generals Gablenz abzuwehren. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es sofort zu einer großen Entscheidungsschlacht gekommen wäre, denn die preußischen Divisionen waren zum Teil erst im Anmarsche und es bedurfte für die Ueberschreitung der Donau umfassender Vorbereitungen.

Die Entscheidung in dem drohenden Kampfe mußte, da die Zahl der Streiter nicht allzu verschieden war, in der militärischen Tüchtigkeit der beiden Heere liegen. War es aber wahrscheinlich, daß die Truppen der österreichischen Nordarmee nach ihren Niederlagen noch mit ungebrochener Kraft in den Kampf ziehen würden? Hatten die Mängel des Heerwesens in der kurzen Frist weniger Wochen gutgemacht werden können? Das war es, was die einsichtigen Offiziere, und mit ihnen der Chef des Generalstabs, nur zögernd beantworteten.

Bei all dem erwies sich Oesterreich nach seinen Niederlagen im Norden noch als eine imponierende Militärmacht; während im Kriege von 1870 nach den Schlachten bei Metz dem Sieger

der Weg nach Paris offen ſtand, begegneten die Preußen vor den Mauern Wiens einem ſchlachtbereiten Heere. Erzherzog Albrecht ſcheute den Kampf nicht, trotz der Ueberlegenheit der Bewaffnung des Feindes und ſeiner aus den bisherigen Siegen geſchöpften Zuverſicht. Aber das Gewicht der Gründe für den Frieden war unverkennbar [1]). Bei der entſcheidenden Beratung in der Hofburg überließ er das Wort ſeinem Generalſtabschef John und dieſer ſprach nachdrücklich für den Frieden. Unumwunden drang er, der Bedeutung des Augenblicks eingedenk, in den Kern der Frage ein, legte alle Schwächen Oeſterreichs bloß und mit der ihm eigenen Offenheit ſtellte er vor, welchen Gefahren das Reich und ſelbſt die Dynaſtie bei einer zweiten großen Niederlage entgegengehe. So ſtimmte der Kaiſer dem Frieden zu. Aber als der Erzherzog und John die Treppen zum Joſephsplatz hinabſtiegen, ſagte der Erzherzog, er ſei befremdet, daß John die Lage ſo düſter gezeichnet habe, denn noch gäbe es Möglichkeiten des Sieges. Da erwiderte John kurz und trocken wie immer: „Kehren wir um, daß der Kaiſer aus dem Munde Eurer kaiſerlichen Hoheit auch dieſe Gründe höre!“ Aber ſo ſehr auch der Empfindung des Erzherzogs Nachgeben widerſtrebte, ſo ſagte ihm doch ſeine militäriſche Einſicht, daß Oeſterreich angeſichts der überlegenen Taktik und Bewaffnung des feindlichen Heeres gut thue, das Waffenglück nicht noch einmal zu verſuchen.

So günſtig übrigens die Ausſichten der Preußen ſtanden, ſo war die militäriſche und noch mehr die politiſche Lage für ſie doch nicht ohne Gefahren. Oeſterreich anderſeits hatte den Vormarſch der italieniſchen Armee zu befürchten, der nur Heeresſplitter entgegengeſetzt werden konnten. Wenn ſich ihr Befehlshaber Cialdini von dem Geiſte der preußiſchen Heerführung anhauchen ließ, ſo bedrohte er die öſterreichiſche Macht an der Donau im Rücken. Oeſterreich wie Preußen hatten ſomit die ſtärkſten Gründe zur Unterzeichnung des Friedens, und ſo ſendete denn Kaiſer Franz Joſeph faſt am Schluſſe der Waffenruhe, am 26. Juli um 5 Uhr nachmittags, den Befehl nach Nikolsburg,

[1]) Vgl. Teuber, „Herzog Wilhelm von Württemberg“, S. 185.

in der sächsischen Frage nachzugeben und den Präliminarfrieden zu unterzeichnen. Im preußischen Hauptquartier zweifelte man schon an dem Abschlusse. „Wer weiß, ob der Friede zu stande kommt," meinte Roon. „Und übermorgen sollen die Feindseligkeiten wieder angehen, wenn bis dahin keine Basis gewonnen. Hier ist alles aufs äußerste gespannt. Es heißt Geduld und Ergebung in Gottes Willen." Als die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, erhob sich König Wilhelm, umarmte und küßte dankend und weinend zuerst Bismarck, dann Roon und Moltke.

Die Waffenruhe, welche am 27. Juli mittags zu Ende ging, wurde bis zum 2. August verlängert; von diesem Tage an herrschte Waffenstillstand, der auch für die süddeutschen Staaten zu gelten hatte. Ueber den endgültigen Frieden sollte in Prag verhandelt werden, und vor seinem Abschlusse war der Gewinn seitens Preußens nicht in Sicherheit gebracht.

* * *

Zwischen Oesterreich und Italien gab es noch arge Weiterungen. Cialdini hatte das italienische Heer bis an die Grenze Venetiens und an den Isonzo geführt, aber nur in langsamen Tagemärschen, worüber man sich im preußischen Hauptquartier bitter beklagte; am 18. Juli war ihm nach heftiger Beschießung die Festung Borgoforte, die südlich von Mantua den Po sperrte, in die Hände gefallen — der einzige militärische Erfolg der Italiener in dem ganzen Feldzuge. Das eine Corps, das Erzherzog Albrecht unter FML. Maroičić gegen ihn zurückließ, mußte vor ihm zurückweichen; mit 25000 Mann versuchte Maroičić jetzt, die Isonzolinie zu halten. Die am 2. August zu Ende gehende Waffenruhe[1]) wurde bis zum 9. August verlängert, aber über die Bedingungen des Waffenstillstandes konnte man sich nicht einigen. Die Italiener verlangten die Anerkennung des militärischen uti possidetis, denn sie wollten vorerst die von ihnen besetzten Teile Südtirols festhalten; der Friede sollte dann

[1]) Am 26. Juli, dem ersten Tage der Waffenruhe, fand noch ein Gefecht statt. Oberst Török, der sich mit 2 Bataillonen und 2½ Eskadronen noch westlich vom Isonzo befand, wollte an den Fluß ziehen. Die Italiener, die gleich ihm noch nichts vom Abschlusse der Waffenruhe wußten, umstellten ihn, aber er erkämpfte sich bei Versa den Rückzug.

endgültig über deren Schicksal entscheiden. Es war wohl ihr Gedanke, indessen die Wälschtiroler bearbeiten zu lassen, auf daß sie den Anfall an Italien erbäten, wovon das Landvolk eigentlich nichts wissen wollte: so hofften sie zum Schlusse das Land zu gewinnen. Darin aber verstand Oesterreich keinen Scherz: es wollte den Waffenstillstand nur gewähren, wenn das ganze deutsche Bundesgebiet von italienischen Truppen geräumt sei. Drohend wurde dem König von Italien angekündigt, daß der Krieg am 10. August mit aller Macht aufgenommen werden würde, wenn seine Truppen nicht ganz Tirol und jeden Fleck deutschen Bundesgebietes am Isonzo räumten. Des Feindes im Norden war Oesterreich ledig, mit höchster Energie wurde sofort an die Absendung eines Teiles der Donauarmee nach Süden geschritten. Am 2. August begannen die Militärtransporte; täglich gingen im Durchschnitte 27 Züge mit Truppen und Kriegsmaterial ab, um bis zum 16. August vier Armeecorps zu dem Corps Maroičić stoßen zu lassen. Dieses Hin- und Herwerfen eines ganzen Heeres von Italien an die Donau und umgekehrt ist eine schöne Leistung des österreichischen Generalstabs; 156000 Mann wurden jetzt einwaggoniert. Die Linien der Südbahn hatten damals zum großen Teil nur ein Geleise und am Semmering mußten zudem die großen Militärzüge wegen der starken Steigung mehrfach geteilt werden, so daß sich hier täglich 80—90 Staffeln mit 20 bis 30 Gegenzügen begegneten. Dennoch kam kein Eisenbahnunfall vor und die ganze Heeresbewegung vollzog sich in aller Ordnung.

Erzherzog Albrecht verlegte sein Hauptquartier an den Isonzo und traf zu Nabresina mit Tegetthoff zusammen, wo die beiden siegreichen Befehlshaber das Zusammenwirken von Heer und Flotte verabredeten. Die Flotte sollte bei Triest ein Bataillon einschiffen, dann in voller Pracht die von ihr beherrschte Adria durchschiffen und vor Venedig erscheinen; hier aber wurden pomphafte Anstalten zur Aufnahme von 30000 Mann getroffen. Diese Demonstration sollte im italienischen Heere den Glauben erwecken, es werde ein Stoß von der Seeseite geführt werden. Ganz anders aber waren die Pläne des Erz-

herzogs. Mit vier Armeecorps wollte er den Isonzo überschreiten, ein fünftes, das zu Villach in Kärnten auswaggoniert war, hatte von Norden her gegen Cialdini vorzubrechen. Als nun Italien die vorgeschriebene Bedingung nicht annehmen wollte, wurde ihm eine 24stündige Frist gegeben und für den 11. August der Wiederbeginn des Kampfes in Aussicht gestellt. Vergebens legte Kaiser Napoleon sein Fürwort für Italien ein, um dem Schützling die Demütigung zu ersparen; er meinte, man könne bis zum endgültigen Frieden den Grundsatz des uti possidetis anerkennen. Aber Oesterreich blieb unbeugsam, denn die Welt sollte sehen, wie waffentüchtig das Reich selbst nach seinen Niederlagen in Böhmen sei. Schon waren auch an General Kuhn nach Trient die Befehle zum Angriffe ergangen. Er verfügte jetzt über 19 000 Mann regulärer Truppen und ordnete für den 11. August einen umfassenden Angriff auf die Division Medici gegen Pergine an; gleichzeitig sollten von Deutschtirol her die Landesschützen gegen die Rückzugslinie der Divisionen Medici und Cosenz im Val Sugana vordringen. — Da gab Italien endlich nach, behielt Venetien besetzt, räumte aber alle strittigen Gebiete. Unter dieser Bedingung wurde der Waffenstillstand abgeschlossen; überall zogen sich darauf die Italiener zurück und rasch folgten ihnen die Oesterreicher. Die Freiwilligen Garibaldis ließen in Condino beim eiligst befohlenen Rückzug Tausende von Flaschen feuriger südländischer Weine zurück, die Spende patriotischer Landsleute. Sie begehrten die Ladung von den Kaiserjägern zurück; die Verteidiger Tirols aber zogen es vor, sich selbst an der Beute zu stärken.

* * *

Im Sturmschritt hatten die preußischen Heere den Weg von Dresden bis Wien zurückgelegt und mit ebenso raschem Zugriff wurde zu Nikolsburg Frieden gemacht. Sieg wie Friedensschluß betäubten Europa durch ihre Schnelligkeit; denn man kannte die Motive nicht, die König Wilhelm bestimmten, an der Donau Halt zu machen, und wußte nicht, wie unbequem neben Frankreich auch Rußland sich eben jetzt dem Berliner Kabinette machte. Denn gerade in der Zeit zwischen der Be-

endigung des Krieges an der Donau und in Italien drohten die neutralen Mächte mit Einmischung und traten mit ihren Ansprüchen hervor. Aufschub war bisher gewonnen, nicht mehr. Noch in Nikolsburg kam Bismarck am 27. Juli die unliebsame Nachricht zu, Rußland habe in aller Form die Berufung eines Kongresses beantragt. Sollte also Preußen das ihm durchwegs mißgünstige Europa über die Gestaltung Norddeutschlands entscheiden lassen? Ergrimmt über diese widrige Wendung rüstete sich Bismarck zur Abwehr. Der König hatte schon Nikolsburg verlassen und hielt eben drei große Paraden ab: über die Elbearmee, über das Heer des Prinzen Friedrich Karl, dann über das Corps Steinmetz, bei dem sich der Kronprinz befand. Es waren prächtige militärische Schauspiele, als König Wilhelm den Truppen Dank sagte für ihre Thaten, zumal als er sich bei Austerlitz an die Spitze eines Regiments stellte und es dem Kronprinzen und Steinmetz mit den huldigenden Worten vorführte: „Der König seinen kommandierenden Generälen". So hatte denn Bismarck allein für die Abwehr der Einmischung Rußlands zu sorgen; er that dies vorerst in einer kräftigen, nach St. Petersburg gerichteten Depesche, in der er nicht undeutlich damit drohte, Preußen werde, um seine Eroberungen zu behaupten, nicht bloß die nationale Kraft Deutschlands, sondern auch Polens entfesseln. Es war immerhin möglich, daß Oesterreich neue Hoffnung schöpfte und im Vertrauen auf den Kongreß Schwierigkeiten erhob, den endgültigen Frieden abzuschließen. Das hatte es auch nach dem Nikolsburger Waffenstillstand in der Hand. Nie verlegen in der Wahl seiner Mittel, beschloß der preußische Minister, Oesterreich einen Merks zu geben, welche Machtmittel Preußen außer seinem Heere noch zur Verfügung stünden. Dazu waren die ungarischen Freischaren bestimmt, welche von den Generälen Klapka und Vetter in Schlesien, sodann die Südslaven, die von General Türr in Serbien gesammelt wurden.

Die Klapkasche Legion.

Zwischen Bismarck und Klapka war schon vor Ausbruch des Krieges ausgemacht worden, daß die Abgesandten des letzteren unter den ungarischen Kriegsgefangenen Werbungen veranstalten dürften, nach dem Muster, das Napoleon III. während des Krieges von 1859 gegeben hatte. Im Jahre 1866 machten die Preußen 40—50000 Kriegsgefangene — davon die kleinere Hälfte verwundet, die größere unverwundet — und der fünfte Teil von ihnen dürfte aus Magyaren bestanden haben. Um die Werbungen zu erleichtern, wurden die Gefangenen aus den 23 ungarischen Regimentern in den schlesischen Festungen Glogau, Neisse und Kosel untergebracht, die übrigen nach Magdeburg und in die nördlicheren Festungen geschickt. Die an die Magyaren herantretende Versuchung war groß, denn man kommandierte die Gefangenen zu harter zehnstündiger Schanzarbeit bei schmaler Kost; dann traten die Werber unter sie und versprachen ein gutes Handgeld, sowie baldige Rückkehr ins Vaterland; unter den desertierten Soldaten wurde auch das Gerücht verbreitet, Prinz Friedrich Karl sei zum König von Ungarn bestimmt. Etwa ein Vierteil aller magyarischen Gefangenen, nicht ganz 2000 Mann, ließen sich gewinnen, von denen die Hälfte dem 46. Regiment angehörte, demselben, das die Höhe von Chlum ungenügend verteidigt hatte. Besonders treu hielten sich dagegen das 2. und das 23. Regiment, aus denen nur ganz vereinzelte Uebertritte vorkamen. Die preußischen Generäle hegten gegen die Werber Klapkas Widerwillen; erst ein königliches Dekret vom 14. Juli beseitigte ihr anfängliches Widerstreben. Aber selbst dann bereitete der Kommandant von Glogau dem unsauberen Geschäft große Schwierigkeiten. Die so zusammengebrachte Klapkasche Legion zählte außer einigen Dutzend Offizieren aus der Revolution von 1849 keine Mannschaft, die sich etwa aus freien Stücken Klapka zur Verfügung gestellt hätte; selbst an Offizieren fehlte es, so daß man 17 der übergetretenen Unteroffiziere zu ihrer eigenen Ueberraschung zu Offizieren und einen von ihnen, Hutka, sogar zum Adjutanten ernennen mußte.

Man bewaffnete die Schar nicht mit Hinterladern, dazu war sie zu unzuverlässig, sie erhielt Miniégewehre und eine aus eroberten österreichischen Geschützen gebildete Batterie; auch eine Husarenabteilung wurde angeworben. Am 26. Juli wurde der Legion zu Neisse von ihrem General feierlich der Eid der Treue für Ungarn abgenommen.

Am 27. Juli betrat Klapka mit nicht ganz 6000 Mann das österreichische Schlesien, um von hier aus in Ungarn einzudringen. Um dies zu erleichtern, erhielt General Stolberg den Befehl, Teschen und sein Gebiet bis an die Karpathen wieder zu besetzen, und dies geschah, obwohl die Waffenruhe bereits eingetreten. Formell waren die Preußen hiezu berechtigt, da die bis zum 2. August währende Waffenruhe nur zwischen den beiden Hauptheeren an der Donau bestand; westlich von dieser Demarkationslinie dagegen, ebenso in Böhmen und in Schlesien streiften preußische wie österreichische Abteilungen bis an die feindlichen Vortruppen; so drangen die Oesterreicher von der Donau gegen Znaim vor; die Preußen besetzten rasch noch Eger und die Städte Westböhmens, um sie mit Kriegssteuern zu belegen. Anders stand es vom 3. August an, weil von diesem Tage ab der zu Nikolsburg vereinbarte Waffenstillstand galt und jedes weitere Vorschieben von Truppen einen Vertragsbruch bedeutete. Diesem Umstande Rechnung tragend, telegraphierte auch Kriegsminister Roon an General Stolberg und Oberst Döring nach Schlesien, daß die Ausrüstung der Legion nicht fortgesetzt werden dürfe und daß ihr Einfall in Ungarn zu verhindern sei; es wurden sogar Maßregeln zur Auflösung der Legion verfügt. Diesen Weisungen entsprechend mußte Klapka vorerst thatsächlich, bevor er noch ungarischen Boden betreten konnte, das österreichische Gebiet verlassen und nach Preußisch-Schlesien zurückkehren.

Tief verstimmt schickte Klapka darauf zwei seiner Begleiter, Komaromy und Simonyi — der letztere weilte als Vertrauensmann Kossuths in seinem Lager — am 31. Juli zu General Stolberg, um Einspruch gegen das Verbot des Vormarsches zu erheben. Stolberg nun blieb amtlich und zum Scheine bei seiner Weisung; er gab aber den beiden Ungarn persönlich wie

durch seinen Adjutanten den deutlichsten Wink, daß die preußische Regierung nichts dagegen hätte, wenn die Legion trotzdem ihr Glück in Ungarn versuchte. Diese Thatsache ist aus den seither veröffentlichten Berichten Simonyis an Kossuth bekannt geworden [1]).

Woher die plötzliche Wendung? Sybel klärt darüber auf, indem er auf Bismarck als denjenigen hinweist, der die Auflösung der Legion verhinderte und nach Abschluß des Waffenstillstandes den Befehl erwirkte, sie zu verstärken [2]). Davon wurde der ungarische General Vetter, der in Berlin zurückgeblieben war, sofort verständigt und er sandte einen seiner Offiziere mit der frohen Meldung an Klapka. In demselben Sinne telegraphierte Bismarck anfangs August auch an Türr nach Belgrad, er solle die von ihm angeworbene Mannschaft zusammenbehalten. Bismarck sah sich vor die Einmischung Rußlands und vor neue Ansprüche Frankreichs gestellt, und deshalb hielt er es für notwendig, Oesterreich das Schreckbild der Revolutionierung Ungarns und zugleich eines Rassenkrieges an der unteren Donau vorzuhalten. Noch an Größeres dachte Bismarck; er hatte schon früher zu dem ungarischen Emigranten Seherr-Thoß gesagt, er werde ganz Deutschland revolutionieren, falls Napoleon sich einmische; wenn die Umstände es erheischten, werde Preußen den Deutschen noch mehr bieten als die Frankfurter Reichsverfassung von 1849.

Eines der angewandten Schreckmittel versagte allerdings sofort. Rumänien und Serbien konnten es nicht wagen loszubrechen, weil Rußland und Frankreich, eifersüchtig auf die Erfolge der preußischen Waffen, in Bukarest und in Belgrad aufs bestimmteste für den Frieden wirkten. So kam es, daß der rumänische Kriegsminister dem österreichischen Generalkonsul am 15. Juli formell erklärte, Rumänien denke nicht an einen Losbruch; unmittelbar darauf trat Bratianu, die Seele der Bewegungspartei, aus dem Ministerium und vom 1. August an wurden die rumänischen

---

[1]) A. Kienast, „Die Klapkasche Legion" (Wien 1900), S. 195—197. Außer der von ihm benützten Litteratur vgl. noch Dragomirow, „Gesammelte Aufsätze" (Hannover 1870), S. 10.

[2]) Sybel, V, S. 348.

Truppen auf den beſcheidenen Stand von 7600 Mann herabgeſetzt. Dieſelbe Erſcheinung in Belgrad: die Serben mußten abrüſten und erhoben die Klage, daß die ſtrahlenden Ausſichten der Südſlaven von der ruſſiſchen Diplomatie einem vorübergehenden Intereſſe geopfert würden.

Anders ſtand es mit der Klapkaſchen Legion, die im Machtbereiche Preußens ſtand. Man hatte ihrem Führer von preußiſcher Seite nahegelegt, er könne unter dem Vorwande eines Uebungsmarſches aufbrechen; thatſächlich wurde ſpäter im preußiſchen Generalſtabswerke behauptet, er habe ſich auf dieſe Weiſe der Ueberwachung entzogen. Es macht den Eindruck, daß Moltke ebenſowenig wie Roon in das Doppelſpiel eingeweiht waren, da Moltke am 2. Auguſt die Weiſung gab, eine Grenzüberſchreitung durch die Legion nicht zu geſtatten. Unterdeſſen aber durchzog Klapka bis zum 3. Auguſt Oeſterreichiſch-Schleſien und betrat an dieſem Tage das ungariſche Gebiet. In dem Kriegsrate, den er zuvor berief, widerrieten nahezu alle ſeine Offiziere dem durchaus ausſichtsloſen Beginnen; er aber glaubte es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein, ſich nicht bloß als Vogelſcheuche gebrauchen zu laſſen. Deshalb ſetzte er ſeinen Marſch fort. Bei der ungariſchen Grenze holten ihn zwei Botſchaften ein; die eine brachte der von Vetter aus Berlin geſchickte Offizier und ſie lautete vielverheißend, denn ſie meldete von dem Umſchwung der Stimmung im preußiſchen Miniſterium; die andere wurde von dem Adjutanten des Grafen Stolberg übermittelt, der ihm in Erinnerung brachte, der Waffenſtillſtand habe begonnen, und ihm mitteilte, es ſei beſtimmt verboten worden, ihm weitere Mannſchaft ſeiner Legion nachzuſenden. Entſcheidend für Klapka war, daß er unter der ſlowakiſchen Bevölkerung des Landſtriches, den er beſetzte, nicht die geringſte Unterſtützung fand und daß auch aus dem magyariſchen Süden ihm niemand aufmunternd entgegenkam. Dagegen zog ſich gegen ihn eine ſchwere Gefahr zuſammen. Von Nordoſten her ſchickte ihm der Feſtungskommandant von Krakau zwei Bataillone unter Oberſt v. Fiſcher zur Verfolgung nach; auch von Süden wurden ihm eiligſt öſterreichiſche Truppen entgegengeworfen. Klapka kam ſomit zwiſchen zwei Feuer, und der Befehl war erteilt, ihn als Hochverräter nach

Kriegsrecht zu behandeln. Der Aufenthalt in seinem ungarischen Vaterlande wurde ihm unbehaglich; um sich somit den ihn verfolgenden österreichischen Abteilungen zu entziehen, wich er nach Westen ins Gebirge aus und erreichte auf beschwerlichen Wegen mährisches Gebiet. In eiliger Flucht marschierte er bis Roznau, dann nach Norden, und er konnte von Glück sagen, daß er am 6. August die bergenden preußischen Linien erreichte.

Dabei zeigte es sich, welchen Wert seine aus Deserteuren bestehende Truppe besaß. Drei der Unteroffiziere, die Klapka zu Offizieren befördert hatte, unter ihnen jener Adjutant Hutka, brannten auf der Flucht wieder durch, dazu noch etwa 70 Soldaten; die Zahl der Ausreißer wäre größer gewesen, wenn Klapka sein Lager nicht scharf mit Wachen umstellt hätte. Noch ein zweites Unglück begegnete ihm; sein Adjutant Graf Seherr-Thoß, von ihm mit Depeschen an General Stolberg geschickt, wurde gefangen genommen, in Krakau vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Da drohte Bismarck, seine Hinrichtung werde mit der Erschießung der Bürger von Trautenau beantwortet werden, die beschuldigt waren, während des Gefechtes von Trautenau am 27. Juni aus den Fenstern auf die Preußen gefeuert zu haben. Dies rettete dem Grafen das Leben. So mußte die Klapkasche Legion Ungarn verlassen, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Kossuth, der sich übrigens beleidigt fühlte, weil man ihn nicht genügend berücksichtigte, bezeichnet am 7. August den Zug ins Slowakenland als eine Verrücktheit; als man ihm telegraphierte, der Zug hätte um der Fahnenehre willen unternommen werden müssen, bemerkte er dazu: „Als ob man die Fahnenehre durch ein ungeheuer lächerliches Fiasko retten könnte!“

Trotzdem ließ die preußische Regierung auch nach der Rückkehr Klapkas die Werbungen für die Legion fast bis zum letzten Tage vor dem endgültigen Friedensschlusse fortsetzen, wenn auch mit geringem Erfolge; Graf Csaky, der selbst unter die Kriegsgefangenen trat, um sie zu gewinnen, mußte sich einen Bettler und laufigen Grafen schelten lassen. Im ganzen wurden für das „königl. preußische Parteigängercorps“ 250000 Thaler aus der preußischen Staatskasse bezahlt. Selbst als am 23. August der Friede von Prag zustande kam, verfügte das preußische

Miniſterium des Innern, die Legion habe bis auf weiteres zuſammenzubleiben. Keudell hatte den Ungarn — offenbar im Auftrage Bismarcks — ſchon früher geſagt, Preußen rechne auf ſie, falls die Forderungen Frankreichs zum Kriege führen ſollten, weil Preußen dann wahrſcheinlich doch wieder von Oeſterreich angegriffen werden würde. Erſt als Oeſterreich auch mit Italien Frieden geſchloſſen hatte, nahm, wie Simonyi an Koſſuth ſchrieb, „die ganze Komödie ein Ende".

So erzielte die Klapkaſche Legion nicht den geringſten Erfolg und ihre Aufbietung erwies ſich als Fehlgriff[1]). Im Kriege, zumal zwiſchen monarchiſchen Staaten, gilt es als Grundſatz, daß die von dem Soldaten ſeiner Fahne geſchworene Treue auch bei dem Gegner in Ehren gehalten wird. Es wäre noch erklärlich geweſen, wenn Preußen in ſchwerer Bedrängnis, im Kampfe um ſeine Selbſterhaltung zu jener Waffe gegriffen hätte. Aber die Anwerbung ungariſcher Deſerteure erfolgte nach ſiegreichen Schlachten, in der Abſicht, den Gegner ſo raſch wie möglich zum Nachgeben zu zwingen; man müßte ſonach alte Wunden aufreißen, wollte man über dieſes Vorgehen das verdiente Urteil ausſprechen.

* * *

Leichter, als man urſprünglich vermuten konnte, löſte ſich die Verwicklung mit Rußland. General Manteuffel wurde anfangs Auguſt nach Petersburg geſendet und es gelang ihm ohne viel Mühe, Kaiſer Alexander zu begütigen, da dieſer ſeinem Oheim König Wilhelm nie die 1863 gegen die aufſtändiſchen Polen geleiſtete Unterſtützung vergaß. Die Verſöhnung war um ſo vollkommener, da der König Gehör gab, als ſich Alexander II. für ſeine heſſen-darmſtädtiſchen Verwandten in Berlin verwendete. Ihm zuliebe wurde dem Großherzog das von Preußen ſchon als gute Beute erklärte Oberheſſen gelaſſen.

---

[1]) In den „Gedanken und Erinnerungen", II, S. 103, verteidigt Bismarck die Aufbietung der Klapkaſchen Legion durch das Gebot ſtaatlicher Notwehr; er hätte auch 1870 nicht gezögert, die italieniſchen Republikaner mit Geld zu unterſtützen, wenn König Viktor Emanuel ſich mit Frankreich verbunden hätte.

Zu guter Letzt, als alles so ziemlich fertig war, stellte sich Kaiser Napoleon ein und meldete sich zur Teilung. Das war genau die Methode, die er 1859 gegenüber Italien befolgt hatte: nach der Beendigung des Krieges in der Lombardei preßte er König Viktor Emanuel Savoyen und Nizza ab. Das konnte gegenüber dem halbfertigen Italien gelingen, auf Bismarck aber machte der Treppenwitz der französischen Diplomatie keinen Eindruck. Das preußische Volk fühlte sich durch die kriegerischen Erfolge gehoben und mit Jubel wurde König Wilhelm gerade in diesen Tagen in Berlin begrüßt. Der siegreiche König bot seinem Parlament die Hand zum Frieden und am 5. August erklärte er vom Throne herab, daß er die Notwendigkeit anerkenne, die seit 1863 gemachten Heeresauslagen nachträglich durch den Landtag bewilligen zu lassen. Dazu bestimmte Bismarck den König gegen den Rat seiner konservativen Kollegen, und dieser große Zug seiner Politik gewann die meisten seiner früheren Gegner. Von Prag aus schrieb Bismarck am 3. August an seine Frau über seine Kollegen: „Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde? Sie tragen fast alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt."

Welch eine Thorheit nur war es seitens der französischen Politik, gerade diesen Augenblick der Begeisterung in Preußen dazu zu wählen, um die Abtretung deutschen Bodens von König Wilhelm zu heischen! Nicht gerade bescheiden war die Forderung, welche Benedetti am 5. August in seiner berühmten Unterredung mit Bismarck stellte: Mainz, das alte Bollwerk Deutschlands, die bayrische Rheinpfalz, Saarlouis und Saarbrücken sollten an Frankreich fallen. Jetzt aber hatte Bismarck keine Rücksicht mehr zu nehmen; die liebenswürdigen Versprechungen früherer Tage zerflossen wie Nebel und dahinter wurden die deutschen Feuerschlünde sichtbar. Zum erstenmal hörte Frankreich wenige Tage später von Bismarck die Sprache stolzen Nationalgefühls. „Wenn Sie auf diesen Forderungen bestehen," so sagte er, „so gebrauchen wir, darüber täuschen Sie sich nicht, alle Mittel: wir

rufen nicht bloß die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit auf, sondern wir machen auch sofort Frieden mit Oesterreich, auf jede Bedingung, überlassen ihm ganz Süddeutschland, lassen uns selbst den Bundestag wieder gefallen. Aber dann gehen wir auch vereinigt mit 800000 Mann über den Rhein und nehmen euch das Elsaß ab: unsere beiden Armeen sind mobil, die eurige ist es nicht, die Konsequenzen denken Sie sich selbst." Diese Sprache riß die französische Regierung aus ihren Träumen, und Benedetti, nach Paris berufen, bestätigte, Bismarck sei fähig, so zu handeln. Uebrigens hatte Moltke schon seinen Kriegsplan fertig und er zog darin die Feindschaft Oesterreichs mit in Rechnung. Vier Armeecorps, etwa 120000 Mann, sollten in der Gegend von Prag zur Verteidigung gegen Oesterreich verwendet werden; gegen Frankreich konnten anfangs September 200000 Norddeutsche zwischen Neckar und Main aufgestellt sein, und mit Sicherheit zählte Moltke auf den Beistand von 80000 süddeutschen Kämpfern für diesen Nationalkrieg. Das war genug gegen den ersten feindlichen Stoß. Schon während des Feldzuges in Böhmen aber ging die Neubildung von preußischen Reservecorps ununterbrochen von statten; die große Zahl militärisch ausgebildeter Mannschaften machte dies möglich. Vor dem Kriege gab es unter den Wehrpflichtigen der älteren Jahrgänge viel Murren, selbst offenen Widerstand; nach den ersten Siegen erwachte aber in den Landwehrmännern die Kampfeslust und man konnte Leute bis zu 40 Jahren berufen. Die Landwehr (im ganzen an Infanterie 116 Bataillone zu 1002 Mann) wurde zum großen Teile zur Besatzung der Festungen bestimmt, aber 24 Bataillone formierte man als Reservecorps (Befehlshaber: Generallieutenant v. d. Mülbe, Divisionen Rosenberg und Bentheim) und man zog sie der Armee nach Böhmen nach; 6 Bataillone unter General Stolberg leisteten an der schlesischen Grenze gute Dienste. Schon das war eine Verstärkung der Feldarmee um 30000 Mann. Ebenso zog man die Ersatzreserve heran und auch hier bewährte sich die von dem König und Roon geschaffene Heeresorganisation. In einigen Wochen entstanden nicht weniger als 129 vierte Bataillone zu 800 Mann, die zur Hälfte aus gedienten Leuten, zur Hälfte aus Rekruten

zusammengesetzt waren. Davon standen 48 Bataillone bereits in Waffen[1]), die übrigen wurden eben formiert, um dem Feinde im Westen zu begegnen. Es erweckte das Staunen Europas, als das kleine Preußen am Schlusse eines Krieges immer neue Heereskörper bildete, während Frankreich und Oesterreich im Jahre 1859 alle waffengeübte Mannschaft ausgeschöpft hatten. Noch unter dem Nachzittern dieser Ereignisse schrieb Moltke am 19. August in einem Briefe an einen Freund: „Kaiser Napoleon hätte keinen schlechteren Augenblick für einen Krieg wählen können, als wo wir mit 640000 Mann unter Waffen stehen. Wir hätten selbst Süddeutschland für uns gehabt und konnten es schlimmsten Falls mit Oesterreich und Frankreich zugleich aufnehmen. Es wäre dann nicht bloß ein geeinigtes Norddeutschland, sondern Ganzdeutschland entstanden." König Wilhelm aber hatte diese gewaltige Rüstung eigentlich nur zögernd befohlen, da er ursprünglich meinte, man werde die vierten Bataillone ohnehin nicht verwenden können; als er sie aber rechtzeitig in voller militärischer Ordnung sah, da sagte er zu Roon, dem großen Organisator seiner Heere: „Das macht Lust, gleich einen neuen Krieg anzufangen."[2])

Bismarck sorgte gleichzeitig dafür, daß die aufgebotenen Mannschaften mit kriegerischem Zorne gegen Napoleon erfüllt wurden. Während dieser Rüstungen erfuhren die Deutschen von dem beabsichtigten, die Rheinlande bedrohenden Fischzuge des Kaisers. Es empfahl sich indessen aus guten Gründen, diese Indiskretion nicht durch ein deutsches Blatt geschehen zu lassen; eines Tages brachte der Pariser „Siècle" die Kunde von den

---

[1]) Davon 17 Bataillone gegen Oesterreich, 5 bei der Mainarmee, 17 hielten Schleswig-Holstein, Hannover und Kurhessen besetzt oder lagen in den größeren Städten. Sieben dieser Bataillone bildeten mit den Mecklenburgern, Braunschweigern und Anhaltern das 2. Reservecorps unter dem Großherzog von Mecklenburg (zusammen 24000 Mann), welches noch vor Schluß des Krieges über Hof in Bayern einrückte.

[2]) Moltkes „Gesammelte Schriften", Band V, S. 162. In den preußischen „Militärischen Blättern" 1867, 4. Heft, ist eine genaue Darstellung der preußischen Streitkräfte zu Ende des Krieges enthalten. Danach waren 669076 Mann zu den Fahnen gerufen. Somit ist die verfügbare Feldarmee auf 350—400000 Mann zu veranschlagen. Bernhardi, „Tagebücher", VII, S. 295.

Ansprüchen Frankreichs auf deutsche Gebiete[1]). Da verstummte aller Zwiespalt in Deutschland und die eben noch im Kampfe begriffenen deutschen Stämme verstanden sich in dem Gedanken des Widerstandes gegen den gemeinsamen Feind. Bismarck benützte dies, um mit Württemberg, Baden und zuletzt mit Bayern die Verträge abzuschließen, kraft deren der König von Preußen im Kriege Bundesfeldherr der Deutschen sein solle (13. bis 21. August). Das blieb wohl vorerst ein Geheimnis, aber sichtbar war das Aufflammen des Volksgefühls gegen Frankreich. Da erschrak Napoleon und trat einen unrühmlichen Rückzug an; er sagte zu Goltz am 11. August, der unerwünschte diplomatische Zusammenstoß sei ohne sein Wissen bloß von Drouyn de Lhuys verursacht und beruhe auf einem Mißverständnisse. Alle Schuld wurde dem Minister auch in dem Schreiben zugeschoben, das der Kaiser den Tag darauf an La Valette richtete. So sah sich Drouyn de Lhuys preisgegeben und genötigt, seine Entlassung einzureichen, die vom Kaiser mit kühlen Worten gewährt wurde.

Aber war Kaiser Napoleon wirklich unschuldig an dem Herauskehren der Krallen gegen das sich einigende Deutschland, wirklich nur das Opfer eines Ministers aus der alten Schule, während er selbst voll hoher Gesichtspunkte die Freundschaft der französischen und der deutschen Nation begründen wollte? Die Freunde des Kaisers behaupteten dies und erzählten: er habe zu Vichy in heftigen Schmerzen gelegen, als ihm Drouyn de Lhuys die Erlaubnis entriß, von Bismarck ein Stück deutschen Rheinlandes zu verlangen. Napoleon ließ es gerne geschehen, daß man den Ministern des Krieges und des Aeußern die Verantwortung für die diplomatischen Niederlagen des Jahres 1866 auflastete. Aber Drouyn de Lhuys ließ sich nicht als Sühnopfer gebrauchen. In einem Schreiben an Kaiser Napoleon setzte er sich am 12. Oktober 1867 sehr nachdrücklich zur Wehre; in frostigen, beinahe unehrerbietigen Worten brachte er dem Kaiser in Erinnerung, daß er selbst die an Benedetti gesendeten

[1]) Wie Rothan S. 358 erzählt, benützte Bismarck Vilbort zu diesem geschickten Streiche. Vilbort selbst schweigt darüber in seinem Buche „L'oeuvre de M. de Bismarck".

Weisungen, von Preußen eine Gebietsabtretung zu heischen, gelesen, verbessert und ergänzt habe. Die Beweisstücke seien in seiner, des entlassenen Ministers, Hand. „Das ist die Wahrheit," so schloß sein Schreiben. „Es wäre bedauerlich, wenn man sie durch Kommentare verschöbe, welche Eurer Majestät, ebenso wie mir, eine Rolle zuschreiben, die unser beider nicht würdig wäre." Napoleon mußte das hinnehmen, und damit ist unwiderleglich festgestellt, daß, wenn der Minister auch die treibende Kraft war, Napoleon III. den Anschlag genehmigt hatte[1]). Der Hauptfehler des Kaisers war, daß er den Monat Juli ungenützt hatte verstreichen lassen, bevor er sich dem Rate Drouyn de Lhuys' zuneigte. Dieser fügte sich anfangs und vertrat durch Wochen nach außen die ihm widerstrebende Politik, immer auf einen Stimmungsumschlag des Kaisers rechnend. Als Drouyn de Lhuys endlich durchgriff, verkannte er das Maß des Erreichbaren und die Ungunst des Zeitpunkts. Wie aber der von Napoleon besorgte Mißerfolg eintrat, wurde er ohne weiteres über Bord geworfen. Drouyn de Lhuys sagte in diesem Zeitpunkte zu dem preußischen Gesandten: „Ich habe drei Dynastien kommen und gehen gesehen; ich kenne die Symptome des nahenden Falles, und ich ziehe mich zurück — Sie werden mich verstehen!" [2])

So zerrann der phantastische Plan, über dem der Kaiser seit dem Frühjahr 1866 brütete. Damals hatte er zu seinem Lieblinge Nigra gesagt, er hoffe durch den Krieg der deutschen Mächte Schiedsrichter in Deutschland zu werden. Zu diesem Zwecke legte er im April die Hand Viktor Emanuels in die des Königs von Preußen; ohne dieses Bündnis hätte ja Wilhelm I. den Krieg gegen Oesterreich und die deutschen Fürsten als übergroßes Wagnis betrachtet. Aber die raschen Siege Preußens sowie die eigene Schwäche brachten den Kaiser um den Erfolg seiner Politik. Auch dem ärmsten, dem freudlosesten Leben bietet

[1]) Rothans gegenteilige Ansicht wird von Sybel geteilt, wie denn das Urteil dieser beiden Geschichtsschreiber über Napoleon III. übermäßig günstig ist. In den Memoiren Randons dagegen ist das Wort des Prinzen Napoleon „von dem getreuen Minister und dem ungetreuen Souverän" überliefert.

[2]) Bernhardi, VII, S. 296.

sich ein oder der andere günstige Ausblick, um wie viel mehr den Gewaltigen auf Erden; aber Thatkraft ist notwendig, um sich die Dinge dieser Welt zu unterwerfen. Dem Kaiser jedoch entschwand nach 1859 immer mehr die Frische des Entschlusses. Schwankend, fast traumhaft waren schon seine polnischen und mexikanischen Entwürfe. Jetzt, nach seiner diplomatischen Niederlage, beschäftigte er sich eine zeitlang mit seinem früheren Einfalle, einen Pufferstaat zwischen Frankreich und Preußen aufzurichten, und am Abend des 12. August, in dem Augenblicke, da Drouyn de Lhuys fallen gelassen wurde, reiste ein Agent, der Däne Hansen, nach Berlin mit dem Vorschlage: Preußen solle sich ganz Sachsen einverleiben, dagegen König Johann auf das linke Rheinufer versetzen und hier mit Land ausstatten[1]). Hansen gelangte nur zu dem Sekretär Bismarcks, Keudell; da er keine amtliche Vollmacht besaß, sein abenteuerliches Projekt zu vertreten, wurde er beim Minister nicht einmal vorgelassen.

* * *

Der endgültige Friede zwischen Preußen und Oesterreich wurde nach mancher bitteren Auseinandersetzung am 23. August zu Prag unterzeichnet und am 30. August ratifiziert. Er sicherte Preußen den Gewinn von 1300 Quadratmeilen und 3 170 632 Einwohnern. Aber das war fast nebensächlich gegenüber der Unterwerfung von ganz Norddeutschland, der bald darauf auch die des Südens folgte. Die Verluste des preußischen Heeres standen kaum im Verhältnisse zu den gewaltigen Erfolgen. Die Anzahl seiner Toten, sowohl der auf dem Felde wie in den Spitälern Verstorbenen, ist bereits mitgeteilt. In den Gefechten selbst gab es 3473 Tote, 12 675 Verwundete und 495 Vermißte. Oesterreich wurde viel härter getroffen. Im preußischen Kriege gab es 10 404 Tote und 30 300 Verwundete — auch von den 6200 Vermißten sind fast alle als tot anzunehmen[2]). Ueberraschend sind, zumal wenn man spätere Verhältnisse vergleicht,

[1]) Hansen, „Les coulisses de la diplomatie", S. 108 ff.

[2]) Vgl. die Tabelle am Schlusse des IV. Bandes von „Oesterreichs Kämpfe". Die Verluste bei Custoza sind bei der Darstellung dieser Schlacht mitgeteilt. Vgl. die „Sanitäts-Geschichte der Feldzüge von 1864 und 1866" von Dr. Paul Myrdacz (Wien 1897).

die geringen von Preußen für den Krieg verwendeten Geldauslagen. Nach den dem preußischen Landtage vorgelegten Schlußrechnungen betrugen die außerordentlichen Militärausgaben im Jahre 1866 für das Landheer 81,7 Millionen Thaler; mit den Ausgaben für die Marine, mit den Dotationen für die Generäle und kleineren Rechnungen beliefen sich die Kriegskosten insgesamt auf 94922832 Thaler. Davon sind die Kriegsentschädigungen Oesterreichs und seiner Bundesgenossen im Gesamtbetrage von 60,4 Millionen Thaler abzuziehen, so daß der Krieg Preußen 34½ Millionen Thaler kostete. Eigentlich wären noch die 15 Millionen Thaler abzurechnen, welche Oesterreich an Schleswig-Holstein zu fordern hatte und auf die es im Friedensvertrage verzichtete. Das sind nicht übermäßige Summen: finanziell genommen ist ein glücklicher Krieg fast immer eine gute Kapitalsanlage.

Von österreichischer Seite sind gleich genaue Angaben nicht gemacht worden. Die außerordentlichen Kredite für Heer und Flotte beliefen sich vom 11. April bis zum 1. August auf 164,5 Millionen Gulden. Aber diese Ziffer erschöpft lange nicht die Ausgaben, da das Heer noch über den 1. August mobilisiert blieb. Dazu kommt die Kriegsentschädigung an Preußen mit 30 Millionen Gulden in Silber und die Vergütung an die eigenen Bürger für die von den Preußen erhobenen Kontributionen mit 21 Millionen Gulden. Dagegen übernahm Italien 35 Millionen als den auf Venetien entfallenden Teil der allgemeinen österreichischen Staatsschuld[1]).

Der Friedensvertrag zwischen Oesterreich und Italien wurde am 3. Oktober 1866 zu Wien abgeschlossen und am 12. Oktober ratifiziert. Manche Schwierigkeiten machte der militärische Teil der Abmachungen, weil die Ueberlassung der Festungen und die Ablösung des Materials Anlaß zu Streitigkeiten gab. Diese Verhandlungen wurden in Venedig zwischen den Generälen Möring und Revel geführt[1]). Das Land stand schon unter

[1]) Vgl. die Rede des österreichischen Finanzministers Becke im Abgeordnetenhause am 13. Juli 1867. Nach seinen Angaben kostete der Krieg von 1859 an 129 Millionen. Auch diese Ziffer dürfte so wenig erschöpfend sein wie die über den Krieg von 1866.

italienischer Herrschaft, war auch schon abgetreten, aber die Festungen blieben noch in den Händen der Oesterreicher; so kam es zuletzt noch in Verona und Chioggia zu Straßenaufläufen gegen die österreichischen Truppen. Auf Wunsch Napoleons stimmte die Bevölkerung darüber ab, ob sie zu Italien gehören wolle, und 671 757 Stimmen erklärten sich dafür, 69 dagegen, 366 Stimmen waren ungültig. Oesterreich gab freiwillig die eiserne Krone der Lombarden zurück, die 1859 nach Wien gebracht worden war. Die Generäle Möring und Revel schieden freundschaftlich und zum Schlusse fanden sie, es wäre ersprießlich, wenn die beiden Reiche durch das Band der Ehe unter den Herrscherhäusern verknüpft würden. Sie besprachen die Vermählung der Erzherzogin Mathilde, einer Tochter des Erzherzogs Albrecht, mit dem Kronprinzen Humbert von Italien; aber der Erzherzog verhielt sich ablehnend. Die gute Meinung der beiden Generäle behielt indessen in einem anderen Sinne Recht, da Oesterreich und Italien nicht viele Jahre später Bundesgenossen wurden[1]).

* * *

Napoleon III. aber kam auch nach dem Friedensschlusse in Deutschland nicht zur Ruhe. Getrieben von der aufgeregten öffentlichen Meinung seines Landes, versuchte er es mit einem neuen Annexionsplane; er faßte jetzt Belgien ins Auge, auf das ihn Bismarck früher freigebig verwiesen hatte. Am 20. August legte Benedetti dem preußischen Ministerpräsidenten den Entwurf eines Schutz- und Trutzbündnisses vor, durch welches dem einen Genossen Belgien, dem anderen Süddeutschland überantwortet wurde. Diese Verhandlung leitete bereits zum Zusammenbruche des napoleonischen Regiments über. Wie Bismarck das französische Kabinett hinhielt — „dilatorisch behandelte", so lautete sein späterer Ausdruck — wie er dann den von Benedettis Hand niedergeschriebenen Entwurf beim Ausbruche des Krieges 1870 zu Enthüllungen über die gefährliche Eroberungspolitik Frankreichs benützte, gehört zu den kräftigsten Griffen seiner realisti-

[1]) Revel veröffentlichte später das Buch „La cessione del Veneto" (Milano 1889).

schen Politik. Benedetti konnte seine Handschrift nicht ableugnen, stellte aber die Dinge in einem anderen Lichte dar: der Entwurf sei ihm von Bismarck in die Feder diktiert worden. Aber der unglückliche Diplomat wurde zum Schweigen gebracht, als Bismarck Auszüge aus den geheimen Papieren Rouhers veröffentlichen ließ, welche 1870 von den Preußen in Cercey, auf dem Landgute des Ministers, erbeutet worden waren. Wohl hatte Bismarck den Versucher gespielt, aber er zog sich rechtzeitig zurück und die Entwürfe Kaiser Napoleons stellten diesen vor England und dem übrigen Europa unrettbar bloß. Mitschuldiger Frankreichs wollte Preußen nicht werden; das Aeußerste, was Bismarck zugestanden hätte, wäre schweigendes Gewährenlassen gewesen, wenn Kaiser Napoleon unversehens Belgien überfallen hätte. Dies und nicht mehr stellte Bismarck im Gespräche mit Benedetti noch am 10. Januar 1867 in Aussicht. Und später noch war Bismarck, wie Busch erzählt, der Ansicht, Napoleon habe einen schweren Fehler damit begangen, daß er während des böhmischen Krieges nicht Belgien als Pfand besetzte. Vielleicht hätte diese Ablenkung des französischen Ehrgeizes auf Belgien den Zusammenstoß der deutschen und der französischen Nation verhindert. Aber auch diese Frucht entglitt den Händen Napoleons, als er zu spät und dann auch zögernd nach ihr griff.

Doch diese Ereignisse fallen bereits aus dem Rahmen unserer Darstellung hinaus. Napoleon selbst war nicht kriegerisch gesinnt; sein weiter Gesichtskreis und seine genaue Kenntnis Deutschlands sagten ihm, daß es für ihn am besten wäre, dauernde Freundschaft mit Deutschland zu schließen. Als er nun alle seine Anschläge vereitelt sah, baute er sich nach seiner Art ein neues politisches System auf, aus dem hervorgehen sollte, wie gerecht und klug er während des Krieges zwischen den kämpfenden Mächten gestanden hatte. Er legte diese nachträgliche Rechtfertigung in einem Rundschreiben nieder, welches Marquis de la Valette in seinem Auftrage am 16. September 1866 erließ. Daraus sollten die Franzosen die Ueberzeugung gewinnen, daß ihre Regierung während der letzten europäischen Krise keinen Mißerfolg erlitten habe. Napoleon

ließ darlegen, daß der frühere Deutsche Bund, der mit Oesterreich 80 Millionen Menschen umfaßte, der französischen Politik ein stärkeres Hemmnis bereitet habe, als das neue Deutschland, welches in drei Stücke zerfallen sei. Eine kräftigere Einigung Deutschlands sei übrigens nicht aufzuhalten. Es sei zu bedenken — dies ist der richtige Grundgedanke des Schreibens — daß Rußland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich immer gewaltiger entwickelten: es sei ein natürlicher Zug in dem Leben der noch zersplitterten Völker Europas, sich zusammenzuballen und große nationale Gemeinschaften zu bilden. Der Kaiser glaube nicht, daß die Stärke eines Landes von der Schwäche der Nachbarvölker abhänge, er suche das wahre Gleichgewicht vielmehr in der Befriedigung der Wünsche der europäischen Nationen.

Diese Friedensworte verhüllten indessen schlecht, daß sich Napoleon III. in der ersten Hälfte des Jahres 1866 ganz andere, selbstische Ziele gesetzt hatte. Man traute ihm nicht mehr und hielt seine Enthaltsamkeit nur für einen ihm auferlegten Zwang. Klarblickende Politiker sagten schon damals seinen Untergang voraus; so Disraeli, der früher imperialistisch gesinnt war, jedoch Mitte August 1866 den Ausspruch that: „Napoleon ist fertig. Er kann den Krieg mit Preußen gar nicht führen; ganz abgesehen von seiner Krankheit, die auf seine geistigen Fähigkeiten den nachteiligsten Einfluß übt, ist er im Inneren so ernstlich bedroht, daß wir bald das Ende der Tragikomödie des zweiten Kaiserreiches erleben werden."

Schluß.

Der Spruch der Weltgeschichte war gefällt, Oesterreich von Preußen im Wettkampfe um die Herrschaft in Deutschland überwunden. Oesterreich aber machte keinen ernsten Versuch, eine Revision dieses Urteils herbeizuführen, und diese Anerkennung besiegelte die Unumstößlichkeit der Thatsache. So strafte sich die Unterdrückung der lebendigen Kräfte im Volke durch die Gegenreformation und später durch die Regierung Kaiser Franz' und Metternichs. Nie mehr konnte Oesterreich den Verlust jener Tausende von Familien gutmachen, welche nach dem Siege Kaiser Ferdinands II. über den Protestantismus verbannt worden waren. Derselbe Druck, der dann durch mehr als ein Jahrhundert auf den Geistern lag, lähmte auch den Willen und die Entschlußfähigkeit von Generationen und zog eine genußliebende, zu großen Anstrengungen unwillige Bevölkerung groß. Die Briefe der Herrscher und Staatsmänner des 18. Jahrhunderts, besonders Maria Theresias und Thuguts, sind voll von Klagen darüber, daß Generäle und Offiziere stets die Verantwortung scheuen, zu handeln und zu schlagen. Und dies war für den Staat vielleicht noch schlimmer als die geistige Oede in Schule und Wissenschaft; denn Mangel an Bildung ist in der Geschichte oft durch Kraft und Thatenfreudigkeit ersetzt worden. Dieser Mißstand steigerte sich in der Zeit bis 1848; die Revolution dieses Jahres fand einen Regierungsapparat vor, aus dem nach den Zeugnissen der eigenen Gehilfen Metternichs die Energie längst entflohen war. Die ab-

solutistische Regierung hatte durch Unterdrückung aller selbständigen Regungen die Völker im Zaume gehalten und nichts als die blinde Erfüllung der Befehle gefordert. Und das System der Bevormundung feierte im Untergange seinen Triumph: ein Teil der ungarischen Regimenter und die Flotte zu Venedig gehorchten Kossuth und Manin so pünktlich, wie früher dem legitimen Herrscher.

Indessen bestand dank der Unverwüstlichkeit des Volkscharakters stets eine gesunde Gegenströmung, welche verhinderte, daß das Reich jemals so tief sank wie das nach denselben Grundsätzen regierte Spanien. An Prinz Eugen, den Freund Leibniz' und den Gegner der Jesuiten, an Kaiser Joseph und an seinen geistesverwandten Neffen Erzherzog Karl knüpfen sich die besten Erinnerungen der österreichischen Geschichte. Aber der Kampf wider die Mächte des Alten war nicht selten ein Martyrium, das Joseph II. so wenig erspart blieb wie dem Sieger von Aspern.

Die leitenden Männer vor 1866 waren in den Ideen Metternichs und der Restauration aufgewachsen. Sie bestritten den Völkern das Recht, sich den Staat selbst zu formen; sie unterschätzten die Kraft des Nationalgefühls; die Legitimität und die Verträge waren für sie die einzige Quelle nicht bloß des positiven Rechts, sondern auch die Wurzeln der historischen Entwicklung. Sie vertraten die Staatenordnung der heiligen Allianz und damit eine versinkende, ihnen unersetzlich scheinende Welt. Graf Moritz Esterhazy war der Träger des Systems; Graf Richard Belcredi lieh ihm als Ministerpräsident den Namen, Biegeleben die Feder und seine staatsrechtlichen Kenntnisse; Graf Mensdorff, obwohl einsichtiger als die übrigen Minister, diente mit der Unterwürfigkeit eines Vasallen einer Politik, die er vergebens bekämpfte.

Auch Bismarck war in diesen Vorstellungen emporgekommen, aber sein Geist brach sich durch sie Bahn zur Erkenntnis der Bedürfnisse seiner Zeit. Er benützte die Vorurteile der österreichischen Diplomatie, die er längst nicht mehr teilte, beim Abschlusse des Bundes gegen Dänemark; als Schleswig-Holstein erobert war, warf er sie von sich und reizte das Wiener Kabi-

nett durch Verletzung ſeiner Intereſſen und noch mehr ſeiner Gefühle ſo tief, daß Oeſterreich erbittert zum Schwerte griff und unterlag.

Dieſe Ungeduld iſt eines der wichtigſten Kennzeichen der inneren und äußeren Politik Oeſterreichs zwiſchen den Jahren 1850 und 1871, von dem Tode des Fürſten Schwarzenberg bis zu der Uebernahme der Leitung des auswärtigen Amtes durch den Grafen Andraſſy — es iſt bemerkenswert, wie in dieſer Periode zu wiederholten Malen politiſche Syſteme gewechſelt wurden und wie Oeſterreich, ſobald es ſich in ſeinem Rechte verkürzt fühlte, die Entſcheidung durch den Krieg aufſuchte. Es bedurfte ſchmerzlicher Erfahrungen und wachſender Einſicht des Kaiſers, um die Regierung des Reiches dann in die ruhigere Bahn einer ſtetigen äußeren Politik zu lenken.

Der Entſchluß, der im April 1866 gefaßt wurde, die Herausforderung Preußens anzunehmen und es auf die Entſcheidung der Waffen in Nord und Süd ankommen zu laſſen, wurde durch Belcredi und Biegeleben unheilvoll beeinflußt; ihnen ging ſelbſt Eſterhazy nicht ſchneidig genug in der Abwehr vor. Dadurch wurde ein Ausgleich mit Preußen, den Rechberg und auch Mensdorff für wünſchenswert hielten, unmöglich gemacht. Oeſterreich konnte, um den Krieg mit zwei Fronten zu vermeiden, entweder auf die Teilung der Herrſchaft in Deutſchland eingehen, um ſich dadurch Venetien zu erhalten — oder aber um den Preis der Abtretung der Südprovinz eine überlegene Macht gegen Preußen aufbieten. Das erſtere Angebot wurde abgelehnt, der zweite Weg zu ſpät beſchritten, erſt dann, als Italien bereits an Preußen gebunden war. Die Thatenſcheu Eſterhazys hielt die Entſcheidung ſo lange hin, bis ein herriſcher Entſchluß den Knoten durchhieb. Noch im Sturze aber des alten Syſtems zeigte ſich der Einfluß der Kirche auf die Politik des Reiches. Kurz vor Beginn des Krieges verſprach Oeſterreich durch den Vertrag vom 12. Juni 1866 dem Kaiſer der Franzoſen die Abtretung von Venedig, zugleich aber ſuchte es dem Papſte die verlorenen Gebiete wieder zurückzugewinnen. Der Staatsvorteil wurde geringer angeſchlagen als die Intereſſen der Kirche. Die Epigonen zeigten damit ebenſo

wie durch den Abschluß des Konkordats von 1855, daß unter ihnen der Gedankenkreis Kaiser Ferdinands II. und seiner Räte weiterlebte. In ihrem Geiste konnte der päpstliche Kardinalstaatssekretär Antonelli auf die Kunde der Schlacht von Königgrätz in den Ruf ausbrechen: „Il mondo casca“ — „Die Welt stürzt zusammen!“

Die Niederlage von 1866 machte der Thätigkeit der Männer des alten Oesterreich ein Ende. Da sie indessen zumeist den seit alters her herrschenden Familien angehörten, fielen sie alle sanft, und als Graf Taaffe ans Ruder kam, wurden die Ueberlebenden oder ihre Erben wieder in die Aemter und zur Staatsleitung zurückgeführt. Aber irgend jemandem mußte die Verantwortung für das Unglück des Staates aufgeladen werden, und hiezu wurde der unglückliche Befehlshaber der Nordarmee erkoren.

Heiß und dringend hatte Benedek den Kaiser ersucht, ihm den Oberbefehl in Italien zu lassen, auf dem Schauplatze seiner Siege bei Curtatone, Mortara, San Martino; er erklärte, der Aufgabe im Norden nicht gewachsen zu sein. Er wich erst den Vorstellungen des Kaisers, denn wie rauh Benedek sich auch geberdete, so wurde er doch stets weich und nachgiebig bei dem Appell an sein dynastisches Gefühl. Doch bedang er sich aus, daß er für seine Kriegführung, wie immer der Ausgang sei, niemandem als dem Kaiser verantwortlich sein sollte. Als er nun nach der Schlacht von Königgrätz die Armee nach Mähren und dann nach Ungarn geführt hatte, traf ihn der Befehl aus Wien, das Kommando an Erzherzog Albrecht zu übergeben und sich nach Wiener-Neustadt zu verfügen, um vor einer hier eingesetzten Kommission, welche die Voruntersuchung zu pflegen hatte, Rechenschaft abzulegen über seine Heerführung. Ein gleiches Schicksal traf die Generäle Henikstein, Krismanič und Clam-Gallas. Diese Kommission bestand aus den Feldzeugmeistern Nobili und Hauslab, dem Feldmarschalllieutenant Nagy und dem Generalauditor Pfiffer. Aber Benedek vertraute auf die ihm gegebene Zusage des Kaisers: mit gekreuzten Armen hörte er die an ihn gestellten Fragen der militärischen Richter an und gab, wie aus den Briefen an seine Gemahlin hervor-

geht, nur die notwendigsten Auskünfte. Insbesondere lehnte er jede Aussage gegen die Generäle Henikstein und Krismanič, sowie überhaupt gegen seine Untergebenen ab; er erklärte, daß er als Feldherr die ganze Verantwortung trage und nicht willens sei, sich durch Vorwürfe gegen seine militärischen Ratgeber zu entlasten. Der im Unglück seiner Würde bewußte Heerführer wurde entlassen und kehrte nach Graz in sein Heim zurück. Das Urteil der Kommission ging dahin, General Clam-Gallas sei an den gegen ihn erhobenen Anklagen völlig unschuldig; dagegen hätten Benedek, Henikstein und Krismanič so schwere Mißgriffe begangen, daß sie zur Aburteilung vor ein Kriegsgericht zu stellen seien. Die höchste militärische Behörde, der Militärjustizsenat, bestätigte diesen Spruch, und so stand den drei Generälen ein peinliches Verfahren bevor — da aber erfloß der Befehl des Kaisers, die Untersuchung gegen alle Beschuldigten sei niederzuschlagen[1]).

Benedek erhielt am 1. November 1866 den Abschied, seine ehrenvolle Vergangenheit wog federleicht gegen das Unglück des letzten Jahres. Nun war es über ihn hereingebrochen und vereinsamt mußte er es tragen. Was Jahrhunderte verschuldeten, lastete auf den Schultern des tapferen Soldaten. Ihn drückte nur eines: daß der Kaiser ihn nicht zu sich berief und ihm nicht gestattete, Rechenschaft abzulegen über die Verkettung der Dinge. Denn ihm allein fühlte er sich verantwortlich, alle seine Neigung und Pflicht als Bürger und als Soldat fand in der Person des Herrschers den Mittelpunkt.

Aber in der Umgebung des Thrones war es anders beschlossen; ein Wort, wie es Philipp II. zu dem Herzog von Medina-Sidonia nach dem Untergange der Armada gesprochen

[1]) Vgl. über diese Vorgänge die Dokumente im Anhang Nr. VIII bis XII. Ein offizieller Artikel der militärischen Zeitschrift „Der Kamerad" vom 23. Oktober 1866 legt die Motive der Niederschlagung des Prozesses dar. Den beschuldigten Generälen könne nicht böse Absicht vorgeworfen werden, sondern nur geringe Fähigkeit für die Erfüllung ihrer Aufgaben. Benedek schrieb am 5. September 1866 aus Wiener-Neustadt an seine Frau: „Diese Voruntersuchung muß ihren Verlauf haben und dürfte in längstens vierzehn Tagen beendet sein. Dann bin ich vollkommen unabhängig. Geschehen kann mir nichts.... Was die P. Dir vorgeschwatzt hat, ist Unsinn, mich kann niemand demütigen."

hatte, blieb Benedek versagt. Noch harrte er sehnsüchtig auf Botschaft aus Wien, als Erzherzog Albrecht in das Haus zu Graz eintrat, in welchem Benedek seine letzten Jahre verlebte. Ergreifend war das Wiedersehen der beiden Heerführer, des glücklichen und des unglücklichen, welche durch eine seltsame Schicksalsfügung den Platz getauscht hatten. Und nun verlangte der Erzherzog von Benedek ein letztes großes Opfer. Er stellte ihm vor, daß es für das Reich und die Armee verhängnisvoll wäre, wenn er der Oeffentlichkeit eine Rechtfertigung übergäbe, welche zur Anklage gegen andere werden müßte. Was zwischen dem Feldherrn und dem Kaiser, zwischen ihm und seinen Generälen vorgegangen sei, habe für immer in Vergessenheit zu sinken. Und der treue Mann erfüllte auch jetzt, was man von ihm begehrte. Er gab dem Erzherzog sein Ehrenwort, daß er unter keinen Umständen mit einer Rechtfertigung seiner Thaten vor die Welt treten würde, und er bekräftigte diese Zusage auf Wunsch des Erzherzogs mit einem Dokument, das den geheimen Akten des Krieges einverleibt wurde. Er war hiezu bereit, obwohl schon allerorten boshafte und halbwahre Berichte über seine Kriegführung aufflatterten; dennoch nahm er die Pflicht des Schweigens auf sich.

Aber größeres Leid ward ihm noch beschieden. Am 8. Dezember erschien in der amtlichen „Wiener Zeitung" ein wortreicher Artikel, in welchem in autoritativer Weise und vor aller Welt der Stab über Benedek gebrochen wurde. Seiner Vergangenheit war darin in Ehren gedacht, aber ihm Schonung versagt für seine Thaten im Kriege 1866. Der Spruch der Militärbehörde erfuhr eine eingehende Begründung, in der besonders hervorgehoben war, welcher Unterschied zwischen ihm und den Generälen Henikstein und Krismanič zu machen sei, obwohl die Richter über alle das gleiche Urteil gefällt hatten. Von diesen beiden wurde gesagt, daß sie den Erwartungen nicht entsprochen, vielmehr „einen minderen Grad von Dispositionsfähigkeit" im Feldzuge bewiesen hätten; indessen hätten sie „nach bestem Wissen gethan, was sie eben vermochten", und da dem Feldherrn selbst die Fassung des Entschlusses zugekommen sei über ihre Vorschläge, so sei dieser allein verantwortlich für das

Geschehene. Somit trage wesentlich Benedek Schuld an dem über Oesterreich hereingebrochenen Unglück. „Aber es gibt kein Strafgesetzbuch," so hieß es weiter, „das den Mangel höchster geistiger Begabung straffällig erklärt, und nichts erübrigt wohl in ähnlichen Fällen als die unerläßliche Sühne, die um so schwerer wiegt, je höher und ehrenvoller jener Wirkungskreis war. ... Der Verlust des Vertrauens seines kaiserlichen Kriegsherrn, die Vernichtung seines militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt, die Erkenntnis des unermeßlichen Unglücks, das unter seiner Führung die Armee und durch deren Niederlage die ganze Monarchie getroffen hat, müssen übrigens für den ehrliebenden und hochsinnigen Mann, als der Benedek sich stets bewährte, eine schwerere Sühne sein, als jede Strafe, die ihn bei einer Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens etwa hätte treffen können."

Benedek also war vor der Oeffentlichkeit verantwortlich gemacht für die Niederlage, denn so schien es die Ehre der Armee zu verlangen; an dem Feldherrn allein sei es gelegen gewesen, wenn auf den böhmischen Schlachtfeldern nicht Siege erfochten wurden wie bei Custoza. So aber standen die Dinge nicht; denn wenn Benedek auch nicht die Eignung zum Befehlshaber einer großen Armee besaß, wenn schon die Mängel seiner militärischen Bildung, seine Unkenntnis der Kriegsgeschichte zur Vorsicht hätten mahnen sollen, so hatte er dies alles selbst dem Kaiser vorgestellt und sein Urteil über sich selbst wurde von seinen sachkundigen Waffengefährten geteilt. Damals nun hatte man sich damit beruhigt, daß man ihm Krismanič an die Seite stellte; von diesem jedoch, der sich entschlossen der Führung unterwunden hatte, wurde jetzt durch eine fürsorgliche Hand der schwerste Vorwurf ferne gehalten. Noch besser erging es dem Grafen Clam-Gallas, welcher aus der Untersuchung mit einem Freispruche hervorging und durch ein Handschreiben des Kaisers Anerkennung für seine Dienste und damit glänzende Genugthuung erhielt. Sogar Krismanič wurde später gewissermaßen rehabilitiert. Denn am 13. Juni 1872 wurde er wieder in den aktiven Dienst aufgenommen, wenn auch nur zum Festungskommandanten in Peterwardein ernannt, als welcher er am

23. Mai 1876 starb. — In diesem Geiste ist auch die durch den österreichischen Generalstab geschaffene Geschichte des Krieges gehalten; sie ist fast überall genau in dem Bericht über Thatsachen, aber sie gipfelt in dem Gedanken, dem Feldherrn wäre der Ruhm des Sieges zugefallen, er allein trage demnach die Verantwortung für die Niederlage.

In Benedek bäumte sich alles gegen dieses Verfahren auf. Bei Tag und in kummervollen Nächten zermarterte er sich mit dem Gedanken, ob er sich nicht auflehnen solle gegen die Art, wie man ihn gebraucht und gebrochen hatte. Es war für seine Umgebung beängstigend, ihn mit sich und seinem Schicksal ringen zu sehen. Aber er bezwang sich, denn heilig war ihm das dem Erzherzog gegebene Wort. Wenn seine Gemahlin ihn so leiden sah, so hörte er wohl den Rat, sich Recht zu verschaffen durch die Veröffentlichung seines mit dem Kaiser vor und nach der Niederlage geführten Briefwechsels. Alfred v. Vivenot, der Geschichtsforscher, der mit Benedek verwandt war, erbat sich zu jener Zeit von ihm Mitteilungen, um seine Kriegführung rechtfertigen zu können. Er jedoch lehnte dies alles, wenn auch unter schweren inneren Kämpfen, bestimmt ab. Seine Gattin fühlte sich beängstigt durch sein Brüten und starres Schweigen und redete ihm zu, seinem Herzen Luft zu machen; er aber wies sie mit den Worten zurück: „Wenn es nützte, gewiß! Aber es könnte weder dem Kaiser noch der Armee nützen. Ein geschlagener Feldherr muß sein Unglück tragen.“ Und als sie immer noch in ihn drang, schnitt er zuletzt alles herb ab: „Wenn du nicht willst, daß ich dieses Haus verlasse, so dringe nicht in mich.“

So dachte er in seinem Grame doch nur an das Ganze und Allgemeine. Aber ehrlich zürnte er dem Erzherzog Albrecht und John — dem letzteren, weil er ihm, dem vornehmsten Berater des Erzherzogs und damaligen Kriegsminister, die Mitschuld zuschrieb an dem ihn tief verletzenden Artikel. Gerade John, so sagte er, hätte ihm das nicht anthun sollen, er, der sein Generalstabschef gewesen war in den Tagen seines italienischen Kommandos. John fühlte sich durch diesen Vorwurf gedrückt; er erklärte sich für unschuldig an dem Geschehenen und ließ sich bei Benedek rechtfertigen. Dieser aber war unversöhnlich; selbst

als John später bei dem Feldzeugmeister in Graz vorsprach und fast flehentlich bat, er möge ihn vorlassen und anhören, wies ihn dieser unerbittlich von der Schwelle zurück. Erzherzog Albrecht und Benedek haben sich seit jener Unterredung nie wieder begegnet.

Sein Wort aber hielt Benedek mit heroischer Strenge gegen sich selbst, und auch übers Grab hinaus fühlte er sich gebunden. Einer seiner ehemaligen Adjutanten, Eugen Müller, der an seiner Seite bei Königgrätz verwundet worden, war sein Vertrauter, und Benedek, der keine Kinder hatte, liebte ihn wie einen Sohn. Mit ihm sichtete er seine Papiere und verbrannte alles, was auf seinen Anteil an dem Kriege von 1866 Bezug hatte, auch das, was er von der Hand des Kaisers besaß. „Nur eines hätte er nicht vernichten sollen!" sagte Müller nach Benedeks Tode. Ihm hatte Benedek gleichfalls unbedingtes Schweigen auferlegt, das auch von ihm bis in den Tod getreulich bewahrt wurde.

Allmählich legte sich die Ruhelosigkeit, von der Benedek Jahre hindurch gequält wurde. Er las wieder, ging auf die Jagd, das Theater fesselte ihn, und mitunter, wenn er einsam durch die schönen Parkanlagen von Graz schweifte, redete er einen der Offiziere, die unter ihm in Italien gedient hatten, an und sprach von den „schönen alten Zeiten". Seine Haltung war immer gemessen und würdig. Es that ihm wohl, daß sich ihm bei jedem Anlaß die Achtung seiner Mitbürger kundthat.

Die Jahre vergingen, das stolze Schweigen des geschlagenen Heerführers war der letzte und zugleich schwerste Dienst, den er dem Kaiser und seinem Vaterlande, der Monarchie leisten konnte. Kaiser Franz Joseph empfand dies tief, und mit feinem Gefühle wählte er nach Jahren den eigenen Sohn, um ihm ein Zeichen der Teilnahme zu geben. Im Jahre 1873 kam Kronprinz Rudolf, kaum noch ein Jüngling geworden, nach Graz; er schrieb an Benedek, sein kaiserlicher Vater habe ihn beauftragt, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Es war wie eine Andeutung, daß die Nachwelt die Wunden heilen werde, welche die Staatsraison Benedek geschlagen hatte. Als dieser den Brief erhielt, sagte er zuerst traurig: „Es ist zu spät!" Dann regte sich der

Stolz in ihm mit den Worten: „Es ist zu wenig!“ Sich selbst getreu, bat er aber nicht um eine Audienz bei dem Prinzen, etwa um für die ihm erwiesene Teilnahme zu danken, sondern that dies brieflich in ehrerbietigen Worten, mit dem Beifügen, er habe keinen Wunsch und nur das Bedürfnis nach Ruhe. Er versagte es sich, sich dem Hofe zu nähern; aber er sehnte sich auch jetzt im Innersten danach, daß der Kaiser ihn zu sich rufe und ihm eine ernste Aussprache gewähre, die nach seiner Empfindung die Vergangenheit abgeschlossen hätte. Daß ihm dies nicht gegönnt war, beugte ihn tief. Noch in seinem Testament, das unmittelbar nach seinem Tode — offenbar auf seine Veranlassung — veröffentlicht wurde, grollt die bittere Empfindung besonders gegen Erzherzog Albrecht nach; nicht schärfer konnte Benedek ihr Ausdruck geben, als indem er, der Soldat gewesen war mit Leib und Seele, den Auftrag gab, ihn im bürgerlichen Kleide zur letzten Ruhe zu bestatten. Den Säbel Erzherzog Karls, den ihm Erzherzog Albrecht zur Anerkennung für seine Waffenthat bei Mortara geschenkt hatte, brachte nach seinem Tode Müller dem letzteren zurück. Als der Erzherzog meinte, Müller solle ihn zum Andenken behalten, lehnte dieser bescheiden ab; der Erzherzog, so fügte er hinzu, möge die Waffe einem seiner Neffen schenken und ihm sagen: nie werde sie von einem braveren Soldaten als Benedek getragen werden[1]).

So starb am 27. April 1881 Benedek, 77 Jahre alt, kein Feldherr zwar, aber einer der besten Männer, welche aus der österreichischen Armee hervorgegangen sind. Es läge nahe, auszumalen, wie ganz anders seine Stellung vor Mit- und Nachwelt gewesen wäre, wenn er auf seinem Vorsatze beharrt hätte, sein Kommando in Italien auch im Kriege von 1866 zu behalten. Für Oesterreich und seine Armee war es von hohem Werte, daß durch sein Schweigen das häßliche Gezänke unter den an der Niederlage Schuldtragenden erspart wurde, welches zumal in romanischen Ländern stets das Nachspiel

[1]) Müller starb 1891 als Feldmarschallieutenant in Graz. Ehrenhaft wie Benedek lehnte er bis an sein Ende jedes Gespräch über das Schicksal seines väterlichen Freundes ab. Es gehört mit in die Verkettung dieser Ereignisse, daß Erzherzog Albrecht ihn von 1871 bis 1875 zur Dienstleistung in seine Umgebung berief.

eines unglücklichen Krieges bildet. Der Prozeß Perſanos und der Bazaines gereichten weder den Angeklagten noch den Anklägern zur Ehre. Man kann gegen das wider Benedek eingeſchlagene Verfahren vom menſchlichen Standpunkte vieles einwenden; aber Erzherzog Albrecht glaubte im Rechte zu ſein, wenn er um des Staatsvorteils willen, der ihm hoch über jeder anderen Rückſicht ſtand, Benedek zum Schweigen beſtimmte und dann über ihn die moraliſche Verurteilung ausſprechen ließ. Es entſprach der Natur und der Ueberzeugung des Erzherzogs, daß über einen einzelnen hinweggeſchritten werden müſſe, um die Ehre der Armee unbefleckt zu erhalten; deshalb zögerte er nicht, um jenes hohen Zweckes willen den Vorwurf der Härte auf ſich zu nehmen. Welchen Dank er jedoch Benedek wußte, geht aus ſeinen eigenen Worten hervor. „Iſt es nicht," ſo ſchrieb der Erzherzog 1869 mit deutlichem Hinweiſe auf ihn[1]), „edler und der Geſamtheit nützlicher, wenn ein unglücklicher Feldherr nach einer Kataſtrophe die ganze Schuld auf ſich nimmt und in ſchweigender Reſignation ſein hartes Schickſal erträgt? Verdient er nicht dafür dankende Anerkennung ſeitens aller Billigdenkenden? Muß ihm nicht jeder echte Soldat, jeder edelgeſinnte Mann dies hoch anrechnen und mit Teilnahme lohnen?" So hatte auch Erzherzog Karl gehandelt, der ſich nie darauf berief, daß die Kriege von 1805 und 1809 gegen ſeinen ausdrücklichen Rat unternommen wurden, der nie ein Wort der Klage über Kaiſer Franz fallen ließ. Dieſe Reſignation zeugt von adeliger Geſinnung und weiſt zugleich auf die Wurzeln der Kraft Oeſterreichs hin. So lange ſolche Treue in ſeinem Heere lebt, wird es ſtarke Stürme überdauern. —

Zögernd nur verzeichnet die Feder des Geſchichtſchreibers, daß auch einem ſiegreichen öſterreichiſchen Befehlshaber des Jahres 1866 auferlegt wurde, Selbſtbeherrſchung zu üben, ähnlich wie Benedek. Tegetthoff hatte kaum Zeit, ſich ſeines Sieges zu freuen, als zum Staunen der Welt die Kunde kam, er habe von ſeiner Thätigkeit an der Spitze der Flotte ſcheiden müſſen. Am 24. September desſelben Jahres, alſo wenige Wochen nach

[1]) In ſeiner Schrift „Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege" S. 15.

der Schlacht bei Lissa, wurde er plötzlich des Kommandos enthoben und ihm — nicht auf sein Ansuchen — eine Mission ins Ausland erteilt, um, wie es offiziell hieß, Tegetthoff Gelegenheit zum Studium fremder Flotten zu geben. Es ist bis heute nicht authentisch bekannt geworden, wodurch sich der siegreiche Admiral sein Mißgeschick zuzog. Nicht anders war es ihm nach dem Gefechte von Helgoland ergangen, auch da wurde ihm die nichts verschweigende Geradheit seines Urteils über Menschen und Dinge übel vermerkt. Gleich im Herbste 1866 brachten die Zeitungen eine seltsame Märe über die Ursache seiner Enthebung vom Flottenkommando. Tegetthoff habe, da die Italiener sich rühmten, in der Schlacht bei Lissa den „Kaiser" in den Grund geschossen zu haben, an Bord gerade dieses Schiffes seinen Waffengefährten ein prächtiges Siegesmahl gegeben; als er aber die Kosten des Banketts der Rechnungsbehörde vorlegte, da habe diese in ihrer weisen Fürsorge für die geschwächten Staatsfinanzen erklärt, diese unnütze Ausgabe sei dem Admiral nicht vorher bewilligt worden und somit habe er sie dem notleidenden Fiskus zu ersetzen. Da aber Tegetthoff keine sonstigen Glücksgüter besaß, so sei ihm wie einem Lieutenant, der Schulden halber seine Gage verpfänden muß, ein Abzug an seinem Gehalte vorgeschrieben worden. Darüber sei Tegetthoff ergrimmt und habe seinen Vorgesetzten, bis ziemlich hoch nach oben, seine Meinung aufs kräftigste gesagt; und jeder, der Tegetthoffs Briefe je unverkürzt vor Augen hatte, weiß, welcher Derbheit im Ausdrucke der tapfere Seemann erforderlichenfalls fähig war. Darauf nun sei ihm der Rat erteilt worden, sich ferne von seinem Vaterlande zu überlegen, was sich ein siegreicher Feldherr oder Admiral gegen Schreiber und Höflinge herausnehmen dürfe. Nicht unmöglich, daß sich Einflüsse Gehör verschafft hatten, deren Stupidität durch diese Erzählung enthüllt wird [1]). Genug, Tegetthoff mußte, nach-

[1]) Diese Erzählung findet sich zuerst in der Wiener „Presse" vom 19. Oktober 1866. Sie wurde beim Tode Tegetthoffs ausführlicher wiederholt von dem ungarischen Schriftsteller Szatmary (dessen Artikel übersetzt im Wiener „Fremdenblatt", 14. April 1871), von da ging sie dann in Wurzbachs „Biographisches Lexikon" und in andere Werke über. Tegett-

dem er zuvor am 11. Oktober vom Kaiser in Abschiedsaudienz empfangen worden war, auf Reisen gehen, und mit dem Eifer eines Lernenden durchstreifte er die Häfen Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hohe Ehren wurden dem Sieger von Lissa zumal jenseits des Oceans zu teil. Es war kein Geheimnis, daß ihm eine Art Verbannung auferlegt war, und so klingt es glaublich, daß ihm von seiten mehrerer Staaten, besonders Nordamerikas, glänzende Anerbietungen gemacht wurden für den Fall seines Eintritts in ihre Dienste. Er aber, der sein Vaterland nicht zu lieben aufhörte, wiewohl es sich gegen ihn undankbar zeigte, antwortete mit edlem Stolze: „Ich habe aufgehört, österreichischer Admiral zu sein, österreichischer Patriot — niemals!" Aber nicht lange konnte seine Kraft in Oesterreich entbehrt werden. Eben befand er sich in Paris zum Besuche der Weltausstellung, als ihn am 1. Juli 1867 ein Telegramm in die Heimat und zu dem Monarchen berief. Kaiser Max von Mexiko war zu Queretaro erschossen worden, und Kaiser Franz Joseph betraute Tegetthoff mit dem Auftrage, die Leiche seines Bruders ins Vaterland heimzuführen zur Beisetzung in der Kapuzinergruft zu Wien. Wie Tegetthoff sich dadurch geehrt und versöhnt fühlte, bezeugt seine spätere Aeußerung: „Als den echten Lohn meiner Wirksamkeit betrachte ich nicht die hohe Stellung, zu der ich rasch emporgekommen bin, nicht die Orden an meiner Brust; ich betrachte als solchen vielmehr den Auftrag, den mir dereinst in ritterlichem Zartgefühl mein Kaiser gab, die Ueberreste seines Bruders über die See in die Heimat zu geleiten." Nach seiner Rückkehr wurde er auf den Posten gestellt, der ihm zukam, an die Spitze der Marineabteilung im Kriegsministerium. Bis an seinen frühen Tod, am Charfreitag 1871, widmete er seine großen organisatorischen Gaben der österreichischen Flotte.

Die Rückberufung Tegetthoffs fand bereits unter der neuen Ordnung der Dinge statt, die in Heer und Staat platzgegriffen hatte. Im September 1866 wurde der kränkliche Kriegsminister Franck durch John ersetzt, und nun begannen unter reger Mit-

hoff schwieg über diese Vorgänge, setzte aber der Erzählung kein Dementi entgegen.

wirkung Erzherzog Albrechts die Arbeiten zur Reorganisation der Armee, welche sich insbesondere an den Namen des Kriegsministers Kuhn knüpfen, der sein Amt von 1868 bis 1874 verwaltete.

* * *

Menschlich und politisch begreiflich ist es, daß der Krieg von 1866 in Oesterreich einen Stachel zurückließ und daß der Gedanke an Vergeltung sich einstellte. Denn auf den ersten Blick glich die preußische Politik einer Kette von Untreue; das von Kaiser Franz Joseph ehrlich gemeinte Waffenbündnis gegen Dänemark erschien wie eine Oesterreich gelegte Falle. Erst allmählich konnte sich eine gerechte Würdigung der Mittel und Ziele Bismarcks einstellen. Vorerst aber wurde es in Wien nicht als endgültige Thatsache hingenommen, daß die lange Ahnenreihe der deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg geschlossen sei. Einzelne Thaten Preußens, wie die Ausrüstung der Legion Klapkas und die Verleitung der ungarischen Soldaten zum Treubruche, mußten die gerechte Erbitterung des österreichischen Hofes erregen. Sie steigerte sich, als Preußen die ungarische Legion noch einen Monat nach dem Friedensschlusse als Schreckmittel zusammenhielt. Die Erzherzoge gaben diesem Gefühle einen starken Ausdruck, indem sie insgesamt die Inhaberschaft der ihnen verliehenen preußischen Regimenter niederlegten. Und noch mehr: die sieben von den österreichischen Regimentern, welche bis dahin den Namen des Königs von Preußen sowie der Fürsten und Generäle seiner Umgebung getragen hatten, erhielten den Befehl, fortan diese vollklingenden Titel abzulegen. Doch blieb es nicht lange bei dieser Anordnung: die amtlichen Rangliſten jener Regimenter enthielten schon im nächsten Jahre wieder die Namen ihrer früheren Inhaber.

Vorerst gab Oesterreich seine Ansprüche auf Deutschland nicht auf, und ohne Frage lag der bestimmende Grund zur Berufung Beusts an die Spitze der Geschäfte in der Annahme, er werde die in Deutschland noch immer starke Opposition gegen das siegreiche Preußen zu organisieren verstehen. Gerade von ihm konnte man die Weiterspinnung der Fäden erhoffen, welche

Oesterreich mit vielen deutschen Fürsten, zumal Süddeutschlands, verknüpften. Auch die volkstümlichen Kräfte sollten hierbei nicht vergessen werden, wie das allgemeine deutsche Schützenfest zu Wien im Jahre 1868 beweist, diese letzte stattliche Kundgebung der großdeutschen Partei.

So verknüpften sich denn bei der Neuordnung Oesterreichs nach dem Kriege wichtige Gesichtspunkte der äußeren und der inneren Politik; man bedurfte frischer geistiger Kräfte, um Oesterreich aus seiner Versunkenheit emporzuheben, und zudem sollten Deutsche und Magyaren zum Vergeltungskriege gegen Preußen aufgerufen werden. Daher das einschneidendste Ereignis in der inneren Regierung Kaiser Franz Josephs: den Erblanden wurde die Verfassung vom 21. Dezember 1867 gewährt und Ungarn die Selbstregierung in einem Ausmaße zugestanden, wie sie die Magyaren niemals besessen hatten, seitdem das Land durch die kaiserlichen, deutschen Heere von der Türkenherrschaft befreit worden war.

Kurz zuvor, im Jahre 1867, hatte eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. zu Salzburg stattgefunden; zu den Dingen, über die man sich hier einigte, gehörte die Notwendigkeit, in der österreichischen Monarchie einer freieren Geistesrichtung Raum zu geben, schon um der öffentlichen Meinung in Europa Rechnung zu tragen [1]). In den Verhandlungen über ein Bündnis mit Frankreich, die bald darauf begannen, stellte Oesterreich-Ungarn 1869 die Bedingung, Italien müsse zuerst zur Allianz herangezogen werden, damit die Südgrenze der Monarchie gesichert sei; das könne erzielt werden, wenn die französischen Truppen Rom räumten und der König von Italien durch Ueberlassung der Hauptstadt gewonnen würde. Im April 1870 besprach Erzherzog Albrecht in Paris mit Kaiser Napoleon den gemeinsamen Feldzugsplan; im Juni erschien ein Abgesandter des Kaisers, General Lebrun, in Wien, und ihm entwickelte der Erzherzog seine strategischen Entwürfe, nach denen, jedoch nicht vor dem Frühjahr 1871, die Heere Oesterreich-Ungarns, Frankreichs und Italiens gegen

[1]) Beust, „Aus drei Vierteljahrhunderten", II, S. 134.

Deutschland aufzubieten seien. Kaiser Franz Joseph sagte damals im Laufe des Gespräches zu Lebrun[1]): „Vor allem, das muß ich hervorheben, wünsche ich den Frieden; wenn ich Krieg führen soll, muß ich dazu genötigt sein. Wenn ich gleichzeitig mit Kaiser Napoleon den Krieg erklärte, so könnte Preußen ohne Zweifel unter Ausnützung der neuen deutschen Idee zu seinem Vorteile die deutschen Bevölkerungen aufstacheln und zur Erhebung bringen, und zwar nicht bloß seine eigenen und die Süddeutschlands, sondern auch die in Oesterreich-Ungarn, was für meine Regierung schlimm genug wäre. Wenn jedoch Kaiser Napoleon, genötigt, den Krieg aufzunehmen oder zu erklären, sich mit seiner Armee in Süddeutschland zeigte, nicht als Feind, sondern als Befreier, so wäre ich meinerseits gezwungen, zu erklären, daß ich gemeinsame Sache mit ihm mache." Auch in der damals an Napoleon III. übersandten Denkschrift Erzherzog Albrechts kehrt der Gedanke wieder, Oesterreich-Ungarn müsse aus politischen und militärischen Gründen darauf dringen, daß Frankreich zuerst losschlage.

Zum Unglücke für Frankreich, zum Heile Deutschlands ließ sich Kaiser Napoleon von seinen Ministern, seiner Gattin, seinem Volke bestimmen, den Krieg früher zu erklären, als das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn und Italien abgeschlossen war. Beust hatte sich schon früher von dem Irrtume seiner Annahme überzeugt, daß die Deutschen Oesterreichs durch ein liberales Regiment für einen Krieg gegen Deutschland gewonnen werden könnten. Wahrscheinlich liegt darin der Hauptgrund, weshalb er sich sehr bald feindselig gegen das deutsche Bürgerministerium wendete und dessen Entlassung durchsetzte. Im entscheidenden Augenblicke versagten auch die Ungarn ihre Mithilfe, und in dem Kronrate, der über die Stellung Oesterreichs zu dem eben ausgebrochenen Kriege entscheiden sollte, setzte Graf Julius Andrassy

[1]) Lebrun berichtet über diese Verhandlungen in den „Souvenirs militaires" (Paris 1895), S. 146. Das Buch ist zur Beurteilung Erzherzog Albrechts wichtig. Siehe auch das Gespräch des Erzherzogs mit Hansen im Jahre 1875 in dessen Buch „Les coulisses de la diplomatie" S. 311. Diese Verhandlungen übersichtlich dargestellt in Wilh. Busch, „Die Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich und Italien zwischen 1866 und 1870", Tübingen 1900.

die Neutralität der Monarchie durch; denn er glaubte, im Gegensatze zu Beust, an den Sieg der deutschen Waffen, und als Ungar schien ihm das Wiederaufleben der Macht Oesterreichs in Deutschland nicht günstig für sein Vaterland [1]). Die Deutschen Oesterreichs begrüßten der Mehrzahl nach 1870 die deutschen Siege mit Begeisterung; bei Wörth und Metz zerschellten auch die Rachegedanken der noch unversöhnten österreichischen Patrioten, sie sind seitdem begraben, und der weise Entschluß Kaiser Franz Josephs sorgte dafür, daß sie den Sargdeckel nicht zu zersprengen vermochten.

* * *

Vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte ist die Vorurteilslosigkeit, aus der heraus Kaiser Franz Joseph das Bündnis mit Preußen und Italien aufrichtete, mit denselben Mächten, welche ihm das Erbe seiner Vorfahren geschmälert hatten. Aber er hieß seine Gefühle schweigen und ordnete sie dem Wohle seiner Staaten unter. Es ist ein Zeugnis freier Denkungsart, daß der Kaiser nach dem Kriege von 1866 mit den Ueberlieferungen des alten Oesterreich brach, das Konkordat mit dem Papste löste und in Oesterreich wie in Ungarn Raum gewährte für die Einwirkung freier Ideen auf die Staatsgeschäfte. Mag auch das jetzt in Oesterreich aufwachsende Geschlecht bereits vergessen, welche Fortschritte das Reich diesem Umschwunge verdankt: die älteren Zeitgenossen haben es noch in schmerzlicher Erinnerung, mit welcher Geringschätzung das gebildete Europa früher von österreichischem Wesen, zumal von dem tiefen Stande des Wissens und der Schule in Oesterreich sprach. Wohl am meisten Dank schuldet aber das kaiserliche Heer dem Einströmen von Intelligenz. Die vorhergehende Darstellung schildert die geistige Unbeholfenheit der Heerführer und einer Anzahl ihrer Befehlshaber auf dem entscheidenden Kriegsschauplatze. Benedek, Henikstein, Krismanič waren im Guten wie im Schlimmen die Vertreter des alten Systems — es ist auf dem Schlachtfelde von Königgrätz zusammengebrochen. Gleich dem Heere und der

[1]) So nach dem Zeugnisse seines Sohnes in „Ungarns Ausgleich mit Oesterreich" von dem Grafen Julius Andrassy (Leipzig 1897), S. 223.

Schule erfuhren die früher stets zerrütteten Finanzen die Wohlthat des Bruches mit den „ererbten Uebelständen". Die Zeitgenossen der drei Staatsbankerotte von 1811, 1815 und 1867 hätten nicht geahnt, daß nach kaum einem Menschenalter der Staatshaushalt völlige Ordnung zeigen werde. Zum Teile hängt dies mit der veränderten Stellung Oesterreichs zu Deutschland und Italien zusammen. Oesterreich muß nicht mehr wie einst bald den Rhein gegen Frankreich verteidigen, bald seine Nordgrenzen gegen einen eifersüchtigen Nachbar schützen und zugleich ein Heer in Italien mit kriegsmäßig verstärkten Cadres in Bereitschaft halten. Das ist vorbei, und die überwachenden Parlamente wirkten wie ein kluger Arzt, der die Heilkraft der Natur walten läßt. Der Ausgleich mit Ungarn, wenn auch in seinem finanziellen Teile übereilt und zum Nachteile für Oesterreich abgeschlossen, war für die auswärtige Politik des Reiches ein Quell der Verjüngung; das von stolzem Nationalbewußtsein erfüllte Volk, das sich 1859 und 1866 nur unwillig in den Dienst des Reiches gestellt hatte, wurde von jetzt ab einer der stärksten Träger seiner Machtstellung. Nach der Zersplitterung der Kräfte, die früher dem Reiche auferlegt war, trat nach 1866 eine früher nie mögliche Konzentration der äußeren Politik ein, mit der ausgesprochenen Richtung gegen den Orient. So kam es, daß die Niederlagen von 1859 und 1866 das Reich nicht eigentlich schwächten.

Dennoch gab es bei dieser Wendung der Dinge ein edles Opfer: die Deutschen Oesterreichs, welche vom Mutterlande losgerissen wurden. Sie verloren damals ihren politischen Schwerpunkt und haben ihn noch nicht wieder gefunden. Dereinst mußte ihr Blick, um die Politik des Reiches zu verstehen, einen Horizont umspannen, dessen Richtpunkte durch Frankfurt, Mailand, Konstantinopel und Pest gegeben waren. Mit dem Verluste der alten Machtstellung in Deutschland, Italien, Ungarn verengte sich dieser Gesichtskreis; das wirkte so, daß sie sich über Unwesentliches in Fraktionen zersplitterten und oft so leben und handeln, als könnten sie nie im Kerne ihrer nationalen Existenz bedroht werden. Aus dieser Täuschung werden sie dann von Zeit zu Zeit durch feindselige Maßregeln der Regie-

rung gerissen. So in den Tagen des Ministeriums des Grafen Badeni; als dieser aber, durch die inneren Zwistigkeiten der Deutschen ermutigt, so handelte, als ob die Aufteilung ihrer Rechte unter die anderen Volksstämme bereits ein Grundsatz österreichischen Staats- und Gewohnheitsrechtes sei, erinnerten sie nachdrücklich daran, daß sie in anderer Lage seien als Slaven und Magyaren, die in Oesterreich notgedrungen ihre Heimat sehen müssen; ihnen jedoch, als Teil einer großen Kulturnation, stehe eine andere Verbindung offen, sobald sie an Oesterreich nicht mehr wie seit Jahrhunderten durch freie Wahl, durch ihre in steten Blutopfern erprobte Anhänglichkeit gebunden seien. Unklug genug, daß dieser Gedankengang wieder in einem Volke wachgerufen wurde, das gar nicht darnach geartet ist, immer von neuem die letzten Gründe seines nationalen und politischen Daseins durchzuprüfen, das sich vielmehr in der altererbten Verbindung mit dem Herrscherhause und dem Reiche ausleben will.

Auf der inneren Spaltung der Deutschen Oesterreichs und dem Zwiste der Nationalitäten wollte schon Graf Taaffe die verstärkte Macht der Krone begründen und durch Jahre schien die Rechnung zu stimmen; sie wurde aber durch Volksmassen umgeworfen, die vor und nach dem Sturze des Grafen Badeni durch die Straßen von Wien, Prag und Graz fluteten. Es zeigte sich, daß ein Verfahren, welches den inneren Frieden des Reiches in Frage stellt, schließlich auch die Wurzeln der monarchischen Autorität gefährdet.

Oesterreich-Ungarn ist übrigens ein Reich, dessen Werdegang auch in Zukunft vorwiegend durch seine äußere Politik bedingt wird. Diese aber beruht wesentlich auf dem Verhältnisse zu Deutschland. Schwerlich sind diese uralten Beziehungen durch das Bündnis von 1879 endgültig geregelt, denn die Geschichte weist auf eine engere Verbindung der beiden Reiche hin, und Bismarck sagte in den Tagen des Kampfes voraus, daß der Austritt der habsburgischen Monarchie aus dem engeren Deutschland nur der Uebergang sein werde zu einem festeren Zusammenschlusse der deutschen Stämme. Den Krieg von 1866 führte er herbei, er wollte dem alten Kaisergeschlechte das Scepter entwinden, aber er wies den Gedanken einer Los-

reißung eng verwachsener Gebietsteile aus dem Verbande mit Oesterreich von sich. Mit dem Haupte der Verschworenen in Shakespeares „Julius Cäsar", der im Feinde die Größe ehrt, konnte Bismarck vor dem Kampfe sagen: „Unsere That, sie sei ein Werk der Notwendigkeit und nicht des Hasses."

Unmittelbar nach dem Siege von Sadowa, noch im Juli 1866, erwog Bismarck, ob er Oesterreich nicht einen Frieden anbieten solle auf Grund der Schöpfung eines weiteren deutschen Bundes. Der Nordbund, Oesterreich, die süddeutschen Staaten wären die Genossen gewesen, welche sich in fünf bis sechs Kurien vereinigt hätten [1]). Aber die Zeit war nicht günstig für so weit ausschauende Pläne; die Klugheit gebot, sich vorerst mit der Einigung Norddeutschlands zu begnügen. Nicht lange jedoch schlummerten diese Gedanken in seinem Geiste. Im Jahre 1879 schlug er Andrassy vor, das Bündnis von vornherein zu einem pragmatischen zu gestalten, in der Art, daß die Parlamente der beiden Reiche es zu bekräftigen und in die Verfassungen ihrer Staaten aufzunehmen hätten [2]). Der Vorschlag ging auf „ein öffentliches verfassungsmäßiges Bündnis gegen eine Koalition", das, „durch Mitwirkung aller konstitutionellen Faktoren zustande gekommen, auch nur durch solches Zusammenwirken, also nur mit Zustimmung in Deutschland des Kaisers, des Bundesrats und des Reichstages, in Oesterreich des Monarchen und der Vertretungen von Cis- und Transleithanien auflösbar sein sollte". Das war das letzte Wort des Fürsten Bismarck an Oesterreich-Ungarn; der also gewährleistete Bund wäre der logische Abschluß der deutschen Einheitsbestrebungen gewesen. Aber in Oesterreich-Ungarn waren die führenden Männer noch nicht zur Wiederanknüpfung der alten nationalen Bande bereit; diese Idee wird noch länger keimen müssen, ehe sie reift. In einem weihevollen Augenblicke ließ Bismarck später wieder in seine politische Werkstätte blicken. In der ersten Thronrede Kaiser Wilhelms II., als dieser am 25. Juni 1888 vor dem Reichstage von dem ihm

[1]) Sybel, V, S. 253.
[2]) Busch, „Unser Reichskanzler", I, S. 451.

überkommenen Erbe an Macht und an Ideen förmlich Besitz ergriff, ließ Bismarck den Herrscher also sprechen:

„Ich halte an dem Bündnisse mit Oesterreich in deutscher Treue fest, nicht bloß, weil es geschlossen ist, sondern weil ich in diesem defensiven Bunde eine Grundlage des europäischen Gleichgewichts erblicke, sowie ein Vermächtnis der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesamten deutschen Volks getragen wird und dem herkömmlichen europäischen Völkerrechte entspricht, wie es bis 1866 in unbestrittener Geltung war."

Sorgfältig hatten die preußischen Staatsmänner es bis dahin vermieden, an die Zeit vor 1866 anzuknüpfen, wenn sie Oesterreich-Ungarns gedachten. Kaiser Wilhelm II. aber hatte nicht wie sein Großvater und Vater bei Sadowa gekämpft; er durfte an den alten deutschen Bund erinnern, ohne daß die 1866 geschlagenen, vernarbenden Wunden schmerzten.

Wenn die Zeitgenossen des deutschen Bruderkrieges zu ihren Vätern versammelt sind, wird der Tag kommen, da ihre Erben das Vermächtnis der deutschen Geschichte erfüllen werden.

Anhang.

I.

Fürst Bismarck über die Vorgeschichte des Krieges von 1866.

(Unterredung mit dem Verfasser.)

Der Fürst gewährte dem Verfasser am 13. Juni 1890 zu Friedrichsruh eine Unterredung über die Vorgeschichte des Krieges von 1866. Das Gespräch wendete sich den Verhandlungen beim Besuche König Wilhelms und Bismarcks in Schönbrunn im Herbste 1864 zu, und der Fürst machte auf die Frage, ob Oesterreich 1864 etwa geneigt gewesen wäre, Schleswig-Holstein an Preußen gegen die Garantie seines italienischen Besitzstandes abzutreten, folgende Mitteilungen:

„Ich erinnere mich," sagte der Fürst, „nicht an ein solches Angebot Oesterreichs; und ich glaube, soviel ich mich auf mein Gedächtnis verlassen kann, daß es nicht gemacht wurde. Aber nach meiner damaligen und späteren Intention hätten wir sehr gut darauf eingehen können; denn ein festes Bündnis mit Oesterreich war stets mein Ziel, und auch mein königlicher Herr hätte, um mit Oesterreich Freundschaft und Frieden zu erhalten, um den Preis Schleswig-Holsteins gerne eine solche Bürgschaft geleistet. Wir saßen damals à quatre in einem Gemache des Schönbrunner Schlosses: des österreichischen Kaisers Majestät, mein königlicher Herr, Graf Rechberg und ich. Es galt, das Schicksal Schleswig-Holsteins zu entscheiden, und da erklärte Graf Rechberg, das Land könne nur dann Preußen überlassen werden, wenn Oesterreich zur Herstellung des Gleichgewichtes in Deutschland eine Entschädigung erhalte. Er wies auf die Grafschaft Glatz als solche hin. Davon aber konnte bei der Gesinnung des Königs keine Rede sein. Oesterreich konnte nicht einmal darauf hinweisen, daß die Bewohner jenes Landes mit dem Tausche der Herrschaft einverstanden wären. Das war nicht der Fall, vielmehr waren Petitionen und Adressen an den König eingelaufen, in denen er gebeten wurde, sie nicht von Preußen zu trennen. Ich

setzte damals dem Kaiser von Oesterreich auseinander, daß es dem Gedanken unseres Bündnisses entspräche, wenn die Herzogtümer ohne solches Opfer Preußen zufielen. Unser Bund, so sagte ich, sei keine Erwerbsgenossenschaft, welche den Ertrag nach Prozenten verteile, er gleiche vielmehr einer Jagdgesellschaft, bei welcher jeder Teil seine Beute nach Hause trage. Wenn wir etwa im Fortgange des Bundes gemeinsam Krieg gegen Frankreich und Italien führen sollten und Mailand fiele dabei mit preußischer Hilfe wieder in Oesterreichs Hände, so würde Preußen doch nicht etwa Landesentschädigung dafür verlangen, sondern sich mit einer Geldsumme für seinen Kriegsanteil abfinden lassen. Diese Darlegung blieb auf den Kaiser nicht ohne Eindruck; ich schloß das aus der Frage, die der Kaiser an mich richtete, ob Preußen also die Annexion als wünschenswerte Lösung der Herzogtümerfrage betrachte. Es war mir sehr angenehm, daß die Frage so unmittelbar, und zwar in Gegenwart des Königs, an mich gestellt wurde; denn mein königlicher Herr hatte sich, wenn unter uns von der Zukunft der Herzogtümer die Rede war, stets zurückhaltend benommen; ich konnte keine bestimmte Willensäußerung von ihm erhalten. Ich wandte mich also an ihn und sagte: ‚Diese Frage zu beantworten bin ich nicht berechtigt.' Aber der König zauderte auch diesmal und sagte, die Einverleibung Schleswig-Holsteins sei von ihm nicht gerade ins Auge gefaßt. Darauf mußte ich mich natürlich bescheiden und die Sache für jetzt fallen lassen. Ich selbst war in viel bestimmterer Weise als mein König für eine ganze Lösung der Frage eingenommen, während er damals noch zum Augustenburger neigte. Dessen Haus aber hatte keine wirklichen Ansprüche auf Schleswig-Holstein, denn es hatte bereits zweimal auf die Herzogtümer verzichtet, zuerst 1721, dann 1852. Es bestand also kein Hindernis, die Herzogtümer in Preußen einzuverleiben. Wir wären, wenn Oesterreich darauf einging, in einem künftigen Kriege in Italien auf seiner Seite gestanden."

„Den österreichischen Staatsmännern," erlaubte ich mir einzuwerfen, „schien wohl für die Machtstellung Oesterreichs der gemeinsame Besitz in Schleswig-Holstein wichtiger als das bereits verlorene, nicht wieder zu gewinnende Mailand."

„Ich will," entgegnete der Fürst, „jetzt keine Kritik üben, sondern nur den Verlauf der Dinge schildern. Rechberg war einer solchen Lösung damals nicht abgeneigt, wie ich denn überhaupt mit ihm seit der Frankfurter Zeit sehr gut stand. Er war wahrheitsliebend, und ich hatte volles Vertrauen zu dem, was er sagte. Immer schwebte mir der Gedanke vor, den ich denn auch in die That umsetzte, daß es notwendig sei, mit Oesterreich zu einer Verständigung, zu einem Bündnisse zu gelangen. Aber erst viel später, 1879, konnte dieser Plan zur Ausführung kommen; nur hätte ich damals gewünscht, daß das Bündnis ein pragmatisches werde. Ich schlug dem Grafen Andrassy vor, daß es durch die gesetzgebenden Gewalten beider Reiche bekräftigt würde; es wäre wertvoll gewesen, wenn die Parlamente Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ihre Zustimmung zum Vertrage gegeben hätten: sein Bestand sollte nicht von den Regierungen

allein abhängig sein, und seine Dauer wäre dadurch um so bestimmter verbürgt gewesen. Indessen konnte ich nicht alles durchsetzen, was ich anstrebte, und es ist schwer genug geworden, zu dem thatsächlich Erreichten zu gelangen. Mit dem Grafen Rechberg hätte ich vor dem Kriege wohl zum Einverständnisse kommen können. Es war mir deshalb unlieb, als er bald nach der Schönbrunner Zusammenkunft von seinem Posten zurücktrat. Ich riet meinem König damals, Oesterreich ein Zugeständnis zu machen, welches Rechberg für nötig hielt, um sich im Amte behaupten zu können. Er wünschte, daß Preußen in den neuen Handelsvertrag mit Oesterreich die Bestimmung des früheren wieder aufnehme, durch welche ihm der spätere Eintritt in den Zollverein offengelassen wurde. Ich befand mich gerade in Biarritz bei Kaiser Napoleon, während diese Unterhandlungen schwebten, und es gelang unterdessen meinen Kollegen, meinen alten Herrn breitzuschlagen und ihn zu bestimmen, den Wunsch Oesterreichs abzulehnen. Es trat mir damals der ganze Einfluß gegenüber, den man später unter dem Namen Delbrück zusammenfaßte. Auch der damalige Handelsminister Graf Itzenplitz, eine Unterschriftenmaschine, arbeitete mir entgegen, ebenso Finanzminister Bodelschwingh, der mir stets, wo er mir etwas anhaben konnte, eins versetzte. So wurde meine Absicht, mit Oesterreich in friedlichem Einverständnisse zu bleiben, vereitelt."

Hier erlaubte ich mir die Bemerkung einzuwerfen, daß indessen aus den Staatsschriften des Fürsten, die er aus Frankfurt nach Berlin gesendet hatte, hervorgehe, daß er schon damals den Krieg als das notwendige Mittel zur Lösung der deutschen Frage im Auge gehabt habe.

„Im allgemeinen gewiß," war die Antwort, „aber nicht hie und da, nicht in den einzelnen Wendungen unserer Politik. Es hieße das Wesen der Politik verkennen, wollte man annehmen, ein Staatsmann könne einen weit aussehenden Plan entwerfen und sich als Gesetz vorschreiben, was er in einem, zwei oder drei Jahren durchführen wolle. Es ist richtig, daß der Gewinn Schleswig-Holsteins einen Krieg wert war; aber in der Politik kann man nicht einen Plan für lange Zeit festlegen und blind in seinem Sinne vorgehen. Man kann sich nur im großen die zu verfolgende Richtung vorzeichnen; diese freilich muß man unverrückt im Auge behalten, aber man kennt die Straßen nicht genau, auf denen man zu seinem Ziele gelangt. Der Staatsmann gleicht einem Wanderer im Walde, der die Richtung seines Marsches kennt, aber nicht den Punkt, an dem er aus dem Forste heraustreten wird. Ebenso wie er muß der Staatsmann die gangbaren Wege einschlagen, wenn er sich nicht verirren soll. Wohl war der Krieg mit Oesterreich schwer zu vermeiden, aber wer das Gefühl der Verantwortlichkeit für Millionen auch nur in geringem Maße besitzt, wird sich scheuen, einen Krieg zu beginnen, bevor alle anderen Mittel versucht sind. Es war stets ein Fehler der Deutschen, alles erreichen zu wollen oder nichts und sich eigensinnig auf eine bestimmte Methode zu steifen. Ich war dagegen stets erfreut, wenn ich der Einheit Deutschlands, auf welchem Wege immer, auch nur auf drei Schritte näher

kam. Ich hätte jede Lösung mit Freuden ergriffen, welche uns ohne Krieg der Vergrößerung Preußens und der Einheit Deutschlands zuführte. Viele Wege führten zu meinem Ziele, ich mußte der Reihe nach einen nach dem anderen einschlagen, den gefährlichsten zuletzt. Einförmigkeit im Handeln war nicht meine Sache."

„Das war auch," fuhr der Fürst fort, „der Gedanke unserer Sendung des Herrn v. Gablenz, des Bruders des Generals, nach Wien, welche noch hart vor dem Kriege, im Mai 1866, die Herbeiführung eines Ausgleichs mit Oesterreich bezweckte. Man hat später auf beiden Seiten diesen Zwischenfall als ein Pudendum betrachtet und von ihm nichts in die Oeffentlichkeit dringen lassen. Gablenz überbrachte dem Kaiser von Oesterreich den Vorschlag, Preußen und Oesterreich sollten sich in die Herrschaft über Deutschland teilen. Wir sollten den militärischen Oberbefehl über Norddeutschland übernehmen, Oesterreich über den Süden. Niemand hätte uns damals bei der Teilung Deutschlands widerstehen können. Die beiden deutschen Mächte standen in gewaltiger Rüstung da und konnten dem auf diese Wendung nicht vorbereiteten Europa das Gesetz vorschreiben. Der König von Bayern hätte allerdings mit den übrigen Fürsten Süddeutschlands ein Stück seiner Souveränität dem Kaiser von Oesterreich abtreten müssen, aber die Einschränkung wäre nicht so groß gewesen wie jene, zu der er sich 1871 freiwillig verstand. Dieser Umstand ist es, der, wie ich früher bemerkte, bewirkte, daß man diese Unterhandlungen als ein Pudendum behandelte. Weder wir noch Oesterreich, das einen Monat darauf Bayern zum Alliierten im Kriege gewann, mochten davon Erwähnung thun, daß wir im Mai über die Teilung Deutschlands unterhandelt hatten. Ich weiß nicht, ob diese Ordnung eine endgültige gewesen wäre und ob nicht doch später ein Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen notwendig war, um die dauernde Gestaltung Deutschlands herbeizuführen. Jedenfalls aber wäre Oesterreich 1866 der Krieg und die Niederlage erspart worden. Außerdem aber schlug ich Oesterreich vor, daß wir, schlagfertig wie wir waren, uns gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten, um die Herausgabe des Elsaß zu erzwingen: Oesterreich konnte dann Straßburg nehmen, Preußen dann Mainz behalten."

„Gablenz," fragte ich, „überbrachte also den Vorschlag eines gemeinsamen Krieges gegen Frankreich?"

„So wie ich es eben erzählte. Napoleon hatte damals nur eine schwache, durch die mexikanische Expedition zerrüttete Armee, er hätte uns nicht widerstehen können. Der Kaiser von Oesterreich war vielleicht nicht abgeneigt, auf die Sache einzugehen; wenigstens übergab er die Angelegenheit seinem Ministerrat zur Prüfung. Aber Kriegsminister Franck war der Meinung, es ginge nicht an, nach den großen Rüstungen der letzten Monate ohne einen Kanonenschuß Frieden zu machen, man könnte sonst von dem Heere Oesterreichs sagen, es sei pulverscheu; vielleicht ließe sich nach der ersten Schlacht darüber sprechen. Dieses Vorurteil hatte freilich General Gablenz nicht zu scheuen, denn er hatte im vorhergehenden Feldzug in Schleswig-Holstein gezeigt, daß er das Pulver nicht fürchte. Noch entschiedener

lehnte Finanzminister Graf Larisch ab. Er meinte, die österreichischen Finanzen machten einen Krieg unbedingt notwendig, entweder um im Falle eines glücklichen Ausgangs von Preußen eine große Kriegskontribution zu erlangen, oder nach einer Niederlage mit Anstand die Staatsschuld liquidieren zu können. So wurde der Vorschlag von Oesterreich abgelehnt.

„Vielleicht aber war es besser, daß die Sache rasch durch das Schwert entschieden wurde. Denn die Uhr des deutschen Dualismus mußte bisher in jedem Jahrhundert einmal durch einen Krieg richtig gestellt werden. Dieser Dualismus ist älter als der zwischen Oesterreich und Preußen; er prägte sich zuerst im Gegensatz zwischen Franken und Sachsen, dann zwischen Hohenstaufen und Welfen aus. Hierauf brach er wieder in der Reformation auf; Moriz von Sachsen erhob sich wider Karl V. doch vornehmlich zu dem Zwecke, um die Herrschaft von Kaiser und Reich abzuthun: das nannte man damals die ‚deutsche Freiheit'. Oder glauben Sie, daß er, als er von der ‚viehischen Servitut' sprach, in welcher Deutschland damals angeblich schmachtete, an die traurige Lage der geknechteten Bauern Deutschlands dachte? Gewiß nicht — er meinte damit nur den Gehorsam, den sich der Kaiser bei den Fürsten erzwungen hatte. Aehnlich traten sich seit den schlesischen Kriegen Oesterreich und Preußen gegenüber, und jetzt äußert sich dieser Gegensatz in dem Widerspruche des Individuums gegen den Staat. Merkwürdig ist, daß der Kampf stets in der Mitte des Jahrhunderts stattfand, während die Versöhnung der Gegensätze sich um die Wende des Jahrhunderts vollzog. Ich bin nicht so abergläubisch, um in diesem Zeitmaße eine Vorausbestimmung zu sehen; es lag offenbar in der Natur der wider einander streitenden Kräfte, daß sich in jedem Jahrhundert ungefähr zur gleichen Zeit ein Ruhepunkt ergab. Jede Nation erfüllt ihr Geschick nach der ihr innewohnenden Fähigkeit, nach der Mitgift, die sie von der Natur erhalten hat. So waren wir Deutsche stets höchst unverträglich untereinander und viel zu nachgiebig gegen Fremde.

„Als die Schlacht von Königgrätz geschlagen war, versuchte Oesterreich noch einmal mit Hilfe Napoleons den Kampf wider uns aufzunehmen. Die Situation war für uns nicht ungefährlich. Wohl konnte Napoleon im ersten Augenblick nur 40—60000 Mann an die Grenze schicken, aber mit Hilfe der tüchtigen süddeutschen Truppen wäre uns damit im Rücken eine ernste Verlegenheit erwachsen. Was geschehen wäre, wenn wir damals schließlich doch unterlegen wären und wenn Oesterreich noch einmal seine Herrschaft in Deutschland befestigt hätte, ist schwer zu sagen. Denn wenn wir nicht ganz niedergeworfen worden wären, mußte Oesterreich nicht lange darauf gegen einen Bund Preußen-Frankreich-Rußland seine Stellung aufrecht zu erhalten versuchen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ihm dies gelungen wäre. Indessen, das sind geschichtsphilosophische Betrachtungen, welche zu weit führen. Oesterreich hatte, indem es unser Angebot ablehnte, die Sache auf die Spitze des Schwertes gestellt, und der Ausgang des Kampfes ergab sich als Schluß des

Spieles der mannigfaltigsten Kräfte und Einflüsse. Wieder hatten die Kanonen über den deutschen Dualismus entschieden — als es aber dann gelang, trotzdem zum Bunde mit Oesterreich zu kommen, trat ein wahrhaft befriedigender Zustand in Mitteleuropa ein. In der That, so wie die Dinge sich durch mein Zuthun entwickelten, befriedigten sie mich wirklich und aufrichtig; es ist das ein Abschluß für lange Zeit."

„Wäre aber ein pragmatisches Bündnis, wie es Durchlaucht 1879 anstrebten, nicht für spätere Zeit wünschenswert?"

„Das sind Sorgen künftiger Politik," erwiderte der Fürst, „und von ihr will ich jetzt nicht sprechen. Denn man fürchtet in Berlin, ich wollte auf die Geschäfte des Staates Einfluß üben. Das aber ist nicht meine Absicht. Ich habe im Leben genug geleistet, um mir im Alter die Muße eines Landedelmanns zu gönnen. Jetzt habe ich wieder Zeit zu poetischer Lektüre. So habe ich den Schiller vorgenommen und lese seine Dramen jetzt noch einmal in der Reihenfolge ihrer Entstehung. Als ich jüngst beim Schlafengehen die ‚Räuber' vornahm, kam ich an die ergreifende Stelle, wo Franz den alten Moor ins Grab zurückschleudert mit den Worten: ‚Was? Willst du denn ewig leben?' Und da stand mir mein eigenes Schicksal vor Augen."

Der Eindruck dieser Worte war unbeschreiblich. Sie wurden mit einer leisen Bewegung der Stimme, aber ohne eine Veränderung in dem tiefgefurchten Antlitz gesprochen. Ich war tief erschüttert, um so mehr als der Fürst eine längere Pause machte und unterdessen mit seinem Stock gedankenvoll Figuren in das feuchte Erdreich zeichnete. Ich wagte die Stille nicht zu unterbrechen. Endlich erwachte der Fürst aus seinem Sinnen und zerstörte hastig die von ihm gezogenen Linien, wie einer, der düstere Gedanken aus seinem Kopfe bannen will. Ich erhob mich und sprach meinen ehrerbietigen Dank aus, daß der Fürst mir seine Zeit in so reichem Ausmaße gewidmet hatte. Der Fürst lud mich darauf zum Frühstück ein, und als ich mich dankend verneigte, nahm er den fallengelassenen Faden wieder auf und sagte mit erstaunlicher Ruhe in mildem Tone: „Sie müssen indessen nicht glauben, daß ich mich durch die Erfahrungen der letzten Jahre ergriffen fühle. Ich bin, wenn Sie wollen, zu hochmütig, um nach allem, was ich geschaffen habe, mich durch meine Erlebnisse erschüttert zu fühlen. Jemand, der so viel erlebt und gewirkt hat, besitzt den Anspruch auf die ihm jetzt gewährte Muße."

Als ich bemerkte, Deutschland werde auf die Dienste seines großen Staatsmannes nicht verzichten können, erwiderte der Fürst: „Auch wenn man mich riefe, würde ich nicht wieder kommen. Ich besitze nicht mehr die Spannkraft, wieder ganz von neuem zu beginnen, und traue mir nicht mehr die Fähigkeit zu, dasjenige wieder in Ordnung zu bringen, was etwa andere in Verwirrung gebracht haben. Ich werde die mir noch beschiedene Zeit in Muße und Frieden verbringen."

II.

Graf Rechberg über sein amtliches Wirken.

(Mündliche Mitteilungen.)

In einer Reihe längerer Unterredungen machte mir Graf Rechberg Mitteilungen über sein Wirken als österreichischer Minister des Aeußern, die chronologisch geordnet hier wiedergegeben werden:

Graf Buol, mein Vorgänger, so erzählte der Graf, trat 1859 nicht deshalb von der Stelle eines Ministers des Aeußern zurück, weil er den Krieg mißbilligte, sondern weil er den Zeitpunkt tadelte, in dem er begonnen wurde, und besonders weil er nichts von der Kriegserklärung erfuhr. Der Befehl an Gyulai, in Piemont einzurücken, erging direkt aus der Militärkanzlei des Kaisers, ohne daß Buol früher verständigt wurde. Daraufhin gab er seine Entlassung.

Kurze Zeit, nachdem ich das Ministerium übernommen hatte, reiste der Kaiser — es war vor der Schlacht bei Solferino — zur Armee ab. Ich erhielt das Telegramm, der Kaiser habe den Befehl zur Räumung Anconas gegeben. Ich telegraphierte sofort, der Befehl möge rückgängig gemacht werden; denn am Besitze von Ancona hing die Herrschaft über das Adriatische Meer. Vergebens! Ich erhielt die Antwort, die Räumung sei bereits vollzogen. Kurze Zeit nach meinem Eintritte ins Amt besuchte ich Fürst Metternich. Er starb eigentlich aus Schmerz über den Verlust der Schlacht von Magenta; denn als er die Nachricht davon erhielt, war er aufs tiefste bewegt. Eine halbe Stunde später — in meiner Anwesenheit — fiel er in eine tiefe Ohnmacht, erholte sich nicht mehr, und am Tage darauf war er tot.

Meine Politik war stets darauf gerichtet, Oesterreich aus der Isolierung zu befreien, in der es sich unter Buol befand. Gerne hätte ich mich zu Rußland in ein besseres Verhältnis gesetzt, aber Gortschakoff war, wie ich sah, ein Todfeind Oesterreichs und jeder Versuch der Anknüpfung wäre vergebens gewesen, er hätte mit einem Fiasko geendet. Napoleon III. war höchst unzuverlässig und hatte zumal in Italien die Schwächung Oesterreichs im Auge. Es gab allerdings eine franzosenfreundliche Partei im Wiener Auswärtigen Amte, zu der insbesondere Baron Meysenbug, Direktor im Ministerium, gehörte. Er behauptete stets, Napoleon III. werde Italien nicht gestatten, Oesterreich abermals anzugreifen. Ich hielt dies für Thorheit und stellte ihm vor, daß Napoleon vermöge des Wortes, welches er in seiner Jugend den Carbonari und später Cavour verpfändet hatte, nicht ruhen werde, als bis Venetien den Italienern verschafft sei. Ich kannte die Pläne Napoleons durch einen besonderen Umstand. Palmerston war früher mit Napoleon enge liiert, war aber seit der Annexion von Savoyen und Nizza ein mißtrauischer Gegner Napoleons geworden. Seitdem suchte er eine Verbindung mit Oesterreich, was mir sehr angenehm war. Zu ihrer Herstellung benützte er den Staatsrat Klindworth. Dieser war ein Mann von

Fähigkeiten, aber zugleich käuflich und bereit, jedem zum Spion zu dienen, der ihn bezahlte. Er diente stets mehreren Mächten zugleich und verriet denjenigen, die ihm den größten Preis zahlten, die ihm anvertrauten Geheimnisse anderer. Ich bin überzeugt, daß er 1847, zur Zeit des Sonderbundkrieges, während ihn Metternich verwendete, doch nur den Spion Englands machte. Er bot mir seine Dienste an, aber der geringe Dispositionsfonds, über den ich verfügte, und mein Mißtrauen bewirkten, daß ich nur in allgemeine Beziehungen zu ihm trat. Um so höher bezahlte ihn damals Palmerston. Dieser sandte mir seine Briefe nicht durch den englischen Botschafter in Wien, sondern durch Klindworth, und ich beförderte meine Antworten auf demselben Wege. Durch diese Korrespondenz erhielt ich die Mitteilung, Palmerston habe für eine große Summe — es sollen 100000 Pfund gewesen sein — Briefe aus der Privatkorrespondenz Napoleons erhalten, welche meine Ueberzeugung bestärkten, Napoleon betreibe aufs dringendste die Losreißung Venedigs. Dies aber konnte ich den Franzosenfreunden unter den Hofräten nicht an die Nase binden.

Mit dem französischen Botschafter Gramont war der Verkehr unangenehm, da die Wahrheit ihm gleichgültig war und ihm nicht im geringsten vertraut werden konnte. Er teilte von den Unterredungen, die er mit mir hatte, nur das nach Paris mit, was ihm paßte. Napoleon ließ Metternich mitunter seine Berichte lesen. Es war in ihnen oft das Umgekehrte von dem enthalten, was ich ihm mitgeteilt hatte. Sein Vorgänger im Amt war unser Gegner, aber man konnte sich auf sein Wort verlassen. Ich habe deshalb auch die Bücher, die Gramont später über seine Politik schrieb, nicht gelesen; denn ich mußte annehmen, sie seien ebenso unzuverlässig wie das, was er sprach. Zur Zeit des polnischen Aufstandes, 1863, trat er an mich heran und schlug mir vor, Oesterreich möge Galizien als Kern eines unabhängigen Polen herausgeben, Venetien an Italien abtreten — dafür werde es durch die Donaufürstentümer entschädigt werden. Das hätte zum Kriege mit Rußland geführt. Damals sagte ich ihm, es sei merkwürdig, Oesterreich zuzumuten, einen Krieg zu führen, um eine Provinz zu verlieren, da man doch sonst nur zum Schwerte greife, um eine Provinz zu erwerben.

Mein Wirken im Auswärtigen Amte war überaus erschwert. Das Verhältnis zu Schmerling war von vornherein nicht günstig. Er hegte gegen mich seit 1849 Eifersucht. Als damals in Frankfurt der König von Preußen zum deutschen Kaiser gewählt wurde, ließ mich Fürst Schwarzenberg kommen, erklärte seine Unzufriedenheit mit Schmerling, dem österreichischen Bevollmächtigten, und schickte mich nach Frankfurt, wo es mir gelang, an dem Mißerfolge der preußischen Partei im deutschen Parlament erfolgreich mitzuarbeiten. Das hat mir Schmerling nicht verziehen, zumal da er von großem Selbstbewußtsein getragen ist.

Als die Neufchateler Frage entbrannte, schrieb ich Buol, er solle sich für die preußischen Ansprüche einsetzen; bei dem Eifer, mit dem König Friedrich Wilhelm die Frage erfasse, wäre es möglich, in diesem

Zusammenhang von Preußen den Garantievertrag für die außerdeutschen Länder Oesterreichs als Gegendienst zu erhalten. Er aber folgte mir nicht. In Frankfurt errang ich mir deshalb eine gute Stellung, weil dort jemand sein mußte, der auf den Schein persönlichen Einflusses verzichtete. Prokesch-Osten, mein Vorgänger, hatte es sich so verdorben, daß er nach Wien schrieb, man solle ihn abberufen, da er über keine Stimme mehr verfüge. Es gelang mir, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen, so daß Bismarck schließlich dasselbe nach Berlin melden mußte.

In den deutschen Angelegenheiten besaß Hofrat Biegeleben das Ohr Kaiser Franz Josephs. Er war ein vorzüglicher Redaktor, kenntnisreich, ehrlich, aber er besaß keinen staatsmännischen Sinn. Er hielt den Krieg mit Preußen für unabweislich und darin lag meine Differenz mit ihm. So stand ich mit meinen beiden einflußreichsten Beamten, Meysenbug und Biegeleben, im Widerspruch, ich gehörte weder der preußenfeindlichen, noch der franzosenfreundlichen Partei an.

In der ungarischen Frage kam ich mit meinem Ministerkollegen Grafen Esterhazy in Widerspruch. Eine zeitlang wirkten wir zusammen. Im Sommer 1863 teilte er mir mit, es wäre angezeigt, Schmerling durch den Grafen Belcredi, den Statthalter Böhmens, zu ersetzen. Ich kannte Belcredi nicht. Da ich aber nach Karlsbad reiste, war ich bereit, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Ich erhielt indessen keinen besonderen Eindruck von ihm. Zurückgekehrt sagte ich zu Esterhazy, Belcredi möge ein guter Statthalter sein, aber er sei nicht aus dem Holze, aus dem man Ministerpräsidenten schnitze.

Mein Verhältnis zu Schmerling wurde unhaltbar. Die von ihm inspirierten Blätter schrieben heftige Artikel gegen mich, und Schmerling besaß großen Einfluß auf die Presse, da nicht ich, sondern er die geheimen Fonds verwaltete. Der Herausgeber der „Presse", Zang, sagte mir offenherzig, im Preßbureau Schmerlings werde er zu Angriffen auf mich angetrieben.

Mit Esterhazy konnte ich mich nicht völlig verständigen, da ich seine Ansichten in der ungarischen Frage nicht teilte. Er fühlte sich als Ungar und stand unter dem Einflusse seines Bruders, des Fürsten Paul, der sich 1848 am Aufstand beteiligt hatte. Eines Abends kam er zu mir, um die Frage zu besprechen. Er sagte mir, er wisse, ich sei der Verständigung mit Ungarn nicht abgeneigt, und fragte mich, ob ich damit einverstanden wäre, wenn Siebenbürgen dem Wunsche der Magyaren gemäß mit Ungarn vereinigt würde. Dem stellte ich entgegen, daß niemals ein österreichisches Kabinett, selbst in der größten Bedrängnis, Siebenbürgen preisgegeben hätte. Auch Maria Theresia that dies nicht in ihren größten Nöten. Diese Gründe seien auch jetzt maßgebend. Seit dieser Zeit betrachtete mich Esterhazy als Gegner seiner politischen Ziele.

Bekanntlich setzte er, jedoch erst nach meinem Rücktritt, den Sturz Schmerlings durch. Esterhazy war, wenn er wollte, die gewinnendste Persönlichkeit, geistvoll, gebildet, vielseitig belesen. Er schrieb auch vortrefflich, so gut wie er sprach. Er übte einen großen

Einfluß auf die Frauen, die er zu bezaubern wußte. An den Höfen, an denen er accreditiert war, wurde er auch bei den königlichen Damen gerne gesehen. Die spätere Königin Augusta von Preußen schätzte ihn seines Geistes wegen hoch. Trotz seiner kleinen Statur wußte er die Frauen für sich einzunehmen, so daß eine Russin, Gräfin Kisselew, die wohl zweimal so groß war wie er, sich aus Liebe zu ihm das Leben nahm. Aber er war schon damals sonderbar in seinem Wesen, oft mürrisch im Umgang und ganz spleenartig, eigentlich schon damals das, was die Franzosen maniaque nennen. Dabei hatte er große Fähigkeiten zur Intrigue und einen boshaften Zug, der später in Wahnsinn ausartete. Als er schließlich seine Frau prügelte und sein Schloß in Brand steckte, mußte er ins Irrenhaus gebracht werden.

Meinem Rate entgegen ging der Kaiser zum Fürstentag nach Frankfurt. Biegeleben wollte nicht einsehen, daß diese Politik zum Kriege führen müsse; ich meinte, Oesterreich könne von Glück sagen, wenn es nur Venetien verliere. Schmerling, Biegeleben und ein Abgesandter des Fürsten von Thurn-Taxis, Freiherr v. Dörnberg, arbeiteten das Programm zum Fürstentag hinter meinem Rücken aus. Als der Kaiser es bereits angenommen hatte, wurde ich eingeweiht. Ich wies auf die Gefahren hin, die aus dieser Politik entspringen müßten, und reichte meine Demission ein, der Kaiser nahm sie aber nicht an. „Ich kann es mir nicht gefallen lassen," sagte er, „daß ein Minister mir sofort den Stuhl vor die Thüre setzt, wenn er mit einer Maßregel nicht einverstanden ist." So blieb ich, aber ich konnte es mir nicht gefallen lassen, daß ein anderer als ich, während ich Minister des Aeußern war, Oesterreich in Frankfurt vertrete.

Nach dem Mißlingen des Fürstentags kehrte alles zur Politik des Zusammengehens mit Preußen zurück. Ich stand seit meiner Wirksamkeit in Frankfurt mit Bismarck auf gutem Fuß. Aber seine Auffassungen befremdeten mich. So gehörte der preußischen Gesandtschaft damals ein liebenswürdiger, begabter junger Mann an, der aber plötzlich abberufen wurde. Ich fragte Bismarck, weshalb er weggeschickt worden sei, und darauf erwiderte er: „Ich kann ihn nicht brauchen; der Kerl kann nicht lügen." Man stimmte in Wien mit mir überein, daß durch die Politik des Frankfurter Fürstentags nichts erreicht werden könne, da sich weder Preußen noch die Fürsten eine Konzession abringen lassen würden, außer mit Feuer und Schwert.

In der schleswig-holsteinischen Frage stand ich auf dem Boden der Verträge, wirkte für die staatsrechtliche Unabhängigkeit der Herzogtümer, hätte aber gewünscht, daß sie vertragsmäßig unter der Regierung des Königs von Dänemark blieben. Ich versuchte auf den dänischen Gesandten in Wien zu wirken, damit seine Regierung die Dinge nicht aufs Aeußerste treibe und den Krieg heraufbeschwöre. Er stimmte mir zu, aber seine Bemühungen waren vergeblich, man rief ihn, sie mißbilligend, ab. Aus vielen Gründen, schon aus solchen der inneren österreichischen Politik, konnte ich nicht einwilligen, daß

bei der Beurteilung der schleswig-holsteinischen Frage lediglich das Nationalitätenprinzip ausschlaggebend sei. Die Allianz mit Preußen hielt ich für die beste, die Oesterreich überhaupt abschließen konnte. Es ist richtig, daß wir vor dem Feldzuge nicht bestimmt genug mit Preußen verabredeten, was nach der Eroberung mit den Herzogtümern werden sollte. Das kam daher, weil sich die Verhältnisse rascher entwickelten, als ich wünschte. Viele Leute in Wien drängten zu kräftigem Auftreten gegen Dänemark; denn sie glaubten nicht daran, daß Dänemark den Krieg wagen werde. Man höhnte mich aus, als ich voraussagte, Dänemark würde schlagen. Ihr kennt die Dänen nicht, sagte ich. Nun standen wir rascher im Kriege, als es für Oesterreich gut war; der Kriegsminister hatte dann Mühe, die 25000 Mann rechtzeitig auszurüsten. So zogen wir nach Schleswig-Holstein, und ich sträubte mich lange dagegen, daß wir auch Jütland eroberten. Bismarck wollte uns sogar über das Meer fortreißen, aber wir wären dadurch gegenüber England kompromittiert worden, und ich widerstand. Bei einem Kriege mit England wäre unsere Handelsflotte zerstört, unsere Seeplätze durch Bombardements ruiniert worden. So telegraphierte denn der Kaiser an Gablenz, er dürfe das Meer nicht überschreiten, selbst wenn er von der preußischen Heeresleitung den Befehl dazu erhielte. Beim Friedensschlusse nahmen wir Dänemark nach Kriegsrecht die beiden Provinzen ab. Ich wirkte dafür, daß im Friedensvertrag Schleswig an Preußen, Holstein an Oesterreich abgetreten werden möge. So sollte es bis zu einer großen europäischen Verwicklung bleiben, in welcher vermutlich Oesterreich und Preußen Frankreich gegenüberstehen mußten. Dann ergab sich die Möglichkeit eines Austausches, und ich rechnete darauf, daß wir für Holstein wenigstens die Garantie unserer italienischen Provinzen erhalten würden, so daß Venedig dadurch für uns gerettet worden wäre. Merkwürdigerweise war Biegeleben einer anderen Meinung und stimmte zu, daß Schleswig-Holstein gemeinsam an Oesterreich und Preußen abzutreten sei. Mein Rat, meinte er, könne nicht befolgt werden, „weil wir sonst keine Reibungspunkte mit Preußen hätten".

Mein Ziel war im allgemeinen, das freundschaftliche Verhältnis zu Preußen zu erhalten, weil ich Oesterreich politisch und militärisch nicht für stark genug hielt, einen Krieg zu führen. Auch erweckte mir das Verhalten der ungarischen Regimenter im Kriege von 1859 schwere Besorgnis. Biegeleben setzte sich über all das hinweg: er hegte übergroßes Vertrauen auf die militärische Kraft Oesterreichs. In diesem Sinne verhandelte ich mit König Wilhelm und Bismarck, als sie im August 1864 nach Wien kamen. Eines Abends saß ich mit Bismarck zusammen und sagte ihm, Preußen und Oesterreich müßten zusammenhalten, dann könnte ohne ihre Erlaubnis kein Schuß in Europa abgefeuert werden. „Ich gebe das zu," sagte Bismarck, „aber unsere Lage im Innern drängt notwendigerweise zu einem Kriege nach außen." „Napoleon," erwiderte ich, „ist in derselben Lage, und so weit ich die Dinge übersehe, wird er nicht lange die innere Opposition ohne einen erfolgreichen Krieg beschwichtigen können.

Dann gibt es Krieg in Europa und wir können Frankreich niederschlagen." Bismarck willigte auf mein Drängen ein, Abmachungen für den Fall eines Angriffs seitens Frankreichs zu treffen. Es war Mitternacht, und ich eilte sofort zu Biegeleben, ihm das Besprochene mitteilend, und forderte ihn auf, einen Vertragsentwurf in diesem Sinne abzufassen. Biegeleben aber, der Preußen mißtraute und keine nähere Verbindung mit ihm wünschte, erklärte, er gebe sich nicht dazu her, und weigerte sich, den Vertrag zu entwerfen. Ich stellte darauf die wichtigsten Punkte fest und legte sie am nächsten Tage bei der Zusammenkunft beider Monarchen vor. Sie billigten die Punktationen und damit trennten sich die Herrscher.

Aber unterdessen wurde meine Position im Ministerium schwächer und eines Tages kam Esterhazy zu mir und sagte: „Der Kaiser wünscht, daß Sie ihm den Dienst erweisen, Ihre Demission zu geben." Uebrigens hatte ich mir am Hofe auch deshalb Feinde gemacht, weil ich auf das entschiedenste der Annahme der mexikanischen Kaiserkrone durch Erzherzog Max widerstrebt hatte.

Mein Rücktritt vollzog sich in folgender Weise. Ich erhielt eine Einladung zu einer Ministerratssitzung, der letzten, der ich beiwohnte. Ich war erstaunt, meinen Hofrat Biegeleben dort zu sehen, der nicht hingehörte. Biegeleben legte den Entwurf einer Note gegen Preußen vor, der ich opponierte, aber ich wurde überstimmt und erklärte, infolge dessen meine Entlassung geben zu müssen. Ich gab eine Erklärung zu Protokoll, daß die Hervorkehrung des Gegensatzes zu Preußen zum Kriege führen müsse, und vor einem solchen Wagnisse müßte ich warnen.

Als ich zurücktrat, fragte mich der Kaiser, ob ich Esterhazy zu meinem Nachfolger empfehlen könne. Ich erklärte dem Kaiser, Esterhazy besitze nicht die genügende Thatkraft für diese Stellung, und empfahl Mensdorff, von dem Radetzky gesagt hatte, er gehöre zu den wenigen, die ihn ersetzen könnten. Mensdorff war keine unbedeutende Persönlichkeit, aber er besaß kein Selbstvertrauen. Er war ein entschiedener Gegner des Krieges mit Preußen und sagte mir, man unterschätze die preußische Armee, die besser sei, als man allgemein behaupte.

Als mein Rücktritt entschieden war, erschien eine angesehene Persönlichkeit bei mir, um mich zu bestimmen, Beust dem Kaiser zu meinem Nachfolger vorzuschlagen. Ich vermute, daß Biegeleben dies veranlaßt hatte. Aber ich hätte diese Wahl für unglücklich gehalten. Er hatte schon Buols Nachfolger werden wollen. Als ich 1859 Minister wurde, sagte der alte Fürst Metternich zu mir: „Ich freue mich, daß Sie ernannt wurden — nicht Ihretwegen; denn es kann mir gleich sein, wer jetzt in der Staatskanzlei sitzt. Aber es wäre ein Unglück, wenn Beust, dieser politische Seiltänzer, jemals Minister in Oesterreich würde." Beust hatte mir als Minister heftig opponiert, indem er sich an die Spitze der Opposition des Bundestages gestellt hatte. Das ging so weit, daß mich der Kaiser beauftragte, mich bei König Johann über ihn zu beklagen. — „Es ist schade um Beust," sagte der König, „er ist eine reich begabte Persönlichkeit, aber man muß ihn mit eisernen Zügeln festhalten, damit er nicht Seitensprünge

mache.“ Schließlich wurde er doch von dem sächsischen Kronprinzen zum Minister in Oesterreich empfohlen. Er leugnet wohl in seinen Memoiren, daß dies der Hergang gewesen sei, aber die Dinge verhielten sich doch so.

Als ich aus dem Kabinett ausgetreten war, kam eines Tages Esterhazy zu mir mit dem Entwurf einer Note. Der Kaiser habe ihm aufgetragen, mich um meine Meinung zu fragen. Esterhazy hatte aber die Sache absichtlich einen Monat liegen lassen, und ich entnahm aus dem Schriftstück, daß es, dem Datum entsprechend, schon abgeschickt sein müsse.

Ich hielt es für möglich, den Krieg mit Preußen, wenn nicht zu vermeiden, so doch hinauszuschieben, bis Oesterreich innerlich gefestigt wäre. Das Wiener Kabinett hatte die Mittel in der Hand, das Drängen Bismarcks zum Kriege unschädlich zu machen. Ich besaß gute Verbindungen mit Berlin. Der Kronprinz, ebenso Manteuffel, waren dem Kriege ganz abgeneigt. Man mußte abwarten, bis Bismarck irgend eine Schroffheit auf eigene Faust begehe, um dann bei König Wilhelm in geeigneter Weise Klage zu führen. Oesterreich hätte jedenfalls am besten gethan, Schleswig-Holstein an Preußen abzutreten und dafür die Garantie seiner italienischen Besitzungen einzutauschen. Dafür wirkte ich und ich trat denjenigen bestimmt entgegen, welche Venetien etwa um eine hohe Geldsumme an Italien abtreten wollten. Als ich nach meinem Rücktritte Esterhazy vorstellte, Biegeleben werde den Krieg mit Preußen herbeiführen, meinte Esterhazy, man könne eine treffliche Feder wie Biegeleben nicht vermissen. Aber ich erhielt durch Biegeleben selbst Genugthuung. Nach dem Kriege traf ich ihn einmal und er sagte zu mir: „Wenn Sie ein menschliches Gefühl besitzen, so sprechen Sie nicht über die unheilvolle Vorgeschichte des Krieges. Aber ich werde Ihnen in den Memoiren, an denen ich jetzt schreibe, Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Ebenso wie Biegeleben gehörte Belcredi zur Kriegspartei. Er war der Meinung, durch einen glücklichen Krieg seine Stellung zu befestigen. Ich aber hielt dafür, man dürfe einen solchen Krieg nur unternehmen, wenn man seines Erfolges vollkommen sicher sei, nicht einen, dessen Chancen von vornherein höchst bedenklich waren. Zuletzt schloß sich ihnen auch Esterhazy an, und Mensdorff, der ehrenhaft und gewissenhaft war, hatte ihnen gegenüber einen schweren Stand. In der entscheidenden Sitzung, bei der Abrüstungsfrage, wurde er von Esterhazy im Stiche gelassen. Mensdorff beantragte, es solle auch gegen Italien abgerüstet werden. Esterhazy erschien nicht, indem er sich wegen Krankheit entschuldigte. Er wußte, daß die anderen Minister gewonnen seien, Mensdorff zu überstimmen — und so wurde der verhängnisvolle Entschluß gefaßt. Es war eine Schändlichkeit, daß das Wiener Kabinett mit Napoleon vor dem Kriege einen Vertrag abschloß, Venetien solle unter allen Umständen an Italien abgetreten werden, und daß dennoch das Blut Tausender um Venedigs willen verspritzt wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß König Wilhelm nicht zum Angriff zu bestimmen gewesen wäre, wenn man ihm Schleswig-Holstein überlassen hätte. Ueberhaupt mußte man

sich mit dem Gedanken vertraut machen, entweder die Herzogtümer oder Venetien aufzugeben — beide Gebiete waren nicht festzuhalten. Ich selbst und Mensdorff waren der Meinung, Oesterreich dürfe einen Krieg im Norden und Süden gleichzeitig nicht führen.

III.

Graf Nigra über sein Wirken im Jahre 1866.

(Unterredung mit dem Verfasser.)

Graf Nigra, 1866 italienischer Gesandter in Paris, jetzt Botschafter in Wien, hatte die Güte, dem Verfasser am 23. September 1893 nachstehende Mitteilungen über die Vorgeschichte des Krieges von 1866 zu machen. Auf meine Frage, ob Napoleon den Krieg gewünscht und Preußen ermutigt hätte, sagte er:

„Ja, Napoleon III. ermutigte Preußen. Als Italien das Angebot der Allianz seitens Preußens erhielt, wurde ich beauftragt, Napoleon um seine Meinung zu fragen. Ich sagte ihm, daß es für Italien gleichgültig sei, mit welcher der beiden streitenden Mächte, Oesterreich oder Preußen, es in Verbindung trete, wenn nur Venedig von der Fremdherrschaft befreit werde. Napoleon sagte: ‚Es ist ratsam, daß Italien den Vertrag mit Preußen abschließe. Denn dann erst wird Preußen es wagen, den Kampf mit Oesterreich aufzunehmen. Dann erst sind die Streitkräfte ausgeglichen (egalisé) und das Gleichgewicht hergestellt, welches Preußen die Aussicht auf Erfolge eröffnet. Auf diese Weise wird Italien Venedig erhalten, Frankreich aber genießt den Vorteil, daß die beiden Mächte, die es durch ihr Bündnis beengen, miteinander in Krieg geraten. Während ihr Venedig gewinnt, werde ich erhalten, was ich für notwendig erachte. Frankreich kann während dieses Kampfes sein Gewicht in die Wagschale werfen. Es ist zu erwarten, daß es Herr der Ereignisse und Schiedsrichter wird. Ich kann mich dann auf jene Seite stellen, auf welcher Frankreich größere Vorteile winken. Wenn ich während dieses Kampfes 100000 Mann in die Rheinlande einrücken lasse, kann ich die Bedingungen des Friedens vorschreiben. Dann werde ich der Schiedsrichter sein zwischen den kämpfenden Staaten.‘ Diese Politik war vom Standpunkte Frankreichs aus die richtige. Aber es war das Unglück Napoleons, daß bei ihm zwischen dem Gedanken und der That ein Abgrund klaffte. Er war ein Mann von großen Ideen; aber es genügt nicht, Ideen zu fassen, man muß ihnen auch den Körper der That verleihen. Solange Napoleon die Männer hatte, die seine Pläne durchführten, errang er große Erfolge: Morny setzte den Staatsstreich ins Werk, Cavour organisierte für ihn den Kampf um Italien. Er selbst aber war nicht der Mann, den Augenblick rasch zu nützen. Als dann der Vertrag zwischen Preußen und Italien am 8. April 1866 in Berlin abgeschlossen war, wurde

er, bevor er zur Unterschrift nach Turin gesendet ward, nach Paris gebracht. Ich hatte ihn in der Hand und legte ihn Napoleon vor. Er billigte ihn. Er hatte die Vorstellung, daß die Streitkräfte der kämpfenden Staaten einander jetzt ungefähr gleich seien. Darin irrte er sich. Er wurde von der Katastrophe von Sadowa ganz überrascht. Er hatte angenommen, daß Schlachten gewonnen, Schlachten verloren werden würden. Dazwischen werde er freie Hand haben, die Dinge nach seinem Belieben zu ordnen. Es ist mir nicht bekannt, ob Drouyn de Lhuys innerlich diese Politik mißbilligte; er machte sie mit, er verlangte aber nach Sadowa, daß der Kaiser auch Ernst mit ihr mache. Als der Kaiser dann, gelähmt von dem großen Ereignisse, zurückwich, trat er von seinem Amte zurück. Napoleon war 1866 schon von seinem Leiden gequält, aber er war noch Herr der Geschäfte und führte alle wichtigen Angelegenheiten selbst. Er fragte dabei niemanden unter seinen Ministern um Rat, und wenn er sie befragte, so folgte er ihnen nicht, sondern handelte ganz nach seinem Ermessen. Ich fand ihn in jenem Augenblick so weit kräftig und gesund, daß er alle Angelegenheiten selbst leitete, ganz anders als 1870, da er ganz geschwächt war und fremden Einflüssen erlag.

„Als Oesterreich uns im Mai 1866 den Antrag machte, Venetien friedlich abzutreten, da fragte ich Napoleon, was zu machen wäre. Napoleon hat uns gar keinen bestimmten Rat gegeben, er stellte es uns ganz anheim, was wir, nachdem einmal das Bündnis mit Preußen abgeschlossen war, machen sollten. Ich selbst wies ihn darauf hin, daß er uns zu dem Vertrage mit Preußen geraten, daß er ihn vor seiner Unterzeichnung gesehen hatte. Er überließ es der Entscheidung des Florentiner Kabinetts, Venetien anzunehmen oder nicht."

Ich erwähnte, daß La Marmora in seinem Buche andeute, Nigra selbst habe geschwankt, ob Italien Venetien nicht doch auf friedlichem Wege gewinnen solle.

Graf Nigra widersprach. „Es war für Italien, da es einmal den Vertrag mit Preußen abgeschlossen hatte, nicht möglich, etwas anderes zu thun, als im Bunde zu verbleiben."

Danach fragte ich, ob Sybel im Rechte sei, wenn er behauptet, Napoleon habe Italien vom Mai an heftig gezürnt, weil es nicht vom preußischen Vertrage zurücktrat, da Preußen ihm nicht, wie er erwartet hatte, die Rheinlande anbot; es sei, nach Sybel, sein Wunsch gewesen, Italien von Preußen zu trennen, und als ihm dies nicht gelang, habe er seine Hand von Italien zurückgezogen.

„Ich weiß nicht," erwiderte Graf Nigra, „ob Napoleon in der letzten Zeit den Rücktritt Italiens von der preußischen Allianz wünschte; aber ich kann mit Bestimmtheit sagen, daß er an mich niemals ein solches Verlangen stellte, daß er daher auch nicht erzürnt sein konnte, weil wir seinem Rate nicht gefolgt wären."

„Ist es aber," fragte ich, „nicht auffallend, daß er am 12. Juni mit Oesterreich einen geheimen Vertrag schloß, der unter anderem das Versprechen enthielt, daß er die Rückkehr der italienischen Fürsten nicht hindern werde, falls die Bevölkerung selbst sie zurückriefe?"

„Ich habe diesen Vertrag nicht gesehen, kann also nicht sagen,

ob die Thatsache richtig sei. Ich weiß nur, daß Napoleon von Oesterreich das formelle Versprechen erhielt, Venedig werde unter allen Umständen nach dem Kriege an Italien abgetreten werden. Das war für Italien günstig genug. Es würde mich nicht in Verwunderung setzen, wenn der Vertrag vom 12. Juni eine derartige Bestimmung über die Rückkehr der vertriebenen Fürsten enthielte. Denn das wäre nur eine weitere Ausführung des Züricher Friedens. Auch in diesem sprach Napoleon den Grundsatz strenger Neutralität aus in Bezug auf die Wünsche des Volkes von Mittelitalien. Das war ein Heil für Italien, weil auf diese Weise die Volkserhebungen und die Abstimmungen möglich waren, durch welche die Einheit Italiens beschlossen wurde. Er wäre sich nur konsequent geblieben, wenn er eine ähnliche Klausel auch in den mir nicht bekannten Vertrag vom 12. Juni 1866 aufgenommen hätte. Ich habe auch nicht bemerkt, daß Napoleon damals mit der Politik Italiens unzufrieden gewesen wäre. Mir gegenüber hat er keine derartige Aeußerung gethan. Er wurde erst dann verstimmt, als Italien nach der Schlacht von Sadowa und nach der förmlichen Abtretung Venedigs an ihn nicht vor Venedig Halt machte, das er als sein Eigentum betrachtete, sondern vielmehr seine Truppen weiter vorrücken ließ.

„Die Schlacht bei Sadowa war ein schwerer Schlag für ihn. Drouyn de Lhuys riet ihm, jetzt Ernst zu machen und 200000 Mann in die Rheinprovinz einrücken zu lassen. Kaiser Wilhelm hat mir später selbst erzählt, daß Preußen damals in den Rheinlanden nur 6000 Mann stehen hatte. Aber Napoleon scheute den Krieg. Er hatte das Heer nicht, welches Drouyn de Lhuys forderte; die Streitkräfte Frankreichs waren noch durch die Expedition nach Mexiko in Anspruch genommen. Er ließ also die Dinge gewähren, die er nicht ändern konnte."

Auf meine Frage, wodurch sich das österreichische Kabinett bestimmt fühlte, im Mai 1866 in letzter Stunde Venedig anzubieten, sagte er lächelnd: „Das müssen Sie die österreichischen Staatsmänner selbst fragen. Ich kann mir ihre Politik nicht erklären. Ich halte sie für absolut verkehrt. Wenn sie dieses Angebot früher, vor Abschluß unseres Vertrages mit Preußen, gemacht hätten, so wären wir ihre Bundesgenossen geworden. Es wäre die klügste Politik für Oesterreich gewesen, sich Italien zum Freunde zu machen. Mir ist das Vorgehen Oesterreichs unbegreiflich. Fürst Metternich, der Botschafter in Paris, gab nicht den Anstoß zu dieser Politik, er führte das aus, was man ihm vorschrieb. Wahrscheinlich wußte das Wiener Kabinett anfangs nichts von dem preußisch-italienischen Vertragsabschlusse; als er aber bekannt wurde, bekam man in Wien Furcht und wollte sich Hals über Kopf mit Italien vergleichen. Dazu aber war es jetzt zu spät."

IV.

Briefe Benedeks an seine Gattin aus dem Jahre 1866.

1.

Olmütz, am 20. Juni 1866.

Meine liebe, gute Julie!

Daß ich Deinen letzten lieben Brief vom 17. d. erhalten habe, wird Dir mein treuer Müller[1]) schon geschrieben haben.

Danke Dir für jedes gute Wort, das Du mir gesagt zum ersten Beginn meines verantwortlichen Wirkens. Wahrhaftig, ich habe dieses Wirken nicht gesucht, auch nicht ambitioniert, aber — ich will mit Ruhe, mit Herz und Kopf mein möglichstes thun.

Gott gebe seinen Segen.

Heute ist der letzte Tag meines Bleibens in Olmütz, und nun will ich Dich noch einmal im Geiste recht andächtig an mein Herz drücken, Dich küssen und — segnen.

Danke Dir für jede Nachsicht, die Du mit mir gehabt, für jede Freundlichkeit, für alles Liebe und Gute, das Du mir erwiesen in mehr als zwanzig Jahren.

Wenn unser Herrgott Oesterreich segnet und die kaiserliche Armee, und ich, ob gesund oder krank an Körper, aber moralisch befriedigt einziehen kann in das stille und anmutige Haus, das Deine Liebe und Sorgfalt so heimlich und heimisch gestaltet hat, dann wird sich erst zeigen, daß ich ein recht demütiger Soldat bin. Wenn unser Herrgott Oesterreich und seine Armee segnet, ich aber irgendwo liegen bleibe, dann ist mein Leben millionenfach bezahlt und Du wirst es tragen mit Religion und vielleicht auch mit gerechtem Stolz.

Komme ich aber als geprügelter Feldherr zurück zu Dir, dann habe Nachsicht und laß mich mein Unglück schweigend tragen, wie's dem Manne ziemt.

Ich ziehe ruhig und entschlossen meinem Geschick entgegen; für den Kaiser, für unser großes Vaterland und für die Armee möcht' ich mich zwar willig opfern, aber ich bin ein Mann der Hoffnung und des Gottvertrauens — mein altes Soldatenglück wird mich nicht verlassen. Zur Zeit bin ich gesund an Leib und Seele, bin guten Mutes, bin Herr meiner Nerven und bin im vollen Gefühl meiner Energie und meines eisernen Willens, doch im Grunde meines Herzens recht bescheiden und demütig. Gott behüte Dich, meine liebe, gute Julie, Gott schütze Oesterreich, Gott sei gnädig

Deinem
Dich aufrichtig liebenden
Louis.

Bist mein liebes gutes Kind.

Grüße Gustav und auch meinen lieben Professor Körner, dem ich recht viel Dank schulde. Werde Dir nicht oft schreiben; aber Müller wird auch diesfalls sorgen.

Ich segne Dich!

---

[1]) Oberstlieutenant Müller, der Adjutant Benedeks.

2.

Dubenetz, Samstag am 30. Juni, 1/25 Uhr Nachmittag.

Meine liebe gute Julie!

Vielleicht spreche ich heute zum letztenmale zu Dir. Habe dem Kaiser in der Konferenz und unter vier Augen ehrlich gesagt, daß ich — wenn Er will — Ihm selbst meine bürgerliche und militärische Ehre zum Opfer bringe; — und das ist nun geschehen.

Wie und warum die Armee, von der alle Abteilungen bisher die größte Todesmutigkeit bethätigt haben, in solch verzweifelte Lage gekommen, das wirst Du jedenfalls tausendfältig lesen und hören, wahr und falsch, ich aber verliere darüber kein Wort.

Habe viel zu thun, aber ich bin ruhig im Gemüt und in der Seele und sage demütig „wie Gott will". — Dir aber, liebe Julie, sag' ich's noch einmal, daß ich Dich unendlich lieb habe und hiermit Dich segne. Gott behüte Dich.

Dein Louis.

Schon wird gemeldet, daß einige Kanonenschüsse gefallen sind, was übrigens, wie heute früh, auch bloße Neckerei sein kann.

Möglich auch, daß in zwei Stunden eine große Schlacht engagiert ist.

Möglich, daß ich Dich noch wiedersehe. Wäre zwar besser, wenn mich eine Kugel träfe, aber ich wollte selbst eine Schmach erleben, wenn ich damit dem Kaiser und der Armee noch einen letzten Dienst erweisen kann.

Küsse Dich in tiefer Wehmut und doch bin ich ruhig.

Benedek, FZM.

3.

Prager Vorstadt bei Königgrätz, am 3. Juli 1866.

War insoferne vom Glück begünstigt, daß ich aus meiner — durch den bei den Sachsen und bei Clam erlittenen Unfall — in der linken Flanke und Rücken stark gefährdeten Lage mich herausziehen konnte und meine Truppen gestern etwas ruhen konnten. Nun gewärtige ich heute und längstens morgen eine entscheidende große Schlacht. Wenn mein altes Glück mich nicht ganz verläßt, kann's zum guten Ende führen, kommt es jedoch anders, dann sage ich in Demut: „wie Gott will". Du, mein Kaiser und Oesterreich werdet meine allerletzten Gedanken und Gefühle beherrschen. Bin ruhig und gefaßt, und wenn erst die Kanonen in rechter Nähe donnern werden, wird mir wohl werden. Gott behüte Dich, meine liebe Julie, ich aber küsse dich recht herzlich und segne Dich.

Grüße den braven, edlen Gustav Benedek.

4.

Olmütz, am 13. Juli 1866.

Obgleich ich erst gestern nachmittag einen Brief an Dich, liebe Julie, expediert habe und zur Zeit nichts Besonderes Dir mitteilen kann, so drängt es mich doch — nachdem ich zufällig einige freie

Momente finde — Dir abermals zu schreiben. Habe gestern abend noch einmal alle Deine Briefe recht mit dem Herzen gelesen. Danke Dir für jedes gute Wort, für jedes erhabene Gefühl, für jede weiche Teilnahme. Hast Dich in den trübsten Stunden, in der Zeit, wo großes Unglück über mich hereingebrochen, glänzend bewährt. Du siehst, ich lasse Dir volle Gerechtigkeit widerfahren, und daß ich dies in so hohem Maße kann, ist mir ein wohlthuender Trost. Nur möcht' ich Dich bitten, lege an andere keinen zu strengen Maßstab an; können nicht alle auf der Höhe Deiner Gesinnung stehen, kannst auch nicht verlangen, daß die Welt mich und meine Lage, vom Moment der Uebernahme des Kommandos der Nordarmee, auch nur annähernd richtig beurteile. Als man mir dies Kommando, gegen alle meine motivierten Vorstellungen, aufgedrungen hat, hab' ich's in einer Konferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen, daß ich dem Kaiser meine bürgerliche und militärische Ehre völlig zum Opfer bringe und nur wünsche, daß Er nicht bereuen möge, mir dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht von Nutzen sein könnte 2c. 2c.

Nach allem bisher Geschehenen bleibt mir — im Einklang mit meiner Gesinnung, Herz, Charakter und unbedingter Ergebenheit für meinen armen, schwergeprüften Kaiser — nichts anderes übrig, als mit Bescheidenheit und Seelenruhe das Verdammungsurteil der schriftstellerischen und der redenden Welt schweigend hinzunehmen. Will niemand anklagen, will mich gar nicht verteidigen, will nichts schreiben, will nichts reden zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung; nur meinem Kaiser werde ich, wenn ich noch dazu komme und Er es wünscht, alles, alles sagen, was ich weiß und glaube. Bin mit mir, mit meinem Gewissen und mit meinem Herrgott im reinen; bin ein recht gottergebener Soldat.

Mußt mich in meinen gewiß allerbesten Entschlüssen nicht beirren, mußt Dein hitziges Köpfel beherrschen, mußt mir meine große Seelenruhe nicht stören; mußt mir verzeihen, daß ich dies von Dir, Du meine liebe, gute, erhaben fühlende Julie, hiermit erbitte.

Seit Deinem Brief vom 8. keine weitere Nachricht; unsere Posten erleiden häufig Störungen und Unterbrechungen. Wenn nichts dazwischen kömmt, beginne ich übermorgen mit dem Hauptquartier den Marsch gegen Wien und lasse im verschanzten Lager von Olmütz ein Armeecorps zurück. Bleibe in der Mitte meiner marschierenden Truppen. Einen Teil habe ich schon vorausgeschickt. Was weiter geschieht, hängt von tausend Zufälligkeiten, in der Hauptsache von den Befehlen des Erzherzogs Albrecht ab, der heute in Wien eintrifft.

Nachmittag.

Schon zwei Tage kommt der Kronprinz von Sachsen zu mir, während mir mein Gabelfrühstück gebracht wird, was ich ihm natürlich mit dem größten Vergnügen preisgebe. Nur bleibt er mir zu lange und raubt mir Zeit. — Heute ist Hauptmann Vivenot, aus

Josephstadt sich durch die Feinde durchschleichend, mit wichtigen Eröffnungen hier angelangt. Hat seinen Auftrag mit vielem Verständnis und Mut durchgeführt. Ist ein tüchtiger Mann, aber etwas excentrisch und von großer Wichtigthuerei. — Bald hätte ich vergessen, Dich zu bitten, auf Clam nicht ungerechterweise einen Stein zu werfen. Küsse Dich mit aller Innigkeit und Wehmut, bin und bleibe bis zum letzten Atemzug Dein bester Freund

Louis.

Gott erhalte und segne Dich, meine liebe, liebe Julie. An Gustav alles Herzliche.

5.

Olmütz, 13. Juli 1866. Nacht.

Kaum hatte ich meinen heutigen Brief an Dich dem nach Wien abgehenden Kurier übergeben lassen, als ich Dein liebes Schreiben vom 10. dieses erhielt. Deine Briefe vom 7., 17. und 28. Juni, dann vom 4., 5., 6., 7., 8. und 10. Juli erhalten. Wie oft ich an Dich geschrieben, weiß ich nicht mehr, aber seit ich retour in Olmütz bin, fast jeden Tag.

Wenn ich Dir in irgend einem Moment ein Rendezvous geben kann, thue ich es ganz gewiß, möchte Dich ja noch einmal an mein warmes Herz drücken und Dir noch einmal mündlich sagen, daß ich Dich recht gut, und edel und unendlich lieb habe, daß Du mein gutes, liebes, hochherziges Kind bist. Uebrigens wiederhole ich es Dir, noch hoffe ich auf friedliche und glückliche Tage mit Dir. Was kümmert mich die Welt! Bin ein abgeschlossener Mann, der keine äußeren Ehren braucht, und meine eigene innerste Ehre halte ich für unbefleckt. Erkenne diesfalls keinen menschlichen Richter!

Du fragst, wer mir Müller ersetzt?

Mein Inhabersadjutant Hauptmann Pova besorgt meinen Stall und die Kriegs-Hauswirtschaft. Flügeladjutanten nehme ich keinen — weder für Müller noch für Grünne einen Ersatz — weiß ich doch selbst noch nicht, was mit mir geschieht. Vorerst soll ich den Rest meiner Armee an die Donau führen. (Habe noch fünf Armeecorps und eine Kavalleriedivision, das übrige habe ich bereits abgegeben.)

Nach meiner Absicht wäre es besser, wenn ich von Olmütz aus nach gänzlicher Erholung und Ordnung der noch nicht zurückgeschickten Truppen mich auf den gegen Olmütz operierenden Teil der Preußen hätte werfen können; aber man will es anders, und ich gehorche.

Müller hat in der Schlacht einen Braun von mir geritten, der auch verwundet wurde. Unser Hundel Picket ist wohl, kommt aber selten zu mir. Meine Leute sind alle wohl und leben so gut und so schlecht wie ich und wie alle. Mein Kaiserbraun war magnifique in der Schlacht, erst gegen 10 Uhr abends wurde er krumm, hoffe, daß er wieder ganz gut wird. Uebermorgen beginnt für mich ein zehntägiger Marsch, möglicherweise mit partiellen Gefechten. Ueber Wesentliches erhaltest Du zuverlässig alsobald telegraphisch Nachricht — wenn Du indes kein Telegramm erhaltest, dann kannst Du vollkommen ruhig sein.

Somit hätte ich Dir alles gesagt, was Dir wissenswert ist. Ich habe prächtige Ordonnanzoffiziere, Kříž [1]) ist unbezahlbar. Meine Gesundheit ist wunderbar gut, mein Gemüt und meine Nerven ruhig, kurz mir fehlt nichts als mein altes Soldatenglück — und zum Schluß habe ich nur einen heißen Wunsch, und zwar Dich, meine liebe, gute Julie, wiederzusehen und mit Dir ruhig und still, aber deshalb nicht freudenleer mein Leben zu beschließen.

Gute Nacht, Du mein liebes, liebes Kind. Gustav wie immer herzlichen Gruß. Dein Louis.

6.

Wiener-Neustadt, am 5. September 1866.

Mein armes, gutes Kind!

Dein heute eingelangter Brief vom 4. hat mir recht weh gethan. Warum quälst Du Dich so unnütz und wegen anderer Leute dummer, rücksichtsloser Schwätzerei?

Diese Voruntersuchung muß ihren Verlauf haben und dürfte in längstens vierzehn Tagen beendet sein. Dann bin ich vollkommen unabhängig. Geschehen kann mir nichts. Mein Soldaten-Mißgeschick und -Unglück am Schlusse von 44jähriger braver und ehrenhafter Militärdienstleistung ist allerdings groß, aber das Unglück des Kaisers und der Monarchie ist ja viel größer; das meinige fällt unters Maß. Wenige Wochen noch und dann werde ich in Deiner Nähe und mit Dir noch recht heitere Tage verleben. Trachten wir nur beide, gesund zu bleiben und eins dem andern das Leben zu erheitern.

Mein Müller kommt morgen zu mir und bleibt vorerst bei mir. Nachdem ich seit gestern recht fleißig war, habe ich meine Schreiberei bereits beendet und bin nun jeden Tag disponibel zu welch immer Ausflug, nur nach Graz kann ich füglich nicht vor dem Schluß. Bestimme Du, ob Reichenau oder Bruck oder wo Du sonst willst, ich bringe dann auch Müller mit.

Was die P. Dir vorgeschwatzt hat, ist Unsinn, mich kann niemand demütigen, und der Kaiser weiß bereits recht gut, warum ich vor der Kommission nicht Red' und Antwort gegeben habe. Er kann der Oeffentlichkeit wegen mit mir keine Ausnahme machen. Es wird gewiß alles gut werden. Sei nur ruhig und schone Dich schon mir zuliebe. Dein Louis.

Erwarte Deinen Ruf zu einem Rendezvous. Unser Freund R. (Schufterle) wird nach Graz in Garnison kommen als Divisionär, und Erzherzog Ernst als landeskommandierender General.

---

[1]) Oberst Kříž, der Chef der Detailkanzlei der Nordarmee.

V.

Brief
des Kronprinzen Albert von Sachsen an Benedek vom 20. Mai 1866.

(Wiener Kriegsarchiv.)

Dresden, den 20. Mai 1866.

Euere Excellenz

werden verzeihen, wenn ein alter Bekannter sich Ihnen brieflich naht, in steter Verehrung die Hoffnung nährt, bald unter Ihrem ruhmvollen Befehle stehen zu können.

Euer Excellenz wird nicht unbekannt sein, daß das von mir befehligte sächsische Corps den Auftrag hat, im Falle eines preußischen Einmarsches sich an die k. k. Truppen anzuschließen, und zwar nach einer Verabredung mit dem Generalmajor Baron Ringelsheim über Teplitz, Theresienstadt, Münchengrätz nach Josephstadt (circa fünfzehn Märsche). Höchst erwünscht würde es mir nun sein zu erfahren, ob diese Richtung und deren Endpunkt noch in den Intentionen Euer Excellenz liegen. Ebenso wichtig, ja noch wichtiger wäre es aber auch für mich, etwas von den Absichten Euer Excellenz überhaupt zu erfahren, um eventuell meine Bestrebungen danach einrichten zu können. Das Landes-Militärkommando zu Prag hat nach einer Anfrage meinerseits nicht einmal die Billigung der oben angedeuteten Märsche aussprechen zu dürfen geglaubt, daher mein Zweifel.

Meine Truppen stehen den 22.: die Avantgarde: 1 Bataillon, 8 Schwadronen, 1 reitende Batterie bei Meißen; 4 Bataillone, 1 Fußbatterie Kesselsdorf; das Gros: 9 Bataillone, 1 Schwadron, 2 Batterien in und bei Dresden. Die Reserve: 6 Bataillone, 6 Batterien, 2 Munitionskolonnen echelonniert auf der Straße nach Pirna und Dippoldiswalde, die Parks bei Dippoldiswalde. Ungefähr 23000 Mann. Meine Depots, bei Sayda stehend, haben Befehl nach Laun, beziehungsweise bis Prag zurückzugehen.

Die Zerstörung der Eisenbahnbrücken bei Löbau, Bautzen, Riesa, Wurzen und der Elbebrücke bei Meißen ist anbefohlen, im Falle der Feind ins Land fällt.

Im Falle Euer Excellenz ein Hinüberschieben des Corps auf das rechte Elbeufer wünschen, so könnte dies (im Falle der Feind noch nicht vorgedrungen) in 1—1½ Tagen aus der jetzigen Stellung möglich sein, bis auf die Parks. Die rechtzeitige Avisierung eines solchen Wunsches würde mir also sehr erwünscht sein.

Unsern neuesten Nachrichten nach scheint sich die preußische Armee rechts der Elbe zu konzentrieren. Die 7. Division Herzberg, das 3. Corps Hoyerswerda, die Garden wahrscheinlich dahinter. Bei Berlin das 2. Corps; die drei ersten im Maximum von 80000 bis 100000 Mann.

Wollte uns Euer Excellenz von Zeit zu Zeit mit Nachrichten versehen, so wäre dies zu unserer Orientierung sehr schätzenswert. Wir sind bereit, alles Wichtigere anzuzeigen. Ich bitte mir zu sagen, an wen solche Meldungen zu richten seien.

In der frohen Hoffnung, bald unter Euer Excellenz bewährtem Kommando und an der Seite Ihrer braven Armee für Recht und Gerechtigkeit gegen Uebermut und Gewaltthätigkeit kämpfen zu können verharre ich Euer Excellenz ergebener

Albert Kronprinz von Sachsen.

VI.

Antwort Benedeks an den Kronprinzen von Sachsen vom 23. Mai 1866.

(Wiener Kriegsarchiv.)

Euere Königliche Hoheit!

Hauptquartier Wien am 23. Mai 1866.

Höchstdero gnädigstes Schreiben vom 20. d. Monats ist mir heute zugekommen, und ich säume keinen Augenblick, dem darin ausgedrückten Wunsche Euer Königlichen Hoheit nachzukommen.

Wie Höchstdemselben bekannt, hat die k. k. Regierung, um jeden Schein eines aggressiven Vorgehens zu vermeiden, im Beginne der Differenzen mit Preußen den Entschluß gefaßt, mit den eigenen Rüstungen nur nach Maßgabe jener des Gegners vorzuschreiten. Da aber auch mit einer Sammlung der Armee in Böhmen die Absicht der Offensive manifestiert worden wäre, so wurde in logischer Konsequenz des früher Beschlossenen und weil man in jenem Augenblicke auf Bundesgenossen nicht rechnen zu dürfen glaubte, die Aufstellung der Armee in Mähren beschlossen. Dies die Gründe von Verzögerungen, welche schuld sind, daß in diesem Augenblicke die Initiative den Preußen zufällt.

Mittlerweile werden Euere Königliche Hoheit von der seitens des k. k. Kriegsministeriums an das Landes-Generalkommando in Prag erlassenen und den Uebertritt des königlich sächsischen Armeecorps auf österreichisches Gebiet betreffenden Instruktion vom 17. d. Mts., C. K. ad Nr. 2292, sowie nicht minder von der Zuschrift Kenntnis erlangt haben, welche das k. k. Kriegsministerium an das königlich sächsische Kriegsministerium unterm 19. d. Mts., C. K. Nr. 2253, richtete.

Euere Königliche Hoheit haben ferner den Wunsch ausgedrückt, über einige Punkte meine Ansicht zu vernehmen; diesem gnädigen Wunsche glaube ich durch die Beilage entsprochen zu haben.

Nachdem die Vereinigung des königlich sächsischen Corps mit dem k. k. 1. Corps erfolgt sein wird, habe ich die Absicht, Euerer königlichen Hoheit den Oberbefehl über beide Armeecorps zu übertragen, insolange dieselben von der Armee detachiert bleiben.

Auch mir wird es zur großen Genugthuung gereichen, wenn den Soldaten zweier durch gegenseitige Achtung verbundener Armeen unter meinem Befehle Gelegenheit geboten werden sollte, ihre alte Waffenbrüderschaft zu erneuern.

Gestatten Höchstdieselben ferner, daß ich dem Gefühle wärmsten Dankes für die gnädige Erinnerung Worte leihe und die Versicherung beifüge, daß jenes Dankgefühl in mir stets lebendig bleiben wird.

Schließlich bitte ich Höchstdieselben ergebenst, etwaige Mitteilungen, unter welchen besonders verläßliche Kundschaftsnachrichten von höchstem Werte wären, an meine Person nach Olmütz, wohin ich am 26. d. abgehe, richten zu wollen, sowie ich meinerseits nicht unterlassen werde, Euer königlichen Hoheit von allem Wichtigen Kenntnis zu geben.

Genehmigen Höchstdieselben den Ausdruck tiefster Ehrerbietung, mit welchem ich zu zeichnen die Ehre habe

Euer Königlichen Hoheit
unterthänigster
Benedek.

Beilage.

Nachdem die mir unterstellte k. k. Armee ihre Sammlung in Mähren erst gegen den 10. künftigen Monats beendigt haben wird, so ist das in Böhmen stehende 1. Armeecorps angewiesen worden, sich bei Josephstadt und Königgrätz in dem Falle zu konzentrieren, wenn die preußische Armee, von dem ihr vergönnten Zeitvorsprung Gebrauch machend, zum Angriffe schreitet, sei es direkte aus der Lausitz nach Böhmen, oder aber nach vorausgegangenem Einfall in das Königreich Sachsen.

Durch die Konzentrierung des 1. Corps bei den genannten Festungen tritt dieses in nahe Verbindung mit meiner Armee, und ich werde dadurch in die Lage gesetzt, mit gesamter Kraft die Offensive den Umständen gemäß zu ergreifen. Wenn nun in dem angenommenen Falle, nach dem getroffenen Uebereinkommen, das königlich sächsische Armeecorps auf österreichisches Gebiet übertritt, so wäre es allerdings am zweckmäßigsten, wenn dasselbe im Verein mit der Brigade des Generalmajors Baron Ringelsheim über Teplitz, Leitmeritz und Münchengrätz in der kürzesten Richtung die Vereinigung mit dem 1. Armeecorps bei Josephstadt anstreben würde.

In dem Falle jedoch, als diese Marschlinie nach bereits erfolgter Kriegserklärung nicht mehr die erforderliche Sicherheit böte, müßte die mehr südlich gelegene Straße über Weltrus und Podiebrad, und im schlimmsten Falle die wohl immer als sicher zu betrachtende Hauptstraße auf dem linken Elbeufer gewählt werden. In allen diesen Fällen könnte im Einvernehmen mit dem Landes-Generalkommando in Prag auch die Eisenbahn benützt werden.

Gegenüber der Aufstellung der preußischen Truppen bei Hoyerswerda und Görlitz erschiene mir ein Hinüberschieben des königlich sächsischen Corps auf das rechte Elbeufer im höchsten Grade gewagt.

Die behufs Zerstörung der Eisenbahnbrücken bei Löbau, Bautzen, Riesa und Wurzen, dann der Elbebrücke bei Meißen getroffenen Vorbereitungen billige ich vollkommen.

VII.

Instruktion Kaiser Franz Josephs für Benedek vom 5. Juni 1866.

(Wiener Kriegsarchiv.)

Diese „Allerhöchst mündlich erteilte Instruktion" — wie es in der Aufschrift heißt — wurde von Oberstlieutenant v. Beck an Benedek nach Olmütz überbracht. Sie besagt:

— — — — — — — — — — — — — —

„Aus diesem gewaltsamen Einrücken der Preußen in Holstein könnte sich möglicherweise in wenig Tagen schon der Casus belli gegen Preußen ergeben, und befehlen daher Se. Majestät, daß Se. Excellenz FZM. v. Benedek alle jene Vorbereitungen bei der unterstehenden Armee anordne, welche geeignet sind, einem Angriffe der Preußen entgegenzukommen; Se. Majestät wollen durchaus nicht in die Operationen Sr. Excellenz eingreifen, sondern lassen hierin vollkommen freien Spielraum, wünschen aber jedenfalls, daß für den Schutz der sächsischen Truppen vorgesorgt und diese unter keiner Bedingung geopfert werden.

„Se. Majestät legen besonderes Gewicht darauf, daß die königlich sächsischen Truppen durch eine rasche Offensive der Preußen nicht von der kaiserlichen Hauptarmee abgeschnitten werden, weil sonst ihre spätere Vereinigung beinahe unmöglich würde — und ermächtigen Se. Excellenz den Herrn FZM. v. Benedek, mit Umgehung von Wien sich direkte mit der sächsischen Armeeleitung ins Einvernehmen zu setzen und dieselbe aufzufordern, sich eventuellen Falls mit der kaiserlichen Armee behufs Durchführung der großen Operationsschläge zu vereinigen.

„Die Disponierung über die 5. Bataillons und Depots im Bereiche der Armee bleibt dem Armeekommando überlassen.

„Ueber die von Sr. Excellenz dem Herrn Armeekommandanten anbefohlenen Bewegungen und Vorbereitungen, ferner über die Verpflegungsdispositionen für die Armee gewärtigen Se. Majestät durch den mit diesem allerhöchsten Auftrage betrauten Oberstlieutenant v. Beck genauen Bericht.

„Wien am 5. Juni 1866."

Beim ersten Absatze findet sich am Rande des vorstehenden Schriftstückes von der Hand des Generalmajors Krismanič folgende Bemerkung:

„Nur möglich, wenn unsere eigensten, wichtigsten Interessen geopfert werden."

Und auf der Rückseite steht:

„Die Antwort des Herrn Armeekommandanten wurde dem Herrn Oberstlieutenant Beck mündlich erteilt, eine weitere Verfügung nicht getroffen, daher sodann ad acta.

„Olmütz, 6. 6. 1866.

Krismanič m. p."

VII a.

Graf Crenneville, Generaladjutant Kaiser Franz Josephs, an Benedek.

(Wiener Kriegsarchiv.)

Im Anschlusse beehre ich mich, Euer Excellenz zwei Auszüge aus einem Schreiben Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen von Sachsen an Se. Majestät den Kaiser und aus einem Berichte des Grafen Blome [1]) an den Herrn Minister des Aeußern ergebenst zu übersenden.

Aus dem Berichte des letzteren werden Eure Excellenz ersehen, daß die bayrische Regierung nicht gesonnen ist, ihre Truppen nach Böhmen abrücken und vereint mit der Nordarmee agieren zu lassen.

FML. Graf Huyn, welcher morgen abends nach München abreist, ist beauftragt, in erster Linie noch zu versuchen, im Verein mit Generallieutenant v. d. Tann die Ausführung der Militärpunktationen, die in Olmütz militärischerseits abgeschlossen wurden [2]), erneuert in Vorschlag zu bringen und deren Durchführung zu betreiben; sollte dies jedoch dem Herrn FML. Grafen Huyn nicht möglich werden, so ist er angewiesen, das bayrische Armeekommando, beziehungsweise diese Regierung zu bewegen, baldmöglichst in nördlicher Richtung die Operationen mit Entschiedenheit in einer Weise zu unternehmen, daß dadurch jene der Nordarmee in Böhmen indirekt unterstützt werden.

Ich bitte den Empfang dieser Depesche telegraphisch zu bestätigen.

Wien, 18. Juni 1866.

Crenneville
FML. GA.

VII b.

Aus einem Schreiben des Grafen Blome [3]) an den Grafen Mensdorff.

(Wiener Kriegsarchiv.)

München, 17. Juni 1866.

„General v. d. Tann ist gestern abends 10 Uhr von der Eisenbahn unmittelbar auf das Ministerium citiert worden, woselbst auch Prinz Karl sich befand, um den mündlichen Bericht seines Generalstabschefs über dessen Mission nach Oesterreich entgegenzunehmen und die nötigen Beschlüsse für die Aufstellung der bayrischen Armee zu fassen. Die Beratung hat zwei Stunden gewährt und General v. d. Tann soll darin seine mit dem FZM. Benedek getroffenen Vereinbarungen warm befürwortet haben, jedoch an dem entschiedenen Widerstande des Freiherrn v. d. Pfordten gescheitert sein. Der Minister hat geradezu eine Kabinettsfrage daraus gemacht, daß die

---

[1]) Der Brief des Kronprinzen von Sachsen ist abgedruckt im ersten Bande (S. 468 Anm.), der Brief des Grafen Blome im Anhang Nr. VII b.

[2]) Diese Punktationen sind abgedruckt in „Oesterreichs Kämpfe", I, S. 145 ff.

[3]) Oesterreichischer Gesandter in München.

bayrischen Truppen nicht nach Böhmen gezogen werden, und wenn ich die Gesinnung des Prinzen Karl richtig beurteile, liegt die Vermutung nahe, daß Se. Königliche Hoheit sich eher der Ansicht des Ministers als derjenigen des Generals angeschlossen haben wird.

Freiherrn v. d. Pfordten in dieser Richtung umzustimmen, halte ich für unmöglich. Derselbe wollte deshalb auf die Proposition des gemeinschaftlichen Antrages wegen des Oberfeldherrn nicht eingehen, bevor sicher festgestellt worden, daß bayrische Truppen keinesfalls vom FZM. Benedek mit der österreichischen Armee in Böhmen oder Schlesien verwendet werden sollen. Er schützt die Unmöglichkeit vor, Bayern der feindlichen Invasion preiszugeben und das 8. Bundesarmeecorps sich selbst zu überlassen. Ueberdies seien die hannoverschen und kurhessischen Truppen aufzunehmen, und die Punktation von Olmütz enthalte eine Klausel, auf welcher er jetzt fußen wolle, um der eingetretenen veränderten Umstände halber eine Modifikation der Verabredung als unabweislich darzustellen. Se. Excellenz will demnächst eine Depesche an den Grafen Bray richten, um darin seine Ansichten zu entwickeln.

Da Euer Excellenz mir gestern telegraphierten, das Einrücken der Bayern in Koburg sei erwünscht, und überdies Sachsen dem Bundesbeschlusse gemäß geschützt, resp. befreit werden soll, so fehlt es dem Minister nicht an Vorwänden, sein System zu beschönigen. Ich habe ihm entgegnet, daß eine Invasion Bayerns nicht zu befürchten sei, mithin eine Defensivstellung im Norden Bayerns der Neutralität gleichkomme und den preußischen Interessen diene. Baron Pfordten versicherte mich hierauf, daß er auch energisch, gegen Sachsen oder Hannover zu, die Offensive zu ergreifen beabsichtige."

Für die Richtigkeit des Auszugs

Beck, Oberstlieutenant.

VIII.

Kriegsgerichtliche Untersuchung wider Benedek.

(Crenneville an Benedek im Juli 1866.)

Se. Majestät der Kaiser haben anzubefehlen geruht, daß gegen Eure Excellenz eine Voruntersuchung rücksichtlich der Führung der Hochdero Kommando anvertrauten Armee, des ganzen mangelhaften Dienstbetriebes und der unglücklichen Operationen mit selber, vom Zeitpunkte der Uebernahme des Armeekommandos in Olmütz bis zum Tage der Uebergabe dieses Kommandos, eingeleitet werde.

Eure Excellenz haben auf allerhöchsten Befehl die Armee noch auf das rechte Donauufer zurückzuführen und sich hernach zu der in Wiener-Neustadt tagenden Untersuchungskommission zu begeben; das Abgehen dahin wollen Eure Excellenz hierher bekannt geben.

Crenneville m. p., FML.
1. Generaladjutant.

VIIIa.

Niederſchlagung des Prozeſſes wider Benedek.

(Erlaß des Kaiſers.)

„Ich nehme den Beſchluß des oberſten Militärjuſtizſenats, gegen Feldzeugmeiſter Ritter v. Benedek, Feldmarſchallleutenant Freiherrn v. Henikſtein und Generalmajor Ritter v. Krismanič wegen ihres Verhaltens in dem letzten Feldzuge die kriegsgerichtliche Unterſuchung zu verhängen, zur Kenntnis; finde jedoch zu verordnen, daß von jedem weiteren gerichtlichen Verfahren gegen dieſe drei Generäle abgelaſſen werde.

„In gleicher Weiſe iſt gegen andere Generäle und Stabsoffiziere vorzugehen, welche wegen ähnlicher taktiſcher und ſtrategiſcher Verſchulden zur Verantwortung gezogen wurden oder zu ziehen wären.

„Wegen Durchführung dieſer meiner Entſchließung haben Sie das Erforderliche zu veranlaſſen.

Schönbrunn, am 4. Dezember 1866.

Franz Joſeph m. p.“

IX.

Kaiſer Franz Joſeph an den Grafen Clam-Gallas.

„Lieber General der Kavallerie Graf Clam-Gallas!

Auf Grund der eingelaufenen Meldungen des Kommandos der Nordarmee, daß der Zuſtand Ihres Armeecorps nach dem Gefechte bei Gitſchin zur Einſtellung der Offenſiv-Operationen der Hauptarmee zwinge, mußte über ſo folgenſchwere Vorgänge die nähere Erhebung eingeleitet und Sie hierzu von der Armee abberufen werden.

Nachdem die Vorunterſuchung den Mangel eines jeden Sie gravierenden Thatbeſtandes konſtatiert hatte, genehmigte ich gerne die von Ihnen zur eigenen Rehabilitierung erbetene kriegsgerichtliche Unterſuchung und ſpreche Ihnen nun meine volle Befriedigung darüber aus, daß das in allen Inſtanzen beſtätigte Kriegsrechtsurteil Ihre vollſtändige Schuldloſigkeit anerkannt und dadurch Meiner Armee und dem Staate den Ruf und Namen eines tapferen Generals, der Mir und Meinem Hauſe lange Jahre mit wahrer Hingebung diente, makellos erhalten hat.

Franz Joſeph m. p.“

(Veröffentlicht in der öſterr. militär. Zeitſchrift „Der Kamerad“ vom 1. Dezember 1866, S. 1042.)

X.

Offizieller Artikel über Benedek.

(Enthalten in der amtlichen „Wiener Zeitung" vom 8. Dezember 1866.)

Nur mit den schmerzlichsten Gefühlen kann der Oesterreicher, der sein Vaterland liebt, auf jene Trauertage zurückblicken, da im Norden der Monarchie viele Tausende unserer tapferen Armee in heißen Kämpfen Blut und Leben opferten, ohne der gerechten Sache den Sieg erringen zu können. Wenn wir dennoch die frische Wunde unsanft berühren, so bestimmt uns dazu die heute im amtlichen Teile dieses Blattes verlautbarte Allerhöchste Resolution, welche über das Ergebnis jener Maßregeln entscheidet, deren wir bereits in unserer Mitteilung vom 4. Juli dieses Jahres erwähnten.

Wie unseren Lesern bekannt, haben Seine Majestät der Kaiser nach der Katastrophe von Königgrätz eine Militärkommission nach Wiener-Neustadt berufen und selbe mit der Untersuchung zu betrauen geruht, inwieferne den höchst beklagenswerten und folgenschweren Unfällen der Nordarmee ein strafbares Verschulden des Feldherrn und seiner nächsten Organe zu Grunde liege. Wir sind ermächtigt, über das Ergebnis dieser Untersuchung folgendes mitzuteilen:

Vor der erwähnten, mit aller Sorgfalt aus bewährten höheren Militärs gebildeten Kommission hatten sich nebst dem Armeekommandanten Feldzeugmeister Ritter v. Benedek auch der Feldmarschallieutenant Freiherr v. Henikstein als Generalstabschef und Generalmajor Ritter v. Krismanič als Chef der Operationskanzlei der Nordarmee zu verantworten.

Die beiden letztgenannten Generäle haben allerdings hinsichtlich ihrer Befähigung zu ihren hochwichtigen Funktionen jene Erwartungen nicht gerechtfertigt, welche man bei ihrer Berufung auf diese Vertrauensposten im Rückblicke auf ihre früheren verdienstvollen Leistungen hegte und hegen durfte.

Auch die Voruntersuchung hat jedoch nur solche Fehler in Amtshandlungen des Feldmarschallieutenants Henikstein und Generalmajors v. Krismanič erwiesen, welche sich auf eine irrige Auffassung der Verhältnisse und auf einen minderen Grad von Dispositionsfähigkeit zurückführen lassen, aber die Annahme nicht unbedingt ausschließen, daß diesen Generälen weder eine sträfliche Vernachlässigung ihrer Dienstpflichten, noch ein Mangel an redlichem Willen zur Last falle, daß vielmehr beide nach bestem Wissen gethan haben, was sie eben vermochten, um den Anforderungen einer Stellung zu genügen, die sie in pflichtschuldigem Gehorsam einzunehmen hatten.

Es muß ferner berücksichtigt werden, daß weder dem Generalstabschef, noch dem Chef der Operationskanzlei einer Armee ein entscheidender Einfluß auf die Heeresleitung zukommt. Was Feldmarschallieutenant Baron Henikstein und General v. Krismanič in solcher Eigenschaft geraten und gethan, unterlag stets der Schlußfassung des Feldherrn, der allein zu befehlen hat, daher auch allein vor Kaiser und Reich die Verantwortung für Verfügungen trägt,

welche in keiner Weise durch höheren Einfluß gehemmt oder beirrt waren.

Niemand ist übrigens weiter von dem Versuche der Ablehnung einer solchen Verantwortung entfernt, als Feldzeugmeister Ritter v. Benedek, der im Gegenteile oft, wiederholt auf das entschiedenste erklärt hat, daß er keinem seiner Untergebenen irgendwie eine Versäumnis seiner Pflicht zur Last legen, überhaupt niemanden beschuldigen wolle, sich selbst als die alleinige Ursache aller Mißerfolge bekenne und jede Strafe, die man über ihn zu verhängen fände, mit Ergebenheit „und reglementsmäßigem Danke" entgegennehmen werde. — Dieser Entschluß entsprang gewiß den achtungswertesten Motiven, hat jedoch manche notwendigen Erhebungen sehr erschwert und so den Gang der Voruntersuchung nicht unerheblich verzögert.

Demungeachtet ist es der Kommission mit anerkennenswertem Takte gelungen, durch die gewissenhafte Würdigung und sorgfältigste Zusammenstellung aller wesentlichen Umstände genügende Anhaltspunkte zur richtigen Beurteilung des unglücklichen Feldherrn selbst zu gewinnen. Wir sind überzeugt, das eigene Gefühl der Leser wird uns entschuldigen, wenn wir noch zögern, dieses Urteil auszusprechen, wenn wir vorerst achtungsvoll der hohen Verdienste gedenken, die sich in einer mehr als vierzigjährigen pflichttreuen und hingebungsvollen Dienstleistung der Mann erworben, der nun den Ruhm seines ganzen früheren Lebens in derselben Spanne Zeit erbleichen sah, die unser schwer geprüftes Vaterland um eine stolze Hoffnung ärmer, um eine bittere Enttäuschung reicher machte.

Um gegen niemanden unbillig zu sein, wollen wir uns erinnern, wie groß und allgemein das begründete Vertrauen war, mit dem man einen General an der Spitze der Nordarmee begrüßte, der schon bei Gdow wie später auf den Schlachtfeldern Italiens und Ungarns vollgültige Proben seiner militärischen Einsicht, ungewöhnlichen Energie und kühnen Entschlossenheit gegeben hatte.

Wer war wohl beim Ausbruche des letzten Krieges zu einem Zweifel an der Eignung des Feldzeugmeisters Benedek berechtigt, wer konnte den Irrtum vorhersagen, den wir heute beklagen? Hätte nicht mit Recht lauter Tadel sich damals erhoben, wenn man dem höheren militärischen Range oder der Geburt eine Rücksicht bei der Wahl eingeräumt hätte? und dürfen wir es einem Manne von Benedeks Charakter bei seinem unbedingten Gehorsam verargen, daß er, wenn auch widerstrebend, aus treuer Ergebenheit ein Kommando übernahm, das seines Allerhöchsten Kriegsherrn Wille ihm anvertraute?

So schwer es uns fällt, wir müssen das harte Wort wiederholen, daß Feldzeugmeister v. Benedek leider einer so großen Aufgabe nicht gewachsen war, daß in seinen Plänen und Dispositionen Mißgriffe stattgefunden haben, welche nach den Regeln der Kriegskunst keineswegs zu rechtfertigen sind und die — an und für sich betrachtet — vom richterlichen Standpunkte sogar Anhaltspunkte zur Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens bieten konnten, wenn nicht die gewichtigsten Gründe für eine andere, mildere Auffassung der Sache sprechen würden.

Wäre durch die vorgenommenen Erhebungen nur das mindeste Merkmal einer üblen Absicht oder wissentlichen Versäumnis zu Tage getreten: die strengste Auslegung und Anwendung des Gesetzes wäre berechtigt gewesen und auch erfolgt. Aus der Untersuchung hat sich aber ein solches Merkmal keineswegs ergeben; nicht aus Fahrlässigkeit oder Mangel an Thatkraft, nicht aus Gleichgültigkeit oder Unvorsichtigkeit sind die Fehler der Kriegführung Benedeks entsprungen. Niemand hätte mit besserem Willen und größerem Eifer nach dem Siege unseres Heeres, nach dem Ruhme der Waffen Oesterreichs streben können; aber politische und militärische Verhältnisse, wie sie bekanntermaßen vor und während dieses unglücklichen Krieges eintraten, bedurften zu ihrer Beherrschung eines jener genialen Feldherren, deren es zu allen Zeiten so wenige gab und zu denen eben Feldzeugmeister Benedek bei allen seinen hervorragenden Soldateneigenschaften nicht mehr gezählt werden kann. Daß dem so ist, müssen wir nach dem entstandenen, in seiner ganzen Tragweite kaum abzusehenden Unheil tief bedauern; aber es gibt kein Gesetzbuch, das den Mangel höchster geistiger Begabung straffällig erklärt, und nichts erübrigt wohl in ähnlichen Fällen, als die unerläßliche Sühne, die um so schwerer wiegt, je höher und ehrenvoller jener Wirkungskreis war.

Von diesem Standpunkte muß jetzt auch die vor Monatsfrist erfolgte Pensionierung des Feldzeugmeisters v. Benedek, Feldmarschallieutenants Baron Henikstein und Generalmajors v. Krismanič aufgefaßt werden, welche Maßregel damals noch keineswegs den völligen Abschluß des gegen die genannten Generäle eingeleiteten Verfahrens bezeichnete. Erst in jüngster Zeit wurde das vom obersten Militärgerichtshofe geprüfte und gebilligte Gutachten der Voruntersuchungskommission der Allerhöchsten Schlußfassung zugeführt, wonach Se. k. k. Apostolische Majestät in allergnädigst gerechter Würdigung der ganzen Sachlage mit der heute veröffentlichten Resolution anzuordnen geruhten, daß von einem weiteren gerichtlichen Vorgehen in dieser Angelegenheit abzulassen sei.

Der Verlust des Vertrauens seines kaiserlichen Kriegsherrn, die Vernichtung seines militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt, die Erkenntnis des unermeßlichen Unglückes, das unter seiner Führung die Armee und durch deren Niederlage die ganze Monarchie getroffen hat, müssen übrigens für den ehrliebenden und hochsinnigen Mann, als der Benedek sich stets bewährte, eine schwerere Sühne sein, als jede Strafe, die ihn bei einer Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens etwa hätte treffen können. Daß es Se. Majestät der Kaiser auch bezüglich des Feldmarschallieutenants Baron Henikstein und Generalmajors v. Krismanič bei der Pensionierung dieser Generäle allergnädigst bewenden ließ, findet seine natürliche Erklärung in deren früher schon geschildertem Verhältnisse zu ihrem ehemaligen Feldherrn.

Es erübrigt uns noch beizufügen, daß mit der bereits eingeleiteten, thunlichst baldigen Veröffentlichung einer authentischen Darstellung der diesjährigen Feldzüge auch weiteren Kreisen die Möglichkeit geboten werden soll, aus einer offenen, wahrheitsgetreuen,

objektiven Schilderung der Thatsachen über diese und die handelnden Persönlichkeiten zu einem eigenen unparteiischen Urteile zu gelangen.

Anderseits sind die Mängel der Armee, welche man bei einer unbefangenen Prüfung des Geschehenen als wirklich vorhanden erkannte, bereits rückhaltlos dargelegt worden, und man darf sich der Hoffnung hingeben, daß diese Erkenntnis allgemein genug sei, um der obersten Heeresleitung für das begonnene Reformwerk die unumgänglich nötige Unterstützung, namentlich die Mittel zu sichern, welche auch bei gewissenhaftester Würdigung unserer schwierigen Finanzlage diesem Zwecke gewidmet werden müssen, damit die harten Lehren der jüngsten Vergangenheit nicht nutzlos an uns vorübergehen, damit wir nimmer in Organisierung, Verwaltung, Ausrüstung und Bewaffnung des Heeres, in seiner umfassenden taktischen Ausbildung durch regelmäßige größere Truppenübungen u. s. w. hinter den Anforderungen der Zeit und im Vergleiche zur Wehrkraft anderer Großstaaten zurückbleiben, damit wir nicht abermals die größten Gefahren für Ehre, Macht und Wohlfahrt unseres Vaterlandes zu besorgen haben.

XI.

Testament Benedeks.

(Der vollständige Wortlaut in Benedeks Nachgelassenen Papieren S. 427.)

„Ich habe ein langes, angestrengtes und vielbewegtes Soldatenleben hinter mir, trotzdem schreibe ich heute meinen letzten Willen nieder mit ruhigem und klarem Verstand. Ich habe es nie versucht, mir Geld zu machen, und habe es auch nie verstanden, Geld zu ersparen, und danke es nur meiner Frau, daß ich keine Schulden hinterlasse, weil sie mir nach ihrem letzten Gewinn eines Türkenloses reichlich ausgeholfen hat. Ich war immer ein pflichtergebener, treuer und braver Soldat, war und bin ein zwar formloser, aber demütiger Christ. Schaue mit ruhigem Gewissen meinem Ende entgegen und erkläre hiemit ausdrücklich, daß ich keine Memoiren oder Selbstbiographie hinterlasse. Ich habe auch niemandem Daten geliefert, um über meine Soldatenwirksamkeit und meine Erlebnisse zu schreiben. Alle meine Vormerkungen und schriftlichen Reflexionen über den Feldzug 1866, über das unter Anrufung meiner Unterthans- und Soldatentreue mir aufgedrungene Kommando der Nordarmee habe ich selbst verbrannt.

„Am 19. November 1866 habe ich dem damaligen Armee-Oberkommandanten Erzherzog Albrecht sub Pers. Nr. 22 schriftlich versprochen, auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen mit mir ins Grab zu nehmen. Dieses mein Versprechen war vielleicht voreilig, vielleicht sogar dumm; aber eben dieses Versprechen war der bezeichnendste Ausdruck meines Soldatencharakters.

„Daß die österreichische Regierung, mein Versprechen, zu schweigen, in Händen habend und an die Ehrlichkeit meines Versprechens glaubend,

am 9. oder 10. Dezember 1866 ihren sonderbaren Artikel über mich, worin man mir sogar meine ganze Vergangenheit absprach, in der Zeitung publizieren ließ; daß dieser nicht zu qualifizierende Regierungszeitungsartikel in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipiert, von FML. John, FM. Erzherzog Albrecht u. s. w. korrigiert und ausgefeilt wurde und endlich in der ganz absonderlichen Fassung auf Befehl der Regierung publiziert worden ist, das übersteigt meine Begriffe von Recht, Billigkeit und Wohlanständigkeit. Ich habe auch dies stillschweigend hingenommen und trage durch sieben Jahre mein hartes Soldatenschicksal mit Philosophie und Selbstverleugnung. Ich wünsche mir selber Glück, daß ich trotz alledem gegen niemanden einen Groll hege und auch nicht vertrottelt bin. Ich bin mit mir selber und mit aller Welt fertig geworden, bin mit mir vollkommen im reinen, nur habe ich dabei alle meine Soldatenpoesie eingebüßt.

„So weit als Einleitung meines letzten Willens. Mein ehemaliger Flügeladjutant Eugen Müller, derzeit Generalstabsoberst beim F.M. Erzherzog Albrecht, der schon als blutjunger Kadett sich unter meinem Befehl die silberne Tapferkeitsmedaille und die Lieutenantscharge verdiente, der auch meist unter meinem Soldatenbefehle zum charaktervollen Manne herangereift ist und sich immer als braver Sohn unseres Hauses bewährt hat, soll, sobald ich sterbe, meine Angelegenheiten ordnen und meiner guten Frau beistehen in der schweren Periode, wo sie an mir ihren besten und liebevollsten Freund verloren hat.

„Ich habe schon längst das hiesige Platzkommando verständigt, und zwar schriftlich und in Dienstesform, daß ich mir den militärischen Leichenkondukt verbitte; ich will möglichst einfach und ohne militärische Abzeichen zu Grabe geführt werden. Auf mein Grab, und zwar entweder katholischer Friedhof St. Leonhard oder protestantischer Friedhof St. Petri (wie es meiner Frau am besten zusagt) soll ein einfacher Leichenstein oder ein eisernes Kreuz gesetzt werden, ohne jegliche Phrase. Oberst Müller soll alle meine Schriften und Papiere übernehmen, davon meiner Frau geben, was ihr interessant erscheint, den Rest aber verbrennen. Dem F.M. Erzherzog Albrecht soll er den Säbel, den derselbe nach der Schlacht von Novara gegen den meinigen umgetauscht hat, zurückstellen, desgleichen die Dekorationen (Militär-Maria-Theresienorden, Militärkreuz 2c.), die, als mir alle Orden im Jahre 1866 gestohlen wurden, Erzherzog Albrecht mir gnädigst zugeschickt hat.

„Mein alter, langjähriger, treuer Diener Joseph Mateyka soll alle meine Kleider und Wäsche und einen einjährigen Lohn bekommen und was unter seiner Adresse in meiner Schreibtischlade liegt .... Nur meine vom FZM. Baron Haynau nach dem ungarischen Feldzuge 1849 überkommene Uhr soll er meinem alten treuen Freunde Baron Simon Sina als Andenken übergeben, und meine Waffen und Jagdrequisiten, die ich schon längst meinem Freunde Müller geschenkt habe, sollen diesem ausgefolgt werden.

„Ich hoffe zwar, daß ich in meinen letzten Lebensstunden von

meiner Frau mündlich mich beurlauben kann; wenn aber nicht, dann mögen es ihr diese Zeilen sagen, daß ich ihr herzlich danke für all ihre Liebe und Güte, die sie mir während unserer Ehe erwiesen; insbesondere danke ich ihr, daß sie mein Soldatenunglück so verständig und resigniert mit mir getragen hat .... Meinen herzensguten Schwager Gustav Baron Krieg und meine alten bewährten Freunde Friedrich Fürsten Liechtenstein und FML. Heinrich Ritter v. Rupprecht soll Herr Oberst Müller von mir herzlich grüßen ....

„Und damit basta!

„Graz, 15. Juni 1873. Ludwig v. Benedek,
Feldzeugmeister."

XII.

Julie v. Benedek über die Schicksale des FZM. Benedek, ihres Gatten.

(Frau v. Benedek übergab diesen ihren im Jahre 1886 geschriebenen Aufsatz dem Verfasser im Jahre 1889 zur Abschrift.)

„Zuschriften aus Deutschland haben seiner Zeit stets mehr Gerechtigkeit dem Helden widerfahren lassen, als seine Zeitgenossen im eigenen Lande; Beweis auch Fürst Bismarck, welcher fast der Erste war, welcher mit eigenhändigem Brief dem Toten eine ehrende Teilnahme bezeugte.

Ich erfuhr aus Ihren Zeilen, mein Herr, daß Sie über Benedek einige Details wünschen; gesprächsweise könnte und dürfte ich mancherlei erzählen von hohem geschichtlichen Wert, allein zur Oeffentlichkeit gehören Belege, die mir fehlen.

Einige Episoden aus Benedeks Leben und Charakter will ich verzeichnen, weil ich Ihrer Teilnahme gewiß bin. Anno 1866, als Benedek nach Wien berufen wurde, um ihm das Kommando der Nordarmee zu übergeben, beschwor Benedek seinen Kaiser, er möge ihn in der italienischen Armee belassen, er diene mehr als 30 Jahre in diesem Lande, kenne es in jeder Richtung genau, habe seine Truppen zu dem Feldzuge vorbereitet und garantiere Italien — ein Wort, welches Benedek in seiner eigentümlichen Bescheidenheit gewiß nur wohlerwogen geben konnte. Endlich mit Widerstreben gewährte der Monarch seine Bitte und verabschiedete ihn für Italien! — Am nächsten Morgen zu früher Stunde erschien Erzherzog Albrecht und drang in Benedek, er möge die Nordarmee übernehmen, der Truppen Vertrauen fordere ihn, er appelliere an seine Unterthanspflicht, sprach selbst (irrtümlich), die Dynastie wäre bedroht, wenn er (Erzherzog) nicht reussiere, „hingegen wenn Sie fallen, so sind Sie allein das Opfer!" — Das Opfer beugte sich vor der Notwendigkeit und erlag.

Benedek hatte wenig Zuversicht für ein glückliches Ende, die Sache war viel zu wenig vorbereitet, und beim letzten Kriegsrat in Wien sagte er offen: „Eure Majestät, wir spielen va banque, wir sind im voraus verloren." Mit Heftigkeit fragte der Kaiser:

„Warum?“ — „Weil wir nicht hinreichend vorbereitet sind, zwei Feldzüge zu gleicher Zeit zu führen“ 2c. 2c.

Noch sei Ihnen eine Episode aus jener Zeit erzählt. Beim Kriegsrat sah Benedek in die vorzutragende Liste und fand oben die bevorstehende Ernennung zum Feldmarschall, die höchste militärische Würde. Schnell verließ er den Saal, eilte durch die bekannten Gänge zum Kaiser und bat dringlichst, er möchte diese Beförderung nicht publizieren; sollte er Glück haben, den Feldzug zu gewinnen, so würde das Schlachtfeld ihn ohnehin dazu machen, und falle er, so erdrücke ihn eine Auszeichnung, die er nicht verdient!!

Als der Feldzug für Oesterreich so unglücklich beendet, ward keine Stimme, hoch oder niedrig, vor dem Monarchen laut, die für ihn plaidierte. Erzherzog Albrecht schwieg — nur fand er den Weg nach Graz, um dem pflichtergebenen Mann das Ehrenwort abzunehmen, er möge weder mündlich noch schriftlich über den Feldzug 1866 jemals etwas der Oeffentlichkeit geben. Benedek, müde, herabgestimmt, tief verletzt über so manche Ungerechtigkeit, für sich persönlich nichts mehr suchend noch wollend, mit seinem Schicksale abgerechnet — gab dies bindende Versprechen — und schwieg bis übers Grab.

Später vielleicht reute ihn sein Versprechen, aber für Benedek war sein Ehrenwort — sein Evangelium.

Später sah ich Benedek viel Schriften, viel Dokumente verbrennen; wollte ich Einsprache wagen, so gab er zur Antwort: „Zu was — ich müßte alles und alle von oben bis unten anklagen und doch geschlagener Feldherr bleiben!“

Gehofft und sehr gewünscht hat Benedek, seinen Kaiser zu sprechen, wollte ihm allein alles sagen, nicht zu eigener Entlastung, sondern zum Frommen der Zukunft und der Armee — doch dies war ihm versagt!“ — —

Frau v. Benedek bespricht hierauf die Thatsache, daß sich Erzherzog Albrecht nicht an dem Leichenbegängnisse ihres Gatten beteiligte, und fährt dann fort:

„Als Entschuldigung galt Benedeks Wille, im einfachen Rocke ohne militärische Ehrenzeichen bestattet zu werden!

Welche Gefühle haben diesen Mann bewogen, der vor allem Soldat war, damit er den (Soldaten-)Rock verschmähte!

Aber als Waffengefährte und Freund hätte Erzherzog Albrecht jedenfalls erscheinen sollen!“

Graz, August 1886.

XIII.

Moltke über den Krieg von 1866.

(Unterredung mit dem Verfasser am 22. September 1889.)

„Sie wollen,“ so sagte der Feldmarschall, auf eine Stelle meines Briefes Bezug nehmend, „unter anderem Aufschluß erhalten, weshalb 1866 der Aufmarsch des preußischen Heeres in getrennten

Armeen, also eine an sich gefahrvolle Operation, gewählt wurde. Aber es war keine andere Versammlung unserer Armeecorps als in einer ausgedehnten Linie längs der böhmisch-sächsischen Grenze möglich. Wohl hätte eine Konzentration, und zwar bei Görlitz, verfügt werden können, aber bis an diesen Punkt führte damals eine einzige, eingeleisige Bahn, und der Aufmarsch hätte somit eine Verzögerung von mehreren Wochen herbeigeführt. Ich habe später einen Aufsatz über diese Verhältnisse veröffentlichen lassen, und dort sagte ich, daß wir die geographische Konfiguration Böhmens, das tief in Norddeutschland einschneidet, nicht ändern konnten und durch sie zu unserer weitgedehnten Aufstellung genötigt wurden [1]). Wenn Benedek sich im Norden Böhmens aufstellte, so hatte er immer die inneren Operationslinien zur Verfügung. Daraus folgte für uns das Gebot, seinen Angriff nicht abzuwarten, sondern selbst in Böhmen einzudringen und unsere Heere in Feindesland zu vereinigen. Ich kenne die Einwendungen, die man gegen unsere Anordnungen erhob; hätten wir uns aber konzentriert, so wäre Schlesien vollständig preisgegeben worden, was vermieden werden mußte. So mußten wir jene erste Aufstellung nehmen, die den anfänglichen Nachteil besaß, daß unsere Armeecorps auf einer Linie von 70 Meilen aufgestellt waren. Ein anderer als der Offensivkrieg war dann nicht möglich."

Als ich bemerkte, daß der italienische Bevollmächtigte, General Govone, vor dem Kriege gegen Moltke selbst seine Bedenken geäußert habe und, wie sein Bericht besagt, zur Antwort erhielt, die Vereinigung der preußischen Armeen bei Görlitz sei zu jeder Zeit möglich, erwiderte der Feldmarschall [2]): „Das kann ich Govone nicht gesagt haben, denn es ist ein Unsinn, und wenn ich es gesagt habe, so geschah es nur, um ihn über unsere Absichten im Dunkel zu lassen. Es wäre unmöglich gewesen, bei Görlitz rasch eine solche Heeresmacht zu vereinigen, und die Konzentration unserer Kräfte war nur im nördlichen Böhmen möglich. Die Italiener hätten übrigens besser gethan, unsere Operationen nicht zu kritisieren, sie hätten lieber den Krieg selbst besser führen sollen. Mein Rat war der, sie mögen das Festungsviereck und damit das österreichische Heer umgehen und die Oesterreicher somit zwingen, im Osten des Vierecks aus den Festungen herauszutreten, um ihre Heimat zu verteidigen. Statt dessen marschierten sie in das Festungsviereck hinein und ließen sich darin von Erzherzog Albrecht schlagen, wiewohl sie an Zahl weit überlegen waren! Hätten sie meinen Rat befolgt, so besaßen sie alle Aussichten des Sieges — außer wenn ihnen das österreichische Heer so sehr an innerer Kraft überlegen war, daß jeder Versuch mißlingen mußte. Nach ihrer Niederlage verstanden sie es nicht einmal, den Erzherzog in Italien festzuhalten; er konnte seinen Abzug

[1]) Graf Moltke meinte damit wohl den Aufsatz im „Militärwochenblatt" 1867, Nr. 18.

[2]) So im Berichte Govones bei La Marmora, „Ein wenig mehr Licht", S. 232. Vgl. auch Lettow, II, S. 112.

nach Norden ungestört ausführen und erschien mit einem großen Teile seiner Armee an der Donau. Als wir siegreich bis an diesen Strom vordrangen, stand er uns bereits gegenüber. So hätte der Krieg aufs neue beginnen müssen. Nun, unsere Situation war auch dann eine günstige, aber des Ausgangs eines Kampfes ist niemand sicher. Die Italiener hätten, statt uns Ratschläge zu geben, besser daran gethan, den Krieg mit Kraft zu führen."

Auf die Bemerkung, daß im Bericht Govones nur erzählt sei, bei Görlitz könnten zu einer Verteidigungsschlacht sieben Armeecorps zusammengezogen werden, entgegnete Moltke: „Auch das kann ich nicht gesagt haben. Meine Ansicht war stets, daß der Krieg nur offensiv zu führen sei; nur so konnte der Nachteil, der für uns durch die strategische Lage Böhmens gegeben ist, ausgeglichen werden. Dies hätte die österreichische Armee benützen sollen, aber es war der Fehler ihrer Aufstellung, daß sie zu weit rückwärts in Mähren stattfand. Der damalige Generalstabschef Benedeks, der, wie ich glaube, einen verhängnisvollen Einfluß übte, war zu furchtsam in seinen Voraussetzungen. Wenn Benedek sich sofort in Nordböhmen aufgestellt hätte, so hätte er allsogleich den Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Herwarths v. Bittenfeld entgegentreten können — der Kronprinz konnte nicht gleich zur Stelle sein. So aber wurde diese Siegesmöglichkeit nicht ergriffen."

Ueber die Frage, ob Prinz Friedrich Karl wirklich, wie manche militärische Kritiker behaupten, rascher hätte vordringen und den Vereinigungspunkt Jitschin schneller hätte erreichen können, äußerte Moltke: „Ich glaube, Prinz Friedrich Karl konnte nicht schneller auf Jitschin losmarschieren. Es handelte sich nicht darum, daß er Jitschin früher erreiche als der Kronprinz, sondern daß die Bewegungen beider Heere zusammenstimmten und sich unterstützten. Wohl ließ ich ihm in der Frühe des 29. Juni ein Telegramm aus Berlin senden, möglichst rasch vorzudringen, aber ein Tadel kann gegen ihn nicht ausgesprochen werden. Als er diesen Punkt erreicht hatte, dachten wir nicht daran, den Kronprinzen zur Vereinigung sofort heranzuziehen, sondern zogen es vor, diese Vereinigung erst am Tage der Schlacht selbst vorzunehmen. Sie fand denn erst vor dem Feinde statt und entschied in der Schlacht bei Königgrätz den Kampf. Daß der Kronprinz in der rechten österreichischen Flanke erschien, führte den preußischen Sieg herbei. Benedek hätte gewiß besser daran gethan, die Schlacht vor der Elbe zu vermeiden, sich hinter dem Flusse aufzustellen, mit einem Flügel an Josephstadt, mit dem anderen an Königgrätz gelehnt. Das wäre eine sehr feste Stellung gewesen. Dann hätten wir ihn mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl in der Front angreifen müssen, der Kronprinz hätte die beiden Nebenflüsse der Elbe, die Aupa und Mettau, überschreiten und ihn in der Flanke fassen müssen. Das wäre für uns eine sehr schwierige Operation gewesen, zumal der Angriff in der Front war dann sehr gefährlich. Aber Benedek gab ja, wie sein Telegramm an den Kaiser beweist, die Sache Oesterreichs bereits verloren und riet dem Kaiser, schon vor der Schlacht um jeden Preis Frieden zu schließen."

Moltke erkundigte sich dann um die letzten Lebensschicksale Benedeks und Krismanić', nannte ersteren einen sehr braven Offizier, der sich in Italien, besonders bei Solferino, ausgezeichnet hatte. Dann bemerkte er auf die Frage, wie es gekommen sei, daß die Kunde des Anmarsches des Kronprinzen bei Königgrätz so spät ins Hauptquartier des Königs gelangt sei:

„Der Kronprinz hatte eben mit seinem Heere an einem von uns entfernten Punkt in die Schlacht einzugreifen. Wir schickten ihm des Nachts den Grafen Finckenstein mit dem bekannten Befehl. Seine Truppen lagen ja auch, wie es nicht anders sein konnte, sehr zerstreut und mußten von diesen entlegenen Positionen zur Schlacht herangezogen werden. Unterdessen gerieten wir mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl in eine schwierige Situation. Diese konnte wohl den Holawald, der vor der Artilleriestellung der Oesterreicher lag, besetzen, aber es war nicht möglich, von hier aus weiter vorzudringen. Die österreichische Artillerie, die sich vortrefflich hielt und alles Lob verdient, hielt uns in Schach. Ich sprengte selbst einmal vor den Holawald vor, um den Ueberblick zu gewinnen; da aber hatten sich die Unsrigen bereits nach einem nicht gelungenen Vorstoß in den Wald zurückgezogen. So fand ich alles vor ihm leer von den Unsrigen; Leichname und Pferdekadaver bedeckten den Boden. Es war besonders *eine* Batterie der Oesterreicher, die uns großen Schaden that. Auch beim Rückzuge erwies sich ihre Artillerie von größtem Werte. Als wir am Nachmittag, nachdem der Kronprinz die Schlacht entschieden hatte, vorrückten, fand ich eine Batterie der Oesterreicher buchstäblich zusammengeschossen; die Kanoniere waren auf den Kanonen gefallen: bis zu ihrem Tode hatten sie standgehalten. Schlechter noch als im Centrum ging es der Armee Friedrich Karls an ihrem linken Flügel; denn dieser war, bevor sich der Kronprinz zum Angriff anschloß, überaus schwach: die Division Franseckỳ konnte sich im Swieper Wald nicht halten. Franseckỳ wurde von den ihm entgegenstehenden zweieinhalb österreichischen Corps aus dem Walde geworfen und konnte sich nur am höchsten Rand desselben mühsam verteidigen. Aber gerade dadurch, daß ihn die zwei österreichischen Corps zu hitzig verfolgten, ließen sie ihre Flanke und ihren Rücken ungedeckt: dort eben erschien der Kronprinz und entschied die Schlacht."

Auf die Frage, ob es für Benedek nicht sehr entlastend sei, daß die Generäle Festetics und Thun gegen seinen Willen ihre Stellung verließen und in den Swieper Wald eindrangen, erwiderte Moltke:

„Gewiß muß Benedek von jeder Schuld dafür freigesprochen werden. Indessen ist das Verhalten der beiden Generäle sehr erklärlich. Sie waren im Vorteil, hatten Franseckỳ endlich aus dem Swieper Wald hinausgeschmissen und verfolgten nun ihren Sieg. Ein Sieg aber ist eine große Sache, er reißt mit sich fort. Sie glaubten also, die Schlacht an dieser Stelle zur Entscheidung bringen zu können — unterdessen freilich drang der Kronprinz in ihre Flanke. So mußten sie ihre Truppen erst aus dem Wald herausziehen, um

sie ihm entgegenzuführen, und sie scheiterten an dieser schwierigen Bewegung. Eine solche Sammlung nach einem Waldgefechte kann nicht schnell von statten gehen, und so fand der Kronprinz, als er Chlum angriff, die Höhe fast leer von Verteidigern. Wäre doch Benedek beinahe, als er gegen Chlum ritt, gefangen genommen worden.

„Ueberhaupt," so erwiderte Moltke mit großem Nachdruck, als ich den zögernden Gehorsam dieser Generäle hervorhob, „Gehorsam ist Prinzip, aber der Mann steht über dem Prinzip. Wer dann im Kriege Recht hat, darüber kann in den meisten Fällen nur der Erfolg entscheiden. Späterhin ist das Urteil natürlich leicht; deshalb muß man mit der Verurteilung eines Generals überaus vorsichtig sein."

Die in Oesterreich verbreitete Anschauung, Benedek hätte die Schlacht gewinnen können, wenn er vor dem Erscheinen des Kronprinzen seine Reserven zur Niederwerfung der Armee Friedrich Karls verwendet hätte, wehrte Moltke mit großer Bestimmtheit ab. „Das ist gewiß ein Irrtum," sagte er, „denn wenn Benedek um Mittag einen solchen Gegenangriff mit allen seinen Streitkräften versucht hätte, so wäre ihm vorerst ein ganz frisches preußisches Armeecorps, das 3., entgegengestellt worden. Gar so schnell hätte er damit nicht fertig werden können. Während dieses Kampfes hätte der Kronprinz jedenfalls seinen rechten Flügel angegriffen; vermutlich wäre dann die Niederlage der Oesterreicher nur um so größer gewesen. Denn je weiter sie im Centrum gegen Friedrich Karl vordrangen, desto verderblicher mußte die Wirksamkeit des Kronprinzen in ihrem Rücken sein."

Als ich die Ursachen der unvollständigen Ausnützung des Sieges bei Königgrätz zur Sprache brachte und bemerkte, Generallieutenant v. Kirchbach teile mit, der vom Kronprinzen gegebene Befehl zur Verfolgung sei durch einen Gegenbefehl aus dem Hauptquartier aufgehoben worden, erwiderte Graf Moltke: „Eine schärfere Verfolgung war nicht möglich. Wir im Hauptquartier konnten nicht wissen, wie die Schlacht bei den einzelnen Heeresteilen stand. Wir haben uns immer davor gehütet, mit zu detaillierten Befehlen in die Thätigkeit der drei Heere einzugreifen, den Führern mußten die Anordnungen im einzelnen überlassen werden. Wenn also Kirchbach Gegenbefehl bekam und die Verfolgung einstellte, so hätte der Befehl nur wieder vom Kronprinzen kommen können. Auch an General Etzel von der Elbearmee wurde die Weisung, die Verfolgung einzustellen, an diesem Tage nicht erteilt — es kann das nur am folgenden Tag geschehen sein. Es ist ja richtig, daß die Division Etzel ohne Schwierigkeiten ins Gefecht hätte eingreifen können. Sie blieb während der Schlacht ungenützt, wie überhaupt die Brücke bei Nechanitz von den preußischen Truppen nur langsam überschritten wurde. Ob General v. Hartmann, der die Kavallerie des Kronprinzen befehligte, energischer hätte vorgehen können, könnte ich aus dem Gedächtnis nicht beurteilen: das müßte sich aus den Akten feststellen lassen. Aber es wäre ihm nicht leicht gewesen, mit seiner Kavallerie rasch in die Schlacht einzugreifen, denn vor ihm kämpfte die siegreiche Infanterie des Kronprinzen. Er hätte sich erst durch sie herausdrücken müssen, um den Oesterreichern nachsetzen zu können. Dazu kam, daß die österreichische

Artillerie nach dem Verluste Chlums weiter rückwärts aufs neue Stellung genommen hatte und unser Vordringen mit großer Tapferkeit aufhielt. Ueberhaupt war unsere Armee nicht mehr geeignet, noch an demselben Tage eine Verfolgung der Oesterreicher vorzunehmen. Als die drei preußischen Heere konzentrisch gegen die Stellung der Oesterreicher vordrangen und sie eroberten, mußten sie auf den eroberten Höhen gewissermaßen ineinander eindringen und brachten sich gegenseitig in Verwirrung. So konnten wir an diesem Tage nichts mehr unternehmen und bedurften sogar noch den nächsten Vormittag, um unsere Truppen auseinander zu ziehen und zu ordnen.

Auf die Frage, ob der preußische Generalstab vor dem Kriege von den inneren Schwächen der österreichischen Armee eindringende Kenntnis hatte, entgegnete Moltke: „Man hat darin sehr übertrieben, wie überhaupt das ganze Spionenwesen vor und im Kriege einen sehr untergeordneten Wert besitzt. Wir waren natürlich von der Stärke und der Organisation der österreichischen Armee genau unterrichtet, wie wir es auch jetzt von der russischen und französischen sind. Es ist übrigens eine ganz falsche Vorstellung, zu glauben, man könne von vornherein einen Feldzugsplan entwerfen, wie der Krieg bis zur Einnahme der feindlichen Hauptstadt zu führen sei. Vorausbestimmungen sind nur möglich bis zum ersten Zusammenstoße mit dem Feinde, dann muß man sich nach den Verhältnissen richten. Doch soll da nicht etwa das Geistreichste, sondern das Einfachste und Natürlichste beschlossen, dieses aber muß mit voller Konsequenz durchgeführt werden."

Ueber seinen Anteil an den Vorberatungen zum Kriege bemerkte der Feldmarschall: „Ich stand auf seiten Bismarcks. Nur ungern und mit schwerem Herzen willigte der König in den Krieg, der ihm als ein Kampf Deutscher gegen Deutsche dünkte. Ich nahm natürlich nur jenen Einfluß auf die Politik, der mir meinem Amte gemäß zustand. Für mich bestand die Hauptfrage darin, daß es notwendig war, so stark wie möglich auf dem wichtigsten Kriegsschauplatze in Böhmen zu erscheinen, alles andere stand in zweiter Linie. Deshalb riet ich auch, den süddeutschen Staaten nur geringe Kräfte entgegenzustellen. Was hätten sie auch nach einem Erfolge beginnen oder durchsetzen können? Gedachten sie etwa gegen Berlin zu marschieren oder wollten sie Köln oder Koblenz belagern? Dann kam uns die Uneinigkeit zwischen ihren Führern zu statten, die natürlich nicht von uns vorauszusehen war. Auch mußten wir, um unser Hauptziel zu erreichen, es wagen, die Rheingrenze zu entblößen. Anfangs ließen wir ein ganzes Armeecorps im Westen zurück, aber auch davon wurde später eine Division nach Böhmen gezogen. So konnten wir mit starken Kräften in Oesterreich eindringen, und wir waren ja wirklich in der entscheidenden Schlacht unserem Gegner auch an Zahl überlegen."

XIV.

Graf Blumenthal über den Krieg von 1866.

(Unterredung.)

Nachstehende Mitteilungen machte Feldmarschall Graf Blumenthal dem Verfasser in der Unterredung vom 15. Juni 1890:

„Als die Armee des Kronprinzen auf drei Straßen in Böhmen einrückte, befanden wir uns in einer kritischen Lage. Aber wir fühlten uns nicht beunruhigt, wir nahmen die Situation wie sie war. Wenn eine unserer Teilkolonnen auch zurück mußte, die anderen konnten doch durchdringen; und wenn wir zurückgeworfen worden wären, so hätten wir den Versuch wieder erneuert. Die Schwierigkeiten waren nicht so groß, wie etwa zur Zeit Friedrichs des Großen, in der die Artillerie und das Gepäck nur mittels Maulesel durch das Gebirge gebracht werden konnten. Zu unserer Zeit gibt es dagegen kreuz und quer durch das Gebirge gebahnte Straßen und prächtige Wege. Auf der Höhe von Kosteletz standen wir am 28. Juni wohl in voller Spannung, aber in fester Stimmung, rechts und links die Kämpfe des Gardecorps und Steinmetz' gewahrend. Bei uns befand sich auch Prinz Hohenlohe, der später über unsere Erlebnisse schrieb und sich im Kriege auf das wackerste hielt. Noch wußten wir nichts von dem Unfalle, der Bonin am 27. Juni bei Trautenau getroffen hatte. — Man darf sich nicht etwa vorstellen, daß im Kriege allzuviel auf Berechnung ankomme. Man pflegt hinterher alles auf die schönsten Kombinationen zurückzuführen, aber das pflegt dann mehr eine Konstruktion zu sein als Thatsache; der Verlauf der Dinge entspricht selten den ursprünglichen Plänen. Ich war während dreier Kriege Generalstabschef, aber ich muß der Wahrheit gemäß feststellen, daß ich nie viel vorausberechnet oder viel vorausgesehen habe. Man muß das Einfache und Verständige unternehmen — das ist alles. Es ist ja ganz schön und lehrreich, wenn später genaue Studien über den Gang der militärischen Begebenheiten angestellt werden. Man kann gewiß für künftige Fälle viel daraus lernen, aber man hüte sich, aus der Vergangenheit voreilige Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen. Ich selbst habe über die Geschichte des Feldzuges von 1866 nicht viel gelesen, weil mich die künstlichen Kombinationen, die später gemacht wurden, abgestoßen haben."

Als ich die Bemerkung machte, daß es doch ein schöner strategischer Gedanke gewesen sei, als der Kronprinz am 29. und 30. Juni vor der festen Stellung der Oesterreicher bei Dubenetz stehen blieb, während der Prinz Friedrich Karl in ihren Rücken vordrang, erwiderte der Feldmarschall:

„Keineswegs! Was mich betrifft, ich hätte die Oesterreicher viel lieber angegriffen, und ich hoffe, wir hätten sie hinuntergeworfen. Der Kronprinz und ich ordneten uns natürlich den Weisungen aus dem Hauptquartier unter, aber ich meine, daß es seinem Heere gelungen wäre, durch einen Angriff von zwei Seiten die Stellung der Oesterreicher zu forcieren. Ich hatte meinen Plan bereits entworfen. Rechts

hätte die Garde, etwa bei Königinhof, die Oesterreicher in der Flanke angreifen, links hätte Steinmetz, durch Artillerie unterstützt, den Angriff versuchen müssen. Hinter der Garde rückte Bonin heran, hinter dem 5. Corps das 6. Wir hatten doch eine Armee von 120000 Mann beisammen, und mit einer solchen Macht kann man etwas durchsetzen. Ich ritt auch in das Hauptquartier des Königs, um ihm meinen Plan zu empfehlen. Aber da war bereits durch den Abzug der Oesterreicher in die Stellung vor Königgrätz die Sache erledigt: eine neue Aufgabe stand vor uns, die Vorbereitungen zur Schlacht von Königgrätz waren zu treffen.

„Wir brachen, wie bekannt, zum Kampfe des Morgens auf, und kurz vor Mittag stand ich mit dem Kronprinzen auf der Höhe, welche den Ueberblick über die bereits wogende Schlacht ermöglichte. Wir übersahen die Stellung der Oesterreicher, und ich sagte sofort zum Kronprinzen: ‚Königliche Hoheit, ich gratuliere zu der Schlacht, die Sie heute gewinnen werden.' Der Kronprinz war ganz erstaunt und meinte, wir stünden ja erst zu Beginn unserer Anstrengung. ‚Gleichviel,' entgegnete ich, ‚wenn Prinz Friedrich Karl allein mit seiner Armee dem ganzen Heere Benedeks Widerstand zu leisten vermag, so müssen wir mit unseren Streitkräften die Entscheidung bringen. Die Oesterreicher haben sich in einen Kampf mit der ersten Armee verbissen, und wir kommen ihnen in die Flanke, unwiderruflich. Sie müssen von jenen Höhen herunter. Es hilft ihnen nichts, wenn sie noch so tapfer kämpfen!' Wir rückten ununterbrochen vor und entschieden die Schlacht."

Ueber die mangelhafte Verfolgung des österreichischen Heeres äußerte sich der Feldmarschall:

„Der Befehl, nicht weiter nachzusetzen, kam vom König. Man wollte ja später eine politische Ursache dafür finden, indem man meinte, der König habe das österreichische Heer nicht ganz vernichten wollen. Nun waren wir gewiß keine Todfeinde der Oesterreicher, aber solche nichtmilitärische Gründe haben auf den König nicht eingewirkt. Es ist indessen mit der Verfolgung etwas überaus Schweres, sie ist selbst nach großen Siegen oft nicht durchgreifend. Hinterher tadelt man die Befehlshaber leicht, die ihre Pflicht nicht gethan haben sollen. Gewöhnlich weist man auf das Beispiel Gneisenaus hin, der nach der Schlacht bei Waterloo den Franzosen die ganze Nacht nachsetzte. In der Regel wirken eine Menge Gründe zusammen, um die Elastizität des Verfolgers zu lähmen. Er ist selbst nach der gewonnenen Schlacht sehr ermüdet und kann die Größe seines Erfolges nicht genau abschätzen. Alles kommt auf den Befehlshaber an, der gerade voran vor dem Feinde steht. Ist er eine schneidige Persönlichkeit, so stellt er sich selbst an die Spitze und bringt nach. Nach der Schlacht bei Wörth schrieb unser Kavalleriegeneral Hartmann eine Schrift, in welcher er tadelt, daß man die Franzosen nicht energisch genug verfolgt habe. Aber bei Königgrätz befehligte er selbst die Reiterei der zweiten Armee, stand mit seinen Regimentern nicht weit vom Kampfplatze und unterließ, das zu thun, was er von anderen verlangte.

„Ueberhaupt ist die Theorie nie ausreichend für die Thätigkeit

im Kriege. Ich möchte deshalb nur denjenigen Offizieren raten, die Theorie des Krieges zu studieren, die einen hellen, klaren Kopf besitzen. Jeden anderen verwirrt sie. Dem gewöhnlichen Offizier sollte man einprägen, daß er kühn auf den Feind einzudringen habe; denn darin besteht seine erste und vornehmste Pflicht. Es gibt nur ein Studium, durch welches man nicht von der Hauptsache auf Unwesentliches abgelenkt wird, und das ist die Lektüre der alten Klassiker. Denn bei ihnen sind alle Vorgänge auf die natürlichsten Verhältnisse zurückgeführt. Ich selbst habe in meiner Jugend die Werke Erzherzog Karls und viele militärische Schriften gelesen, aber ich gestehe, daß ich keinen übergroßen Gewinn aus ihnen gezogen habe. Ich finde, daß man jetzt in der österreichischen Armee allzugroßen Wert auf das Bücherstudium legt. Diese Armee hat vortreffliche Elemente, und eben deswegen ist es nicht notwendig, daß sie den Wert der Theorie für den Krieg überschätzt."

XV.

Brief des Generals v. Blumenthal an seine Gemahlin vom 10. Juli 1866.

Dieser Brief, von Generalmajor v. Blumenthal an seine Gemahlin in englischer Sprache übersendet, wurde von einer österreichischen Kavallerieabteilung aufgefangen und in den Wiener Blättern in nachfolgender Uebersetzung veröffentlicht:

Mährisch-Trübau, 10. Juli.

Es scheint, daß wir zu einer Art Stillstand gelangen und ich etwas Zeit haben werde, Ihnen zu schreiben. Wir folgen dem Feind so schnell als wir können, aber er flieht schneller. Auf der Karte werden Sie sehen, daß wir uns fünf bis sechs deutsche Meilen von Olmütz befinden. Es ist mir sehr unangenehm, daß wir uns jetzt wieder vor eine Festung legen müssen, aber es geht nicht anders. Ich kann sagen, daß die Hälfte unserer Armee gegen Wien marschieren wird, um dort einen Frieden zu stande zu bringen. Gestern passierten die Oesterreicher diese Stadt, und mein Freund, der Kronprinz von Sachsen, schlief in demselben Bett, in welchem ich heute nacht gut zu schlafen hoffe; leider will man mir keine frische Wäsche geben. Der König ist nicht weit von hier, in Zwittau, und gewiß ist bereits ein österreichischer Minister dort, um ihn dranzukriegen, doch ich denke, er wird diesmal fest bleiben und ihren Lügen kein Gehör schenken. Die unverschämten Vorschläge, die sie gemacht haben, kann man nicht wiederholen — aber sie müssen ein zweites Mal geschlagen werden, und nachher werden sie sich so hilflos fühlen, daß sie nachgeben müssen. Bis jetzt war der Feldzug für mich wieder ein sehr glücklicher, da man wirklich thut, was ich verlange, und es ist kein Unsinn, wenn ich sage, daß ich das bewegende Prinzip der militärischen Operationen bin, sowohl hier als bei General Moltke,

der eben das ist, was ich von ihm gedacht habe: ein genialer Mann, der keine Idee vom praktischen Leben hat und von Truppenbewegungen nichts versteht. Ich trachtete, Moltke so viel als möglich zu sehen; er liebt es nicht sehr, wenn ich ihm sage, daß seine Befehle unausführbar sind, aber er ändert immer alles genau nach dem, was ich gesagt habe. Wenn Sie bedenken, daß wir jetzt ungefähr drei Wochen in Bewegung sind und was wir alles gemacht haben, werden Sie es kaum glauben können, aber ich fange an, mich ein bißchen erschöpft zu fühlen, und gestern bekam ich mit einemmal die hämorrhoidalen Magenschmerzen, welche mir oft so lästig sind. Es war um so schlimmer, als die Meldung kam, daß die Cholera in unserem 1. Armeecorps zu Leitomischl ausgebrochen ist. Heute hatten wir einen langen Marsch von etwa 20 englischen Meilen, aber der Prinz war so liebenswürdig, mir seinen Wagen zu geben. Ich fühle mich jetzt so wohl, obgleich den ganzen Morgen sehr schlechtes Wetter war. Viele von unseren Pferden sind krepiert, sogar zwei sehr schöne vom Prinzen. Sie hatten Gerste statt Hafer und sind nicht daran gewöhnt. Mein Pferd wollte sie nicht fressen und befindet sich sehr wohl. Ich habe Louis und Arthur die letzten vier Tage nicht gesehen, aber ich höre, daß sie wohl sind. Letzterer wurde durch eine Kugel ein bißchen an der Nasenspitze getroffen, ohne schwer verletzt zu werden; er wurde nur ausgelacht. Heute sah ich Oetingers Bruder, er war lustig und wohlauf. Der Kronprinz ist wohl und munter und sehr liebenswürdig gegen mich. Welcher Unterschied gegen Fr. K.! Sehr schade, daß er nie pünktlich ist und man stundenlang auf ihn warten muß. Steinmetz ist ein prächtiger General, aber unter den übrigen sind wenige, welche es verdienen, General genannt zu werden. Die Zeitungen sagen über unsere Schlachten nicht die ganze Wahrheit. Die Truppen des Prinzen Fr. K. fochten durch acht Stunden wie die Löwen, aber die Schlacht war schon fast als verloren aufgegeben, als ich mit der Armee des Kronprinzen ankam, welche alles vor sich zurückdrängte und den Feind von Stellung zu Stellung zurückwarf, bis er, so schnell er konnte, zu fliehen begann. Benedek selbst war genötigt, sich zu flüchten. Hätte Herwarth das Ganze so gut verstanden als wir, und wäre er, statt unmittelbar dem Prinzen Friedrich Karl zu Hilfe zu marschieren, gegen Flanke und Rücken der Benedekschen Armee vorgegangen, so würde die ganze österreichische Armee gefallen oder gefangen worden sein. Ich habe oft dieselbe Art Manöver in Thüringen versucht (mit dem Herzog von Koburg speziell 1855) und immer die Schlacht gewonnen.

Viele betrachten mich als die Seele des ganzen Krieges, und obwohl das sehr schmeichelhaft für mich ist, so wird es sicherlich bald wieder vergessen sein. Aber ich kümmere mich nicht darum, wenn wir schließlich Sieger bleiben; wir haben noch eine schwere Aufgabe. . . . Ich werde wieder unterbrochen und muß schließen. Lebe wohl.

XVI.

Freiherr v. Edelsheim-Gyulai über den Krieg von 1866.

Freiherr v. Edelsheim, General der Kavallerie, machte dem Verfasser am 31. März 1890 folgende Mitteilungen über die Kriege von 1859 und 1866.

„In der Schlacht bei Solferino machte ich mit meinem Regiment, den Preußen-Husaren, den bekannten Ritt zwischen dem Centrum und dem rechten Flügel des französischen Heeres. Auf meinem Vormarsche sandte ich Offiziere zurück an meinen Divisionär Grafen Mensdorff, um ihn aufzufordern, mir zu folgen. Ich war auch überzeugt, er werde dies thun, und das gab mir bei meinem kühnen Ritte das Gefühl der Sicherheit. Endlich, da mir meine Offiziere meldeten, Mensdorff scheue sich, mir zu folgen, kehrte ich um. Bei Mensdorff angelangt, machte ich ihm lebhafte Vorwürfe, daß er mir nicht nachgefolgt sei. Er entschuldigte sich damit, daß das Terrain eine Entfaltung von Kavallerie in großem Maßstabe nicht gestatte, insbesondere wegen der Mauern, welche die italienischen Bauern bekanntlich zur Begrenzung ihrer Aecker aufführen. Aber diese Mauern sind lediglich aus losen, übereinander geschichteten Steinen aufgebaut und von der vordersten Reihe der Reiterei leicht umzuwerfen; mich und mein Regiment hatten sie nicht aufgehalten.

„Ueber Benedek vermag ich kein günstiges Urteil abzugeben. Als er das Kommando annahm, verlangte er, daß ich und einige namentlich von ihm bezeichnete Generäle der Nordarmee zugeteilt würden. Als er von Italien nach Wien fuhr, bestellte er mich auf den Bahnhof. ‚Was sagen Sie zu meinen Corpsbefehlshabern?‘ fragte er mich. ‚Ich finde, daß einige, wie die Grafen Clam-Gallas und Thun, nicht die Eignung zu ihrer Stellung besitzen.‘ Da meinte Benedek, das habe der Kaiser verfügt und daran sei nichts zu ändern; ich aber warf ein, der Kaiser werde sich wohl durch seine Vorschläge anders bestimmen lassen. Thatsächlich sprach ich später mit dem Kaiser über den Krieg von 1866 und meinte entschuldigend, Benedek habe sich seine Corpsbefehlshaber nicht auswählen können. Da unterbrach mich der Kaiser und sagte: ‚Gewiß, das konnte er!‘ Aber Benedek war selbst an diesem Uebelstand schuld. Denn er sprach zwar oft spöttisch von den aristokratischen Generälen, aber er freundete sich gern mit den Liechtenstein und Schwarzenberg an, und es machte ihm Vergnügen, in der Equipage der Fürstin Lori Schwarzenberg durch den Prater zu fahren. Sehr unangenehm empfand ich es, daß Benedek mir vor dem Beginn des Feldzuges 1866 sagte, daß er mir verbiete, mit meiner leichten Kavallerie selbständige Unternehmungen zu machen; er dulde keine Eigenmächtigkeiten. Er machte sogar meinen Generalstabsoffizier Baron Waldstätten, den späteren Corpskommandanten, verantwortlich dafür, daß ich nicht auf eigene Faust operiere. Darauf aber sagte ich zu Waldstätten: ‚Du wirst thun, was ich dir befehle; folgst du nicht, so lasse ich dich niederhauen. Dann kann dir Benedek jede beliebige Satisfaktion geben.‘ Doch

habe ich auf der ersten Seite meines Operationsjournals diese Anordnung Benedeks verzeichnet, um festzustellen, daß ich mich in der selbständigen Bewegung behindert fühlte.

„Mit dem Kronprinzen von Sachsen und dem Grafen Clam-Gallas zog sich meine Division vor dem Heere des Prinzen Friedrich Karl von der Iser gegen Jitschin zurück. Ich hielt es für notwendig, Jitschin rasch zu besetzen, damit uns die Preußen nicht zuvorkämen. Aber man hatte mir vorgeschrieben, nicht bis auf die Stadt zurückzugehen, so daß ich zweimal Einsprache dagegen erhob, weil ich fürchtete, die Preußen könnten dort früher erscheinen. Vergebens sandte ich Waldstätten ins Hauptquartier, um mir die Erlaubnis zum Ritte zu holen. Da man sie mir verweigerte, so ging ich eigenmächtig vor, und es war ein Glück, daß ich dort früher als die preußische Kavallerie erschien.

„Dann kam es zur Schlacht von Jitschin. Graf Clam-Gallas zeigte sich dabei unfähig. Man hat ihm aufgebracht, er habe bei der Mittagstafel vor der Schlacht zu viel getrunken. Das ist eine Verleumdung, aber im Gefechte leistete er nichts. Er ritt eben einfach mit, und er hätte ebensogut nicht dabei sein müssen. Vor der Schlacht bei Königgrätz hielt Benedek am 2. Juli eine Generalparole ab, bei der alle Kommandanten der Corps, der Kavalleriedivisionen und die Chefs der Generalstäbe anwesend waren. Benedek sprach aber nicht von dem bevorstehenden Kampfe, sondern bloß von nichtigen Dingen, die Disciplin betreffend. Ich war sehr erstaunt über die Behauptung Benedeks, daß wir mehrere Tage Ruhe finden würden, und das österreichische Generalstabswerk enthält auch die Einwendung, die ich Benedek darob machte. Noch beim Weggehen sprach ich meine Ueberzeugung aus, daß wir bald angegriffen werden würden. Da ich aber der jüngste der anwesenden Generäle war — ich zählte erst 40 Jahre — so meinte Benedek: ‚So ein junger Mensch hat immer eigene Gedanken.‘ Doch befahl er darauf eine genaue Patrouillierung und ich überzeugte mich noch am Abend von der Stellung des rechten Flügels der Preußen.

„Es war ein Fehler, daß Benedek in der Schlacht bei Königgrätz seine Kavallerie zumeist in Massen hinter dem Centrum in Reserve hielt. Er hätte sie vollständig auf die Flügel werfen und eine Umgehung des preußischen Heeres versuchen sollen. Mit drei Kavalleriedivisionen hätten wir dem rechten preußischen Flügel ernste Schwierigkeiten bereiten können. Denn als ich mit meiner Division den Umgehungsversuch machte, stieß ich auf preußische Abteilungen, die sofort zurückeilten.“

Auf die Bemerkung, daß nach der offiziellen Darstellung die nach Radikowitz führende Straße von den Preußen besetzt war und daß diese den Angriff Edelsheims zurückwiesen, erwiderte dieser: „Sie flohen doch — in conspectu omnium — wie alle meine Offiziere bezeugen können. Ich aber mußte auf Befehl Benedeks in meiner Vorrückung innehalten, weil ich ins Centrum beordert wurde. Als ich nun im Centrum ankam, sah ich die Reiterschlacht, die sich dort am Nachmittag entfaltete. Die österreichische Kavallerie war

im allgemeinen siegreich, bis sie in das Feuer der preußischen Infanterie geriet und zurück mußte. Die Preußen handelten sehr klug, als sie die Oesterreicher so weit vorlockten, aber sie haben kein Recht, sich deswegen den Sieg in dem Reitergefechte zuzuschreiben; von einem Siege wäre nur die Rede gewesen, wenn sie die Kraft besessen hätten, mit Macht nachzustoßen. Das aber war nicht der Fall, und so konnte sich die österreichische Armee zur Elbe zurückziehen, sonst wäre die Niederlage entsetzlich und eine Kapitulation auf freiem Felde unvermeidlich gewesen. Doch erwies sich die Verwendung der Kavallerie im Centrum als verfehlt. Denn wenn unsere Reiter vor dem feindlichen Infanteriefeuer zurück mußten, so hatten sie keinen Weg, als die eigenen Reihen durchzusprengen, und dabei richteten sie Verwirrung an und vermehrten das Getümmel der Niederlage."

XVII.

Graf Falkenhayn über seine Ordonnanzritte am 3. Juli 1866.

(Aus dem Berichte vom 10. Juli 1866, vorliegend im Wiener Kriegsarchiv 1866, 7, 180.)

Gegen Mittag (am 3. Juli 1866) wurde das Geschützfeuer auf der ganzen Linie heftiger. Etwa um 12 Uhr wurde ich zum 4. Corps geschickt mit der Weisung: das 4. Corps solle sich nicht verleiten lassen, vorzugehen, sondern stets auf die Erhaltung seiner ununterbrochenen Verbindung nach links mit dem 3., nach rechts aber mit dem 2. Corps bedacht sein — die Zeit zu einem Offensivstoß sei noch nicht gekommen. FML. Mollinary antwortete mündlich: „Ich bin in unmittelbarer Verbindung mit der Brigade Herzog von Württemberg des 2. Corps, die dicht an meinen rechten Flügel stößt, das 2. Corps ist bisher nur schwach engagiert, ich habe es daher bitten lassen, durch einen Offensivstoß meine Front zu begagieren." Mit einer bezüglichen schriftlichen Meldung [1]) ging ich zum Armeekommandanten zurück. . . . Etwa um 1 Uhr kam die telegraphische Nachricht, das 5. preußische Armeecorps rücke von Norden herab unserem rechten Flügel entgegen; ich erhielt von GM. Baumgarten den Auftrag, abermals zum 4. Corps zu reiten mit der Weisung, das 4. Corps solle seinen rechten Flügel etwas zurücknehmen, um sich fester auf das 2. zu stützen, dabei auch für die Verbindung links mit dem 3. Corps besorgt sein. Ich begegnete dem Major Sacken, welcher mit demselben Auftrage zum 4. Corps geritten war. Wir ritten zusammen, und da FML. Mollinary augenblicklich nicht zu finden war (er war auf die Höhe von Chlum zum Armeekommandanten geritten), gaben wir unsere Aufträge beide an den Interims-Generalstabschef Oberstlieutenant Gareis ab.

[1]) Diese Meldung Mollinarys ist abgedruckt Band II, S. 250.

XVIII.

FML. Freiherr v. Sacken: Erinnerungen aus der Schlacht bei Königgrätz.

Freiherr v. Sacken, 1866 Major im Generalstab der Nordarmee, stellte mir nachfolgenden Aufsatz zur Verfügung:

(Geschrieben im Herbst 1866.)

„Am 3. Juli, ungefähr 7½ Uhr morgens, wurde das in der Prager Vorstadt von Königgrätz kantonierende Armeehauptquartier durch entfernten Kanonendonner alarmiert. Nach 8 Uhr stieg der Armeekommandant samt Suite zu Pferd und wir ritten gegen Chlum. Die Truppen empfingen Se. Excellenz allenthalben mit enthusiastischem Zurufe.

„Das Armeehauptquartier befand sich auf der Höhe südwestlich von Chlum, und der Kampf längs der Bistritz war im vollen Gange, als ca. 10½ Uhr vormittags ein von einem Ordonnanzoffizier aus Königgrätz überbrachtes Telegramm des Festungskommandos von Josephstadt einlangte, ungefähr des Inhaltes: Starke preußische Kolonnen (Teile der Armee des Kronprinzen) rücken längs der Elbe und auch weiter westlich gegen Süden vor. — Dieser Nachricht zufolge erhielt ich den Auftrag, den am rechten Flügel der Armee stehenden und während des Kampfes zu weit gegen Westen vorgedrungenen 4. und 2. Armeecorps den Befehl zu überbringen, in die ursprüngliche Aufstellung zu rücken, die Höhen zwischen Chlum, Nedielischt und Sendraschitz derart zu besetzen, daß der rechte Flügel der Armee sich an die Elbe lehne, somit Front gegen die von Norden anrückende Armee des Kronprinzen zu machen. Diesen Befehl überbrachte ich ungefähr um 11 Uhr dem FML. W. Mollinary und Oberstlieutenant Gareis des Generalstabes (beide in Ersatz ihrer unmittelbaren, kampfunfähig gewordenen Vorgesetzten), die ich nördlich von Chlum traf — dann vor 12 Uhr dem FML. Grafen Thun, Kommandanten des 2. Armeecorps, und dessen Generalstabschef Obersten Döpfner, die sich südöstlich von Maslowied befanden. Ich erkundigte mich beim Obersten Döpfner um den bisherigen Verlauf des Kampfes und fragte, warum das Corps so weit nach Westen vorgedrungen sei, um darüber dem Armeekommandanten berichten zu können. Oberst Döpfner erwiderte hierauf ungefähr folgendes: Das 4. Corps sei in der Hitze des Kampfes zu sehr gegen Westen vorgedrungen, habe dadurch seine rechte Flanke preisgegeben, und das 2. Corps wurde dadurch veranlaßt, das 4. zu degagieren, was auch in glänzendster Weise gelungen sei — nunmehr hätten die Truppen des 2. Corps wieder ihre ursprüngliche Stellung zu beziehen und die Höhen nördlich von Sendraschitz zu besetzen.

„In dem Momente, als ich den Rückweg zum Armeekommando antrat, nahm ich wahr, daß die Batterien des 2. Corps das Feuer gegen Norden, also gegen die Kolonnen der Armee des Kronprinzen eröffneten.

„Nachdem ich zum Armeekommandanten zurückgekehrt war und meine Meldung erstattet hatte, wurde beschlossen, das in der Reserve stehende 6. Corps zur Unterstützung des rechten Flügels gegen Nedielischt zu beordern. Ich erhielt demnach den Auftrag, den Befehl hierzu dem FML. W. Ramming, Kommandanten des 6. Corps, zu überbringen, und ich eilte dahin. Letzterer sprach, nachdem er den Befehl vernommen hatte, sein Befremden darüber aus und äußerte, daß er erwartet hatte, die beiden Reservecorps (1. und 6.) würden, unterstützt von der Reservekavallerie, zu einem kräftigen Offensivstoß gegen das Centrum des Gegners (in der Richtung gegen Sadowa) verwendet werden. — Er beauftragte mich, dem Armeekommandanten zu melden, daß er das 6. Corps zwar sofort in der bezeichneten Richtung, jedoch nur langsam in Bewegung setzen werde, hingegen erlaube er sich die erwähnte Gegenvorstellung zu machen. Er werde überdies einen Ordonnanzoffizier zum 2. Corps entsenden, um den Grad der Dringlichkeit einer Unterstützung zu erfahren.

„Der Armeekommandant zog auch den Vorschlag des FML. Ramming in ernste Erwägung, allein FML. Baumgarten, welcher nebst FML. Henikstein und General Krismanič als Generalstabschef funktionierte, trat dieser Idee entschieden entgegen und äußerte sich dahin, daß ein solcher Offensivstoß erst gegen Abend oder am kommenden Morgen, bei der voraussichtlichen Fortsetzung des Kampfes am 4. Juli, erfolgen dürfe. Er gab nur zu, daß das 6. Corps vorläufig in seiner Reservestellung bei Rosberschitz und Wschestar belassen werde.

„Der Armeekommandant erteilte mir nun den Auftrag, dem FML. W. Ramming den Haltbefehl zu überbringen; somit blieb das 6. Corps vorderhand in seiner ursprünglichen Aufstellung.

„Von meiner erneuerten Mission auf die Höhe von Chlum zurückgekehrt, war (ungefähr gegen 2 Uhr nachmittags) scheinbar ein höchst günstiges Verhältnis im Gange der Schlacht eingetreten, und machte sich dies auch in einer unverkennbar frohen, hoffnungsvollen Stimmung des Armeekommandanten bemerkbar. Im Centrum und am linken Flügel stand, soweit wahrnehmbar, das Gefecht ganz gut, wir hatten nicht einen Schritt Terrain verloren; ja es machte sich sogar an einigen Punkten, und zwar gerade bei Sadowa, eine rückgängige Bewegung des Gegners bemerkbar. So war die Hoffnung auf eine günstige Wendung der Dinge nicht so ganz unbegründet. Aber welch schreckliche Enttäuschung sollte bald folgen! Plötzlich vernahmen wir (das Hauptquartier) in unserem Rücken lebhaftes Kleingewehrfeuer und die Kugeln pfiffen um unsere Köpfe. Unsere Blicke in die Gegend, wo sich das Gewehrfeuer entwickelt hatte, wendend, sahen wir ein Haus und die Kirche von Chlum in Flammen — — es war die Katastrophe von Chlum über uns hereingebrochen!

„Wir näherten uns dem Orte; ein Infanteriebataillon wurde beauftragt, Chlum anzugreifen. Das Gewehrfeuer wurde aber immer lebhafter; Flügeladjutant Oberstlieutenant Eugen Müller sank verwundet, Flügeladjutant Major Graf Grünne tot vom Pferde, dem Generalstabschef FML. W. Henikstein wurde das Pferd schwer verwundet; bald traten noch weitere Verluste ein.

„Nun entsandte mich der Armeekommandant neuerlich zum 6. Corps mit dem Befehle für dasselbe, mit aller Energie gegen die Höhen von Chlum und Rosberschitz zu rücken und selbe wieder in Besitz zu nehmen. Als ich zum Corps gelangte, war dasselbe bereits in Gefechtsstellung übergegangen und im Vorrücken in bezeichneter Richtung begriffen.

„Erst nach langem Herumirren auf dem Schlachtfelde gelang es mir endlich, den Armeekommandanten wieder zu finden; derselbe war eben auf das äußerste bemüht, die im vollen Rückzuge begriffenen Truppen zum Stehen zu bringen. Der Reservekavallerie ward der Befehl zu einem Gegenstoß auf den von allen Seiten andringenden Gegner erteilt; jedoch waren alle diese Anstrengungen vergebens. Ebensowenig gelang es, die noch nicht erteilten Rückzugsbefehle zu schreiben; so oft der Armeekommandant mit seiner Suite zu diesem Zwecke Halt machte, zwangen entweder die hagelartig einschlagenden Geschosse oder die eigene zurückstürmende Kavallerie, den Haltplatz wieder zu verlassen; kurz, das Armeehauptquartier war von dem Strome der allgemeinen Rückzugsbewegung erfaßt und mitgerissen. Endlich nahm man die Zuflucht zur Entsendung von Ordonnanzoffizieren, welche einzelnen Corps die Dispositionen für den Rückzug zu überbringen hatten.

„Um diese Zeit war es, daß Generalstabsoberst Fiedler, Souschef des 3. (?) Corps, mit der dringenden Bitte auftrat, ihm bekannt zu geben, welche Rückzugsrichtung das Corps einzuschlagen habe, indem jene über Königgrätz durch Truppenanstauungen verlegt sei; es müsse daher eine der von den Pionieren geschlagenen Notbrücken über die Elbe aufgesucht werden. Ich war der einzige im Hauptquartier, welcher darüber Auskunft erteilen konnte, indem ich die hergestellten Brücken in mein Spezialkartenblatt mit Rotstift eingetragen hatte.

„Da endlich der Armeekommandant die Unmöglichkeit erkannte, irgendwie leitend in die nunmehr eingetretene Rückzugsbewegung einzugreifen, verließ derselbe ungefähr zwischen 5 und 6 Uhr abends das Schlachtfeld und wir — ein ziemlich zusammengeschmolzenes Häuflein Offiziere — ritten über Kuklena, Opatowitz, Reditz nach Holitz, wo wir ca. 10 Uhr nachts anlangten. Der traurigste Ritt meines Lebens!"

XIX.

Bericht Rammings über das Gefecht von Nachod.

Dieser Bericht, dem Wiener Kriegsarchiv entnommen, ist von 1 Uhr nachmittags datiert, zu einer Zeit, wo das Gefecht noch günstig für die Oesterreicher stand:

„Der mit Bericht vom heutigen Tage gemeldete Marsch des 6. Corps wurde um 8½ Uhr insofern gestört, als die Brigaden

Jonak, Rosenzweig und Hertwek von Wenzelsberg und Wysokow herab im Marsche angegriffen wurden — nach 3½stündigem hitzigem Gefechte blieben die Truppen des 6. Armeecorps auf allen Punkten vollständig Sieger. Auf die Höhen zurück und gegen Brazest und Altstadt geworfen, rückte der Feind um 12 Uhr wieder aus dem Defilé von Wysokow und der Höhe des Wenzelsberges angriffsweise vor, wurde aber durch das Feuer der aufgefahrenen Geschützreserve wieder zurückgewiesen. Ich schätze die entwickelte Macht des Feindes auf ein ganzes Armeecorps. Der Sieg scheint nach 4stündigem sehr heftigem Gefechte für uns entschieden.

„Verluste sind bedeutend, doch kann ich sie noch nicht ermessen. Wir haben den Feind bis über den Wenzelsberg und Wysokow zurückgeworfen und verfolgt. Auch die Brigade aus Dolan habe ich an mich gezogen. Meine Truppen sind sämtlich ins Gefecht gekommen, haben sich sehr brav gehalten, sind aber gänzlich erschöpft, so daß ich den Kampf morgen nicht fortsetzen könnte. Bei Einbruch der Nacht ziehe ich meine Truppen in eine Stellung bei Skalitz zurück, erbitte mir die weiteren Befehle. Falls ich den Punkt Skalitz noch längere Zeit zu halten hätte, so bitte ich um Unterstützung oder Ablösung.

„Ein Uhr nachmittags. Der Kampf mit Geschützen dauert noch immer fort, indem der Feind immer neue Batterien ins Gefecht bringt. Er ist sehr stark an Artillerie.

Ramming, FML."

Angelangt Josephstadt ¼4 Uhr Nachm. 27./6.

XIX a.

Kronprinz Albert von Sachsen über die Schlacht von Jitschin.

(Wiener Kriegsarchiv.)

„Smidar, den 30. Juni 1866, früh 8 Uhr. Sr. Excellenz dem FZM. Ludwig v. Benedek.

„Euer Excellenz melde gehorsamst, daß, nachdem im Laufe des gestrigen Morgens das 1. Corps, die 1. leichte Kavalleriedivision und die 2. Infanteriedivision und die Reiterei des sächsischen Corps bei Jitschin vereinigt waren, der Feind am Nachmittag unvermutet das 1. Corps angriff. Da ich zum Moment bei meinen Truppen war, hat Graf Clam die Annahme des Kampfes befohlen, der bald allgemein wurde, so daß ich mich genötigt sah, die Infanteriedivision und Reservebatterien des sächsischen Corps zu verwenden. Der Feind konnte keine Fortschritte machen, obgleich bedeutend stärker. Der inzwischen eingetroffene Befehl Euer Excellenz und die Meldung der Brigade Ringelsheim vom linken Flügel, daß dieselbe von vierfacher Ueberlegenheit angefallen sei, bewog mich, den linken Flügel von Jitschin heranzunehmen, was auch unverfolgt vom Feinde geschah.

Leider hatten die k. k. Truppen versäumt, Jitschin zu besetzen, bis die dazu bestimmte sächsische Reservebrigade hinzukam. Einige nachrückende Preußen verursachten Alarm unter den zurückgehenden Truppen, namentlich den Trains, obgleich Jitschin von meiner Brigade wieder genommen war. Die rückkehrenden Trains warfen sich sämtlich auf meine Rückzugslinie, was mich zwingt, das sächsische Corps hier zu sammeln. Vom 1. Corps habe ich noch keine Meldung. Die Verluste lassen sich nicht übersehen, sind aber jedenfalls schwer.

Albert."

XX.

FML. Neuber über den Krieg von 1866[1]).

FML. Neuber, 1866 Oberst im Generalstabe Benedeks, machte dem Verfasser interessante Mitteilungen, die zum Teile im Laufe des Werkes verwertet sind, von denen jedoch ein Teil als charakteristischer Beitrag hier wiedergegeben ist:

„Der Chef des Generalstabs, Henikstein, verlangte vor Ausbruch des Krieges 1866 meine Meinung über den Feldzugsplan gegen Preußen. Ich erwiderte, es sei notwendig, zuerst den genauen Stand unserer Rüstungen kennen zu lernen. Darauf führte mich Henikstein zu General Roßbacher, der an der Spitze der organisatorischen Arbeiten im Kriegsministerium stand. Dieser entwarf mir ein trübes Bild der militärischen Lage Oesterreichs. Ich war bestürzt. Was ich gehört, bestärkte mich in der Ansicht, das österreichische Heer müsse vorerst bei Olmütz konzentriert werden, um nicht während der Sammlung von den Preußen in Böhmen überrascht und geschlagen zu werden. Auch wurde durch die Aufstellung der österreichischen Armee in Mähren Preußisch-Schlesien bedroht. Wenn die Oesterreicher dagegen in Böhmen aufmarschierten, so riskierten sie einen Flankenmarsch der Preußen aus Schlesien gegen Wien. Ich weiß wohl, daß die Grundsätze der Strategie auf Böhmen als das Land für den Aufmarsch der österreichischen Armee hinweisen, wenn diese zur Offensive berechtigt ist; aber dies wäre bei unseren mangelhaften Rüstungen bedenklich gewesen. Darauf legte ich diese Anschauungen in einer kurzen, knappen Denkschrift nieder. Unmittelbar danach wurden Henikstein und ich zu Erzherzog Albrecht gerufen und ich entwickelte ihm meine Vorschläge. Der Erzherzog war damit nicht einverstanden und bestand darauf, daß die Aufstellung in Böhmen stattfinden solle. Ich erwiderte, seine Idee sei theoretisch vollständig richtig; aber die beste Position sei wertlos, wenn man nicht die

---

[1]) Die formellen Aenderungen, welche das folgende Stück gegenüber den ersten zwei Auflagen zeigt, wurden nach der durch FML. Neuber freundlichst vorgenommenen Durchsicht getroffen.

Kräfte besitze, sie zweckentsprechend auszunützen; vor allem müsse man die Zersprengung der Armee durch einen preußischen Ueberfall verhindern. Die entgegenstehenden Ansichten wurden dem Kaiser vorgetragen und er billigte die meinige.

„Henikstein ließ mich später rufen und sagte mir, man habe mich als Generalstabschef bei Edelsheim in Aussicht genommen, aber er selbst wünsche, ich solle im Generalstabe der Armee bleiben. Ich erklärte mich mit diesem Plane einverstanden. Henikstein gab mir 24 Stunden Zeit, um die für mich geeignete Stelle zu bezeichnen. Als ich meinte, es würde sich empfehlen, mich zum Chef der Operationskanzlei zu ernennen, antwortete er, dafür sei schon Generalmajor Krismanič bestimmt.

„Kurze Zeit darauf wurde Krismanič thatsächlich zum Leiter der Operationen bestellt. Ich arbeitete unterdessen mehrere Instruktionen für die Armee aus und benützte dafür unter anderem die Berichte von Offizieren, welche die preußische Armee kannten, so Wlassits', der den Feldzug in Schleswig-Holstein mitgemacht hatte, und Joelsons, sowie die Berichte Pelikans, des österreichischen Militärattachés in Berlin. Bei dieser meiner Arbeit kam ich mit Oberst Fischer, dem späteren Verfasser des Generalstabswerkes über den Krieg von 1866, in einen Meinungskonflikt. Denn er vertrat die Ansicht, man dürfe dem preußischen Zündnadelgewehre nicht mit der Stoßtaktik antworten, sondern nur gleichfalls mit dem Feuergefecht. Ich war nun gewiß nicht für blindes Drauflosgehen, aber ich legte dar, dies wäre bei unserem schlechteren Gewehr fruchtlos; das einzige Mittel gegen Hinterlader bestünde darin, die Distanzen durch rasche Offensive zu überwinden.

„Unterdessen arbeitete Krismanič an dem Operationsplane, dem meine Anschauungen zu Grunde lagen. Aber alles, was in seiner bekannten Denkschrift über die Wahl fester Stellungen in Böhmen, Mähren und Schlesien steht, ist ausschließlich sein eigenes Werk, denn ich war und bin ein entschiedener Gegner der Positionsstrategie. Dagegen schloß sich Krismanič meiner Ansicht über die Notwendigkeit des Aufmarsches in Mähren an. Indessen wurde ich von ihm nie zu Rate gezogen; er verhielt sich stolz und abweisend und nahm alle Arbeit und Verantwortlichkeit auf sich. Er überließ mir während des Feldzuges nichts als die Führung des Operationsjournals, eine Arbeit, die auch von einem Offizier geringeren Grades besorgt werden konnte. Es wurden mir sogar, und zwar von Henikstein, Schwierigkeiten gemacht, wenn ich mich, wie bei dem Ritte Benedeks gegen Skalitz am 28. Juni, dem Hauptquartier anschließen wollte. Bald aber zeigte sich die Unzulänglichkeit Krismanič'. Uneinigkeit stellte sich im Hauptquartier ein. Als ich in Dubenetz einmal in sein Dienstzimmer trat, fand ich ihn im heftigsten Streite mit Henikstein, dem er vorwarf, daß er ihn in keiner Weise in seiner Arbeit unterstütze. Ich entfernte mich während dieses schlimmen Auftrittes aus dem Zimmer. Zu dieser Zeit gab Benedek mir den Auftrag, die Stellung von Dubenetz zu umreiten und ihm Bericht über sie zu erstatten. Ich erhielt von ihr einen ungünstigen Eindruck, da sie zu

ausgedehnt und es nicht möglich war, von ihr aus die Offensive zu ergreifen. Dringend riet ich Benedek, diese Stellung zu verlassen.

„Nach Besichtigung der Stellung wurde ich zu einer Besprechung berufen, bei der Benedek, Erzherzog Wilhelm, Henikstein, Krismanic und ich anwesend waren. Was ich hörte, war so trostlos und zugleich so zerfahren, daß ich im höchsten Unmute das Zimmer verließ. Erzherzog Wilhelm eilte mir nach, um mich zu begütigen, ich aber blieb niedergeschlagen, denn ich sah schon damals alles verloren.

„Am 2. Juli abends erhielt ich den Auftrag, die Kampfesstellung der Oesterreicher zwischen Chlum und Nedielischt abzureiten und die von Oberst Baron Pidoll angelegten Befestigungen nach ihrer Stärke und Zweckmäßigkeit zu beurteilen. Jene Stellung war beim Rückmarsche des Hauptquartiers von Dubenetz nach Königgrätz sofort ins Auge gefaßt worden, weil das Heer hier offenbar eine treffliche Position in der Defensive nehmen konnte; man hatte den günstigsten Eindruck von ihr erhalten und hielt einen weiteren Rückzug hinter die Elbe somit für überflüssig. Als ich meinen Auftrag in der Frühe des 3. Juli ausführte, traf ich Erzherzog Joseph, der an der Spitze seiner Brigade nach Maslowied marschierte, und fragte ihn, weshalb seine Truppen so weit vorgerückt seien. Der Erzherzog bezog sich auf den Befehl seines Corpskommandanten, des Grafen Festetics. Kurze Zeit darauf sah ich diesen General verwundet zurücktragen. Ich meldete darauf Benedek meine Wahrnehmungen und machte ihn aufmerksam, wie unzureichend die Befestigung Chlums sei.

„Zwischen 10 und 11 Uhr, als die Schlacht schon im Gange war, befahl mir Benedek, ich solle nach dem linken Flügel hinreiten, um zu sehen, wie die Sachen dort stünden. ‚Ich kann keine Entscheidung darüber treffen, was im Centrum zu geschehen hat,‘ sagte Benedek zu mir, ‚da mir der Kronprinz von Sachsen über die Lage der Dinge auf seinem Flügel keinen Bericht erstattet.‘ Ich ritt hinüber, und die Sachsen wiesen mich auf die Höhe von Problus, wo der Kronprinz stünde. Die Preußen waren im Anmarsch und wurden mit heftigem Geschützfeuer empfangen. Der Kronprinz in der Mitte seiner Offiziere in fester, ernster Haltung; er machte mit seinem Stabe den besten Eindruck, und dies, trotzdem er damals an einer Gesichtskrankheit litt, welche es fast peinlich machte, mit ihm zu sprechen. Der Kronprinz sagte: ‚Ich muß mich beim Feldzeugmeister entschuldigen. Sie werden sofort einen Bericht erhalten.‘ Eine Viertelstunde verging und ich schien vergessen. Ich wandte mich deshalb noch einmal an den Kronprinzen, und dieser sagte lebhaft zu seinem Generalstabschef: ‚Fabrice, habe ich Ihnen nicht befohlen, daß Sie sofort einen Bericht an Feldzeugmeister Benedek erstatten sollen? Wo ist er?‘ Darauf erhielt ich die gewünschte Mitteilung. Ich kehrte zurück und gewahrte ebenso wie beim Hinreiten, daß sich zwischen den Feinden, welche das sächsische Corps, und jenen, welche das Corps Gablenz angriffen, eine Lücke zeige. Es bestand ein breiter Zwischenraum zwischen der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der Elbearmee. Ich ritt sogar rekognoszierend bis gegen die Bistritz hinunter, und hier wurde mein Eindruck noch

verstärkt. Ins Hauptquartier zurückgekehrt, erstattete ich den Bericht und fügte, auf jene Lücke hinweisend, die Bemerkung hinzu, daß hier Kavallerie vielleicht mit Erfolg in Aktion treten könnte. Benedek sprach nach seiner Art laut und kräftig seine Zustimmung aus. ‚Reiten Sie selbst zu Edelsheim hinüber, um mit ihm den Angriff zu unternehmen.‘ Ich erbat mir die Erlaubnis, zuerst nach Chlum zu reiten, um mein zweites Pferd zu besteigen; denn mein Pferd war schon seit 4 Uhr auf den Beinen und hatte drei Hufeisen verloren. Benedek gab seine Zustimmung. Ich eilte hierauf gegen Chlum. Als ich mich dem Orte näherte, prasselten mir Kugeln entgegen. Erstaunt fragte ich mich, ob unsere Leute toll geworden seien, daß sie auf mich schossen, und winkte, weil ich Chlum noch von Oesterreichern besetzt glaubte. Da sah ich meinen Stabsdragoner mit den Handpferden flüchtig aus dem Orte herausprengen, so daß kein Zweifel mehr war, daß die Preußen das Dorf genommen hatten und sich darin festzusetzen begannen.

„Gleich darauf sprengte mir ein Kavallerieoberst entgegen. Er fragte: ‚Was soll ich thun? Ich werde von Chlum her angeschossen.‘ — ‚Sehr einfach! Ein wenig den Platz ändern, um in Deckung zu kommen, und die Meldung davon erstatten.‘ Dann ritt ich, mir Selbstbeherrschung gebietend, sofort auf die Höhe von Lipa zu Benedek zurück, gemessen, um nicht Unruhe hervorzurufen. ‚Ich habe,‘ so sagte ich zu Benedek, ‚eine Meldung unter vier Augen zu erstatten.‘ — ‚Wir haben keine Geheimnisse. Lassen's nur los!‘ — ‚Dann habe ich zu melden, daß die Preußen Chlum besetzt haben.‘ Benedek fuhr auf und sagte die verletzenden Worte: ‚Plauschen Sie nicht so dumm!‘ Diese rohe Redeweise brachte mein Blut in Wallung, aber ich bezwang mich und sagte so ruhig als möglich: ‚Ich bitte, mir eine Truppe zu geben, um mit ihr zu rekognoszieren.‘ ‚Nein,‘ sagte Benedek, ‚Sie werden zu Edelsheim reiten, ich aber werde mich selbst davon überzeugen.‘ Doch als ich auf die Müdigkeit meines Rosses und auf die fehlenden Hufeisen hinwies, rief er einen andern Offizier herbei, ließ für ihn von Baumgarten den Befehl für Edelsheim diktieren und dann ritt er selbst mit seinem Gefolge auf Chlum los. Als wir uns dem Dorfe näherten, schlugen uns Kugeln entgegen und gleich darauf wurden wir von einer österreichischen Batterie angeschossen. Der Augenblick war schrecklich, aber glücklicherweise hörte das Feuer dieser Batterie gegen uns bald auf. Da wandte sich Benedek an ein ungarisches Bataillon, das in der Nähe stand, und wollte es gegen Chlum führen. Er sprach die Mannschaft ermutigend an, aber — sie rührte sich nicht. Es ist meine Ueberzeugung, daß die Preußen in diesem Augenblick noch leicht aus Chlum hätten hinausgeworfen werden können. Unmittelbar darauf wurde ich von dem sich rasch entfernenden Feldzeugmeister und seinem Gefolge getrennt.

„Eben ritt General Koller, der Adlatus Gablenz', daher, der Benedek suchte, um Weisungen für das Verhalten des 10. Corps entgegenzunehmen. Da er Benedek nicht fand, fragte er mich, was das Corps thun solle, und ich sagte ihm: so lange als möglich fest-

halten, denn es stehe ja in der Flanke der in Chlum eingedrungenen Preußen.

„Unmittelbar nach der Schlacht bei Königgrätz wurde ich mit mehreren Stabsoffizieren des Generalstabs, Tegetthoff und anderen, von Olmütz nach Wien berufen. Ich befand mich gerade bei John, als Erzherzog Albrecht eintrat. Der Erzherzog sprach mich an und fragte: ‚Ich möchte doch Ihre Meinung hören, wen halten Sie denn eigentlich für den Hauptschuldigen an dem Unglück der Nordarmee?' Darauf meine Antwort: ‚Kaiserliche Hoheit, ich halte denjenigen für den Schuldigen, der den Generalmajor Krismanič zum Leiter der Operationen empfahl.' Da fühlte ich, wie John mich am Rocke zupfte, und wußte nicht, was er damit wolle. Der Erzherzog aber fuhr zornig auf und verabschiedete mich auf das ungnädigste. Dann erst erfuhr ich von John, daß Krismanič vom Erzherzog empfohlen worden war und daß ich ihn auf das Tiefste verletzt hatte. Erzherzog Albrecht scheint diese Scene in Erinnerung behalten zu haben, denn mehrere Jahre später, als ich in Trient als Brigadier kommandierte, besichtigte er meine Truppen und kam in der ruhigsten Weise auf Krismanič zu sprechen. Er sagte, er habe nicht gut daran gethan, Krismanič zu empfehlen; er habe sich leider zu spät ins Gedächtnis zurückgerufen, daß Krismanič bei der Dämpfung des Aufstandes in Venetien, zu der er 1863 berufen worden war, keine glückliche Hand gezeigt hatte."

XXI.

Der Kommandant von Königgrätz über den Durchzug durch die Festung.

(Wiener Kriegsarchiv.)

1.

„An das hohe k. k. Armeekommando der Nordarmee.

Es stehen noch ungeheure Truppenmassen, Batterien und Wagenkolonnen in nächster Nähe der Festung, hauptsächlich auf der mährischen Straße.

Ich kann die Verantwortung nicht auf mich nehmen, dieses ganze Corps neuerdings durch die Festung passieren zu lassen, denn es wird dringend nötig, Ordnung und Ruhe in der Festung wiederherzustellen, was nur durch Sperrung derselben erreicht werden kann.

Ich bitte daher Ein hohes Armeekommando, hochgeneigtest verfügen zu wollen, daß alle diese Truppen, welche auf dem linken Elbeufer stehen, ihren Marsch in eine allenfallsige neue Aufstellung über an geeigneten Punkten errichtete Pontonsbrücken ausführen dürfen, ohne die Festung zu berühren.

Königgrätz, am 1. Juli 1866. Weigl, GM."

2.

„Zum Abfertigungsbefehle vom 2. Juli 1866.

Sämtliche Truppen und Abteilungen, welche von einem auf das andere Elbeufer übersetzen müssen, haben sich hierzu der ober- und unterhalb Königgrätz über den Fluß stehenden Brücken zu bedienen, wobei besonders auf die zwischen Opatowice und Raudnicka, dann auf eine zweite zwischen Opatowice und Bukowina geschlagene Corpsbrücke hingewiesen wird.

Die Passierung der Festung ist durchaus nicht gestattet.

Die Armee bleibt morgen in ihrer Aufstellung, die Intendanz bis auf weiteres in Pardubitz.

2. Juli.

Benedek.
Krismanič."

XXII.

Die Analogien zwischen den Feldzügen 1778 und 1866.

(Exkurs 1.)

Es wurde an mehreren Stellen dieses Werkes hervorgehoben, daß Krismanič sich in seinen Entwürfen durch das Vorbild des Feldzuges von 1778 leiten ließ. Genau so wie Benedek bei Dubenetz mit seiner Hauptmacht, so lagerte Joseph II. mit seinem Heere gegen Friedrich den Großen, und ungefähr dort, wo der Kronprinz von Sachsen mit Clam-Gallas an der Iser den Prinzen Friedrich Karl aufzuhalten suchte, widerstand Laudon, aber mit besserem Erfolge, dem Prinzen Heinrich von Preußen. Am 5. Juli 1778 war Friedrich der Große durch den Paß von Nachod in Böhmen eingebrochen und drang auf die Elbe zu. An diesem Flusse hielt ihm Kaiser Joseph stand; die Namen Sadowa, Horschenowes, Salney werden in seinen Briefen mehr als einmal genannt. So wie Joseph II. von Salney am 8. Juli an Kaiserin Maria Theresia schrieb, so hätte auch Benedek, der auf den Höhen von Ober-Salney lagerte, am 29. oder 30. Juni über das Heer des preußischen Kronprinzen an Kaiser Franz Joseph berichten können: „Wir hatten heute die Ehre, die ganze Armee des Königs von Preußen ganz deutlich zu sehen. Er marschierte beinahe den ganzen Tag vor unseren Augen und schloß damit, ganz nahe an der Elbe und an unseren Verschanzungen zu lagern, so daß wir am Vorabende großer Ereignisse sind und die ganze Nacht wachsam bleiben." Beidemale trennte die Elbe die Lager der Oesterreicher und der Preußen. Joseph II. nahm sein Hauptquartier in Ertina, drei Viertelstunden östlich von Dubenetz, wo er mehrere Wochen lang blieb und wartete, ob der König den Fluß überschreiten wolle. Der Kaiser wünschte den Angriff auf seine starke Stellung und schrieb am 11. Juli an seine Mutter: „Diesen Morgen rechnete ich schon ganz sicher darauf, daß wir den Besuch des Königs von Preußen erhalten würden. Mitternachts um halb

1 Uhr begann er zu kanonieren und nach etwa 20 Kanonenschüssen, die gegen unsere Abteilungen gerichtet waren, ohne jemanden zu treffen, und nachdem er alle Welt alarmiert hatte, hörte er auf, ließ nichts mehr von sich hören" — also ganz so wie General Steinmetz gegen Benedek vorging. Es ist nun bezeichnend, daß auch 1778 jedermann im österreichischen Lager überzeugt war, daß, wenn der König auch nicht an der Elbe angreife, alles darauf ankomme, ob Laudon im stande sei, dem Prinzen Heinrich an der Iser die Spitze zu bieten — genau so, wie Benedeks Position nur dann haltbar war, wenn sein Iserheer den Prinzen Friedrich Karl im Schach hielt. Nun nahm Joseph II. es Laudon sehr übel, daß dieser ihm unverhohlen und mit der größten Schärfe darlegte, daß die österreichische Kriegführung die größten Gefahren in sich berge. Laudon setzte in dem Briefe vom 10. August auseinander, daß er die Iserlinie unmöglich halten könne, daß er sie auf den ersten Angriff hin räumen müsse; und da werde auch das Heer des Kaisers zu einem wahrscheinlich verlustreichen Rückzug gezwungen sein. Dieselben Vorstellungen hätten denn auch der Kronprinz von Sachsen und Clam-Gallas dem FZM. Benedek schreiben können. Laudon fügte noch hinzu, er werde nur dann, wenn es der Kaiser ausdrücklich befehle, in Ausübung des Gehorsams die Iserlinie verteidigen. —

Joseph II. war jedoch von den Ratschlägen Lacys gefangen genommen, der bekanntlich diese Art, den Krieg zu führen, die Verteidigung nämlich von langgestreckten Flußlinien und Gebirgszügen, für zweckentsprechend hielt. Er gab zwar Laudon die Vollmacht, bei einem Angriffe des Prinzen Heinrich nach seiner Ueberzeugung zu handeln, drang jedoch in ihn, auszuharren. Joseph und Lacy behielten damals Recht und Laudon scheinbar Unrecht, aber nur aus dem Grunde, weil Prinz Heinrich es nicht wagte, mit seinen 70000 Mann die anfangs nur von 50000 Oesterreichern verteidigte, langgedehnte Linie an der Iser zu durchbrechen. Ungerechterweise hielt Joseph seinen ausgezeichneten General für zaghaft und gab dieser Ueberzeugung auch, wie er zu thun pflegte, in den Briefen an seine Mutter scharfen Ausdruck. Diese antwortete ihm hierüber am 8. August: „Für so groß ich Laudon am Tage der Schlacht halte, so klein sehe ich ihn in Bezug auf Vorkehrungen und die Details an, da er keine Kenntnis hiervon besitzt und das Unglück hat, schwarz zu sehen."

Diese Verkennung Laudons war ein Unglück für die österreichische Armee. Er hatte nicht voraussehen können, daß Friedrich der Große und Prinz Heinrich alt geworden seien und vor der Linie der Oesterreicher Halt machen würden. Als nun Joseph II. im Türkenkriege nach dem Rate Lacys einen ähnlichen Cordon zog, durchbrachen die Türken diesen Verteidigungsgürtel an einer Stelle mit überlegener Macht, nötigten das zersplittert aufgestellte österreichische Heer zum Rückzug und verwüsteten den Banat. Dann mußte Laudon gerufen werden, der den Krieg offensiv führte und durch die Erstürmung Belgrads die wahren Regeln der Kriegskunst in ihr Recht einsetzte.

Joseph II. und Lacy wußten übrigens sehr genau, daß, so-

bald die Iserlinie geräumt sei, sie auch die Position an der Elbe würden verlassen müssen. „Prinz Heinrich" — so schrieb Joseph am 18. August an seine Mutter — „ist noch nicht vorgerückt, aber es hatte den Anschein, als ob er am ersten Tage marschieren würde. Dann fürchte ich, daß auch wir trotz unserer langen Verteidigung nach dem Zurückweichen Laudons genötigt sein würden, uns zurückzuziehen. Zwei Tage später schrieb Joseph: „Das kann nicht lange dauern, es hängt eigentlich nur von dem Willen Prinz Heinrichs ab; ohne das geringste Wagnis kann er uns nötigen, unsere Stellung zu verlassen." Und als Laudon den Fürsten Liechtenstein zum Kaiser schickte, um zu zeigen, daß er die Iserlinie preisgeben müsse, schrieb Joseph am 26. August: ‚Das Klügste wäre ohne Zweifel, daß ich diesen Entschluß, hinter die Elbe zurückzugehen, gleich heute faßte, aber ich will und glaube noch den morgigen Tag abwarten zu können. Vielleicht könnte doch noch eine Phantasie des Königs uns einen glücklichen Tag verschaffen, der alle unsere Angelegenheiten in Ordnung brächte.' Unter dieser Phantasie verstand der Kaiser einen Frontalangriff König Friedrichs auf seine starke Stellung — bekanntlich aber scheute der König gleich seinem Bruder vor dem Wagnis zurück und er verließ Böhmen, ohne jemals scharf zugestoßen zu haben. So endigte der Feldzug von 1778 glücklich für die Oesterreicher, und dieser Umstand war es, der die Vorstellungen Krismanić' beherrscht zu haben scheint, als er dieselbe Stellung am 29. Juni 1866 für das österreichische Heer auswählte.

XXIII.

Rekognoszierungsritt des Rittmeisters Varga am 2. und 3. Juli 1866.

Dieser Bericht wurde mir von Herrn FML. Varga freundlichst zur Verfügung gestellt:

„Die 2. leichte Kavalleriedivision Prinz Taxis lagerte am 2. Juli bei Trotina.

„Am 2. Juli abends 9 Uhr wurde ich zum Generalstabschef der 2. leichten Kavalleriedivision, Oberstlieutenant v. Rodakowski, berufen und erhielt folgenden Auftrag: Es handelt sich darum, die vom Feinde eingeschlagene Marschrichtung zu erforschen, indem das Armeekommando hierüber im unklaren ist. Die einzuschlagende Marschrichtung wurde mir bestimmt: Salney, Miletin, Horschitz, Jitschin, Nechanitz und retour.

„Mit dem sich freiwillig meldenden Oberlieutenant v. Szathmary, Kadett Baron v. Schluga, Wachtmeister Pap-Köszegi nebst 27 Husaren marschierte ich am 2. Juli nachts 11 Uhr ab.

„Am 3. Juli gegen 4 Uhr früh wurde am nördlichen Ausgange von Salney bei der auf einer Anhöhe liegenden Kirche gehalten —

ich wollte dort füttern — und entsendete den Oberlieutenant Szathmary mit einer Patrouille nach Jaromir, um Lebensmittel zu kaufen. Den Wachtmeister Pap stellte ich zur Beobachtung am Kirchturme auf. Bald hierauf signalisierte der Wachtmeister feindliche Reiterabteilungen — nun stellte ich meine Husaren hinter die Kirche in den Hinterhalt und brach bei Annäherung der feindlichen Reiter überraschend vor und machte im Vereine mit der Patrouille des Oberlieutenants Szathmary, welcher in Jaromir einen Zusammenstoß hatte, einige Gefangene und fünf Beutepferde. (Bei diesem Rencontre erhielt der Husar Kovacs einen Säbelhieb am Arme und ließ ich denselben im Spital zu Josephstadt zurück.)

„Von den Gefangenen erfuhr ich, daß sie zur Vorhut der Armee des Kronprinzen gehörten, welche gegen Chlum zu marschierte. Zu der Zeit war schon Kanonendonner bei Chlum hörbar. Da nach diesem Rencontre starke feindliche Reiterabteilungen anrückten, marschierte ich mit meiner Abteilung, stark von abgesessener Kavallerie beschossen, in die Festung Josephstadt.

„In Josephstadt meldete ich mich bei dem Festungskommandanten, welchen ich in der Kanzlei antraf (Name mir nicht erinnerlich), telegraphierte den Anmarsch der Armee des Kronprinzen an meinen Divisionär Prinzen Taxis und entsendete nebstbei zwei schriftliche Meldungen an die eigene Armee — die eine durch den Oberlieutenant Szathmary, die zweite durch den Kadetten v. Schluga. Keine dieser schriftlichen Meldungen kam an, indem beide abgesendete Herren gefangen genommen wurden. Dem einen wurde das Pferd bei dem Springen über eine Hecke erschossen (Oberlieutenant Szathmary); dem Kadetten v. Schluga wurde das Pferd in der Elbe erschossen.

„Der Festungskommandant begab sich nach meiner Meldung auf die Festungswerke, überzeugte sich von dem von mir gemeldeten Anmarsche der Armee des Kronprinzen (deren Marsch bei Salney sichtbar war und die auch von dem Festungswalle mit Geschütz beschossen wurde) und telegraphierte dann diesen Anmarsch an das Armeekommando. Dies dürfte gegen 8 Uhr früh gewesen sein.

„Nachdem ich in Josephstadt gefüttert hatte, marschierte ich trotz des Vorschlages des Festungskommandanten, dort zu verbleiben (weil er es nicht für möglich hielt, daß ich, fortwährend zwischen dem Feinde marschierend, zur Armee gelange), in die Richtung der Kanonade zur Armee ab.

„Mit dem Verluste eines Husaren (Gyapjas), welcher einen Schuß in die Stirn erhielt, meldete ich mich gegen 4 Uhr nachmittags bei der 2. leichten Kavalleriedivision auf dem Schlachtfelde als eingerückt.

Varga, FML."

XXIII a.

Rekognoszierungsritt des österreichischen Oberlieutenants Baron Ditfurth am 1. Juli 1866.

Dieser vortreffliche, an General Coudenhove am 1. Juli erstattete Bericht gab die vollständigste Aufklärung über die Stellung des Heeres des preußischen Kronprinzen. Er lautet:

„Infolge des mir erteilten Auftrages, Bericht zu erstatten, ob Königinhof vom Feinde besetzt sei, und ob zwischen letzterem Orte und dem Dorfe Daubrawitz Teile der eigenen Truppe stehen, welche unsere rechte Flanke decken, verließ ich um 6 Uhr das Biwak bei Groß-Bürglitz.

Hinter diesem Orte passierte ich das 3. und Teile des 10. Armeecorps. Beim Dorfe Lanzow hatte die Arrièregarde des 3. Corps, Brigade Kirchsberg, Stellung genommen.

Auf der Höhe hinter Daubrawitz stieß ich auf eine starke feindliche Kavalleriepatrouille, circa 20—25 Mann (braune Husaren), welche sich, ohne meinen Angriff anzunehmen, schleunigst über Sales gegen Königinhof zurückzog, bis wohin ich auch meine Verfolgung ausdehnte.

Königinhof war durch feindliche Infanterie besetzt, am östlichen Ausgang der Stadt lagerte Fuhrwesen. Zwischen der Trautenauer Straße und jener, welche von Pilnikau kommt, hinter dem Dorfe Neudorf, bemerkte man einen aufgefahrenen Artilleriepark, hinter demselben biwakierten mehrere Regimenter Kavallerie, an welche sich links bis gegen Werdek Infanterie anschloß. Zwischen Komar und Rettendorf und weiter nördlich zu beiden Seiten der Trautenauer Straße lagerten dichte Massen, vornehmlich aus Infanterie bestehend. Die Gesamtstärke dieses Feindes konnte ungefähr die eines Armeecorps betragen. Um 10 Uhr morgens gewahrte ich eine große Bewegung im feindlichen Lager und das Debouchieren starker Kolonnen aus dem Walde in der Richtung auf Gradlitz.

Anfangs hielt ich diese Bewegung für einen Linksabmarsch des Feindes gegen Josephstadt, doch konnte ich bald deutlich unterscheiden, daß die debouchierten Abteilungen hinter Gradlitz ein Lager bezogen. Zugleich bemerkte ich auch auf der Straße von Trautenau her das Anmarschieren von starken feindlichen Massen, die zum größten Teile ebenfalls die Richtung auf Gradlitz nahmen und ihre Avantgarde bis Schurz vorschoben. Dieser Zuzug des Feindes dauerte unausgesetzt zwei Stunden.

Ich habe noch schließlich anzuführen, daß nach Aussage eines Bewohners von Königinhof der Feind bei meinem Erscheinen Anstalten machte, die dort befindliche, über die Elbe führende Brücke abzubrechen.

Bewohner von Daubrawitz sagten aus, daß bei Tagesanbruch eine Abteilung Reiterei, circa zwei Eskadronen, aus der Richtung von Königinhof kommend, gegen Miletin marschiert seien. Blaue

Pantalons und blaue Waffenröcke, doch vermochte ich nicht mit Sicherheit zu konstatieren, ob die erwähnte Reiterabteilung der preußischen oder sächsischen Armee angehöre.

Biwak unter Dohalicka, 1. Juli 1866, 3 Uhr nachm.

Baron Ditfurth, Oberlieutenant."

XXIV.

Das österreichische Hauptquartier am 28. Juni.

(Exkurs 2.)

Bisher war für die Kenntnis dieser Vorgänge die einzige Quelle das österreichische Generalstabswerk (III, S. 156 ff.). Die Vorzüge dieses Werkes sind so groß, daß man auch diese Darstellung, welche für Benedek ungünstig gehalten ist, für erschöpfend halten mußte. Eine sorgfältige Prüfung der Akten und genaue Umfrage bei den Offizieren der damaligen Umgebung Benedeks nötigen jedoch zu einer abweichenden Auffassung. Das offizielle Werk stellt die Sache so dar, als ob Benedek schon am Nachmittag wissen mußte, die Corps Erzherzog Leopold und Gablenz seien in einen Kampf verwickelt; die Heeresleitung habe, ihren Plänen nach anderer Richtung nachhängend, die pflichtgemäße Vorsorge für die angegriffenen Truppen verabsäumt. Namentlich wird (S. 156) hervorgehoben, daß Benedek schon um 2 Uhr nachmittags die Kunde erhalten habe, die Preußen stünden westlich von Skalitz. Diese Angabe beruht auf der im Texte (II. Bd. S. 102) erwähnten Meldung des Erzherzogs Leopold, sowie auf einer Stelle des Operationsjournals der österreichischen Nordarmee. Aber eben aus der Meldung des Erzherzogs geht doch nur hervor, daß Benedek annehmen mußte, dessen Corps habe seinen Befehl ausgeführt und die Preußen seien den Oesterreichern ohne Zögern nachgefolgt. Von einem Kampfe, von der gewaltsamen Einnahme von Skalitz meldet der Erzherzog nichts. Auch die Stelle im Operationsjournal enthält nichts als die auf den Worten des Erzherzogs basierte Thatsache. Es ist richtig, daß Benedek an diesem verhängnisvollen Tage nicht den Scharfblick eines Feldherrn zeigte, doch erfordert die Gerechtigkeit, festzustellen, daß die Täuschungen und Selbsttäuschungen durch Umstände hervorgerufen wurden, die zum Teil wenigstens von außen her an ihn herantraten. Die sonst sachgemäß urteilende Schrift „Die österreichische Nordarmee im Feldzuge 1866", S. 58, versteigt sich sogar, über das österreichische Generalstabswerk hinausgehend, zu dem Vorwurfe, Benedek habe das Herannahen der Preußen gekannt und durch das Telegramm um 6 Uhr abends den Kaiser absichtlich getäuscht. Das ist bei dem Charakter Benedeks ausgeschlossen. Doch sieht man daraus, daß die im Dämmerlichte gehaltene Darstellung des Generalstabswerkes leicht zu Irrtümern führen kann.

Einen genauen Bericht über die Niederlage sandte der Erzherzog an Benedek erst um 5½ Uhr auf dem Marsche nach Salney von Caslawek aus. Dieser Bericht war um 6 Uhr abends, zur Zeit der Absendung des Telegrammes an den Kaiser, gewiß noch nicht in den Händen Benedeks. Der betreffende Bericht des Erzherzogs liegt im Wiener Kriegsarchiv 1866, 6, ad 1004. Er lautet im wesentlichen: „Nachdem der Feind schon im Laufe der ersten Vormittagsstunden mehrfache Marschkolonnen, und zwar anfänglich in der Richtung gegen Neustadt, dann in entgegengesetzter Richtung in Bewegung gesetzt hatte, nahmen diese ungefähr 12½ Uhr die Richtung gegen die von den Truppen des Armeecorps eingenommene Stellung bei Skalitz und verdrängten durch ihre Ueberzahl — es mögen mindestens zwei Armeecorps gewesen sein — nach heftigem Geschützfeuer und nach besonders auf dem linken Flügel mit Bravour geführtem Infanteriegefechte die eigenen Truppen aus ihren Stellungen. Der Rückzug wurde in guter Ordnung, langsam, unter dem Schutze der Batterien, verfolgt vom Gegner bis in die Höhe von Trebesow und Jaromir, ausgeführt."

XXV.

Der rechte österreichische Flügel in der Schlacht bei Königgrätz.

(Exkurs 3.)

Der Durchbruch der Garde durch den rechten österreichischen Flügel geschah so rasch und unerwartet, daß sich die österreichische Heeresleitung die Einnahme von Chlum irrigerweise durch den die einrückenden Preußen verdeckenden Nebel erklärte. Diesem entscheidenden Ereignisse mußte sich die Forschung in erster Linie zuwenden.

Die Dispositionen zur Schlacht von Königgrätz sind vom 2. Juli 11 Uhr nachts datiert, zwischen 2 und 6 Uhr morgens gelangten sie an die einzelnen Corpsbefehlshaber. Es ist bezeichnend für die verschiedenen Persönlichkeiten, wie diese Weisungen von ihnen aufgenommen wurden. Den linken Flügel des Heeres kommandierte Kronprinz Albert von Sachsen, der das Befehlsschreiben im Morgengrauen erhielt. Augenblicklich stieg er mit seinem Stabe zu Pferde und ritt im Regen Hügel auf und ab, um sofort den ihm zugewiesenen Teil des Schlachtfeldes zu besichtigen. Offenbar waren ihm die Höhen von Popowitz und Tresowitz seitens des Armeekommandos deshalb als Stellung angewiesen, weil sie in geometrischer Verlängerung der Höhen von Chlum und Lipa lagen; die Centralstellung beherrschte eben den Gedankengang der österreichischen Heerführer vollständig. Es wurde bereits erzählt, daß der Kronprinz bei dieser Rekognoszierung die Höhe von Problus mit den vorgeschobenen Bollwerken von Ober- und Nieder-Prschim für geeignete Stützpunkte ansah. Ebenso gewohnt, zu gehorchen wie zu befehlen, meldete er dem

Armeekommandanten augenblicklich seine Wahrnehmungen und bat um Erlaubnis, nach seiner besseren Einsicht handeln zu dürfen. Auf diese Anfrage schrieb Benedek sein „Bewilligt", und so entwickelte sich auf dem linken Flügel der bis zum Nachmittag währende Kampf.

Anders auf dem rechten Flügel. Die Befehlshaber des 2. und des 4. Corps, Graf Thun und Graf Festetics, reiten zusammen mit ihren Truppen um 6 Uhr morgens auf die ihnen zugewiesenen Höhen zwischen Chlum und Nedielischt; da sie aber finden, daß diese Stellung von dem Plateau von Maslowied überragt ist, schieben sie ihre Corps dorthin. Sie unterlassen es, Benedek davon zu verständigen; ja sie melden ihm nicht einmal, daß sie sich zuletzt entschlossen haben, auch diese Position zu verlassen und zum Angriffe auf den Swiepwald überzugehen; Benedek erfährt dies alles erst durch Offiziere seines Stabes, die zur Umschau zu seinem rechten Flügel reiten. Die öffentliche Meinung in Oesterreich hat dieses Verhalten der beiden Generäle damit erklärt, daß diese großen Herren der österreichischen und ungarischen Aristokratie sich nur widerwillig dem Befehle Benedeks, des Emporkömmlings, gefügt hätten; daher die Erscheinung, daß bei Skalitz wie bei Königgrätz über die Weisungen des Armeekommandanten hinweggegangen wurde.

Dies wird nun wohl übertrieben sein, wenn auch solche Gegensätze thatsächlich bestanden. Auch ist wohl zu bedenken, daß Moltke später das Urteil abgab, die beiden Generäle hätten sich beim Angriffe auf den Swiepwald von einem an sich richtigen militärischen Instinkt leiten lassen.

Es ergibt sich nun die andere Frage, wie es geschehen konnte, daß die österreichischen Generäle am rechten Flügel, während sie die Truppen des Prinzen Friedrich Karl angriffen, sich so gänzlich von dem Anmarsche des Kronprinzen überraschen lassen konnten. Gegen sie rückte ein Heer von 100000 Mann, sie aber erhielten diese Kunde nicht etwa durch die eigenen Vortruppen, sondern durch das aus Josephstadt an Benedek einlangende Telegramm. Es war vor allem die Sache des FML. Grafen Thun, der weiter nach Norden stand, die Gegend vor seinem rechten Flügel aufklären zu lassen, mit ihm auch des Prinzen Thurn und Taxis, der die an dieser Stelle befindliche 2. leichte Kavalleriedivision befehligte. Auch war solches diesen Generälen durch das Armeekommando mehrmals eingeschärft worden. Thatsächlich ließ auch Graf Thun ebenso wie Prinz Thurn und Taxis in der Richtung des möglichen preußischen Anmarsches rekognoszieren. Taxis betraute damit eine Abteilung des 6. Husarenregiments unter dem Befehle des Majors Lederer, Graf Thun gab dem 6. Ulanenregiment denselben Auftrag.

Ueber die pflichtgemäße Thätigkeit des Majors Lederer sind wir aus dem Wiener Kriegsarchiv vollkommen unterrichtet. Aus seinen daselbst erliegenden Meldungen geht hervor, daß er den Anmarsch des Kronprinzen rechtzeitig meldete.

Die erste seiner Nachrichten datiert vom 3. Juli, 3/4 9 Uhr, aus Holohlaw. Sie konnte, da die Preußen noch ferne waren, nur Allgemeines berichten und sie lautet: „Ablösungsrapport kann noch nicht

eingesendet werden, da die Ablösung noch nicht vollständig durchgeführt ist. Lieutenant Soyka war auf Patrouille über Josephstadt — ist in Jaromir von der linken Flanke aus von blauen Husaren, Kalpak mit rotem Tuch, flink angegriffen worden — nach seiner Meldung war es im ganzen ungefähr 1 Eskadron, verfolgten die Patrouille bis in die Höhe von Josephstadt. — Eine andere Patrouille ist bereits am Weg nach Jaromir."

Klarer ist schon der zweite Bericht von ½10 Uhr: „Früh 7 Uhr 1. Division vom 4. Husarenregiment in der sich gleichbleibenden Stellung 1½ Eskadronen bei Holohlaw — ½ Eskadron bei Radschitz abgelöst. Laut den beiliegenden zwei Zetteln habe ich die Verbindung rechts mit einer Abteilung des 6. Ulanenregiments in Smirschitz, links mit dem 27. Jägerbataillon in Horschenowes hergestellt. Kanonendonner in der linken Flanke — Patrouillen melden Vorrückung von feindlicher Kavallerie — von Josephstadt-Jaromir — und sind laut Meldung eines Mannes bereits in der Höhe von Cernosig — rücke vor, um mich zu überzeugen."

Als Major Lederer den Anmarsch der feindlichen Kavallerie gewahrte, wollte er ihr, wie man sieht, entgegenrücken, um nähere Erkundungen einzuziehen. Er mußte aber diesen Vorsatz aufgeben, da er unmittelbar darauf den ihm vom Divisionskommando zukommenden Befehl erhielt, zu seinem Regiment einzurücken.

Seine Meldungen gelangten ordnungsmäßig an den Oberst seines Regiments, Baron Wattmann. Dieser erkannte ihre Wichtigkeit, ritt damit sofort zu dem Divisionär und sprach seine Ansicht aus, man solle unverweilt der feindlichen Kavallerie entgegenmarschieren. Dies war auch vollständig die Ansicht des Prinzen Thurn und Taxis. Weshalb er seinen ursprünglichen Vorsatz nicht ausführte, erfährt man aus der dem Prinzen gewidmeten Biographie („Emerich Prinz Thurn und Taxis", Wien 1901, S. 94). Es heißt daselbst unter anderem: „Dieser Absicht gegenüber fiel dem Generalstabschef der Division die peinliche Pflicht zu, an den bestimmten Befehl des Armeekommandanten erinnern zu müssen, daß die Division zu seiner persönlichen Verfügung stehe, und hierauf fußend den Antrag zu stellen, daß demselben vorerst von der Absicht des Divisionärs Meldung erstattet werde." Die Erinnerung des Generalstabschefs der Division, Oberstlieutenants v. Rodakowski, bezog sich auf die Stelle in der Disposition zur Schlacht von Königgrätz, in der Benedek sagt, daß er sich die Reserven, einschließlich der fünf Kavalleriedivisionen, „zu seiner ausschließlichen Verfügung" vorbehalte. Taxis willigte ein, die vorgeschlagene Anfrage an Benedek zu stellen. „Es wurde damit," so fährt jene Darstellung fort, „sofort der Ordonnanzoffizier Major Baron Stauffenberg des Ulanenregiments Graf Grünne Nr. 1 an den Armeekommandanten auf die Höhen von Lipa abgeschickt, der aber nach kurzer Zeit mit dem Bescheide zurückkam, ‚der Armeekommandant verbitte sich jede Kriegführung auf eigene Faust'. Damit war Taxis die Möglichkeit zum Handeln nach eigener Initiative genommen." Die Antwort Benedeks

zeigt deutlich, daß er sich den Kampf als einen rein defensiven dachte und daß er in dieser Absicht mit viel zu weitgehender Konsequenz auch seine Kavallerie an die Defensivstellung band. Indessen ist es nicht richtig, daß Benedek dem Prinzen gedroht habe, ihn erschießen zu lassen, falls er selbständig oder gegen den Befehl des Armeekommandos vorgehen wolle. Uebrigens ließ sich doch auf dem anderen Flügel der Armee Edelsheim durch die Schlachtdisposition nicht hindern, aus eigener Initiative eine Umgehung des gegenüberstehenden preußischen Flügels zu versuchen.

Die Anfrage Taxis' an Benedek dürfte gegen 11 Uhr bei diesem angelangt sein, etwa gleichzeitig mit dem bekannten, aus Josephstadt eingetroffenen Telegramm. Darauf sandte Benedek, wie oben erzählt ist, den Oberst Tegetthoff an den Prinzen, um ihn dem Befehle des Grafen Thun zu unterstellen. Die Division Taxis hätte neben dem 2. Corps dem Vordringen der Preußen zu wehren gehabt. In seiner Relation über die Schlacht (Wiener Kriegsarchiv) sagt der Prinz, er habe den Befehl erhalten, „daß ich wegen der durch das 5. preußische Corps bedrohten Flanke mich unserem 2. Corps zur Disposition zu stellen habe; darauf habe ich eine Seitenbewegung nach rechts vollzogen und stehe jetzt zwischen Lochenitz und Sendraschitz, vor mir Trotina. Avisiere hievon Generalmajor Henriquez, nachdem der Rest des 2. Corps abgerückt ist". Als das 2. Corps sodann bereits vom Schlachtfelde abzog, machte Prinz Thurn und Taxis schließlich doch eine Vorwärtsbewegung und hemmte nicht ohne Erfolg den Siegeslauf des 6. preußischen Corps; dazu entschloß er sich, weil er fand, Benedek habe seine Division ganz vergessen. Solch selbständiges Handeln wäre, wie aus dem Gange der Ereignisse hervorgeht, einige Stunden früher weit erfolgreicher gewesen.

Wendet man sich zu dem FML. Grafen Thun, so kann das Urteil über ihn nur ungünstig lauten. Er schickte seine Regimenter in den Swiepwald, und wenn er nicht durch Benedek aus seiner Ruhe gerüttelt worden wäre, der ihm einen Ordonnanzoffizier nach dem anderen schickte, so wäre er ahnungslos von den Truppen des Kronprinzen überfallen worden.

* * *

Von den Generälen des rechten Flügels war Mollinary der kriegskundigste. Er war 1820 geboren und hatte sich als junger Pionieroffizier 1848 und 1849 so ausgezeichnet, daß ein Fort in der Etschklause bei Rivoli seinen Namen erhielt. In der Schlacht von Königgrätz handelte er, wie S. 249 und 260 erzählt wurde, nach einem der Erwägung gewiß werten Gedanken. Er vertritt ihn auch in seiner vom 12. August 1866 datierten Relation über die Schlacht bei Königgrätz (Wiener Kriegsarchiv 1866, 7, 177½), aus welcher ein Stück im österreichischen Generalstabswerke (III, S. 311 Anm.) abgedruckt ist. Er konnte es deshalb auch nie verwinden, daß dieses Werk durchblicken läßt, sein Festhalten an seinem Plane habe ungünstige Folgen gehabt.

Bemerkenswert ist die Polemik, welche er nach dem Kriege über die Thätigkeit seines Corps zu führen hatte. Graf Thun veröffentlichte nämlich eine Art Rechtfertigung seines Verhaltens in der Schlacht in der „Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift“ (1867, I, S. 33—62). Es ist das ein merkwürdiges Schriftstück, das bald nach seinem Erscheinen auch von einem sachkundigen österreichischen Offizier eine lebhafte Zurückweisung erfuhr. Als der Aufsatz des Grafen Thun erschien, wußte man nämlich bereits ziemlich genau, welche Truppenabteilungen in der Schlacht einander gegenüber gestanden waren; trotzdem aber schrieb Graf Thun, das 2. Corps hätte beim Sturme auf den Swiepwald diesen nicht bloß mit Toten der Division Fransecky, sondern auch der 1. Gardedivision bedeckt gefunden. Graf Thun wußte also anfangs 1867 noch nicht, daß die Garde erst gegen 2 Uhr in die Schlacht eingriff. Hierauf — so erzählt er — gestaltete sich gegen Mittag seine Lage sehr kritisch, da er zu dieser Zeit in seiner Front mit 2 Divisionen engagiert und in seiner Flanke von 4 Armeecorps bedroht gewesen sei.

Das sind die Argumente, mit denen er seinen Rückzug aus der Schlacht begründet. Aber, wie bekannt, ist das alles sehr figürlich zu verstehen, und in den „Rückblicken auf den Krieg 1866“ wendet Rosinić ein, daß Graf Thun, als er sich zurückzog, gewiß alle diese Umstände nicht gewußt habe; thatsächlich hatten damals erst 1½ und nicht 4 Armeecorps des Kronprinzen in die Schlacht eingegriffen. Rosinić findet demnach den Rückzug des Grafen Thun durch die Thatsachen nicht gerechtfertigt.

Eine weitere Stelle des Aufsatzes des FML. Grafen Thun lautet: „Da nach dem Verluste der dominierenden Höhen von Chlum und Horschenowes die feindliche Artillerie auf selben postiert wurde und die oben erwähnten feindlichen Massen zwischen Horschenowes und Sendraschitz überflügelnd vorrückten und auch die linke Flanke des Armeecorps, wie oben erzählt, schon den Angriffen der feindlichen Kavallerie ausgesetzt, somit ganz entblößt war, während sich die Artillerie des Corps teils verschossen hatte und teils bei der großen Ermattung der Pferde in dem aufgeweichten Boden nicht mehr fortkommen konnte, frische Truppen aber auf diesem sehr bedrohten Punkte nicht disponibel waren und endlich ein Festhalten vorwärts der Elbe bei dem allgemein gewordenen Rückzuge der Armee nur eine zwecklose Aufopferung der Truppen nach sich gezogen hätte, war das Armeecorps gezwungen, um ½5 Uhr abends langsam gegen die Elbe zurückzugehen. . . .“

Diese Darstellung ist in den Thatsachen wie in den Zeitangaben sehr anfechtbar; vor allem steht ihr der Umstand entgegen, daß Graf Thun, ohne sich in einen ernsten Kampf einzulassen, der erste Kommandant der Corps des Centrums und des rechten Flügels war, der den Rückzug aus der Schlacht befahl. Man begreift unter solchen Umständen das Urteil der öffentlichen Meinung über manchen der aristokratischen Generäle Benedeks.

Den Einwendungen der „Rückblicke“ trat in einem heftigen Aufsatze Oberstlieutenant S. v. Pollatschek entgegen, der dem General-

stabe des 2. Corps angehört hatte (Wiener militärische Zeitschrift „Kamerad" 1868, Nr. 10). Er schob alle Schuld der Niederlage auf das 4. Corps, das dem ersten Stoße der Preußen gewichen sei und dadurch den Rückzug des 2. Corps notwendig gemacht habe; die Behauptung, das 4. Corps habe in der Linie Chlum-Nedielischt eine „energische, wenn auch kurze Gegenwehr" geleistet, verweist er in das Reich der Fabel.

Darauf nun ergriff Mollinary als Befehlshaber des 4. Corps das Wort in einem durchaus sachkundigen und ruhig gehaltenen Aufsatze („Oesterreichische Militärische Zeitschrift" 1868, I). Diese Darlegung ist eine Hauptquelle für die Vorgänge auf dem rechten Flügel. Aus ihr geht hervor, daß der linke Flügel des 4. Corps zwar mit überraschender Schnelligkeit von den Preußen durchbrochen wurde; dessen rechter Flügel aber, bei dem sich Mollinary aufhielt, behauptete seine Position noch und zog erst ab, als er sich von dem 2. Corps verlassen sah.

Das Ergebnis dieser ganzen unerquicklichen Polemik ist dahin zusammenzufassen, daß der vorzeitige Abzug des 2. Corps dem ihm gegenüberstehenden 6. preußischen Corps die Möglichkeit bot, in den Rücken der österreichischen Hauptarmee vorzudringen und ihre Rückzugslinie mit Geschütz- und Kleingewehrfeuer zu bestreichen — und dies wurde die Hauptursache der in der österreichischen Armee ausbrechenden Panik.

XXVI.

Graf Mensdorff an Baron Brenner-Felsach.

Die beiden nachfolgenden Briefe an Baron Brenner-Felsach, der vor 1866 österreichischer Gesandter am großherzoglich hessischen Hofe und nach dem Kriege einer der österreichischen Friedensunterhändler war, sind seinem brieflichen Nachlasse entnommen, dessen Durchsicht und Benützung mir von seinem Sohne, Herrn Baron J. v. Brenner-Felsach, auf das freundlichste gestattet wurde.

1.

Wien, 16. Juli 1866.

Wir erblicken in diesem Augenblick nicht mehr die Möglichkeit, zu ernsten Verhandlungen über einen Waffenstillstand zu gelangen. So überaus hart auch die Bedingungen sind, deren Annahme Frankreich der königlich preußischen Regierung anempfohlen hat, so scheint Preußen seine Forderungen doch noch weit höher spannen zu wollen, und Oesterreich wie seine Bundesgenossen — wollen sie sich nicht vollständig preisgeben — sind daher noch einmal auf die eigene Widerstandskraft, die noch keineswegs erschöpft ist, angewiesen.

So wie wir diesen Stand der Dinge mit ungebrochenem Mute

ins Auge fassen, so zählen wir auch fest auf die Standhaftigkeit unserer süddeutschen Verbündeten. — Wir schreiten zu den äußersten Anstrengungen, um das Herz des Reiches zu verteidigen, und wir glauben, daß auch die Staaten des 7. und 8. Bundescorps, im Sinne des Bundesbeschlusses vom 5. dieses Monats handelnd, nichts unversucht lassen sollten, um ihre Wehrkraft zu steigern und zu vereinigen und um gegen die Truppen Preußens, die dort nicht mit großer Macht auftreten können, das Feld zu behaupten.

Wie in jener früheren Epoche, an welche Erzherzog Albrecht mit edlen Worten erinnert hat, so kann auch jetzt noch in der Nähe unserer Hauptstadt ein Umschlag des Kriegsglücks mit Gottes Hilfe eintreten. — Vielleicht können wir aber auch noch hoffen, daß unsere Feinde sich zu erträglichen Bedingungen herbeilassen werden, wenn sie uns zum äußersten Widerstande entschlossen finden und wenn sie zugleich bei den deutschen Fürsten, die an unserer Seite kämpfen, unannehmbaren Bedingungen gegenüber derselben Festigkeit der Gesinnung und Sprache begegnen, wie bei uns selbst.

Im Sinne dieser Bemerkungen wollen Eure Excellenz sich gegen den Freiherrn v. Dalwigk aussprechen. Der großherzogliche Herr Minister teilt ohne Zweifel mit uns den innigen Wunsch, den Leiden und Drangsalen des Krieges ein Ziel setzen zu können; aber er wird die gerechte Sache, für welche Hessen mit uns eingestanden ist, nicht verloren geben wollen, so lange sie noch durch eine mutvolle Steigerung der Anstrengungen ihrer Verteidiger gerettet werden kann.

Empfangen Hochdieselben den Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung. Mensdorff, FML.

An Freiherrn v. Brenner-Felsach in München.

2.

Wien, 17. August 1866.

Schon bei meinem Eintritt ins Ministerium fand ich hier Zustände vor, welche lähmend auf meine Amtierung einwirkten. Zwei Strömungen machten sich hier geltend, wovon die eine oft im grellsten Widerspruche nicht nur mit den Ansichten des Ministers, sondern sogar auch oft mit dem Willen des Monarchen stand. Bei aller Achtung für die in vielfacher Beziehung verdienten Persönlichkeiten, denen nach und nach ein mit ihrer Stellung unvereinbarlicher Einfluß auf die politischen Geschäfte eingeräumt worden war, halte ich es doch für meine Pflicht, nach den neuesten gemachten Erfahrungen einem Zustand ein Ende zu machen, welcher die nötige Disziplin im Ministerium und selbst weiter hinaus lockert und daher oft auf die Aktion von oben herab lähmend einwirkt.

Für die Wiederbesetzung des Postens eines Unterstaatssekretärs habe ich meine Blicke auf Eure Excellenz gerichtet, eine Wahl, die Se. Majestät ganz besonders billigen würde. Obgleich Sie einen längeren Urlaub erbeten haben, so dachte ich, daß Sie vielleicht einen Posten hier in Wien, der sich mit der Leitung Ihrer Geschäfte und Ihrer nicht ferne gelegenen Besitzung leicht vereinen ließe, annehmen

würden. Ein Mann von so umfangreicher Kenntnis der politischen Geschäfte und von so erprobten Eigenschaften des Geistes und des Charakters, wie Eure Excellenz es sind, würde hier außerordentlich ersprießlich für den Dienst wirken können. Ich hätte es nicht gewagt, Ihnen eine solche Proposition zu machen, wenn sich für die nächste Zeit ein auswärtiger Posten für Sie ergeben würde, da Sie nicht sich augenblicklich von Oesterreich entfernen wollen.

Ich erwarte mit Ungeduld Nachricht von Paris, um in der italienischen Frage eine bestimmte Antwort geben zu können. Je länger unsere Prager Verhandlungen sich hinziehen, desto schwieriger würden sie werden.

In der Hoffnung, daß Sie mir bald und womöglich eine günstige Antwort auf meinen Antrag zukommen lassen, verharre ich mit der größten Hochachtung

Eurer Excellenz ergebener
Mensdorff, FML.

Baron Brenner lehnte in einem Schreiben vom 21. August die ihm angebotene Stelle mit Hinweis auf seine Gesundheit, auf die Notwendigkeit, sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen, und aus anderen Gründen ab.

XXVII.

Kuhn über die Schlacht von Magenta.

Der folgende Brief des FZM. Freiherrn v. Kuhn über die Schlacht bei Magenta ist an Hauptmann Alphons Danzer gerichtet. Dieser berichtet über die Veranlassung des Schreibens folgendes:

Im Januar 1893 veröffentlichte Graf Bethlen im „Pester Lloyd" einen dem kurz vorher verstorbenen Major Grafen Zichy gewidmeten Nachruf. In demselben wurden auch einige sehr interessante Episoden aus dem italienischen Kriege von 1859 mitgeteilt, während dessen der damalige Rittmeister Graf Zichy als Ordonnanzoffizier in das österreichische Armeehauptquartier kommandiert war. Graf Bethlen berührte da mehrere Vorgänge im Hauptquartier während und nach der Schlacht von Magenta am 4. Juni 1859. Da hiebei zu wiederholten Malen auch der Thätigkeit des Generalstabschefs der Armee, des damaligen Generalstabsobersten Franz Freiherrn v. Kuhn, gedacht wurde, so übersandte ich die betreffende Nummer des „Pester Lloyd" Seiner Excellenz nach Graz. Wenige Tage später erhielt ich vom Feldzeugmeister folgenden Brief, welchen ich als kostbares Andenken bewahre.

Freiherr v. Kuhn schrieb:

Graz, am 23. Jänner 1893.

„Lieber Freund!

Vielen Dank für die übersandten Blätter des „Pester Lloyd". Alles, was Graf Bethlen nach den Aufzeichnungen Graf Zichys

erzählt, ist in der Hauptsache ganz richtig. — Nur einiges, freilich ganz Nebensächliches, verhält sich nicht so, wie es wirklich der Fall war.

Als am Abende des 4. Juni die letzten Kanonenschüsse verhallt waren, begab sich Graf Gyulai mit dem Hauptquartier hinter den Ort Robecco und fragte mich, was weiter zu thun sei?

„Die Schlacht fortsetzen," war meine Antwort, da wir Carpenzago und Robecco nicht verloren haben, Magenta für uns keinen Wert hat und die Rückzugslinie nicht über Mailand, sondern über Binasco an den Po in einer Linie gehe. — Graf Gyulai willigte ein, und ich diktierte dem damaligen Hauptmann Müller des Generalstabs die allgemeine Disposition zur Fortsetzung der Schlacht mit dem Bedeuten, daß die Detaildisposition folgen würde. Nach der Disposition wurde durch das Corps des rechten Flügels[1]) bloß das Festhalten Corbettas und einiger Gehöfte gefordert, welche Aufgabe sehr leicht zu lösen war. Rittmeister Graf Zichy überbrachte den Befehl an den Corpskommandanten, wo sich nun das abspielte, was Zichy erzählte. Graf Gyulai und der Stab hatten sich für die Nacht nach Abiategrasso begeben, wo ich nicht in demselben Hause mit Gyulai, sondern weit entfernt einquartiert wurde.

Als ich in meine Wohnung kam, legte ich mich angezogen auf das Bett und diktierte, die Karte in der Hand, die Detaildisposition zur Fortsetzung der Schlacht. Ich litt nicht an „Gicht"[2]), die mich auch noch bis dato verschont hat, sondern an sehr schmerzhaften, stets mit Fieber begleiteten furunkelartigen Abscessen, die ich mir wahrscheinlich infolge der Kost und des feuchten Klimas in der Lomellina zugezogen hatte. Eine dieser Furunkeln an der Wade wurde mir im Gedränge der Schlacht aufgedrückt, was arge Schmerzen verursachte und mich nötigte, mich aufs Bett zu legen.

Ich war am Schlusse der Disposition für die Kavalleriedivision Mensdorff angelangt, als Rittmeister Graf Zichy ins Zimmer trat und mir die Meldung des Corpskommandanten des rechten Flügels überreichte. Entrüstet über ein solches Benehmen, gab ich meinem Souschef Oberst Poschacher den Auftrag, sich sogleich zu Graf Gyulai zu begeben und ihn in meinem Namen aufzufordern, den Meldungen des Corpskommandanten keine Bedeutung beizulegen, sondern bei dem einmal gefaßten Entschlusse zu verbleiben.

Rittmeister Zichy fand den Grafen Gyulai in tiefen Schlaf versunken. Nachdem er aus demselben aufgerüttelt war und die Mitteilungen vernahm, gab er den Befehl zum Rückzuge.

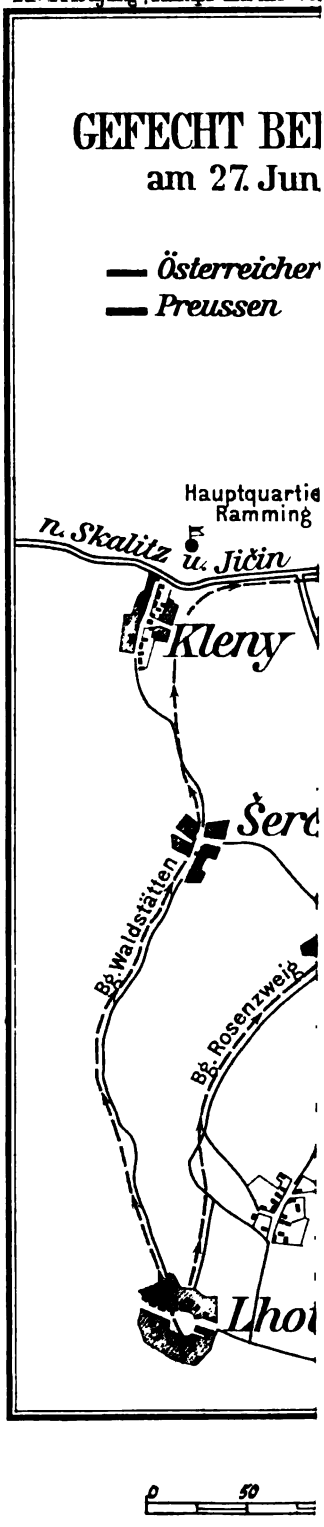
Alle Bemühungen Poschachers, den Armeekommandanten zu überreden, blieben erfolglos, da die Berichte des Corpskommandanten ihm sehr imponiert zu haben schienen. Und so erfolgte der Rückzug.

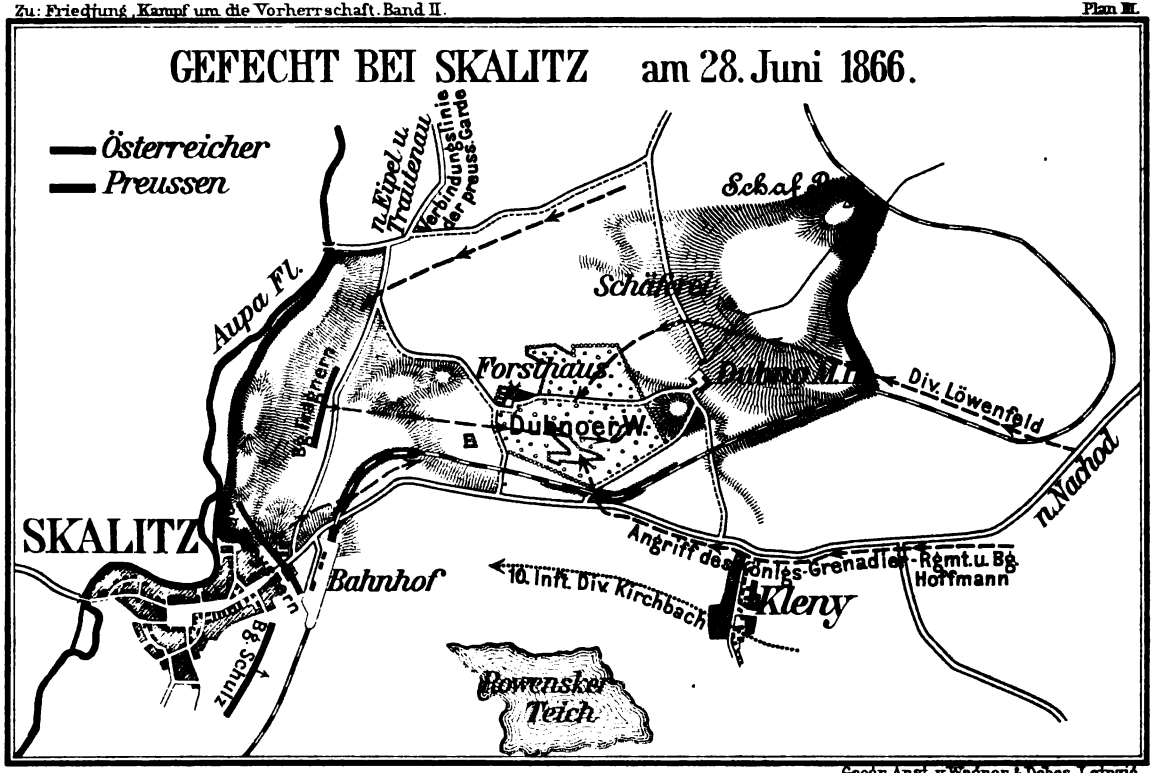
---

[1]) Offenbar ist damit das 1. Corps des FML. Grafen Clam-Gallas gemeint.

[2]) Rittmeister Graf Zichy erzählt dies in seinen Aufzeichnungen irrtümlich.

Zu: Friedjung, Kampf um die Vo





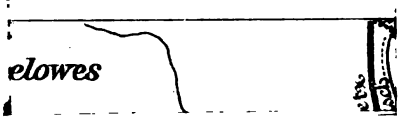
Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

Massstab 1 : 37 500.

0 50 1 2 3 4 5 km

Zu: Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft. Band II.

Plan IV.


elowes

„ſtarb
ſanft, ſelig“

Wie stände die Weltgeschichte, wenn wir stehen geblieben wären?! Napoleon wäre es nimmermehr gelungen, den Ticino zu überschreiten!

Sie herzlich grüßend Ihr Kuhn, FZM."

Zur näheren Erklärung des vorstehenden Briefes sei bemerkt, daß der Kommandant des 1. Corps, FML. Graf Clam-Gallas, auf die in dem Briefe Kuhns erwähnte „allgemeine Disposition für den 5. Juni", welche um halb 9 Uhr abends erlassen wurde, um 12 Uhr nachts folgende Gegenvorstellung erhob, die um halb 2 Uhr nachts im Armeehauptquartier eintraf:

„Soeben erhalte ich durch Rittmeister Zichy die allgemeine Disposition für morgen und fühle mich dringendst verpflichtet, zu erklären, daß selbe gänzlich unausführbar ist, indem sie nur den vollständigsten Ruin der Armee unvermeidlich herbeiführen wird. Es sind sämtliche Truppen in einer solchen totalen Auflösung, daß man nicht einmal eine Compagnie, geschweige denn ein Bataillon zusammenbringen kann. Es bedarf mehrerer Tage dazu. Die Truppen aller Corps sind sämtlich untereinander gemischt und in verschiedenen Ortschaften zerstreut. Das einzige Mittel, die Armee zu retten, ist, so schnell als möglich den Rückzug fortzusetzen. Unter diesen Umständen bin ich daher ganz außer stande, die erhaltenen Aufträge zu erfüllen, und werde daher den Rückzug, wie ich bereits berichtet habe, morgen vor Tagesanbruch nach Binasco fortsetzen. Die Dispositionen hierzu habe ich bereits nach Möglichkeit getroffen und habe gar nicht die Möglichkeit, sie zu ändern. Ich bitte daher gehorsamst auf das dringendste, die erteilten Befehle danach zu ändern."

Nachträge.

Zum I. Bande.

Zu Seite 14 Anm. ist in der Litteratur des Krieges von 1859 nachzutragen: Bernhardi, „Vermischte Schriften“ (Berlin 1879), II. Band, und zwar der Aufsatz: „Frankreich, Oesterreich und der Krieg von 1859“.

Zu Seite 204. Ueber das Verhältnis der Konservativen zu Bismarck vgl. auch Busch, „Tagebücher“, 3. Bd., S. 53.

Zum II. Bande.

Zu Seite 15. Die hier besprochenen Fragen sind auch in dem Buche des österreichischen Oberstlieutenants Alfred Krauß, „Moltke, Benedek und Napoleon“ (Wien 1901), behandelt, sodann in der Schrift von General v. Schlichting, „Moltkes Vermächtnis“, München 1901. Der von Krauß in seinem Buche versuchte Beweis, daß Benedek vor dem 27. Juni nicht daran dachte, das Heer des Prinzen Friedrich Karl anzugreifen, sondern daß er bis dahin unentschlossen gewesen sei, beruht auf schwachen Gründen.

Zu Seite 16 Anm. Der Aufsatz im „Militär-Wochenblatt“ 1867 Nr. 18 ist auch in das vom preußischen Generalstab herausgegebene Werk „Moltkes taktische und strategische Aufsätze 1857 bis 1871“ (Berlin 1900), S. 275, aufgenommen.

Zu Seite 305 Zeile 7 von unten. Statt „die österreichischen Wrangelküraſſiere“ soll es heißen: „das österreichische Regiment Preußenküraſſiere“.

Register.

A.

Abele, österreichischer General II 174 ff. 307.
Abtsdorf, Gefecht von II 346.
Affondatore, italienisches Kriegsschiff II 448—481.
Albert, Kronprinz von Sachsen, — und Benedek, I 292; 307. 463; II 24. 33. 39. 148; — am 27. Juni 154. 155. 157; — am 29. Juni 165; — bei Königgrätz 295—299; 391. 564; — Briefwechsel mit Benedek 567—569; sein Bericht über die Schlacht von Jitschin 596. 599. 608.
Albert, Prinz-Gemahl von England I 51.
Albini, italienischer Viceadmiral II 456. 457. 469. 481.
Albrecht, Erzherzog — im Jahre 1859 I 13. 31; — für die Aufstellung der Nordarmee in Böhmen 169; — empfiehlt Krismanić 170; 246; — und Benedek 253—255. 373. 377; — bei Novara 378; seine Instruktionen 379. 380; sein Feldzugsplan 410; Schlacht bei Custoza 400 ff.; 426; Charakteristik 430 bis 438; litterarische Thätigkeit 436; — übernimmt den Oberbefehl im Norden II 347 ff.; 351. 378; Verteidigung der Donaulinie 389. 420. 502; — für die Fortsetzung des Krieges 503; — am Isonzo 506. 522; — und Benedek 530—535; — Urteil über Benedek 535; — im Jahre 1870 539. 540; 577. 597. 601.
Albrecht, Prinz von Preußen, Vater II 302.
Albrecht, Prinz von Preußen, Sohn II 120.
Alessandria I 16.
Alexander II., Zar I 55; II 514.
Alexander, Prinz von Hessen II 428—431.
Alsen I 87. 89.
Alvensleben, Gustav v., Generaladjutant Wilhelms I. II 10.
Alvensleben, preußischer General II 262. 305.
Ancona II 453.
Andrassy, Graf Julius, I 9. 283; II 366; — bei Kaiser Franz Joseph 384.
Antonelli, päpstlicher Kardinalstaatssekretär II 528.
Appiano, österreichischer General II 244. 283—286.
Arnis, Ort in Schleswig I 84. 85.
Artillerie, österreichische II 72; — bei Königgrätz 290; — deckt den Rückzug 311; Moltke über die — 583. 584.
Artillerie, preußische II 73.
Aschaffenburg, Gefecht von II 430.
Auerbach, Berthold, I 37 Anm.
Auersperg, Fürst Karl, I 277; II 371.
Augusta, Königin von Preußen I 121.
Augustenburg, Christian, Herzog von I 70.
Augustenburg, Friedrich, Herzog von I 71; Verhandlungen mit Preußen 90—96. 111. 152.
Aupa II 65 ff. 89.

B.

Badeni, Graf, österreichischer Minister II 543.

Bamberger, Ludwig, I 332.
Barnekow, v., preußischer General, bei Trautenau II 69.
Barnekow, v., preußischer Oberstlieutenant II 346.
Barner, v., preußischer Oberstlieutenant II 195.
Barral, Graf I 183 ff. 210. II 493.
Barry, österreichischer Kapitän II 478.
Bartels, österreichischer Oberstlieutenant I 15 Anm.
Baumgarten, österreichischer General I Vorr. S. VI; II 212. 240. 254. 257 Anm. 275. 292. 594.
Bayern I 202. 285—287. 454; Kämpfe der — II 427—431.
Bececca, Gefecht von II 424.
Bechtolsheim, Graf, österreichischer Rittmeister I 409.
Beck, v., österreichischer Oberstlieutenant I 325; II 204. 206—208. 211. 570.
Becke, v., österreichischer Minister I 135. und Anm.
Belcredi, Graf Richard, österreichischer Minister, Charakteristik I 133 ff.; Sistierung der Verfassung 136; 162. 226. 276. 308; II 360. 386.
Benedek, Alexander, österreichischer Oberst I 85; — bei Chlum II 289.
Benedek, Julie v. II 532. 562—566. 579; — über die Schicksale ihres Gatten 579. 580.
Benedek, Ludwig Ritter v., — im Kriege 1859 I 16. 21. 25—27; Charakteristik 245—251; — lehnt den Oberbefehl ab 251; — und Erzherzog Albrecht 253—255; 290. 325. 373; seine Armeebefehle 457; — in Olmütz 459 ff; Charakteristik 460. 470. 473.
— an Clam-Gallas II 22; 23; der geheime Plan 28 ff. 80; — bei Skalitz 88; — an den Kaiser am 28. Juni 103; — Charakteristik 107; — Aufgeben des geheimen Planes 130; — an den Kronprinzen von Sachsen am 29. Juni 176; — am 30. Juni 195—197; — am 1. Juli 206 ff.; Entschluß zur Schlacht von Königgrätz 213; Wahl des Schlachtfeldes 223; — am Morgen des 3. Juli 232; Ritt auf das Schlachtfeld 241; seine Instruktionen 248; Schwanken während der Schlacht 258; 268; letzte Siegeshoffnung 273 ff.; 292. 300; 301. 302; — verläßt das Schlachtfeld 310; 320; sein Bericht über die Niederlage 326; — auf dem Rückzuge 344; — in Olmütz 349. 351; — bei Tobitschau 352—354 u. 353 Anm.; sein Rückzug durch Ungarn 355; 392; letzte Lebensjahre 528—535; sein Testament 534. 577—579; Briefwechsel mit Kronprinz Albert von Sachsen 567—569; Briefe an seine Gemahlin 562—566; sein Prozeß 572 bis 579; 590. 599. 600. 618.
Benedetti I 223; II 382; — bei Bismarck 396; — in Wien 398; 516. 523.
Bennigsen, Rudolf v. I 331. 451.
Berger, Johann Nepomuk, österreichischer Abgeordneter II 386.
Bernhardi, Theodor v. I 241. 385 bis 389.
Bernstorff, Graf, preußischer Minister I 40. 205.
Beust, Graf Ferd. Friedrich, Charakteristik I 289. 290; 292. 317. 469; II 325; — bei Napoleon III. 401; 501; — als österreichischer Minister 538. 540; 557.
Beyer, preußischer General I 447. 451.
Biarritz, Zusammenkunft in I 149.
Biegeleben, Ludwig Freiherr v. I 56. 81. 93. 99; Charakteristik 105; Urteil Kaiser Franz Josephs über — 106; 110 ff. 115; — über Mensdorff 116 Anm.; 122. 162. 226. 332; II 551. 552. 555.
Binder, österreichischer Oberst II 275.
Bischofsheim, Gefecht von II 431.
Biskupitz, Gefecht von II 352.
Bismarck, Otto v., in Frankfurt I 6—8. 10—12. 14 Anm.; — während des Krieges 1859 30; — wird Minister 41; Urteil Rechbergs über — 46; — und die ungarischen Emigranten 52 u. Anm.; — im Jahre 1863 53; — und der Fürstentag 66; Charakteristik 67—69; 73. 77; — Unterhandlungen mit dem Herzog von Augustenburg 90—95; — in Schön-

brunn 1864 97 ff.; 100. 112. 114; Ministerrat vom 29. Mai 1865 118; Rede vom 1. Juni 123; Entschluß zum Kriege 140; seine „Erinnerungen" 141; — bei Napoleon III. 149; — über Wilhelm I. 154; — und die Gräfin Hohenthal 164; 175—177; das italienische Bündnis 182—193; — über Wilhelm I. 185; 194 ff.; das allgemeine Wahlrecht 196 ff.; 201—207. 209 ff. 223; — und Beust 289; — und der preußische Kronprinz 298; Vorschlag auf Teilung Deutschlands 300 ff.; 309. 311; — und Napoleon III. 313—315; 323; Entwurf der deutschen Verfassung 329. — am 29. Juni II 191. 270; — bei Königgrätz 309; — über die Schlacht von Königgrätz 321. 323. 334; Brief vom 9. Juli 348 Anm.; 392 Anm.; Instruktion vom 9. Juli 395. 396; — und Giskra 399; seine Mäßigung 409; — an Goltz am 20. Juli 409 f.; — zu Herring 412; Friedensverhandlungen 491 ff.; 493; — für den Frieden 497—501; die Klapkasche Legion 509—514; Versöhnung mit dem Parlament 515; 518; Bündnis von 1879 543. 544; Unterredung mit dem Verfasser 546 bis 551; — und Rechberg 556.

Bistritz, Flüßchen bei Königgrätz II 185. 226. 235—237. 239.

Bixio, italienischer General I 405. 424.

Bleichröder I 163.

Blome, Graf, österreichischer Diplomat I 49. 122; sein Schreiben an Mensdorff II 571. 572.

Blumenau, Gefecht von II 413 bis 418.

Blumenthal, Graf, preußischer General I Vorr. S. V. 471; II 42; 121; — am 29. Juni 149; Differenz mit Moltke 217. 350. 355. 356; Unterredung mit dem Verfasser 586—588; sein Brief an seine Gemahlin 588. 589.

Bodelschwingh, preußischer Minister I 101.

Boggio, italienischer Deputierter II 454. 456. 458. 467.

Bonin, Adolf v., preußischer General II 63. 64; — bei Trautenau 63 ff.; 111; 138; — in der Schlacht von Königgrätz 264 Anm. 293.

Borgo, Gefecht von II 427.

Bose, preußischer General, bei Podol II 36; — bei Blumenau 415.

Boxberg, v., sächsischer Oberst II 178.

Brandenburg, Graf, preußischer Minister I 3.

Brandenstein, österreichischer General II 244.

Bratianu, rumänischer Minister I 390. II 511.

Bredow, v., preußischer Oberst II 73.

Brenner-Felsach, Baron, österreichischer Diplomat II 489. 613. 614. 615.

Brignone, italienischer General I 414 ff.

Bruck, Freiherr v., österreichischer Minister I 61.

Bucher, Lothar, I 197.

Bubbenbrock, preußischer General II 65. 66. 67.

Bujanovics, österreichischer Oberst I 406.

Buol-Schauenstein, Graf, österreichischer Minister I 10; Urteil Bismarcks über — 10; 14; II 549.

Burkersdorf, Gefecht von II 111 ff.

C.

Canrobert, französischer Marschall I 17.

Canstein, preußischer General II 296—298.

Cervena-Hora, Gefecht von II 111.

Carlowitz, v., sächsischer General II 299.

Catty, österreichischer Oberst II 274 — bei Chlum 288. 290.

Cavour, Graf I 12.

Cerale, italienischer General I 404. 409.

Cerrutti, italienischer Staatssekretär I 388.

Chlum, Schanzen bei II 210. 226. 229; Batterien von — 239; 268; Eroberung von — 283; letzter Angriff der Oesterreicher auf — 307.

Chotieborek bei Königgrätz II 263.

Christian IX., König von Dänemark I 71. 74.

Cialdini, italienischer General I 381—383. 394. 438; II 505.
Clam-Gallas, Graf Eduard, österreichischer General — im Kriege 1859 I 16. 17. 23. 31; 455 Anm. 463; II 33; — bei Podol 36; 105. 148; Charakteristik 155; — bei Münchengrätz 161; — am 29. Juni 165; Schlacht von Jitschin 172 ff.; Rückzug von Jitschin 183 ff.; seine Rechtfertigungsschrift 167 Anm.; 184 Anm.; 186; seine Abberufung 211; — in Untersuchung 528. 529. 531; Kaiser Franz Joseph an — 578; 590. 591. 596. 616 Anm.
Clarendon, Lord, englischer Minister I 223. 299.
Clausewitz, v., preußischer General II 64.
Cologna I 396.
Condino, Gefecht von II 423.
Coudenhove, österreichischer General II 304. 606.
Cranach, preuß. Oberstlieutenant I 446.
Crenneville, Graf, österreichischer General II 209; 444; — an Benedek 571.
Csaky, Graf, ungarischer Politiker I 388 ff. II 362. 364. 365.
Cucchiari, italienischer General I 25. 420.
Custoza, Schlacht bei I 376 ff.; — Einnahme von 423.

D.

Dahlerup, österreichischer Vicеadmiral II 435. 436.
Dalloz, Direktor des „Moniteur" II 332.
Dalwigk, hessischer Minister II 489.
D'Amico, italienischer Kapitän II 454. 456. 467.
Dänemark, Krieg mit I 80—88.
Danewerk I 83—86.
D'Aspre, österreichischer General I 248. 378. 429.
Daun, Graf, österreichischer General I 234.
Deak, Franz, Osterartikel von 1865 I 125; — und Esterhazy 132. 137; 279—284; II 365; — bei Kaiser Franz Joseph 383.
Degenfeld, Graf, österreichischer General II 390. 489.
Delbrück, preußischer Minister I 101; II 548.
Del Caretto, Marchese, italienischer Kapitän II 478.
Della Rocca, italienischer General I 405. 407. 419. 423. 425 u. 426 Anm.
De Pont, österreichischer Hofrat I 279.
Depretis, italienischer Minister II 454.
Dermbach, Gefecht von II 428.
Diletz bei Jitschin II 175 ff.
Disraeli, — über Napoleon III. II 524.
Ditfurth, Baron, österreichischer Oberlieutenant II 223 Anm.; 606. 607.
Döring, v., preuß. Oberst II 11. 511.
Dörnberg, Freiherr v. I 56. 57 Anm.
Dorotka, Joseph v., österreichischer Major II 85. 353 Anm.
Drouyn de Lhuys, I 151. 270. 271; 319; — nach der Schlacht bei Königgrätz II 329—332; 380. 410. 490; sein Rücktritt 518.
Dubenetz, Stellung von II 124 ff. 131. 602 ff.
Dubnoer Wald bei Skalitz II 90.
Dubik, Beda, Geschichtsschreiber I 410.
Düppeler Schanzen I 83. 86—89.
Dumoulin, österreichischer Oberstlieutenant II 420.
Du Nord, Wilhelm, österreichischer Hauptmann I Vorr. S. VI; II 132 Anm.; 225. 288.

E.

Eber, ungarischer Emigrant I 389.
Eberan, österreichischer Kapitän II 445.
Edelsheim-Gyulai, österreichischer General, — bei Magenta I 18; — bei Solferino 27; II 26. 27; — 154; Charakteristik 156; — besetzt Jitschin 164; bei Jitschin 175; am 2. Juli 223; — bei Königgrätz 295—297; Unterredung mit dem Verfasser 590—592.
Elbe, II 224 ff.; Brückenschlag am 2. Juli 230; Flucht durch die — 317. 318.

Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich II 366.
Elisabeth, Königin, Witwe Friedrich Wilhelms IV. I 121. 326.
Eötvös, Freiherr v., ungarischer Staatsmann I 283.
Ernst, Erzherzog II 185. 195. 274.
Esterhazy, Graf Georg, österreichischer Diplomat I 10.
Esterhazy, Graf Moritz, österreichischer Minister I 44 Anm.; Charakteristik 127 ff.; — gegen Schmerling 130 ff.; 136. 160; — über die Zukunft Deutschlands 161; 221 ff.; 227. 253; II 406. 495. 527. 554. 557. 558.
Etzel, preußischer General II 296. 313. 584.
Eugenie, Kaiserin II 331. 341.

F.

Faà di Bruno, italienischer Kapitän II 476. 477.
Falkenhayn, Graf, österreichischer Oberstlieutenant, bei Nachod II 249; 310; Bericht über den 3. Juli 1866 592.
Farragut, amerikanischer Admiral II 447.
Fasana, Rhede von II 446.
Fautz, österreichischer Viceadmiral II 444 Anm.
Fellner, Bürgermeister von Frankfurt II 431.
Ferdinand Max, Erzherzog II 361. 435—437. 439. 440. 442. 485.
„Ferdinand Max", österreichisches Schiff II 445. 461. 468. 474 bis 478.
Festetics, Graf, österreichischer General II 92. 137; — bei Schweinschädel 142; — bei Königgrätz 242 ff. 245. 583. 609 ff.
Finckenstein, preußischer Oberstlieutenant II 221.
Fischer, Friedrich v., österreichischer General I Vorr. S. VII und IX; I 244; II 512. 595.
Fleischhacker, österreichischer General II 114 Anm. 246. 279.
Fragnern, v., österreichischer General II 98 ff.
Franck, Ritter v., österreichischer Kriegsminister I 166; II 537. 549.
Frankl, Ludwig August, Schriftsteller II 360. 369.
Frankfurt, Besetzung durch die Preußen II 429—431.
Franseky, v., preußischer General II 28. 163. 234; — im Swiepwalde 243—253; — bei Blumenau 414 ff.; 583.
Franz II., deutscher Kaiser I 340; — und seine Brüder 341.
Franz Joseph I. — im Krimkrieg I 10; — im Krieg von 1859 I 14. 19. 21. 22. 31; — der Fürstentag 56—60; 59 Anm.; Charakteristik 60—64; — in Frankfurt 64 ff.; — über Biegeleben 106. 110; — und Ungarn 132. 139; 208 ff. 220. 227; — und Benedek 252 bis 256; 305. 325. 473.
— will den Oberbefehl übernehmen II 204; an Benedek am 30. Juni 205. 208; 214; Eindruck der Schlacht von Königgrätz 325—326; — nach der Schlacht von Königgrätz 361. 367; — zu Bürgermeister Zelinka 372; Proklamation vom 10. Juli 375; 386; — für die Integrität Sachsens 496. 501; — und Benedeks letzte Jahre 528—535; — und Tegetthoff 535—537; — und Napoleon III. 539; Verfassung von 1867 539; — im Jahre 1867 539; 541; — und Bismarck 546; seine Instruktion für Benedek 570; — schlägt den Prozeß gegen Benedek nieder 573; sein Handschreiben an Clam-Gallas 573.
Freytag, Gustav, I 148.
Friedrich der Große I 233—235; II 11. 131.
Friedrich, Großherzog von Baden, in Frankfurt I 64; 72; II 432.
Friedrich VII., König von Dänemark I 70. 73.
Friedrich Karl, Prinz — in Schleswig-Holstein I 83—89; 367; 467 ff. 471; II 21; — sein langsamer Vormarsch 127. 137; Charakteristik 152 ff.; — am 29. Juni 169; 194. 215; — vor der Schlacht von Königgrätz 216—220; — in der Schlacht 233 ff.; Befehl zum Sturm 271; Vorrücken seiner Armee 299 ff.;

— bietet die Kavallerie auf 302; 338; — in Niederösterreich 393; Urteil Moltkes über — 582; 589.
Friedrich Wilhelm IV., I 12.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen — über die deutsche Frage I 51; — über den Fürstentag 66; 72; — gegen Bismarck 120. 121; 155. 203. 444. 470. — II 43; — bei Nachod 57; 76; am 28. Juni 119; 137. 138. 139. 191. 219—221. 256; Anmarsch zur Schlacht von Königgrätz 262 ff. 265; — nach dem Siege 309; — für den Frieden 499; 589.
Fröbel, Julius, I 55.

G.

Gablenz, Anton v. I 300—308; II 546.
Gablenz, Ludwig Freiherr v., österreichischer General — bei Magenta I 17; — in Schleswig-Holstein 83 ff.; 153; — warnt vor dem Kriege 300; 328; — über das Zündnadelgewehr 370.
II 29. Charakteristik 62; erstes Gefecht von Trautenau 64 ff.; 108. 109; zweites Gefecht von Trautenau (Soor) 111 ff.; Gefecht von Königinhof 140 ff.; Schlacht von Königgrätz 274. 290; 344. 391.
Gagern, Freiherr v., Max, I 107.
Garaschanin, serbischer Minister I 390.
Garibaldi, I 217. 222. 382; 389; 430; — in Südtirol II 419 ff.
Gastein, Vertrag von I 123.
Gaudy, v., preußischer Oberstlieutenant II 118.
Georg V., König von Hannover — am Fürstentag I 66; 287; 449 ff.
Gerlach, I 197. 204.
Gayl, preußischer Oberst II 297.
Giskra, Karl, II 348. 399. 405.
Glasenapp, v., preußischer Oberst II 355.
Gligenti, Fort in Südtirol II 424.
Gneist, I 124.
Goeben, preußischer General I 447 bis 449.
Görtz, österreichischer Oberst II 245.
Goltz, Graf v. d., I 188 ff. 206. 264; II 340. 341. 401. 409. 410. 491.
Goluchowski, Graf Agenor, österreichischer Minister I 42.
Gondrecourt, Graf, österreichischer General — in Schleswig-Holstein I 85. 88; II 26. 212; — bei Königgrätz 307.
Govone, italienischer General — in Berlin I 165. 183—192; 267; — bei Custoza 415. 418. 423. 444; II 578. 579.
Gradlitz bei Josephstadt II 138. 145.
Gramont, Herzog von I 316; II 361. 405—407. 553.
Grebler, österreichischer Hauptmann II 421.
Grillparzer, Franz, II 358. 369.
Griscelli, I 380 Anm.
Grivičić, österreichischer Oberst II 67. 114. 117.
Groeben, preußischer General II 304.
Groeben, v. d., österreichischer Hauptmann II 272. 290.
Großmann, v., preußischer General II 64. 69 Anm.
Gruben, politischer Agent I 56.
Grün, Anastasius, II 360. 369.
Grünne, Graf, österreichischer General I 16; II 288.
Gyulai, Graf, österreichischer General I 16. 17. 18. 23 Anm.; II 420. 616.

H.

Häußer, Ludwig, I 64 Anm.
Halbhuber, österreichischer Beamter I 117.
Hall, dänischer Minister I 71.
Handelsvertrag, österreichisch-preußischer I 100 ff.
Hannover, I 287—288. 448—454.
Hann v. Weyhern, preußischer General II 305.
Hansen, dänischer Agent II 520.
Hartmann, v., preußischer General II 314 Anm. 346; — bei Tobitschau 352 ff.; 584. 587.
Hartung, Freiherr v., österreichischer General I 379. 403. 412 ff.
Hausen, v., sächsischer Oberst II 182.
Heeresreform, preußische I 38.

Hegermann, däniſcher General I 88.
Heinichen, preußiſcher Oberſtlieutenant II 161. 163. 268.
Helgoland, Seegefecht von II 442.
Henikſtein, Alfred Freiherr v., öſterreichiſcher General I 166 ff. 218. 232. 258. 259. 346; II 88. 130. 197. 208; ſeine Abberufung 211; 212. 213; in Unterſuchung 528. 529; 574. 576. 598.
Herbſt, Eduard, I 126.
Herring, Baron II 400. 404. 407. 412.
Hertwek, öſterreichiſcher General II 51.
Herwarth v. Bittenfeld, preußiſcher General I 467 ff. II 17. 159. 194 Anm. 240; — bei Königgrätz 296 bis 299.
Herwarth v. Bittenfeld, preußiſcher Generallieutenant II 171.
Heß, Freiherr v., öſterreichiſcher General I 16. 17. 19. 21. 357.
Hiller v. Gärtringen, preußiſcher General II 111; 116; — in der Schlacht von Königgrätz 264; ſein Tod 294.
Höffern, öſterreichiſcher Oberſtlieutenant II 423.
Hofbauer, v., öſterreichiſcher Oberſtlieutenant II 282. 312.
Hoffer, Karl, öſterreichiſcher Abgeordneter II 386.
Hohenlohe, Prinz Kraft von, II 586.
Hohenthal, Graf, ſächſiſcher Diplomat I 163 ff.
Hohenzollern, Prinz Anton von, II 293.
Holawald bei Sadowa II 237.
Holitz, öſtlich von Königgrätz II 320. 326.
Holſtein-Glücksburg, Prinz von, öſterreichiſcher General II 50. 255. 304.
Horn, preußiſcher General II 28. 238.
Horſchenowes bei Chlum II 228.
Horſchenowes, Höhe von II 265—269.
Hühnerwaſſer, Gefecht von II 27.
Humbert, Kronprinz von Italien I 405. 408.
Huyn, Graf, öſterreichiſcher General I 454; II 571.

J.

Jagel, Gefecht bei I 85.
Jägerbataillone, öſterreichiſche:
Nr. 4 bei Königgrätz II 283.
Nr. 5 bei Skalitz II 98 ff.
Nr. 12 bei Trautenau II 65 Anm.
Nr. 16 bei Trautenau II 67.
Nr. 17 bei Nachod II 60; bei Königgrätz 293.
Nr. 18 bei Podol II 34 Anm.
Nr. 25 II 51 Anm.
Nr. 28 bei Trautenau II 70 Anm.
Nr. 32 bei Hühnerwaſſer II 27.
Jägerbataillon, preußiſches, Nr. 4 bei Podol II 35.
Jitſchin, II 17. 158. 161. 164. 166.
Jitſchin, Schlacht von II 171 ff.
Jochmus, General II 379 Anm.
Johann, Erzherzog, Reichsverweſer I 42. 341; II 7 Anm.
Johann, König von Sachſen I 51. 289; 449. 469; Ankunft in Wien II 172. 325. 496. 501. 557.
John, Freiherr v., Franz, öſterreichiſcher General I 258. 396. 405. 410; Charakteriſtik 427—431; — für den Frieden II 504; — und Benedek 532; 537.
Jomini, II 11. 12.
Jonak, öſterreichiſcher Oberſt II 53 ff.
Joſeph II., Kaiſer I 337; II 131; — bei Dubenetz 602 ff.
Joſeph, Erzherzog, bei Königgrätz II 281.
Joſephſtadt I 292. 463; öſterreichiſches Hauptquartier vom 26. bis 29. Juni II 28. 92. 107. 193; Telegramm aus — am 3. Juli 256.
Irminger, däniſcher Admiral I 74.

K.

Kaile bei Trautenau II 114.
„Kaiſer", öſterreichiſches Kriegsſchiff II 472—474. 479. 480. 536.
Kaiſerfeld, Moritz v., öſterreichiſcher Abgeordneter I 126.
Kamienſky, preußiſcher General II 176 ff.
Kappel-Savenau, öſterreichiſcher Sektionschef I 135.

Karl I., König v. Rumänien I 390.
Karl, Erzherzog I 231. 340 ff.; Dienstreglement 354. 355.
Karl, Prinz von Bayern I 286. 454—456; II 428—431. 571.
Karolyi, Graf, österreichischer Diplomat I 53; Gespräch mit Bismarck 113; 162. 175. 176; II 489 ff. 500.
Kavallerie, österreichische II 73; — Ausbildung durch Edelsheim 156; — bei Königgrätz 303—307.
Kavallerie, preußische II 73. 159. 302—306.
Keglevich, Graf Bela, ungarischer Politiker II 365.
Kessel, v., preußischer Oberst II 112. 115. 141; — bei Königgrätz 282—286.
Keyserlingk, v., preußischer Hauptmann II 173.
Kirchbach, v., preußischer General II 48. 57; — bei Skalitz 102; 143.
Kissingen, Gefecht von II 429.
Klapka, ungarischer General — bei Bismarck I 329; 388; II 337. 362. 366; Einfall in Ungarn 508 ff.
Klindworth, politischer Agent II 552.
Knebel, v., österreichischer General II 70. 115.
Knobelsdorff, preußischer General II 43. 418.
Koburg, Ernst Herzog von — Fürstentag I 58; 121. 308 Anm. 448.
Königgrätz, II 193; — wird Hauptquartier Benedeks 207; Beschreibung des Schlachtfeldes 226 ff.; Schlacht von — 233 ff.; Schließen der Festungsthore 318.
Königinhof, Gefecht von II 139 ff. 193.
Königsberg, Gefecht am I 85.
Kolatschek, Adolf, Gemeinderat von Wien II 371.
Koller, österreichischer General II 391.
Komaromy, ungarischer Politiker II 362. 510.
Kossuth, Ludwig, I 356. 388; II 364. 365. 510. 513.
Kosteletz, Ort in Nordböhmen II 119.
Kreyssern, österreichischer Oberst II 101.
Krismanič, Gideon, österreichischer General I Vorr. S. VII; Charakteristik 170 ff.; 232; der österreichische Operationsplan 236 ff.; — als Chef der österreichischen Operationskanzlei 258; 290; seine Vorbilder 461. 462; 473.
Geheimer Plan II 29. 38. 39. 82; sein Einfluß 85; — bei Skalitz 88; 105; — am 29. Juni 130; Aufgeben des geheimen Plans 130; seine Methode 147; 199. 208; seine Abberufung 211; Charakteristik 212; Schlachtdispositionen von Königgrätz 226; — in der Schlacht 241. 254. 310; in Untersuchung 528. 529; rehabilitiert 531; 570. 573. 574. 576. 598. 604.
Kříž, österreichischer Oberst II 566.
Kruppsche Geschütze II 448.
Kübeck, Freiherr v., österreichischer Bundestagsgesandter I 333.
Kühn, österreichischer Hauptmann II 291.
Kürnberger, Ferdinand, Schriftsteller II 359. 371.
Kuhn, Freiherr v., Franz, österreichischer General I Vorr. S. IX; I 16 bis 18; über die Kriegführung der Nordarmee II 85 Anm.; 201; Verteidigung Tirols 420 ff.; Charakteristik 420; 507. 538. 615 ff.

L.

Lacy, Graf, österreichischer General I 234 ff. 339. 462; II 131. 600.
La Marmora, italienischer Minister und General I 182. 186. 216. 267. 319. 328. 381 ff.; Charakteristik 384; 387. 392. 399. 408. 414. 419. 438; II 454.
Langensalza, Treffen von I 453.
Larisch, Graf, österreichischer Finanzminister I 135. 308 Anm.; II 550.
Lassalle, Ferdinand, I 197.
Laubernau, preußischer Konsul I 390.
Laudon, Freiherr v., österreichischer General I 234. 237 Anm. 339; 462; II 602. 603.

Laufach, Gefecht von II 430.
Lauingen, Baron, österreichischer General I 28.
La Valette, Marquis de, französischer Minister II 330—332. 518.
Lebrun, französischer General II 539.
Lederer, österreichischer Major II 610.
Lebrothal in Südtirol II 422 bis 427.
Lefèvre de Béhaine, französischer Diplomat II 398.
Lehmann, v., österreichischer Rittmeister II 419.
Leiningen, Baron, österreichischer General II 162.
Leopold, Erzherzog, bei Skalitz II 89; 95 ff.; sein Bericht über das Gefecht 103; 104. 107 u. Anm. 352. 607. 608.
Lesina, Insel im Adriatischen Meer II 456.
Levico, Gefecht von II 425.
Lichtenfels, Freiherr v., Präsident des österreichischen Staatsrates I 44. 126.
Liebenau, Gefecht von II 27.
Liechtenstein, Eduard Fürst, österreichischer General I 16.
Liechtenstein, Friedrich Fürst, österreichischer General I 429.
Ligne, de, Prinz I 340.
Lipa II 227 ff. 230. 242; Eroberung von — 290.
Lissa, Seeschlacht von 433 ff.
Litzelhofen, v., österreichischer Oberst II 161. 181.
Löwenfeld, v., preußischer General II 50. 53; — bei Skalitz 94 Anm.
Londoner Protokoll I 70.
Lonyay, Graf, ungarischer Politiker II 367.
Lucadou, preußischer Major I 385.
Lucam, Wilhelm v., I 369.
Ludwig II., König von Bayern I 286.
Lundby, Gefecht von I 82. 367 Anm.

M.

Mac Mahon, französischer Marschall I 18. 19. 21. 23.
Madonna-Batterie, auf Lissa II 455—457.
Magenta, Schlacht bei I 17; II 615 ff.
Majlath, Georg v., ungarischer Hofkanzler I 132. 137. 282.
Maistrelli, österreichischer Oberlieutenant II 272.
Malaret, französischer Diplomat II 335.
Malotki, preußischer General II 352.
Manteuffel, preußischer Minister I 3. 6.
Manteuffel, preußischer General I 41. 87. 120. Anm. 327 f.; II 431. 514.
Maria Theresia, Kaiserin I 337. 339.
Marie, Königin von Hannover I 451.
Marini, italienischer Kapitän II 479.
Maroičić, österreichischer General I 379. 403. 421. 422; II 377. 459. 460. 505.
Maslowied bei Chlum II 228. 243.
Mathy, Karl, I 124. 199. 330.
Maximilian, Kaiser von Mexiko, siehe Ferdinand Max, Erzherzog.
Mecklenburg, Großherzog von II 431.
Medici, italienischer General II 425—427. 507.
Medole, Dorf bei Solferino I 22.
Melchers, Erzbischof I 297. 327.
Mensdorff-Pouilly, Graf Alexander, österreichischer Minister — bei Solferino I 22. 27; Charakteristik 107—111; — und Edelsheim 108; — über Biegeleben 111; 116 Anm.; — und Esterhazy 129; — über das Kabinett Belcredi 134; 160. 174. 221. 226. 280. 307. 310. 370; II 344. 345. 406. 407. 489. 557. 590; Brief an Brenner-Felsach 613.
Mensdorff-Pouilly, Graf Emanuel, I 108.
Mensdorff, Graf, österreichischer Oberstlieutenant II 379.
Merkel, österreichischer Lieutenant II 291.
Metternich, Fürst Clemens Lothar, österreichischer Staatskanzler I 6. 8. 9. 104; II 7. 552.
Metternich, Fürstin Pauline, I 315; II 340.
Metternich, Fürst Richard, österreichischer Gesandter in Paris I 225. 262; II 340.

Meyſenbug, Freiherr v., öſterreichiſcher Hofrat I 107; II 552.
Meza, de, däniſcher General I 86.
Michael I., Fürſt von Serbien I 370.
Miletin, öſtlich von Jitſchin II 134. 145.
Miquel, I 331.
Miſſunde, Gefecht von I 84.
Möring, öſterreichiſcher General I 423. 434; II 522.
Mollard, piemonteſiſcher General I 25.
Mollinary, öſterreichiſcher General I 368; — in der Schlacht bei Königgrätz II 249. 250. 259. 279. 281. 592. 611.
Moltke, Graf Hellmuth, I 16 Anm. 53; — im Kriege von 1864 83 ff.; 119, 151; ſeine Pläne zum Angriffskrieg 156; 178—181; — drängt zum Kriege 207; ſein Angriffsplan 240—242; 294—296. 347 Anm.; der italieniſche Feldzugsplan 386; Aufmarſch der preußiſchen Armee 441—447;
der Kriegsplan von 1866 II 10' ff.; Vergleich der Strategie Napoleons und Moltkes 12; — an Friedrich Karl 18; — an Blumenthal 19; Befehle vom 29. Juni 128; — am 29. Juni 170; ſeine Methode 124 ff. 149. 193; 216; Befehl vom 30. Juni 193; ſein Urteil über Benedek 198; Entſchluß zur Schlacht bei Königgrätz 219. 220; — in der Schlacht 270. 272. 278; letzte Befehle bei Königgrätz 314; — über die Schlacht 322; 334; der Marſch auf Wien 338; 355. 393. 516; Unterredung mit dem Verfaſſer 580—585; 588. 589.
Mondel, öſterreichiſcher Oberſt II 65. 116; — bei Blumenau 414.
Monfroni, öſterreichiſcher Kapitän II 427 Anm.
Monte Baldo bei Verona I 401.
Monte Cricol bei Cuſtoza I 404.
Monte della Croce bei Cuſtoza I 405.
Monte Suello, Gefecht von II 421.
Monte Vento bei Cuſtoza I 404. 409. 421.
Montluiſant, öſterreichiſcher Oberſtlieutenant II 422. 424.
Morny, Herzog von, franzöſiſcher Miniſter I 149 Anm.
Müller, däniſcher General I 86.
Müller, Eugen, Adjutant Benedeks II 211. 310. 533. 534 und Anm. 562. 578.
Münchengrätz, Treffen von II 162 ff.
Münſter, preußiſcher General II 296—298.
Muskyberg bei Münchengrätz II 161.
Mutius, v., preußiſcher General II 264 Anm.

N.

Nachod, Gefecht von II 50 ff.
Nagy, öſterreichiſcher General, I 240 Anm.
Napoleon I. I 236. 244.
Napoleon III. — im Kriege 1859 I 16. 17. 22. 32; — über den Fürſtentag 64; Charakteriſtik 146 ff.; Unterredung mit Bismarck 149; — für das preußiſch-italieniſche Bündnis 187—192; 206; 260 ff. 262—267; 268 f.; Anſprache vom 7. Mai 272; der Kongreßplan 304; 312; Vertrag vom 12. Juni 316 ff.; Manifeſt vom 11. Juni 319; 345 Anm. 359;
— nach der Schlacht von Königgrätz II 327 ff; 342. 377. 401; Punktationen vom 14. Juli 403; 433. 490 ff.; — verlangt Rheingebiete 515—520; Anſchlag auf Belgien 523; 539. 558—560.
Napoleon, Prinz I 190. 270. 313; — nach der Schlacht von Königgrätz II 330—332. 341.
Nechanitz bei Königgrätz II 295 ff.
Neipperg, Graf, öſterreichiſcher General II 428. 430.
Nelſon, II 452. 468.
Neuber, öſterreichiſcher General I Vorr. S. VI; ſeine Denkſchrift 168; 457; II 243. 287. 502; Mitteilungen über den Krieg von 1866 594—598.
Neu-Rognitz bei Trautenau II 67. 116.
Nicotera, Offizier Garibaldis II 423.
Niel, franzöſiſcher General I 21.

Nigra, Graf Konstantin, italienischer Diplomat, über Napoleon III. I 149 Anm.; 190. 211. 261. 267. 318; Unterredung mit dem Verfasser II 559—561.
Nikolaus I., Zar I 3. 10.
Nikolsburg, Verhandlungen zu II 489 ff.
Noack, österreichischer Major II 285.
Novara, Schlacht von I 378.

O.

Obernitz, v., preußischer Oberst II 286.
Oeversee, Gefecht bei I 86.
Olioši bei Custoza I 409.
Ollech, v., preußischer General II 57.
Olmütz I 169.
Oreschkowitsch, serbischer Agitator I 390.
Orges, Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" I 61.
Oswiecim, Gefecht von II 418.
Otto, preußischer Major I 366.
Oversee, Gefecht bei I 85.

P.

Palmerston, Lord I 32. 33 Anm. 47; II 552.
Persano, Carlo Pellione Conte di, italienischer Admiral II 434. 447. 452 ff.; — belagert Lissa 455 bis 458; — in der Schlacht bei Lissa 462 ff.; Verurteilung 488.
Persigny, französischer Minister I 33 Anm. 262.
Petz, v., österreichischer Kommodore II 463. 469. 470. 473. 484.
Pfordten, Freiherr v. d., I 10. 11; Charakteristik 285. 286; 290. 322. 456; II 489. 495. 571.
Pianell, italienischer General I 409.
Pichler, österreichischer Major II 425.
Pidoll, Baron, österreichischer Oberst II 82. 211. 229. 243.
Piret, österreichischer General I 409. 417; II 174 ff.
Platen, Graf, hannoverscher Minister I 287. 449.
Plener, Ignaz v., österreichischer Finanzminister I 115. 135. 276.
Plonski, v., preußischer General II 111.
Podkost, Gefecht von II 165.
Podol, Gefecht von II 28. 34.
Poeckh, österreichischer Oberst II 247.
Pollatschek, österreichischer Oberstlieutenant II 612.
Ponte Nuovo bei Magenta I 17.
Poschacher, österreichischer General II 34. 174. 307. 616.
Pozzolengo bei Solferino I 25.
Prausnitz bei Trautenau II 32. 111. 113. 117.
Preßburg II 390. 413. 418.
Primolano, Gefecht von II 425.
Priwysin, Berg bei Jitschin II 175 ff.
Problus bei Königgrätz II 228. 295—297. 307.
Prokesch-Osten, Freiherr v., österreichischer Diplomat II 554.
Prschim, Ober- und Nieder-, bei Königgrätz II 228. 295—298.
Pulz, österreichischer Oberst I 403. 406. 412. 424.

R.

Radetzky, Graf I 16. 247. 340 Anm. 342. 357.
Rainer, Erzherzog I 44. 59. 133.
Ramming, v., österreichischer General, — im Kriege von 1859 I 19 Anm. 20. 21. 23 Anm.; Charakteristik II 48; — bei Nachod 49 ff.; — bei Skalitz 89; — in der Schlacht bei Königgrätz 257. 274. 292. 594; — Bericht über das Gefecht bei Nachod 595. 596.
Randon, französischer Marschall II 332—333.
Rechberg, Graf Bernhard, österreichischer Minister I 44 Anm.; — in Frankfurt 45; sein Urteil über Bismarck 46; Gegensatz zu Schmerling 47; — und der Fürstentag 57 ff.; Ministerkonferenz zu Nürnberg 65. 75. 92 ff.; Briefwechsel mit Bismarck 100; sein Rücktritt 102; Charakteristik 102. 130; II 546. 547; Unterredungen mit dem Verfasser 552—559.

Rè d'Italia, italienisches Kriegsschiff II 449—467; sein Untergang 475—478.
Regimenter:
österreichische Infanterieregimenter:
Nr. 1 bei Trautenau II 71.
Nr. 2 bei Trautenau II 68.
Nr. 3 bei Trautenau II 71.
Nr. 4 bei Nachod II 54; bei Königgrätz 293.
Nr. 6 bei Königinhof II 141.
Nr. 8 bei Königgrätz II 297.
Nr. 9 bei Nachod II 57.
Nr. 10 bei Trautenau II 65.
Nr. 11 (Sachsen) b. Solferino I 25.
Nr. 12 bei Königgrätz II 245.
Nr. 13 bei Trautenau II 70.
Nr. 14 (Hessen) bei Magenta I 17. 19 Anm.
Nr. 15 bei Skalitz II 99.
Nr. 20 bei Nachod II 56.
Nr. 21 bei Skalitz II 101.
Nr. 23 bei Trautenau II 67.
Nr. 24 bei Trautenau II 65.
Nr. 26 bei Königgrätz II 245.
Nr. 27 (Belgien) in Schleswig-Holstein I 86; bei Blumenau II 416.
Nr. 32 bei Skalitz II 101.
Nr. 33 bei Münchengrätz II 163.
Nr. 35 bei Jitschin II 182 Anm.
Nr. 37 bei Schweinschädel II 143.
Nr. 38 bei Münchengrätz II 163.
Nr. 39 (Miguel) bei Solferino I 26.
Nr. 41 bei Nachod II 51.
Nr. 43 bei Trautenau II 70.
Nr. 46 bei Königgrätz II 283—286.
Nr. 47 bei Königgrätz II 251.
Nr. 49 bei Königgrätz II 275.
Nr. 51 bei Königgrätz II 247.
Nr. 52 bei Königgrätz II 289.
Nr. 55 bei Nachod II 53; bei Königgrätz 293.
Nr. 56 bei Nachod II 51.
Nr. 57 bei Oswiecim II 418.
Nr. 60 bei Nachod II 56.
Nr. 61 bei Königgrätz II 247.
Nr. 62 bei Königgrätz II 283.
Nr. 64 bei Biskupitz II 352.
Nr. 67 bei Königgrätz II 281.
Nr. 68 bei Königgrätz II 281.
Nr. 74 bei Königgrätz II 297.
Nr. 75 bei Skalitz II 97.
Nr. 77 bei Skalitz II 99.
Nr. 78 bei Königgrätz II 290.
Nr. 79 bei Nachod II 57.
Kaiserjäger bei Solferino I 25.
österreichische Kavallerieregimenter:
Windischgrätz-Dragoner (Nr. 2, jetzt 14) bei Trautenau II 66.
Stadion-Kürassiere (Nr. 9) bei Königgrätz II 304.
Ferdinand-Kürassiere (Nr. 4) bei Nachod II 55; bei Königgrätz 305.
Hessen-Kürassiere bei Königgrätz II 305.
Husaren Nr. 6 bei Königgrätz II 609.
Preußen-Husaren Nr. 7 bei Magenta I 18; bei Königgrätz II 285.
Liechtenstein-Husaren (Nr. 9) bei Deversee I 86.
Kaiser-Husaren (Nr. 11) II 304.
Haller-Husaren (Nr. 12) bei Roketnitz II 355.
Nikolaus-Husaren bei Königgrätz II 304.
Palffy-Husaren (Nr. 14) bei Königgrätz II 280.
Ulanen Nr. 6 bei Königgrätz II 267. 609.
Alexander-Ulanen (Nr. 11) bei Königgrätz II 306.
Trani-Ulanen (Nr. 13) bei Custoza I 406.
preußische Infanterieregimenter:
2. Garderegiment bei Königgrätz II 293.
Garde-Grenadierregiment Nr. 2 (Kaiser Franz) II 117.
Nr. 1 II 66.
Nr. 2 bei Jitschin II 173.
Nr. 3 bei Trautenau II 69.
Nr. 6 II 143.
Nr. 8 bei Jitschin II 175.
Nr. 27 bei Königgrätz II 248.
Nr. 37 bei Nachod II 53; bei Skalitz 97.
Nr. 38 bei Skalitz II 98.
Nr. 41 II 65.
Nr. 43 bei Trautenau II 69.
Nr. 44 bei Trautenau II 68.
Nr. 45 bei Trautenau II 68.
Nr. 48 bei Jitschin II 175.
Nr. 58 bei Skalitz II 97 ff.
Nr. 68 bei Königgrätz II 297.
Nr. 72 bei Podol II 35.

preußische Kavallerieregimenter:
3. Kürassierregiment II 141 Anm.
5. Kürassierregiment bei Tobitschau II 353.
1. Garde-Dragonerregiment bei Königgrätz II 306.
Litthauisches Dragonerregiment bei Trautenau II 66 Anm.
Zieten-Husaren bei Königgrätz II 305.
Husarenregiment Nr. 5 bei Königgrätz II 306.
Landwehr-Husaren Nr. 2 bei Tobitschau II 355.
1. Pommersches Ulanenregiment Nr. 4 II 305.
Reinländer, österreichischer Oberstlieutenant II 92.
Reuß, Prinz II 340. 395.
Revel, italienischer General II 521.
Ribotz, italienischer Kapitän II 467. 470. 472—474.
Ricasoli, Baron, italienischer Minister I 381; II 335.
Rieger, Franz, österreichischer Abgeordneter II 388.
Ringelsheim, österreichischer General I 292; II 173.
Robakowski, österreichischer Oberst I 406.
Robich, österreichischer General I 379. 403. 408. 416. 418.
Roggenbach, Freiherr v., badischer Minister, am Fürstentag I 64; 199. 229. 330.
Roketnitz, Gefecht von II 354.
Roon, Albrecht v. I 39. 116. 120; — gegen Gneist 124; — über Bismarck 177; 181; II 189. 194. 217. 323. 414. 500. 505. 510. 517.
Rosberschitz bei Chlum II 286. 292.
Rosenzweig, österreichischer General II 53 ff. 292. 293.
Roskosch II 236.
Roßbacher, österreichischer General I 169.
Roth, H. v., Bürgermeister von Trautenau II 69.
Roth, österreichischer Oberst II 99.
Rothkirch, österreichischer General II 353.
Rouher, französischer Minister I 270. 313; II 330.
Rovigo I 440.
Rubelsdorf, Gefecht von II 346.
Rudersdorf, Gefecht von II 117.
Ruff, österreichischer Hauptmann II 286.
Ruge, Arnold I 330.
Rupprecht, österreichischer General I 379. 403. 409. 416. 417 f.

S.

Saar, Gefecht von II 347.
Sachsen, seine Politik I 289. 290; — bei den Friedensunterhandlungen II 495. 497. 499; die Sachsen bei Jitschin II 171 ff.; — bei Königgrätz II 295—298; bei Wien 391.
Sacken, Freiherr v., österreichischer General, 1866 Major II 249 Anm. 259 und 260 Anm. 275. 310; — Erinnerungen aus der Schlacht von Königgrätz 593—595.
Sadowa II 185. 227; Wald von — II 237. 238. 271.
Samonigg, österreichischer General, 1866 Hauptmann II 98. 103.
Samwer, Karl, I 91. 96 Anm.
Sandri, italienischer Kapitän II 456.
San Martino bei Solferino I 25—27.
Santa Lucia bei Custoza I 404. 421; Gefecht von — II 420.
Savigny, preußischer Bundestagsgesandter I 205. 334.
Schimmelpenning, österreichischer Oberstlieutenant II 284.
Schindler, österreichischer Abgeordneter I 81.
Schlei I 83—86.
Schleinitz, preußischer Minister I 40.
Schleswig-Holstein I 70—103; II 494.
Schlick, Graf, österreichischer General I 19. 21.
Schmerling, Anton v. I 42; — in Frankfurt 42; Charakteristik 42 ff.; 48. 55; der Fürstentag 58—60. 80; — gegen Rechberg 93. 101; 125 ff.; — und Ungarn 126; sein Rücktritt 133; II 375. 553.

Schmidt, preußischer General II 173. 272.
Schneider, Louis, II 126. 337 Anm.
Schöler, preußischer General II 24. 162.
Schönbrunn, Zusammenkunft in, am 22. August 1864 I 97 ff.
Schulz, Fritz, Maler II 270.
Schulz, österreichischer General II 296.
Schunk, Jakob, österreichischer Artillerist II 291.
Schwarzenberg, Fürst Felix, I 2. 7. 9. 104.
Schweinschädel II 134; Gefecht von — 142 ff.
Scovasso, italienischer Konsul I 390.
Scudier, Freiherr v., österreichischer General I 21. 405 Anm. 414. 415.
Seewald, österreichischer Major II 97 Anm.
Seherr-Thoß, Graf I 52; II 337 Anm. 511.
Sennyey, Baron, ungarischer Politiker I 137; II 367.
Seubottenreuth, Gefecht von II 432.
Sichrow, Gefecht von II 27.
Simonyi, ungarischer Politiker II 510.
Sirtori, italienischer General I 399. 418.
Skalitz, Gefecht von II 97 ff.
Slawecky, österreichischer Oberst II 284.
Solferino, Schlacht bei I 20—27.
Solms, Prinz Karl v., österreichischer General I 288.
Soor, Gefecht von II 111 ff.
Spia d'Italia bei Solferino I 20. 23.
Spitzer, Daniel, Schriftsteller II 359.
Stadion, Graf, österreichischer General I 16. 22. 23.
Steinmetz, v., preußischer General I 443; II 45; Charakteristik 47. 48; — bei Nachod 50 ff.; — bei Skalitz 87 ff.; 121; — bei Schweinschädel 140; 314.
Sternberg, Graf, österreichischer Major II 166. 176.
Sterneck, Max v., österreichischer Kapitän II 451. 474. 484.
Stockhausen, preußischer Kriegsminister I 3.
Stoklin, österreichischer Oberst II 141.
Stolberg, Graf, preußischer General II 43. 418. 510. 512.
Stoßtaktik I 350 ff.; II 59. 73. 247.
Stratimirovic, österreichischer General I 389.
Streschetitz, Reiterschlacht bei (Königgrätz) II 304—306.
Süddeutschland, der Krieg in II 427—432.
Sulina, Ort an der Donaumündung II 439.
Suwarow I 22.
Swiepwald, Kampf um den II 244—253.
Szecsen, Graf, österreichischer Minister I 44 Anm.

T.

Taaffe, Graf, österreichischer Minister II 528. 543.
Tann, v. d., bayrischer General I 454. 456. 467; II 429 ff. 571.
Tegetthoff, v., österreichischer Oberst I 293. 472; II 81 Anm. 86. 225. 259.
Tegetthoff, Wilhelm v., Admiral II 433—488; Abstammung 437; Jugend 438; — in der Levante 441; — bei Helgoland 442; — als Schriftsteller 440. 443; Instruktionen für — 444; Ausrüstung der Flotte 444—448; vor Ancona 453; Schlacht bei Lissa 459 ff.; Schlachtbericht 462; Charakteristik 484—488. 506; — fällt in Ungnade 535; seine Rückberufung und sein Tod 537.
Thiers I 272.
Thun, Graf, österreichischer Oberst II 305.
Thun, Graf Friedrich, österreichischer Diplomat I 7.
Thun, Graf, österreichischer General II 242. 245. 266; — bei Königgrätz 280; — bei Blumenau 415 ff.; 583. 609 ff.
Thurn und Taxis, Erbprinz von I 55. 56.
Thurn und Taxis, Prinz von,

österreichischer General II 222. 229; 259; Relation über die Schlacht bei Königgrätz 266; 346; — bei Biskupitz 352; 609 ff.
Tiedemann, preußischer General II 143.
Tirol, Verteidigung von II 419 bis 427.
Tischnowitz, Gefecht von II 347.
Tisza, Koloman, II 365.
Tobitschau, Gefecht von II 351 bis 355.
Török, Graf, österreichischer Oberst II 505 Anm.
Trautenau, erstes Gefecht von II 64 ff.
Trautenau-Soor, Gefecht von II 111 ff.
Treene, Nebenfluß der Eider I 83.
Treskow, preußischer Oberst, bei Trautenau II 70.
Trient II 422—427.
Trotina, Bach in der Nähe von Königgrätz II 226.
Tschechen, preußische Proklamation an die II 368.
Tümpling, v., preußischer General, bei Jitschin II 171 ff.
Türr, General, ungarischer Emigrant I 330. 390 ff. II 511.
Twesten I 331.

U.

Ungarn unter dem Ministerium Schmerling I 48; 125; Verhandlungen über den Ausgleich 279 ff.; — nach der Schlacht bei Königgrätz II 362 ff. 382 ff.; die ungarischen Truppen bei Königgrätz II 281—289; Ausgleich mit — 542.
Unger, v., preußischer Major II 218.
Unruh, preußischer Abgeordneter I 331.
Unter-Lochow, Gefecht von II 173.
Urs v. Margina, österreichischer Oberst II 455.
Usedom I 119. 205. 384. 385; Stoß-ins-Herz-Depesche I 393. 394.

V.

Vacca, italienischer Contreadmiral II 467. 468. 481.
Varga, österreichischer General, 1866 Rittmeister II 229 Anm. 256; sein Rekognoszierungsritt am 2. und 3. Juli 1866 604. 605.
Varnbüler, v., württembergischer Minister I 260.
Vay, Baron, österreichischer Minister I 44 Anm.
Veile, Gefecht bei I 88.
Venedig, Verhandlungen über die Abtretung von I 259—265; Abtretung von — II 327 ff.; Volksabstimmung 522.
Verona I 402.
Versa, Gefecht von II 505 Anm.
Vetter, ungarischer General II 511. 512.
Vezza, Gefecht von II 421.
Vigolo, Gefecht von II 426.
Viktor Emanuel, König von Italien I 26. 313. 381. 405; II 335. 493.
Viktoria, Königin von England, über den Fürstentag I 64; gegen Bismarck 121; 298.
Viktoria, Kronprinzessin von Preußen I 51; gegen Bismarck 121 ff. 203.
Villafranca, Waffenstillstand von I 30; 405. 425.
Vilbort, französischer Schriftsteller I 311 Anm.
Vivenot, Alfred v., österreichischer Hauptmann und Geschichtsforscher II 379. 532. 564.
Vogel v. Falckenstein, preußischer General I 447; 451. II 427 bis 431.
Voigts-Rhetz, preußischer General I 241; II 160. 218. 220. 273.

W.

Wagener, preußischer Abgeordneter I 205 Anm.
Walbersee, v., preußischer Oberstlieutenant II 116. 293.
Waldstätten, Georg Freiherr v., österreichischer Oberst II 157.
Waldstätten, Johann Freiherr v., österreichischer General, 1866 Major I 368.
Walewski, Graf I 151.
Walker, englischer Oberst II 120.
Wallenstein, I 337.
Warrens, Schriftsteller I 279 Anm.

Weigl, österreichischer General, Kommandant von Königgrätz II 318. 325; — an Benedek 601.
Wenzelsberg bei Nachod II 51 ff.
Werder, v., preußischer General, bei Jitschin II 171 ff.; 237.
Werfebe, österreichischer Rittmeister I 255; II 24. 82.
Wilhelm, Kurfürst von Hessen I 451.
Wilhelm, Erzherzog II 130. 197. 228. 599.
Wilhelm I., König von Preußen, im Jahre 1859 I 13. 14. 28. 29; Charakteristik 36 ff.; 40. 50; — und der Fürstentag 64; 74; — für den Herzog von Augustenburg 92—95; — in Schönbrunn 1864 97 ff.; Thronrede Januar 1865 112; — gegen den Herzog von Augustenburg 117 ff.; — Ministerrat in Regensburg 1865 120; — in Gastein 1865 122; 154; — im Ministerrat vom 28. Februar 1866 155; — an Napoleon III. 156; — zögert mit den Rüstungen — an Roon 181; — an Napoleon 188; — für die Abrüstung 207 ff.; 220. 227; Befehl zur Mobilisierung 229; — zu L. Schneider 295; — an Viktoria von England 299; Brief an Erzbischof Melchers 327; 346; — und die preußische Taktik 365; 446; II 189. 191; — in Sichrow 215; — in Jitschin 215; Entschluß zur Schlacht bei Königgrätz 220; — bei Königgrätz 236 ff. 306 ff.; Ansprüche nach dem Siege 398; — in Nikolsburg 497—508. 547.
Wilhelm II., deutscher Kaiser II 544.
Wilhelm, König von Württemberg I 5.
Williſen, Wilhelm v., preußischer General II 199.
Williſen, preußischer General I 29.
Wimpffen, Graf, österreichischer General I 19—21. 23 Anm.
Wimpffen, Graf, österreichischer Oberst, bei Nachod II 56. 57.
Wimpffen, Baron, österreichischer General, bei Trautenau II 70.
Windiſchgrätz, Fürst Alfred, I 30.
Wittich, v., preußischer General II 143.
Wnuck, v., preußischer General, bei Nachod II 55.
Wöber, Baron, österreichischer Oberst II 101.
Woinovits, österreichischer General, 1866 Hauptmann II 289. 292.
Wolſeley, Lord II 85 Anm.
Wrangel, preußischer General, in Schleswig-Holstein I 83 ff.; 163.
Württemberg, Wilhelm, Herzog von, österreichischer General, über das Zündnadelgewehr I 370; II 251.
Württemberg, August, Prinz von, preußischer General II 45. 111.
Wybenbrugk I 93.
Wyſokow (Nachod), Gefecht von II 50 ff.

Y.

Yſenburg, Prinz I 449.

Z.

Zaitſchek, österreichischer General II 312.
Zang, August, Redakteur der Wiener „Presse“ I 279 Anm.
Zedlitz, preußischer Beamter I 90.
Zedwitz, Graf, österreichischer General I 28.
Zelinka, Andreas, Bürgermeister von Wien II 372. 387.
Zichy, Hermann Graf, österreichischer Minister I 127. 132.
Ziegler, preußischer Abgeordneter I 199. 298.
Zychlinski, v., preußischer Oberst II 163. 218. 248. 309.